Die Grenzboten

Die Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst

48. Jahrgang

Erstes Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1889

Inhalt des ersten Vierteljahres 1889.

Besprochene Bücher.

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größeren Aufsätzen behandelt worden.)

Das adliche und das bürgerliche Element im deutschen Heere

Von einem süddeutschen Offizier

Wenn man die Zusammensetzung des Offizierkorps im preußischen Heere unter Friedrich dem Großen mit der im heutigen deutschen Heere vergleicht, so ergiebt sich, während dort das adliche Element ausschließlich vertreten war, hier ein Überwigen der bürgerlichen Offiziere. Darin ist ein allmählich sich vollziehender Prozeß wahrnehmbar, der innerhalb dieser Zeit begonnen hat und selbstverständlich nun stetig fortschreitet, um im Laufe der Jahre, vielleicht in absehbarer Zeit, zu einer Ausgleichung beider Elemente hinsichtlich ihrer Berechtigung und ihres Einflusses innerhalb des Heeres zu führen. Welche Tendenz vertreten nun beide Elemente, das alte adliche und das neue bürgerliche im heutigen deutschen Heere? Auf welcher Stufe befindet sich augenblicklich der Ausgleichungsprozeß, und wird sein Ausgang die Verdrängung des einen Elements durch das andre sein oder nicht?

Friedrich der Große war der Ansicht, daß nur adliche, sei es dem hohen oder dem niedern, dem sogenannten Militär-Adel, also immerhin den damaligen ersten Gesellschaftskreisen entnommene Offiziere diejenige Anschauungs- und Empfindungsweise besäßen, die er von seinem Offizierkorps verlangte, um mit Hilfe dieser Eigenschaften große militärische Erfolge und damit die Ziele zu erreichen, die er sich gesteckt hatte. Er traute den Bürgerlichen nicht die unbedingte, rückhaltlose, todesmutige Ergebung für die Person des obersten Kriegsherrn zu, die er für die erste Voraussetzung großer Erfolge eines Heeres hielt, und die sich als solche ja auch bei dem der Revolution entstammenden ersten Napoleon erwiesen hat. Freilich, Derfflinger war vorher da gewesen,

aber das war eine Ausnahme, der man keine Folge verstattet hatte. In den fridericianischen Zeiten galt eben nur Adel und Bürgertum, und zwar in dem Verhältnis, daß zwischen beiden eine nicht zu überbrückende Kluft und das Bürgertum, wie gesagt, aus dem Heere vollständig ausgeschlossen war. Es war die Zeit vor der französischen Revolution, und derjenige — später ausnahmslos dem bürgerlichen Element entnommene — Stand, der durch Hebung und Verarbeitung der durch die Revolution zu Tage geförderten Schätze, durch Aneignung und Verbreitung der neuen, freilich stark nivellirenden, wegräumenden Ideen auf politischem, sittlichem, religiösem und sozialem Gebiet sich für die Zukunft den ersten Einfluß in der Gesellschaft gesichert hat, lag noch im damaligen Bürgertum vergraben.

Die Folgen der französischen Revolution fingen aber bald nach Friedrich dem Großen an, in Wirksamkeit zu treten mit ihrer ungeheuern, auch gegen den Adel gerichteten Umgestaltung; es kamen die napoleonischen Feldzüge, bei deren Verbrauch an Offizieren der Adel zur Besetzung der Offizierstellen weder im preußischen Heere noch in den übrigen deutschen Heeren ausreichte, und notgedrungen griff man überall in Deutschland auf das bürgerliche Material, außerhalb Preußens mit Vorliebe auf den Unteroffiziersstand zurück.

Nach den napoleonischen Feldzügen wurde der Adel wieder mehr bevorzugt, und da man die vorhandenen bürgerlichen Offiziere nicht ausscheiden konnte, half man sich, zumal in den süddeutschen Heeresteilen, mit dem nicht erblichen, dem Personal-Adel, der infolge von Ordensverleihung oder auch in einem süddeutschen Staat infolge der Charge schon den Kompagnie-Chefs verliehen wurde.

Heute reicht in der sehr vergrößerten deutschen Armee zur Besetzung der erforderlichen Offizierstellen der Adel entfernt nicht mehr aus — es wird das ja auch nicht verlangt —, das heutige deutsche Offizierkorps ist weit über die Hälfte (genaue Zahlen fehlen mir, und es soll das auch keine statistische Arbeit sein) mit bürgerlichen Elementen versetzt. Durch die neue Organisation der Landwehr zweiten Aufgebots kommt der Adel dem Prozentsatze nach im Offizierkorps noch mehr in die Minderheit, als es bisher der Fall gewesen ist.

Da liegt die Frage nahe: Ist diese — geschichtlich gesprochen — Überflutung des Heeres mit bürgerlichen Offizieren nicht geeignet, die lange bestehende Bevorzugung des Adels im deutschen Heere mit den Jahren aufzuheben und den überwiegenden Einfluß, den der Adel vordem besessen hat, nunmehr und für die Zukunft dem bürgerlichen Element im Offizierkorps zuzuwenden? Die erste Frage glaube ich bejahen zu dürfen, ja ich glaube, daß dies jetzt schon erreicht ist, und zwar im Einverständnis mit der Heeresleitung; die zweite Frage glaube ich ganz entschieden verneinen zu müssen.

Freilich, die Überlegenheit des bürgerlichen Elements der Zahl nach würde allein noch nicht hinreichen, das Übergewicht des Adels im Offizierkorps zu

brechen, wenn der Adel die höchsten Stellen im Heere mit ihrer Machtfülle auch für die Zukunft in Erbpacht hätte; da dies ist aber mit alleiniger Ausnahme der kommandirenden Generale jetzt nicht mehr der Fall und der Wettbewerb frei ist, kann von einem Übergewicht des Adels, wenigstens von einer Herrschaft desselben im Heere schon heute nicht mehr die Rede sein.

Es sei hier gleich im voraus gesagt: In unsrer Zeit, der Zeit Bismarcks, würde es nach meiner Ansicht einen Rückschritt für die Heereseinrichtungen, sowohl für die Leistungsfähigkeit als für den Zusammenhalt des heutigen deutschen Heeres, bedeuten, wenn eines der beiden Elemente, das adliche oder das bürgerliche, darin zur maßgebenden Herrschaft gelangte. In letzterem Falle würde die Gefahr nahe liegen, daß das durch freiheitliche Ideen, Bildung und Ausdehnungsfähigkeit hervorragende, aber doch in seiner heutigen Gestalt der Revolution, deren Erbschaft es angetreten hat, entstammende bürgerliche Element, eben vermöge dieser seiner Entstehung und vermöge seiner Verwandtschaft mit den außerhalb des Heeres befindlichen linksseitigen Parteien, an dem straffen, auf persönlicher Autorität fußenden Zusammenhalt des Heeres rüttelte und das „kaiserliche Heer" mit der Zeit auf die Bahnen eines „Parlamentsheeres" drängte. Anderseits würde die Herrschaft des adlichen Elementes im heutigen deutschen Heere einen Anachronismus bedeuten, der das Heer zu einem unzeitgemäßen Stillstand verurteilen würde, worin wesentliche, von dem bürgerlichen d. h. liberalen Elemente demselben zuströmende Hilfsmittel unterbunden werden würden, deren das heutige deutsche Heer zu seinem Übergewicht über alle andern notwendig bedarf.

Wenn ich von dem adlichen Elemente im deutschen Heere spreche, so verstehe ich darunter selbstverständlich nicht die einzelnen Persönlichkeiten von der ererbten oder gekauften fünfzackigen bis zur Fürstenkrone, und es kann mir nicht einfallen, dem jeweiligen adlichen Offizier als solchem andre Eigenschaften und eine andre Denkweise zuzuschreiben, als dem neben ihm dienenden Offizier bürgerlicher Herkunft; beide können abweichende, sie können aber auch übereinstimmende Denk- und Empfindungsweise haben — warum nicht? das ist rein subjektiv. Unter dem adlichen Elemente im Heere verstehe ich immer die gegeschlossene Phalanx des einst privilegirten und auch heute noch im Heere mächtigen, den modernen Anschauungen schwer zugänglichen und von diesen sich schroff abhebenden Standes; ich verstehe darunter denjenigen höhern oder niedern Adel, dessen Angehörige seit über hundert Jahren, namentlich im preußischen, aber auch in andern deutschen Heeren, obwohl dort in geringerem Maße vertreten sind und seit über hundert Jahren fast in erblicher Weise die höheren Stellen im Heere vom Vater auf den Sohn inne gehabt und in dieser Reihenfolge sich einen weltberühmten Namen erworben haben. Dieser, namentlich der preußische Adel, verbindet mit stark ausgeprägtem Standesbewußtsein starre feudale und hochkonservative Anschauungen; er steht den

modernen Vorstellungen, sofern sie liberaler d. h. in diesem Falle nivellirender Art sind, wohl auch der Gleichberechtigung des bürgerlichen Elementes im Heere, nachdem dessen Verbreitung darin nicht mehr zu hindern ist, als geschlossenes Ganze schroff gegenüber. Sein Interesse und vielfach auch sein Gesichtskreis ist vom Dienst, von dem Familiengrundbesitz, wo ein solcher vorhanden ist, und der Familiengeschichte ausgefüllt; seine Gesinnungsgenossen im Reichstage sind die Herren von Minnigerode, von Hammerstein, von Kleist-Retzow, von Rauchhaupt und andre, sein Blatt die Kreuzzeitung, und der Mann der Neuerungen, der Reichskanzler, gilt ihnen als ein Abtrünniger seiner Standesgenossen, als eine Art von Antichrist. Jedes einzelne Mitglied dieses Adels im Heere aber verkörpert gleichsam für sich einen Kodex und ein Kompendium altpreußischer Heeresvorschriften und Überlieferungen, und an Ergebenheit, Opfermut, Treue gegen sein Fürstenhaus und die jeweilige Person des Regenten und Kriegsherrn, in Summa an Loyalität, suchen sie ihresgleichen. Von ihren Vorfahren, den Inhabern hoher Stellen im Heere, haben sie mit deren erblicher Anwartschaft auf die letzteren selbstverständlich auch deren politische und soziale Anschauungen geerbt, die im Laufe von hundert Jahren natürlich weniger Veränderungen erfahren haben, als es während dieser Zeit in andern Kreisen der Fall gewesen ist. Insbesondre sind diese Anschauungen von den alles nivellirenden Vorstellungen der Gegenwart weniger berührt worden, ja sie befinden sich dazu in oft verblüffendem Gegensatze. Aber eines besitzt doch diese Klasse von Offizieren, was sie zu einem im höchsten Grade wertvollen Material des deutschen Heeres der Gegenwart macht: sie haben aus frühern Zeiten ein Kleinod gehütet und in unsre ganz anders geartete Zeit herübergerettet, das dem Bewußtsein der letztern, deren Richtung in der Leugnung jeder göttlichen und menschlichen Autorität gipfelt, immer mehr zu entschwinden droht, und das dem kaiserlichen Heere unentbehrlich ist: die Loyalität, die konkrete, der jeweiligen Person des Regenten und obersten Kriegsherrn ohne alle Rücksicht auf dessen persönliche Eigenschaften zugewandte, aufopferungsfähige und todesmutige Anhänglichkeit, die Treue und Pietät gegen den Fürsten, mit dessen Vorfahren die ihrigen vielleicht Jahrhunderte lang durch dieselben Bande verknüpft gewesen sind.

Eine ganz andre Richtung und Strömung vertritt das bürgerliche Element im Heere. Unter dem letztern verstehe ich ebenfalls nicht den ersten besten Offizier bürgerlicher Herkunft im Gegensatze zum adlichen. Wenn ich vom bürgerlichen Elemente spreche, so verstehe ich darunter diejenigen bürgerlichen Offiziere, oder richtig gesagt diejenigen der feudalen und hochkonservativen Richtung nicht angehörigen Offiziere (unter denen sich ja auch adliche befinden können), welche auf der Höhe der Anschauungen wie der Aufgaben unsrer Zeit stehen, ihren Bestrebungen und Neuerungen — auch den nivellirenden, sofern sie nicht zerstörender Natur sind — zugethan sind und sich in ihren Dienst

gestellt haben. Dieses Element im Heere wird seinen Einfluß in der Richtung ausüben, nach welcher die Hauptbestrebungen der Zeit gehen; es wird mithin dem Neuen, der Umgestaltung des Alten im Sinne der heutigen Zeit, dem Fortschritte nach allen Richtungen hin, den Verbesserungen mit allen Hilfsmitteln der modernen Bildung und Wissenschaft sich zuneigen. Freilich würde es, wenn es ohne Gegengewicht wäre, Gefahr laufen, in höherem Grade den nivellirenden Bestrebungen, der Untergrabung der vom obersten Kriegsherrn ausgehenden und bis auf die untersten Stufen herab sich verzweigenden persönlichen Autorität, damit aber der Demokratisirung des Heeres zu verfallen.

Das bürgerliche Element im Offizierkorps bildet also dessen Linke und zwar mit allen Vorzügen, aber auch mit allen Gefahren einer solchen. Es ist dies ja nicht anders möglich. Seit der französischen Revolution, deren Ideen die Klassiker verarbeitet und die Epigonen weiterverbreitet haben, war es das bürgerliche Element, worin sich die nach vorwärts d. h. ihrer naturgemäßen Entwicklung zudrängende Volksseele verkörpert hat, auf Bethätigung dringend und sei es auch auf dem Wege der Revolution, wo dieser Entwicklung aus Mißverständnis, Furcht oder Übelwollen Widerstand entgegengesetzt werden sollte. Was von den Zeiten der deutschen Klassiker an bis auf heute an Aufklärung, Fortschritt, Bereicherung der Wissenschaft, Entdeckungen auf allen Gebieten derselben geleistet worden ist, vor allem die ganze soziale Entwicklung der Nation, verdanken wir dem bürgerlichen Element und seiner vorwärts strebenden Richtung. Daß aber dieses seiner Natur nach freisinnige Element in seiner Fortsetzung und in seinen letzten Folgerungen destruktiv wird und daß außerhalb des Heeres Freisinn und Demokratie seine Fortsetzung nach links bilden, wer wollte dies in Abrede stellen? Ebenso selbstverständlich ist es aber auch, daß die beiden letztern innerhalb des Heeres niemals Platz oder gar Verbreitung finden dürfen. Wenn das bürgerliche, d. h. freisinnige Element, den überwiegenden oder auch nur einen entscheidenden Einfluß im Heere erlangte, könnte es, zumal im Hinblick auf das fast nur aus bürgerlichen Offizieren bestehende ungeheure Material des Beurlaubtenstandes, die Gefahr in sich bergen, lediglich durch die ihm innewohnenden Eigenschaften an der Umgestaltung des kaiserlichen Heeres in ein Parlamentsheer zu arbeiten, damit aber an der Verschlechterung der ganzen Einrichtung und an der Gefährdung der Nation.

Kurz, das Hereinströmen der modernen staatlichen, sittlichen, religiösen und sozialen Ideen in das Heer kann zwar nicht mehr hintangehalten werden — man denke nur an die nunmehr 18 Jahre andauernden, alle Gegensätze schonungslos bloß legenden, alle Leidenschaften entfesselnden und vor aller Welt sich abspielenden Verhandlungen im Reichstage! — und darf es auch nicht mehr, wenn das Heer auf der Höhe der Zeit stehen, wenn es die vornehmste Einrichtung des Reiches sein und das erste Heer der Welt, das es heute ist, bleiben will. Aber zugleich muß es etwaige mit den modernen Ideen hereinströmende

destruktive und anarchische Bestandteile sofort ausscheiden und aus seiner Mitte entfernen, wenn es nicht an seiner eignen Zerstörung arbeiten und zum Parlamentsheer herabsinken will, zu einem Heere, das in seinen materiellen wie in seinen moralischen Existenzbedingungen von dem Belieben der jeweiligen Parlamentsmehrheit abhängig, keine der Voraussetzungen in sich trägt, die ein Heer zur vollen Entfaltung seiner Kräfte befähigen. Von diesen beiden Aufgaben fällt die letztere dem im Heere vertretenen adelichen, die erstere dem bürgerlichen Elemente zu.

So birgt das deutsche Heer in sich selbst die Elemente, aus denen es sein Wachstum zieht und die es vor der Zersetzung bewahren. Die Wechselwirkung beider auf einander ist eine unbewußte, aber eine ununterbrochene, eine immer gedeihliche und förderliche, und wird es auch bleiben, da beide Teile in der Ausübung ihrer Pflichten zum Heile des Ganzen sich die Hände reichen und durch die im preußischen, beziehentlich deutschen Heere sprichwörtlich gewordne, beiden Teilen gemeinsame altpreußische Gewissenhaftigkeit, Hingebung, Treue und Opferfreudigkeit mit einander verbunden sind. Mit dieser Vereinigung entgegengesetzter, scheinbar oder auch in Wirklichkeit sonst sich widerstreitender Eigenschaften bietet übrigens das heutige deutsche Heer ein Spiegelbild des Mannes, dem die Nation nächst ihrem ersten Kaiser alles zu verdanken hat — unsers Reichskanzlers.

Aus dem Bisherigen dürfte sich ergeben, daß von einem Antagonismus beider Elemente im deutschen Heere, welcher die Unterordnung des einen unter das andre in absehbarer Ferne zur Folge haben könnte, nicht die Rede sein kann; beide Teile dienen den Zwecken des Heeres, beide sind ihm unentbehrlich, jeder muß von den Eigenschaften des andern annehmen, und wenn von einem Ergebnis dieses Verschmelzungsprozesses die Rede sein kann, so kann es nur darin bestehen, daß die Unterscheidung zwischen adlichen und bürgerlichen Offizieren bezüglich der Berechtigung, der Aussicht beider sich innerhalb des Heeres allmählich verwischen wird, wenn jeder der beiden Teile neben den seinigen zugleich etwas von den Eigenschaften und Fähigkeiten des anderen angenommen haben wird. Es wäre dies nicht der einzige Fall, wo außerhalb des Heeres bestehende Differenzen keinen Eingang innerhalb desselben gefunden haben; ich erinnere nur an den Kulturkampf. Dieser hat sich zu der Zeit, wo seine Wogen am höchsten gingen, wo Familien- und Freundschaftsbande durch ihn erschüttert wurden, nirgends im Heere fühlbar gemacht.

Wirft man die Frage auf, auf welcher Stufe sich augenblicklich der Ausgleichungsprozeß befindet, der zur Gleichberechtigung beider Elemente im Heere zu führen bestimmt ist, so berührt man damit eine andre Frage, die schon der Freisinn im Reichstage — natürlich in seiner Weise — angeregt hat. Diese Frage lautet: Sind thatsächlich die höheren Stellen im deutschen Heere auch in den Händen bürgerlicher Offiziere? Und diese Frage ist mit Ausnahme der kommandirenden Generale für das deutsche Heer zu bejahen. In

den nicht preußischen, zumal in süddeutschen Heeresteilen sind im Laufe der letzten zehn Jahre die höheren Stellen bis einschließlich zum Divisionskommandeur und Kriegsminister zu Zeiten mit bürgerlichen Offizieren besetzt gewesen und sind es zum Teil heute noch. In Preußen sind zu gleicher Zeit drei Stellen von Generalstabs-Chefs eines Armeekorps durch bürgerliche Offiziere eines süddeutschen Heeresteiles mehrere Jahre hindurch besetzt gewesen, und man nimmt doch allgemein an, daß Offiziere in solcher Verwendung zu den höchsten Stellen vorzurücken Aussicht haben. Solche Erscheinungen sprechen deutlicher als statistische Nachweise, die doch immer nach den jeweiligen Beförderungsverhältnissen der Offiziere beider Klassen ein unsicheres, wechselndes Bild geben.

Sind derartige Erscheinungen aber einmal da, so sind sie nicht wieder rückgängig zu machen; sie sind im Vergleich zu der früheren Ausschließlichkeit des adlichen Elements im Offizierkorps ein Beweis, daß der Ausgleichungsprozeß schon bis nahe an die Grenzen des Erreichbaren geht, also nahezu als beendet erscheint. Wird dies erst vollständig der Fall sein, so wird dann allerdings der Adel als solcher seine Herrschaft im Heere eingebüßt, sie aber nicht etwa an das bürgerliche Element, sondern an das Ganze abgegeben haben, dem er sich dann einfügen wird.

Außerhalb des Heeres ist es ja auch nicht anders. In der heutigen preußischen Zivilverwaltung ist man auch davon zurückgekommen, die höchsten Staatsstellen an den Adel gleichsam in Erbpacht zu überlassen, die Ministerposten werden in bunter Reihenfolge mit Adlichen und Bürgerlichen besetzt, ohne andre Rücksicht als die auf die Befähigung, die man ihnen zutraut, wie dies in Süddeutschland längst der Fall ist.

Dem auf seinen Gütern sitzenden vermögenden Adel wird kein Mensch das Recht verkümmern wollen, sich sein Leben so einzurichten, wie es ihm beliebt, und sich selbst dabei so hoch anzuschlagen, wie es ihm gutdünkt; im Herrenhause aber oder im Reichstage wird er doch nur so viel gelten, als er vermöge seiner Bildung, seiner Fähigkeit, seiner Kenntnisse und seiner Thätigkeit leistet. Genau dasselbe Verhältnis wird im Heere bestehen. Man darf behaupten, daß heute von der Heeresleitung ganz ohne Rücksicht auf Herkunft streng nach Befähigung und Verdienst verfahren wird, vorausgesetzt daß der Offizier alle Anforderungen, die an ihn gestellt werden, vollständig erfüllt. Es giebt im heutigen deutschen Heere nichts, das nicht durch treuen Fleiß von jedem, dessen Bildung auf der erforderlichen Höhe steht, zu erlernen wäre; Fleiß aber und Pflichttreue fordert die heutige Heeresleitung ohne alle Ausnahme von jedem Offizier. Der adliche Offizier, mag er auch den ersten Familien des Landes angehören, wird also im Verhältnis zu dem neben ihm dienenden bürgerlichen auf Entlastung bezüglich der Anforderungen des Dienstes nicht zu rechnen haben; er wird dies auch nicht beanspruchen, steht also dem bürgerlichen in dieser Beziehung völlig gleich.

Anderseits ist der bürgerliche Offizier genötigt, sich die von allen andern Ständen, zumal von den emporgekommenen Vertretern des Kapitals, die heutzutage außerhalb des Heeres eine so große Rolle spielen, ihn unterscheidende Denkungsart und die Umgangsformen anzueignen, die durch das adliche Offizierkorps Friedrichs des Großen und früherer Regenten in die Armee eingeführt worden sind, sich seitdem von Geschlecht zu Geschlecht vererbt haben und seiner Zeit dem adlichen Offizier seine bevorzugte Stellung in der Gesellschaft sicherten und heute die Aufrechthaltung derselben dem Offizier jeglicher Herkunft ermöglichen, vorausgesetzt, daß er diese nicht blos zur Schau trägt, sondern sich zu eigen macht, er mag im übrigen mit was für Anschauungen auch immer von Hause aus eingetreten sein.

Daß jeder der beiden Teile die Vorzüge des andern sich aneignet, dadurch wird die Ausgleichung zwischen beiden beschleunigt werden. Ist dieses Ziel erreicht, so wird kein Grund für die Heeresleitung mehr vorhanden sein, hinsichtlich der Beförderung einen Unterschied zwischen adlichen und nichtadlichen Offizieren zu machen. Das schließt nicht aus, daß es bei der Eigentümlichkeit der Heereseinrichtungen wie der Verhältnisse des Offizierkorps überhaupt Verwendungen giebt, für die ceteris paribus ein adlicher Offizier aus Repräsentations- oder sonstigen Rücksichten besser geeignet erscheint, als ein bürgerlicher; darin liegt aber keine Zurücksetzung des letztern, und es lassen sich sehr wohl Verhältnisse denken, wo gleichfalls ceteris paribus ein bürgerlicher Offizier den Vorzug verdienen könnte.

Das Offizierkorps ist also zwar keine aristokratische Einrichtung mehr, aber auch noch keine demokratische, wird dies auch nie werden. Es besteht wenigstens kein Grund, im Heere die sozialen Einrichtungen auf den Kopf zu stellen, solange es außerhalb desselben nicht geschieht.

Das deutsche Heer ist ein monarchisches und kein republikanisches, und wenn auch im 19. Jahrhundert nicht mehr wie im vorigen die verschiedenen Abstufungen des Adels als die Sprossen einer bis zum Throne gedachten Leiter betrachtet werden, wenn auch unsre Zeit mit dieser patriarchalischen Anschauung für immer aufgeräumt hat, so sind doch die ausgleichenden Ideen im monarchischen kaiserlichen Heere noch lange nicht so weit gediehen, um den Adel als soziale Einrichtung in der Gegenwart als wertlos erscheinen zu lassen. Als ein Zeichen, daß wir uns dieser Stufe nähern, wird es vornehmlich zu betrachten sein, wenn die Vertreter des emporgekommenen Kapitals beider Religionen aufgehört haben werden, einen Teil ihres Kapitals zur Erwerbung von Adelstiteln zu verwenden. Diese Leute sind mit einer außerordentlich scharfen Witterung für die bestehenden sozialen Abstufungen ausgerüstet, und solange diesen als sehnlichstes Ziel ihres Strebens eine Freiherrenkrone erscheint, — billiger thun sie es ja nicht — hat es mit der endgiltigen sozialen Nivellirung des Adels in der heutigen Gesellschaft gute Weile.

Sogenannte Elitetruppen giebt es ja in allen monarchischen Heeren, Regimenter, in denen sich fast nur oder ausschließlich adliche Offiziere befinden; dies ist eine durch die Gesellschaft außerhalb des Heeres hervorgerufene Erscheinung, die mit dem im ganzen sich vollziehenden Ausgleichungsprozeß innerhalb desselben nichts zu thun hat, ihn auch nicht aufhält; übrigens wird auch in diesen Elitetruppen der wirkliche Adel sich der Konkurrenz mit dem — älteren oder jüngeren — Geldadel auf die Dauer nicht entziehen können. Es ist eben das bezeichnende Merkmal des Emporkömmlings, daß er, was der anständige Bürgerliche verschmäht, überall soziale Bresche zu legen bestrebt ist; der Emporkömmling trägt den Stempel seiner Herkunft und das Merkmal des Freisinns und der Demokratie, denen er meistens angehört, an der Stirne: das Ôte toi, que je m'y mette, seine Tendenz ist überall, wo er eine Rolle spielt, das Vordrängen, die Überflutung.

Ich glaube, daß bei Lösung der hier behandelten Frage die deutsche Heeresleitung, was klare und umfassende Übersicht, sowie objektive Behandlung betrifft, vollständig auf der Höhe ihrer Aufgabe steht und sie mit einer Selbstverleugnung löst, wie es nur einer deutschen Heeresleitung im Zeitalter Bismarcks bei großer Festigkeit und Unparteilichkeit möglich ist. Wenn sie gleichwohl in dieser Frage vom Freisinn angegriffen worden ist, so hat der Freisinn auch hier wieder, indem er den „Zivil-Moltke" spielte, seine Urteilslosigkeit bewiesen.

Ich bin bestrebt gewesen, die hier aufgeworfenen Fragen rückhaltslos und unbefangen zu erörtern. Ich bin mir dabei bewußt, daß deren öffentliche Besprechung vielleicht beanstandet werden wird, sowie daß auf beiden Seiten, auf dem rechten wie auf dem linken Flügel, extreme Parteien stehen, von denen, wenn man sie gewähren ließe, die eine den Ausgleichungsprozeß zum Stillstand bringen oder, wenn möglich, rückgängig machen, die andre ihn in ein überstürzendes, der Heereseinrichtung verderbliches Tempo bringen würde. Aber die Heeresleitung erhält sich unbeeinflußt von extremen Parteiströmungen ihre Unabhängigkeit und ihre Übersicht. Dabei arbeiten die besten und einsichtsvollsten, die leistungsfähigsten Offiziere beider Teile, einander entgegenkommend, an dem Ausgleichungswerke, und so kann die Nation auch bei diesem Umgestaltungsprozeß die Zuversicht haben, daß seine Durchführung den richtigen Händen anvertraut ist.

Leibniz als Volkswirt

Von W. Weise

Wenn wir von Leibniz als Volkswirt reden, so haben wir es mit keinem abgeschlossenen System der Nationalökonomie zu thun, das dieser allumfassende Geist geschaffen hätte, sondern es sind nur aus besonderer Veranlassung geäußerte Ansichten über Hebung und Förderung der Volkswohlfahrt, die uns bestimmen können, seine Wirksamkeit oder besser gesagt seine Absichten nach dieser Richtung hin zu betrachten. Mögen auch seine darauf bezüglichen Schriften und Aussprüche hinter seinen Leistungen auf andern Gebieten zurückstehen, dennoch sind sie für die Gesamtauffassung des Mannes von Bedeutung. Mehr vielleicht als anderswo tritt hier seine Vaterlandsliebe hervor; alle seine staatswissenschaftlichen Entwürfe sind demselben Gedankenkreise patriotischer Gesinnung entsprungen. Wichtig sind diese Bestrebungen auch für die rechte Würdigung des Philosophen, insofern er bemüht ist, alles Wissen und Wollen in einen praktischen Wert umzusetzen. Theorie von Praxis trennen heißt ihm die Wissenschaft unfruchtbar und die Praxis unvollkommen machen. Diesen Grundsatz Leibnizens finden wir gerade in seinen nationalökonomischen Plänen bestätigt.

Den hauptsächlichsten Grund für Leibniz, sich mit der Nationalökonomie abzugeben, muß man in der Lage Deutschlands nach dem dreißigjährigen Kriege suchen. Deutschland war geistig, sittlich und materiell durch den Krieg ruinirt worden. Und kaum hatte es sich notdürftig von den schweren Schäden erholt, so drohten von Westen her durch die Franzosen und von Osten her durch die Türken neue Kriegsgefahren. Leibniz wollte seinem Vaterlande durch eine gesunde Wirtschaftspolitik wieder aufhelfen. Daß die Fürsten nach der Beendigung des dreißigjährigen Krieges der Nationalökonomie keine Beachtung schenkten, darin sah er eine weitere Schädigung des Landes; an der Vernachlässigung der bedeutendsten aller bürgerlichen Wissenschaften — ihm war die Staatswirtschaft der weitaus wichtigste Teil der Wissenschaft vom Staate — gehe Deutschland zu Grunde.

An dieser Stelle ist nun sogleich hervorzuheben, wie innig Leibniz die geistige und sittliche Gesundheit des Volkes mit dem leiblichen Wohlergehen verbindet. Wiederholt und nachdrücklich stellt er Armut und Elend als die Mutter der Verbrechen hin. In der Besserung der materiellen Verhältnisse

der Menschen erkennt er zugleich ein wirksames Mittel zur sittlichen Erziehung des Staatsbürgers. Nichts ist in dieser Beziehung merkwürdiger als seine Entwürfe zur Gründung von Sozietäten, Pläne, die ihn sein ganzes Lebenlang erfüllten, deren Verwirklichung er bei jeder sich bietenden Gelegenheit anstrebte. Ich beziehe mich zunächst auf zwei der frühesten, nach O. Klopp um das Jahr 1670 entworfen. Der eine ist der „Grundriß eines Bedenkens von Aufrichtung einer Sozietät in Deutschland."

Diese Anstalt soll nicht bloß Künste und Wissenschaften vermehren, den Buchhandel und was damit in Zusammenhang steht, das Bibliothekswesen leiten, die medizinische Wissenschaft, namentlich die Chirurgie verbessern, sondern auch Manufakturen und Kommerzien unterstützen. Nicht also die Pflege der abstrakten Wissenschaft, sondern ihre Anwendung auf das geistige und leibliche Wohl der bürgerlichen Gesellschaft ist das Ziel.

Alle darauf hingehenden Wünsche will Leibniz durch die Landesregenten und die Behörden erfüllt sehen. Einem Herrscher thut daher not zu erfahren, in welcher Lage sich seine Unterthanen befinden, welche Beschäftigungen sie haben, welche Hilfsquellen das Land in sich birgt, damit er erkenne, wo er die Hebel zu einer segensreichen Thätigkeit anzusetzen habe. So weist Leibniz zum erstenmal in Deutschland, kann man sagen, auf den Wert der Statistik hin, wozu in andern Staaten, wie in Frankreich und England, bereits Anläufe gemacht waren. Er wünscht für den Landesherrn die Einrichtung von Staatstafeln, in denen alles zu finden sei, „was bei jeder Gelegenheit zu betrachten sei, und dessen man sich als eines der bequemsten Instrumente zu einer löblichen Selbstregierung bedienen könne" — eine Unterweisung über Handel und Wandel, über alle andern menschlichen Professionen und Lebensarten. Wie sich Leibniz eine solche graphische Darstellung der für einen Regenten wichtigen Dinge und Verhältnisse dachte, ersehen wir aus einem Schriftstück von seiner Hand mit der Überschrift: „Statistische Fragen über das menschliche Leben und Verwandtes," und in einem sogenannten Staatsvorschlage, die sich beide ergänzen und zum Teil dasselbe bringen. Ihren Inhalt bezeichnet er auch als politische Topographie oder Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes des Landes, der Städte, Flecken, Dörfer u. s. w. Da soll festgestellt werden: die Zahl der Menschen, die Verhältniszahl der Männer zu den Frauen, wie viel Kinder auf die Verheirateten kommen, die waffenfähige Mannschaft, das Durchschnittsalter der Menschen, das Verhältnis der Sterbefälle zu den Geburten; ferner die Melioration des Landes durch Trockenlegung von Sümpfen, die Anpflanzung von Bäumen, das Aussäen von Klee und Kartoffeln; wieviel Land unbebaut sei; die Bewohner des Landes nach ihren Berufsklassen geschieden; Ausfuhr und Einfuhr, Wert der Dinge und Wertveränderung; alle Rohwaren oder Materialien, die im Lande beruhen; alle Manufakturen oder Sachen, die im Lande durch Kunst zuwege gebracht werden; was man im

Lande an jedem Ort ungefähr konsumirt; womit sich jeder ernährt, wieviel er durch seine Arbeit verdient oder erarbeitet; Vergleich der Nahrung, der Macht und der Mittel des Landes, wie sie gegenwärtig sind, mit denen, 1618 und 1648 da waren; damit soll ein bureau d'adresse verbunden werden, durch das man im ganzen Land erführe, was zu kaufen, zu verkaufen, zu lohnen, zu vermieten, zu verdingen, zu sehen, zu lernen, zu gebrauchen sei.

Auf diese Weise soll sich der Fürst Gewißheit über die Bedürfnisse und die Erzeugungskraft des Landes verschaffen, und darnach planmäßig, nicht blind umhertappend oder sich dem Zufalle überlassend, handeln und eingreifen, wo es nötig ist. Um aber noch besser zum Ziele zu kommen, schlägt Leibniz in einer zweiten Denkschrift die Einsetzung eines Kollegiums, einer Art von Volkswirtschaftsrat vor. Dieser Rat soll seinen Sitz in der Hauptstadt, in der Nähe des Fürsten haben, aber mit den einzelnen Landesteilen in Verbindung stehen. Seine Aufgabe wäre, sich nicht bloß um Handel und Gewerbe, sondern auch um die Landwirtschaft zu kümmern und da besonders für Austrocknung von Sümpfen, Verbesserung der Grundstücke, Anpflanzung von Heilkräutern, Fruchtbäumen und andern Gewächsen, für Erforschung und Aufschließung von Mineralien, für Züchtung und Verbreitung nützlicher Haustiere Sorge zu tragen. Er soll sich um die Gesundheit des Volkes und um andre Polizeisachen bemühen, hauptsächlich aber um die Erziehung der Jugend, daß sie arbeitsam und geschickt werde. Endlich hätte es das Kollegium auch mit Künsten und Wissenschaften zu thun, doch nicht als solchen, sondern nur sofern ihre Ausübung das allgemeine Leben angenehm zu machen und zu verschönen im Stande ist.

Was in diesen beiden Denkschriften im Kern enthalten ist, wird in andern weiter ausgesponnen und genauer erörtert.

Obgleich Leibniz die Bedeutung der Landwirtschaft für den Staat sehr wohl erkannte — er nennt die Kultur des Landes einmal die Grundlage der Größe eines Volkes, gleichsam Stamm und Wurzel eines Baumes —, so finden wir doch nicht häufig Vorschläge bei ihm, die sich darauf bezögen. Öfter empfiehlt er den Kleebau und die Einführung der Kartoffel. Mit merkwürdiger Ausdauer tritt er für den Seidenbau ein. Da er den jährlichen Schaden Deutschlands durch Einfuhr von Seide auf eine Million Thaler (?) berechnete, so wünschte er, daß in Deutschland selbst Seidenwürmer gezogen würden. Er selbst machte in Hannover Versuche, und in seinem Garten vor dem Ägidienthor waren Maulbeerbäume angepflanzt. Die Seidenraupen, erzählt Eckart, arteten (?) wohl auch. Da er aber nicht auf alle Dinge sah und keine tüchtigen Leute dazu gebrauchte, so hatte er mehr Schaden als Nutzen davon. Dennoch ließ er nicht davon ab, sondern betrieb die Sache bis an sein Ende. Ja er erwarb sich von den Königen von Preußen und von Polen Privilegien, in ihren Ländern an passenden Orten Maulbeerbäume zu pflanzen.

Besondre Beachtung wandte Leibniz dem Berg- und Hüttenwesen zu. Er selbst war für eine bessere Ausnutzung der Harzbergwerke thätig. Da die dortigen hannoverschen Gruben viel unter dem Eindringen von Wasser zu leiden hatten, so machte er, um dem Übel abzuhelfen, Pläne „wegen Anrichtung einer durch Wind zu treibenden Wasserkunst." Sie kam aber nicht zur Ausführung, weil er sich mit den Leitern der Werke nicht verständigen konnte.

Handel und Industrie bezeichnet Leibniz als die Zweige, die einen Baum blühend und fruchtbringend machen. Diese lagen in Deutschlaud nach dem dreißigjährigen Kriege ganz darnieder. Deutschland war wie in der Politik so im Handel durchaus vom Auslande abhängig geworden. Frankreich und Holland überfluteten es mit ihren Erzeugnissen. Waren doch selbst die natürlichen Eingangspforten Deutschlands aus überseeischen Gebieten in den Händen von Fremdlingen. Kein Wunder, daß Leibniz gerade diesen Jammer und dieses Elend zu beseitigen sein eifrigstes Bemühen sein läßt. Der ganze Geschmack, die Mode war französisch geworden, daher auch immer das Verlangen im Volke nach echter französischer Ware. Scharf geißelt Leibniz die Sucht der Fürsten, sich nach französischer Art einzurichten, wodurch das deutsche Geld nach Frankreich gezogen werde, und ihren albernen unnötigen Luxus, aus dem die lächerliche Bettelei und das Buhlen mit Frankreich entspringe. Dann tritt er aber auch mit bestimmten Vorstellungen bei den Landesfürsten zur Unterstützung der Kommerzien und Manufakturen hervor. Dazu befähigten ihn seine vielfachen Reisen, namentlich nach Frankreich, auf denen er mit offnem Auge und klarem Blick für die Ursachen den großen Aufschwung von Handel und Gewerbe bemerkt hatte. Seine Ansichten darüber stehen unmittelbar unter französischem Einfluß; er ist ein Verfechter des Colbertschen Merkantilsystems. Die rohe Ware darf nicht aus dem Lande, aber die fremde Rohware zur Verarbeitung herein. Den Ausländern muß man die ihnen eigentümliche Industrie ablernen und sie nach Deutschland verpflanzen. Paris nennt er den Mittelpunkt der Galanterie. Hier muß man von den Arbeitern das Feine und Geschmackvolle „fischen." Er selbst hatte in der französischen Hauptstadt jede Gelegenheit benutzt, um viele und gute Arbeiter zu besuchen, und manches hatte er auch von ihnen erfahren. Zum Schutze der einheimischen Produktion gegen den ausländischen Wettbewerb soll zunächst jeder Bedarf soviel als möglich im Lande gedeckt werden; nach Wien richtet er die Mahnung, das Soldatentuch nicht mehr aus England und Holland, sondern aus Deutschland zu beziehen. Ferner solle man Schutzzölle einrichten, um die ausländische Handlung und die ausländischen Manufakturen auszuschließen, und dahin zu streben, daß man zunächst nichts teurer als das Ausland, dann aber auch wohlfeiler gebe, so daß man es selbst ohne besondere Privilegien vom Absatzgebiete verdränge. Dem Verfall mancher Künste, die in Deutschland in Blüte

gestanden hatten — Augsburg und Nürnberg galten damals noch als die Schule der Mechanik —, soll durch Errichtung von Sozietäten in der schon angedeuteten Weise gewehrt werden.

Um aber genügende Arbeitskräfte zur Hand zu haben, soll man Müssiggänger, Bettler und spitalmäßige Übelthäter nicht mehr auf die Galeeren schmieden oder zur Todesstrafe, die keinem etwas nütze, verurteilen, sondern Zucht- und Werkhäuser errichten. Noch wichtiger ist Leibnizens Hinweis auf das Maschinenwesen und den Vorteil, der daraus für die Handwerke entstehen könne. Es ist schon erwähnt, daß er selbst für die hannoverschen Staatswerke im Harz ein Getriebe konstruirt hatte. Auch das Kleingewerbe und die Handwerke wünscht er von Staatswegen „mit Instrumenten zu erleichtern, daß sie stets währendes, unköstliches Feuer und Bewegung als Fundamente aller mechanischen Wirkung haben." Aber trotz der Unterstützung, die Leibniz von den Fürsten verlangte, konnten Handel und Gewerbe nicht recht gedeihen. Die Zerrissenheit Deutschlands hinderte den Verkehr. Was nützten Deutschland alle seine vortrefflichen natürlichen Verkehrsadern, da die Einzelstaaten, jeder nur auf seinen Vorteil bedacht, ohne den Blick auf das Ganze zu richten, sie durch sinnlose Zollstätten und Stapelplätze unterbunden hatten? Mit voller Einsicht in diese Zustände und mit bestimmter Erkenntnis der alleinigen Abhilfe fordert daher Leibniz einen gemeinsamen deutschen Handel und einen deutschen Handelsverein. Nur die Einheit kann Deutschland auch in dieser Beziehung von Europa frei machen. Daher behandelt er kommerzielle Fragen durchaus als Reichsangelegenheiten und nicht als Sache der Einzelländer und Ländchen. „Wer durchgehende Waren mit Zöllen und Stapelpflicht beschwert, wer die Handelsfreiheit mit den übrigen hemmt, der schadet ja offenbar dem ganzen Reich," sind seine eignen Worte. Es soll ein Reichshandelskollegium und eine deutsche Kompagnie, nach Art der ostindischen in Holland, entstehen, und an ihre Spitze sollen der Kaiser und die mächtigsten deutschen Fürsten treten. Das könnte eine Schatzkammer für das Reich werden, und aus ihr könnten dem Reiche Vorschüsse gewährt werden; den Außenhandel und das Seewesen müßte man dann durch die Wiederherstellung des Hansebundes beleben und die Hansestädte — die zwar immer noch blühend und reich waren, von denen aber das Reich so gut wie keinen Vorteil genoß — in jene deutsche Handelseinigung hineinziehen. Eine Flotte wird dann dem deutschen Handel gleichsam Flügel verleihen. Anziehend ist auch der Gedanke Leibnizens, eine Realunion durch das Haus Habsburg, das in Spanien herrschte und in Italien und Deutschland maßgebenden Einfluß besaß, zwischen diesen Ländern zu gründen, damit der französische Handel erfolgreich bekämpft würde.

Mit diesen Plänen verfolgt Leibniz sogleich einen weiteren Zweck. Er will nämlich dem deutschen Kapital neue Wirtschaftsgebiete eröffnen. Nach seiner Äußerung wußten damals wohlhabende Leute nicht, wohin mit ihrem Gelde,

d. h. wie sie es sicher und vorteilhaft anlegen konnten. Der deutsche Geldmarkt wurde durch die Franzosen und Engländer gedrückt, die deutsche Münze war entwertet. In seinen Erwägungen darüber findet er zwar einigen Grund in der Überschwemmung Europas mit amerikanischem Silber und Gold durch die Spanier. Doch liegt darin nicht die alleinige Ursache für die Münzverschlechterung. Die Holländer und die Franzosen sind die Fabrikanten für alle Welt. Sie bestimmen den Preis der Ware, aber viel zu hoch im Verhältnis zum Werte derselben. Die Preise waren nach Leibnizens Angabe um das Dreifache, ja Sechsfache gegen früher gestiegen. Die faulen Spanier zunächst sind gezwungen, die geforderten Preise zu zahlen, und so wird bei ihnen der Geldwert herabgedrückt. Darunter müssen alle Staaten leiden, die Bergwerke besitzen. Man kann dem Werte des Geldes nur aufhelfen und das Land davor schützen, daß es durch die Holländer und Franzosen ausgesogen wird, wenn dem Handel, dem Gewerbe und der Industrie wieder größere Fürsorge und Unterstützung durch die Fürsten zu teil wird. Dann wird man das Monopol jener beiden Völker brechen.

So schließt sich der Ring dieser Betrachtungen zusammen.

Haben wir im Vorstehenden die Absichten Leibnizens zur Aufbesserung der Beschäftigung der Menschen kennen gelernt, so kommen wir nun zu den Plänen, die sich unmittelbar auf das Wohlergehen der Menschen selber erstrecken. Hat er dort mehr den Blick auf das Ganze, auf die Kräftigung des Staates gerichtet, so wendet er in den Entwürfen, die das Gesundheits- und Versicherungswesen, auch die Erziehung betreffen, seine Teilnahme den einzelnen Personen zu, allerdings in der Voraussetzung, daß, wenn es mit den Gliedern gut steht, auch das Befinden des ganzen Körpers ein vortreffliches sein wird. Von einem Staate, mit dem es wohl bestellt ist, verlangt Leibniz, daß er dem, der ohne eigne Schuld in Schaden geraten ist, Beistand gewähre. Unter der traurigen Nachwirkung des dreißigjährigen Krieges brach so leicht durch einen Unglücksfall Armut und Bedrängnis über Familien herein, zumal da die Leute des Mutes zu neuem Wagen und zur Selbsthilfe durch die fortwährende Not beraubt waren. Es ist viel vorteilhafter für den Staat, setzt Leibniz aus einander, durch Unterstützung einen ehrlichen Mann zu erhalten, als ihn zum Bettler werden zu lassen; denn die Bettler muß der Staat auch ernähren, und sie kommen noch viel teurer zu stehen, als die Ersetzung von Schäden. Gleichwie nun die natürlichen Vereine der Familie und des Hauses Lieb und Leid mit einander ausstehen, so ist es auch im Staat oder in der bürgerlichen Gesellschaft billig, daß Unglücksfälle, von denen ein Glied durch Gottes Schickung betroffen wird, gleichsam gemein gemacht werden, und einer dem andern sie tragen helfe. Es sollen also alle Staatsbürger zu einer Versicherung beitragen und jährlich ein Gewisses an den Staat einzahlen. Dafür hat dieser bei Feuers- und Wasserschäden, bei Teuerung und andern Fällen

Entschädigung zu leisten. Dabei kann ein gutes Geschäft herauskommen, wenn nur der Staat sich angelegen sein läßt, durch Vorsichtsmaßregeln die Gefahren zu verhüten oder zu vermindern, so die Wassersnot durch Anlegung von Deichen und Gräben, die Feuersgefahr durch Einführung einer Feuerordnung. Die Versicherungskasse darf aber zu nichts anderm als „zu solchen Dingen angewendet werden, dadurch das Land gebessert, den Leuten Mittel und Gelegenheit, sich ehrlich zu ernähren, zuwege gebracht, denen so fleißig, aber dürftig, unter die Arme gegriffen, denen, so Unglück ohne ihre Schuld gelitten, wieder aufgeholfen werden könne."

Ferner wünscht Leibniz die Versorgung von Witwen und Waisen aus einer besondern Reservekasse. In diese soll jeder nach seinem Vermögen einschießen, seiner Witwe und seinen Kindern zum Trost. Die Besoldungen der Staatsbeamten sollen innerhalb eines Jahres in acht Raten ausgezahlt und von jeder Rate ein Prozent für diese Kasse abgezogen werden. Stirbt jemand, oder giebt er den Dienst auf, so soll ihm oder seinen Hinterlassenen die Einlage auf einem Bret übergeben werden. Das zurückgelegte Geld soll weder mit Beschlag belegt noch wegen Schulden eingezogen werden können.

(Schluß folgt.)

Goethe- und Schillerhetzer

Manchem mag es überflüssig vorkommen, in unsern Tagen Anklagen gegen Verächter und Lästerer unsrer Geisteshelden zu erheben. Manchem scheint vielleicht zu viel gethan zu werden in ihrer Verherrlichung. Zu Riesenbibliotheken häufen sich ja die Klassikerausgaben, zu Litteraturen die Kommentare, die Biographien und die erläuternden Darstellungen. Es drängt sich die Befürchtung auf, daß man den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sehen werde, daß wir noch in eine ähnliche Lage geraten werden gegenüber den Werken unsrer Klassiker, wie das Jahrhundert nach der Reformation zu deren Grundbuch, der Bibel, daß man nur noch über sie und nicht mehr sie selbst lesen werde.

Wir sind die letzten, die hinter dieser alexandrinischen Kommentatorensintflut zu viel suchen. Wir sehen dabei viel mechanischen Beschäftigungstrieb auf der einen Seite, viel stumpfsinnige Bildungsphilisterei auf der andern. Heute sammelt man Autographen und Goethereliquien, morgen vielleicht japa-

nische Fächer und Briefmarken. Wir würden uns gar nicht wundern, wenn man eines schönen Tages in das gerade Gegenteil umschlüge. Der Wirkung unsrer Klassiker geschähe dadurch kein Abbruch.

Wohl aber geschieht ihnen Abbruch durch eine unausgesetzte und planmäßige Hinderung und Zerstörung ihrer fortwirkenden und erobernden Kraft mit den Mitteln gewissenloser Herabziehung und Verleumdung. Große Charaktere und Geisteswerke erfüllen eine stille, aber gewaltige Mission, fortwirkend durch Zeit und Raum. Sie treffen verwandte Naturen, wo sie auch weilen mögen auf dem Erdball oder in den Jahrhunderten. Diese bilden ihre unbemerkbare, aber wahrhafte Gemeinde, die unsichtbare Kirche — das Wort sei erlaubt zur Bezeichnung von etwas sehr Hohem und Heiligem —, die jeder große Geist dem Ewigen stiftet. Bei dieser Mission sind unsre Geisteshelden des vorigen Jahrhunderts noch nicht lange, dieses Publikum ist unabhängig von Kommentatoren und Prachtausgaben, es ist weder überzahlreich noch übersättigt; aber dafür ist es zerstreut in allen Landen, und wenn man von Amerika bis Rußland die Wirkungen sieht, die ihr Same windgetragen hervorzaubert, wo er sich einsenken konnte, so muß man nur wünschen, daß es sich mehr und immer mehr an ihren Früchten sättige. Alles, was auf dieser Erde dem Geiste dient, müßte das wünschen. Am allerwenigsten liegt es im Interesse der sichtbaren Kirche, gerade diese unsichtbaren Mitstreiter von sich abzuweisen. Keine klassische oder, allgemeiner gesprochen, allen Völkern gemeinsame Litteratur ist in so hohem Grade erfüllt von dem innersten, treibenden Gedanken der Kirche, als einer ewigen Ordnung unter den Menschen, wie die deutsche. Und wir dürfen hinzusetzen, keine in so zeitgemäßer Weise. Unsre klassische Litteratur ist die einzige, die bereits kritisch wohlbekannt, ja, was schwerer wiegt, die hervorgegangen ist aus den ersten Kämpfen mit all den dunkeln Mächten, welche gerade heute die Kräfte auch der Kirche als Hüterin des Geistes mehr denn je aufrufen. Als gerader Gegenschlag gegen das Keimzeitalter der Revolutionsperiode, als versöhnende Auflösung seiner beängstigenden Fragen und schrillen Mißklänge hat sie sich entwickelt. Gegen das unbedingte Ansehen Voltaires schlug Lessing seine Schlachten, von Rousseaus sozialer Verzweiflung wies Herder auf freie, lichte Höhen einer unbegrenzten Aussicht auf menschlich würdige Thätigkeit. Über die unheimlichen Abgründe des Système de la nature schritt der gesunde Sinn des jungen Goethe wohlgemut zur Ordnung eines neuen Tages über, alle Schlacken seiner Umgebung in dem reinen Feuer seines Geistesblicks läuternd. Und wo er zweifelhaft lassen konnte, wo bei ihm die Höhe der geistigen Umschau den Blick des Alltagsmenschen trüben und verwirren konnte, da setzte, „mit kühnen Schritten die Bahn des Wollens und Vollbringens messend“, Friedrich Schiller ein und riß den Zweifelnden und Strauchelnden mit sich empor zu der Menschheit Höhen. Wo wären wir in diesem Jahrhundert ohne diese Gewaltigen, die wie jene Beschwörer,

mit denen der sterbende Sokrates seine Schüler tröstete, an seinem Eingange stehen!

Dem gegenüber muß die fortgesetzte und in neuester Zeit sich augenfällig steigernde Opposition der katholischen Kirche gegen die Anerkennung, und was schlimmer ist, die Wirkungen dieser Litteratur die geradezu entgegengesetzte Erklärung herausfordern. Es ist nicht ersichtlich, was gerade den Katholizismus dagegen aufbringt. Was in ihr an „Piquen gegen die Pfaffen" mit unterläuft, ist stets im allgemeinen Gefüge gehalten, wurde früh überwunden, von Goethe belächelt, von Schiller (gerade dem Katholizismus gegenüber) ins gerade Gegenteil gewendet, und vor allem, es gilt am wenigsten dem katholischen Klerus. Die protestantische Geistlichkeit hat bekanntlich viel mehr Grund, sich von den wenig schmeichelhaft geschilderten Vertretern der Kirche im „Nathan", in den „Räubern" getroffen zu fühlen. Bei der Fülle von Poesie, mit der in Schillers Werken und im zweiten Teile des „Faust" das katholische Ideal geradezu gefeiert wird, geht das evangelische Gefühl leer aus. Wenn gleichwohl immer wieder von katholischer Seite jene Angriffe erfolgen, so wird man sich doch wohl fragen müssen, ob denn wirklich, wie vorgeschützt wird, die religionsfeindliche Tendenz der Klassiker im allgemeinen ihr Zielpunkt sei. Man wird sich fragen müssen, ob nicht wohl auch hier, wie meist, die katholische Religion nur der Deckmantel ist für Bestrebungen, die nicht katholisch, sondern römisch, nicht religiös im allgemeinen Sinne, sondern lutherfeindlich im besondern Sinne sind. Die deutsche Nationallitteratur, die Errungenschaft des hinter uns liegenden großen Aufschwungs deutschen Geistes und deutschen Selbstbewußtseins, das, wenngleich lange verschüttet, seine Wurzeln doch in der Reformation hat, hat sich als stärkster Einheitshort bewährt. Sie steht folgerichtig unter der ausschließlichen und kennzeichnenden Führung des protestantischen Deutschlands. Mit unbeugsamer Starrheit wurde seit der Reformation das katholische Deutschland dazu abgerichtet, sich an der Weiterentwicklung der gemeinsamen heimischen Litteratur kaum anders als in polemischer Weise zu beteiligen. Man findet im Jahrgang 1884 der „Grenzboten" eine Reihe von Aufsätzen aus der Feder eines sicherlich sehr objektiven Litterarhistorikers, die unter dem Titel „Die katholischen Elemente in der deutschen Litteratur" diesen Vorgang eingehend schildern. Wir können darauf verweisen, ohne eine nochmalige Schilderung dieses besondern Leidens unsrer Litteratur zu versuchen, namentlich ohne immer wieder die unglücklichen Umstände zu beklagen, durch die die am Ende des vorigen Jahrhunderts unter dem ersten starken Eindruck der neuen Litteraturblüte angebahnte Aussöhnung wieder vereitelt wurde. Jene Bestrebungen sind nur die Fortsetzung einer Bewegung, die weit älter ist als die Schäden, gegen die sie sich vorgeblich richtet, die mit den religiösen Umsturzgedanken, überhaupt mit der Religion als solcher nichts zu thun hat, die wesentlich klerikal kirchlich ist und sich gegen die deutsche

Reformation und die mit ihr unverbrüchlich verbundene deutsche nationale Berechtigung und Einheit richtet.

Wenn nun heutzutage Füchse im Schafskleide auch noch gar die nationale Maske vornehmen, um ihr Programm aufrecht zu erhalten, ja zu fördern, so ist das der Gipfel aller Seltsamkeit. Eine Zeitung, die sich statt „Römisches Tageblatt“ oder „Zentralblatt“, was ja auch passen würde, „Germania“ nennt, kann man sich noch gefallen lassen. „Was ist ein Name, was uns Rose heißt, wie es auch hieße“ u. s. w. Aber die deutsch-nationalen Jesuiten mit oder ohne Jesuwiderhütlein, die Historiker à la Janssen, die historisch-politischen getreuen Eckharte des deutschen Volkes, seine Litterarhistoriker aus Maria-Laach — das sind denn doch gar zu widerspruchsvolle Erscheinungen. Man verläßt sich auch auf diesen Widerspruch und wartet ruhig, bis er einmal aus einander platzt. Diese klugen, diplomatischen Warter können aber durch Janssens Auflagen darüber belehrt werden, was bei diesem Abwarten und Totschweigen herauskommt, und wir wünschen ihnen nicht, das Platzen dieser Widersprüche einmal wirklich zu erleben. Denn wir halten sie ihrer Beschaffenheit nach durchaus für keine Seifenblasen, so lustig und harmlos sie auch bisweilen schillern. Zur Probe fordern wir den Leser auf, einmal mit uns daran zu rühren und sich zu überzeugen, was für Gift dabei herausspritzt.

Zu einem nationalen Hauptspezialisten auf litterarischem Gebiete hat sich in neuester Zeit der Wiener Sebastian Brunner ausgebildet. Er scheint dem Predigerorden anzugehören, über den er archivalische Forschungen veröffentlicht hat. Die Bände dieses Mannes füllen eine Bibliothek. Er hat alles Mögliche geschrieben, Theologisches, Antiquarisches, Sozialistisches, Historisches, Politisches, alles bändeweise, vor allem auch Romane, die unser bereits erwähnter Vorarbeiter in diesen Blättern „ein paar gute Einfälle abgerechnet als matt und breit“ schildert, obwohl sie „von der katholischen Kritik als ein Extrakt von Geist und glänzender Subjektivität gerühmt werden.“ Das letztere können wir aus eigner Anschauung bestätigen. Aller Orten, auch dort, wo man sich eines wissenschaftlichen Tones und des gelehrten Citates befleißigt (auch hiervon werden wir eine Probe geben), findet man die Brunnerschen Geistesfunken mit großem Stolz zu den eignen gestellt, so die geniale politische Devise („Blöde Ritter. Poetische Galerie deutscher Staatspfiffe“).

Wo ist des Deutschen Vaterland,
Wo einer 's Pulver einst erfand
Und jetzt noch jeder meint dabei,
Daß er der Miterfinder sei,
Das ist des Deutschen Vaterland.

Oder das berühmte Motto des „Deutschen Hiob“:

Ihr großen deutschen Geister,
Ihr kritisirt nicht schlecht —
Ihr nennt einander Lumpen,
Und jeder von euch hat Recht!

Namentlich das letzte, ebenso neue als geschmackvoll gefaßte Epigramm hat in Sebastian Brunners litterarischer Gemeinde einen solchen Beifallssturm entfesselt, daß der Meister sich entschloß, daraus „Hau- und Bausteine zu einer Litteraturgeschichte der Deutschen" herauszuschlagen. So wenigstens erklären wir uns den spät entdeckten neuesten Beruf Brunners zum Litterarhistoriker seines Volkes. Aus dem Schachte des Wissens, den jenes Epigramm eröffnet, quillt in der That seine ganze litterarhistorische Gelehrsamkeit. Wir finden es daher auch wieder an der Spitze, nur in einer noch geistreicheren Form:

Bis in die innersten Herzensfalten
Haben die Herren genau sich gekannt,
Ist es erlaubt für wahr zu halten,
Was (so!) sie sich gegenseitig genannt?

Von diesen „Hau- und Bausteinen" sind folgende bisher der deutschen Litteratur in die Fenster geworfen worden, denn es sind eben „Hau"-Steine einer ganz besondern Sorte: Vater Gleim, der Seher Gottes (das hätte sich der gute Alte auch nicht träumen lassen, dazu verwendet zu werden), Der Louisentempel (Vossens Louise, die gute brave Kaffeeschwester!), Drei Stichproben aus der Goethe-Litteratur, Voß und Dichterbataillen (?), Der Himmel voller Geigen zu Weimar, Don Quixotte (so!) und Sancho Pansa auf dem liberalen Parnasse (Anastasius Grün und — Bauernfeld als Vertreter des „deutschen Parnaß"!)

Jedenfalls wird man zugeben müssen, daß unser litterarischer Baumeister nicht gerade sehr wählerisch in der Auswahl und Zusammenstellung seiner „Hausteine" ist. Besonders lehrreich dafür ist sein (vorläufig) neuester derartiger „Beitrag" zum litterarhistorischen Tempel (schon drohen drei, vier neue!) Allerhand Tugendbolde aus der Aufklärungsgilde. Gegen den Willen ihrer Verehrer ins rechte Licht gestellt von Sebastian Brunner (Paderborn, 1888). Wunderlich genug fängt hier auch noch das Motto — ohne das thut ers nun einmal nicht — an: „So wie man aufhebt einen Stein." Unter diesem Haustein findet sich nun eine merkwürdige, höchst gemischte Gesellschaft zusammen. Der Freiherr von Knigge und „die Rachel" (unser gelehrter Litterarhistoriker meint natürlich nicht die französische Schauspielerin, sondern Rahel Levin-Varnhagen), Fichte und Nikolai, Wieland und der Industrieritter des Sturmes und Dranges, Kaufmann, Bettina und Matthias Claudius, der Schmutzfink Blumauer und der Kanterklärer Reinhold u. s. w. Leute aus allen geistigen Wagenklassen, die offenbar sehr erstaunt sind, sich hier in einem Käfig als höchst „erschröckliche" und gefährliche wilde Männer zu Nutz und Frommen des deutschen Volkes zusammengepfercht zu sehen. Denn sie

protestiren oft ganz gewaltig gegen diese uniforme Behandlung, und der Menageriebesitzer hat Mühe, seine Bande in Zucht und Ordnung zu erhalten oder ein armseliges, winziges Männchen vorn an der Rampe festzuhalten und als großen Kannibalenhäuptling auszuschreien, das sich eigentlich fürchtet und jämmerlich winselt: Laß mich in Ruhe, ich bin gar kein Menschenfresser, sondern königlicher Kreissteuereinnehmer oder Hofrat oder Professor und heiße von Meyern oder Sintenis oder Paalzow u. s. w., mich kennt kein Mensch! Auf der andern Seite wird es ihm wieder schwer, einen gewaltigen Riesen zu beruhigen und zu überschreien, den er zum Beweise seiner Schwäche und Zahmheit am liebsten aus der Hand fressen lassen möchte, der aber ein sehr verdächtiges Gebiß zeigt und bei jedem Satze dazwischendonnert: Ich bin Johann Gottlieb Fichte. Die litterarhistorische Mottopoesie Brunners läßt sich über den persönlichen Mut des Redners an die deutsche Nation mitten in dem von Franzosen besetzten Berlin, des Landwehrmannes von 1813, folgendermaßen vernehmen:

Er kämpfte nur mit Worten sehr
Doch warf er weg bald das Gewehr,
Denn diese Waffe ist zu schwer.
Im Kampf mit Worten niemals faul,
Besaß er wohl ein großes Maul,
Doch niemals einen Schlachtengaul.

Der Tod nahm Fichte das Gewehr aus der Hand, und für einen Schlachtengaul reichte ein Professorengehalt damals nicht aus. Brunners Mut ist offenbar höher. Er schimpft in Wien über „königlich preußischen Patriotismus“ und rempelt den „modernen Staatsmann, der ebenso wie Fichte den Anspruch hatte, mit dem Freiheitsheuchlerorden erster Klasse geschmückt zu werden, der in seiner dialektischen Taschenspielergewohnheit sagte: Ja, es giebt auch Zeiten, in denen die Freiheit nur durch Absolutismus gerettet und gehalten werden kann“! Daß ihm das nur nicht bei seinem Orden schadet, er kann ja auch einen vatikanischen Staatsmann meinen. Seinen Mut beweist er ferner, daß zur Reklame für seine Schriften gerade das liberale Brockhaus'sche Konversationslexikon angeführt wird, natürlich eine große Selbstverleugnung für einen so geschwornen Feind der Aufklärungsgilde. Hoffentlich verschaffen ihm dafür ihre Auflagen (viele seiner Schriften sind in vierter, fünfter Auflage verzeichnet) das, was dem armseligen Fichte abging, einen Schlachtengaul.

Die Methode dieser „Tugendboldbeleuchtung“ ist also ziemlich verzwickt. Der Verfasser weiß ja nur zu gut, wie man im litterarischen Deutschland über die allermeisten seiner Popanze denkt, ja daß man sie im gebildeten Deutschland überhaupt gar nicht kennt. Aber es ist ja auch alles nur Vorwand. Die gefährlichen und in Deutschland von jeher so überschätzten Ritter von der

traurigen Gestalt, die Knigge, Riedel, Kaufmann, Blumauer, Nikolai, Sonnenfels, Castelli „beleuchten" ihm ja die ganze deutsche Litteratur. Es ist nun freilich unbequem, die abfälligen Urteile über diese Helden gerade dieser Litteratur und ihren Verehrern entnehmen zu müssen. Aber wer sieht da so genau hin! Hauptsache ist, daß geschimpft wird und Namen genannt werden. Und da nimmt man die bequemsten Namen, d. h. solche, die für den Zweck am passendsten sind. Welches dieser Zweck ist, kann man leicht einem Umstande entnehmen, der gerade den Unbekanntesten dieser Helden gemeinsam ist. Eine ganze Reihe von ihnen sind nämlich abtrünnige katholische Priester oder Priesterzöglinge. Diesem Verbrechen der Abtrünnigkeit verdankt offenbar der Kantianer Reinhold einzig die Aufnahme in Brunners Buch, und daraufhin ist auch stets ihr Lebenslauf, namentlich ihr gottesjämmerliches, höchst „erschröckliches" Ende zugeschnitten. Allen aber bis hinauf zu Fichte, ja Goethe, wie wir sehen werden, ist gemeinsam eine fürchterliche Herzensangst, sie beten heimlich und rufen Gott an, schließlich verderben und sterben sie, wo es angeht, an Galgen und Rad. Eulogius Schneider, ein katholisches Seitenstück zu Georg Forster, ein Mann, dem man weiter nichts nachsagen kann, als daß er 1789 von der ersten Revolutionsbegeisterung ergriffen wurde, die auch Klopstock und Kant ansteckte, sühnte seine jakobinischen Irrtümer auf der Guillotine. Da hat er nun doch zu viel und zu ehrenhafte Genossen, als daß dieser Tod gerade als „Schande" erscheinen könnte. Vetters Brudersohnes Urahn hat übrigens Brunner berichtet, daß er zerknirscht das Miserere vor seinem Ende gebetet habe. Die litterarhistorische Behandlung dieses Mannes ganz besonders soll beweisen, daß „der zum Priester geweihte Katholik von Brunner unter das gleiche Richtmaß gestellt wird." Ist das nicht einzig? Da ist ferner der abenteuernde Schweizer Pietist Kaufmann, ein vor Frömmigkeit triefendes Individuum. Düntzer hat ein Buch an ihn verschwendet, worin bestätigt wird, was man längst wußte, daß der Mann ein Narr war, der nebenbei gern mit seiner Kappe sein Brot erwarb. Die Herrenhuter haben in ihrer Gutmütigkeit dem Gesellen Unterstand gewährt, und nun merkt man, wie er in die Aufklärungsgilde geraten ist. Der Mann stellt — nebenbei auch wieder treu nach Düntzer — den protestantischen Tartüffe dar oder soll ihn darstellen; denn ein Tartüffe war er nicht, dazu war er einesteils zu dumm, anderenteils vielleicht ein wenig zu schwyzerisch ehrlich. Er befleißigte sich im Gegenteil einer unheimlichen Aufrichtigkeit, ja er koquettirte damit. Es giebt einen nahen Geistesverwandten von ihm, er heißt Zacharias Werner. Aber dieser Sünder wallfahrtete nach Rom statt nach Gnadenfrei und schwor seinem Luther sogar poetisch ab in einer „Weihe der Unkraft." Daher müssen wir darauf verzichten, ihn unter den Tugendbolden zu treffen. Ähnlich ist es mit dem „Gewäsche" der Berliner „Christenweiber und Judenweiber", nämlich Bettina und Rahel. Wir vermissen da ein „Judenweib", das man sonst mit den

beiden andern stets nennen hört, als gehörten sie zusammen wie ein dreiblätteriges Kleeblatt: Dorothea Veit. Aber diese Dame wurde eben nicht wie ihre frühere Freundin Rahel Protestantin, sondern Katholikin — und was für eine! —, ja es wurde ihr die unbeschreibliche Gnade zu teil, den doctor angelicus des neuesten Katholizismus Friedrich Schlegel zu heiraten. Darum vermißt man unter den — merkwürdigerweise auch gerade wieder mit Julian Schmidts scharfer Zunge gegebenen — Auszügen ihr „Gewäsche." Schade drum! Es finden sich darin so brauchbare Stellen gegen die Tugendbolde. So über den „alten Heiden" Goethe, der ihr vorkommt, „als sehe sie einen verehrten Mann vollbetrunken herumtaumeln, in Gefahr, sich im Kote zu wälzen," über seine „antichristliche Denkart," ja über seinen Stil, der ihr dabei „so über alle Maßen platt und bierbrudergemein und geistesarm" erscheint. Unser Vorgänger in den Grenzboten von 1884 war offner; er hat sie ruhig mitgeteilt. Will man aber wissen, wer nach dem Eindruck, den man in dieser Litteratur empfängt, der gefährlichste, bösartigste, gewaltigste, kurzum der wahre Antichrist in der neudeutschen Litteratur ist? Es ist nicht Wieland, von dessen vielen angreifbar scheinenenden Seiten keine einzige aufs Korn genommen wird, während über eine vorlaute Bemerkung über die weltliche Herrschaft des Papstes (was wohl geschehen würde, wenn etwa ein Erdbeben die berühmten Schenkungen Konstantins u. s. w. vernichtete) ein Langes und Breites geschimpft wird. Auch nicht Lessing und Herder und die „übrigen Litteraten," über deren „fragmentarische Arbeiten" man vornehm die Achseln zuckt. Auch nicht der auf weit über hundert Seiten (trotz oder vielleicht wegen seines „Übertritts") vermöbelte fürchterliche Fürst Pückler-Muskau und seine Korrespondentin, die blaustrümpfige Nichte Varnhagens. Nein, es ist — der alte Voß. Oder richtiger: „die Vösse." Denn unter dieser Firma muß auch der arme unschuldige Sohn, „der sanfte Heinrich," herhalten, die schauderhaften Sünden, die der alte Heidelberger Brummbär gegen „die Unfreien" auf sein Gewissen geladen hat, auszubaden. Es werden ihnen die schlimmsten Dinge nachgesagt — wir werden noch sehen, welche Rolle der gemeine Wald- und Wiesenklatsch in dieser Litteratur zu spielen berufen ist —, so daß das kleine Professorenhaus am Neckarufer, von dem man bisher nur wußte, daß man darin höchstens an schlechtem Kaffee, Tabaksqualm und bei den ewigen Quasseleien des alten verstockten Rationalisten vor Langerweile sterben konnte, als eine wahrhafte Banditenhöhle erscheint. Diesem grimmen Wolfe nun sind zwei schneeweiße, unschuldige zitternde Lämmlein gegenübergestellt, es sind — gleichfalls sonderbare Zusammenstellung — Graf Stolberg, Vossens an die römische Kirche verloren gegangener Freund „Fritz Stolberg," und Matthias Claudius. „Auf die berechtigte Frage: Wie kommen denn Matthias Claudius und Stolberg in die Gesellschaft dieser Gattung Tugendbolde hinein?" erfahren wir, daß Brunner „dieser beiden als Zielscheiben benötigt, auf welche die Aufklärer ihre giftigen Pfeile losgeschnellt." Diese Aufklärer, unter denen man sich nach

den beiden ellenlangen Artikeln ein ganzes kannibalisches Heer vorstellen muß, sind immer wieder Voß oder „die Vösse.“ Man müßte denn den Hessen-Darmstädtischen Minister Moser hinzunehmen, von dem Claudius nach seinem freiwilligen Abgange aus hessischen Diensten bei aller Anerkennung als nicht gerade fleißiger Arbeiter geschildert wird. Claudius, der Wandsbecker Bote, ist nun im Gegenteil ein Hätschelkind der deutschen Litteratur, ist es von jeher gewesen. Wenn wir ihn hier als „protestantischen Zeugen der Wahrheit“ (so!) eingeschlachtet finden, der beweisen soll, daß (fett gedruckt) „die gleiche Feindschaft gegen die gläubigen Christen unter den Protestanten“ unter den „Aufklärern“ herrsche, so dürfte das selbst bei den gläubigsten Christen „unter den Protestanten“ (!) verlorene Liebesmühe bedeuten. Der Artikel singt das Lob des Wandsbeckers wieder meist mit den Worten seines Biographen Herbst, berichtet zum Schluß gar noch von Lessings, des Aufklärungshäuptlings „köstlichsten Briefen“ an Claudius nach der Erzählung von Claudius' Sohn, und das soll nun ein Beweis „von der gleichen Feindschaft u. s. w.“ sein. Thatsache ist, daß der ehrliche Claudius das verfänglichere Kapitel über Stolberg herausreißen muß. Die Milch der gemeinsamen christlichen Liebe wird nur an ihn verschwendet, damit sie sich bei den Christen „unter den Protestanten“ in gährend Drachengift gegen die verhaßte deutsche Litteratur verwandle.

Ähnlich angelegt wie diese Claudiusverteidigung, aber auf zerstörende Wirkung in allen Kreisen berechnet ist Sebastian Brunners gleichfalls neuerdings erwachte rührende Ereiferung für den armen, gemißhandelten Friedrich Schiller. Man höre den Titel seines Buches: Friedrich Schiller. Kuriose Freunde, trübselige Tage, Mißachtung bis ins Grab hinein, kein Ehrenbuch für Weimars Größen. (Wien, 1887.) Daß männiglich nicht im Zweifel bleibe, wer im Besondern unter „Weimars Größen“ und „kuriosen Freunden“ zu verstehen sei, dafür sorgt das unausbleibliche Motto auf dem Titelblatte, welches schließt:

Als zwei innige Genossen
Sehn wir sie in Erz gegossen,
Wie sie sich als Freunde eben
Liebevoll die Hände geben;
Doch die Wahrheit war hienieden
Von dem Erzbild sehr verschieden;
Wie die Freundschaft ist gewesen,
Ist im Büchlein hier zu lesen.

Thatsächlich ist in diesem Buche etwas ganz andres zu lesen. Nämlich daß Schiller ein ebenso leichtsinniger Geschichtsforscher als unverschämter Geschichtsfälscher gewesen ist; es wird so weit gegangen, die (im Auftrage des Buchhändlers Göschen) für einen Damenkalender verfaßte Geschichte des dreißigjährigen Krieges als im schwedischen Solde unternommen darzustellen, weil der König von Schweden zwölf Jahre später bei einer Durchreise durch Weimar

gegen Schiller das Werk lobte und dem Dichter bei seiner Abfahrt einen brillantenen Ring verehrte. (Schiller an seinen Schwager Wolzogen 4. September 1803.) Das Verhältnis zu der Geliebten (!) Schillers, Charlotte von Kalb, giebt dann Anlaß zu einer endlosen Reihe von Kapiteln über diese Frau, von der Brunner nicht weiß, ob er sie mit mehr Wirkung als Verrückte, Schwindlerin und Kokette oder als gefährliche „Antichristin“ darstellen soll; in jedem Kapitel entscheidet er sich für etwas andres. Sodann wird der Briefwechsel durchgestöbert, und was an verstimmten Ausdrücken über Persönlichkeiten aufzutreiben ist, gebucht. Schillers Christentum wandelt neben der schwankenden Gestalt der Kalb in gewisser Übereinstimmung einher. Bald ist Schiller der vogelfreie Litterat ohne Halt und Glauben, der mißratene Sprößling eines frommen Hauses — Schillers Vater ist mit einer gewissen Kunst in ein religiöses Dämmerlicht gestellt, worin er harmlosen Lesern als Katholik, allen aber mindestens als „Zeuge der Wahrheit“ erscheinen muß — bald ist er wieder geradezu der „katholische Konvertit.“ Das ganze Buch könnte ziel- und planlos erscheinen, wenn sich nicht eine Absicht deutlich hindurchzöge, die Absicht, Schiller als einen eigentlich doch recht armseligen armen Teufel darzustellen, der eben um sein täglich Brot geschmiert habe und daher im Grunde gar nicht ernst zu nehmen sei. Schillers peinlich genaues Haushaltungsbuch, vor dem Rührung und Ehrfurcht zugleich Halt gebieten sollten, wird nach dieser Richtung hin, aber zugleich mit einer auffälligen Bevorzugung des Verbrauchs von Getränken in „Schillers Krankheit“ geplündert. Der Unglückliche war ja auf „Spirituosen“ angewiesen, um schaffen zu können. Hierin nun endlich rechtfertigt sich auch der angeführte, rührend „verteidigende“ Titel mit der Spitze gegen Goethe. Allein was hier vorgebracht wird, beschränkt sich im wesentlichen auf die schon unzählige Male vorgebrachte Begräbnisgeschichte. Daß bei Schillers Tode der selbst schwerkranke Goethe ihnen nicht den Gefallen gethan hat, vor Gram zu sterben, daß er nicht einmal als pflichtmäßiges erstes Klageweib der Welt ein Spektakel gab, sondern eben bloß — herzlos — sein Haupt verhüllte und sich in sein Kämmerlein verschloß, das können ihm die guten Leute — nebenbei beider Konfessionen — nun einmal nicht vergeben. Was sonst noch von Neid, Feindschaft und heimlicher Ränkespinnerei Goethes gegen den doch eigentlich so bedeutungslosen „Rivalen“ „vermutet“ wird, (Ränkespinnereien, die sich sogar auf Schillers Gehalt vom Herzoge erstrecken!), wird durch allbekannte Thatsachen für jeden widerlegt, der sich den beiden Dichtern auch nur flüchtig einmal genähert hat. Aber für solche sind diese Bücher eben nicht geschrieben. Sondern sie verfolgen den „geheiligten“ Zweck, dies Nähertreten, wo es nur eben angeht, zu hintertreiben. Es muß wirklich eine fürchterliche Sache sein, gegen die man sich hier wendet, nach den Mitteln zu urteilen, mit denen man den Kampf zu betreiben gezwungen ist.

Es sind aber nicht bloß grobe Mittel, wie die oben geschilderten, mit denen dieser Kampf geführt wird. Man hat sie auch in feinerer Form. Freilich hat sich nur das Kaliber geändert, das Material ist das gleiche. Bei Brunner sagen schon die Titel seiner Schriften (von „nächst zu erscheinenden" (so!) nennen wir noch „Lessingiasis und Nathanologie"; „Der Heidelberger Paulus, geheimer Kirchenrat und offenbarer Schwindler"), oft unfreiwillige Druckfehler in gelehrten Ausdrücken und Sprachproben, wie die eben angeführte (z. B. er kniet sich nieder, erkiesen zu werden u. a.), an welches Publikum er sich wendet. Er fühlt sich als der Abraham a Sankta Klara unsrer Zeit, wobei er nur übersieht, daß unsre Zeit nicht die des Pater Abraham ist. Auch wäre der zu — witzig gewesen, um seine Schnurren in die Gelehrsamkeit hineinzutragen. Sie werden dadurch ledern und fruchten wenig. Da Brunner die Mottos so liebt, so finden wir bei ihm selbst ein sehr treffendes für seine Persönlichkeit als Litterarhistoriker. Es steht (Tugendbolde, S. 97) stolz für sich allein und lautet: „Schimpfen ist billig, man braucht dazu keinen wissenschaftlichen Aufwand."

Allein Sebastian Brunner ist durchaus nicht der einzige Typus des „katholischen" Litterarhistorikers. Wie auf allgemein geschichtlichem Gebiete Leute wie Janssen den virtuosen Beweis zu erbringen berufen sind, daß auch die Schulung und Bildung des neuesten Geschichtsforschers den Standpunkt „hinter den Bergen" — und zwar wo es am dunkelsten ist — ermöglicht, so wenig fehlt es auf litterarhistorischem Gebiete an „wissenschaftlichen" Kämpen für die römische Sache. Ja dies Gebiet ist ja das eigentliche Ausgangsgelände für ihre kriegerischen Unternehmungen gewesen, die im Anfange unsers Jahrhunderts wieder einen so ungeahnten Aufschwung nehmen sollten. Die Namen Friedrich Schlegel und Joseph Görres sind hier klassisch; wenn man wissen will, wie klassisch sie bereits in des Wortes höchster Bedeutung bei ihrer Gefolgschaft geworden sind, so höre man, daß Görres bereits in einem Atem allein mit Dante genannt wird und Friedrich Schlegel weit über Goethe an „tiefem, umfassendem Urteil," nicht bloß an „ernster wissenschaftlicher, einheitlicher Durcharbeitung der Weltlitteratur" gestellt wird. Wir bringen diese beiden Citate nicht absichtslos an dieser Stelle. Sie stehen nahe bei einander in einem Werke, das wir als vorbildlich für die mehr wissenschaftliche Seite der hier gekennzeichneten Bestrebungen herausgreifen. Es ist das in drei Bänden 1882 ans Licht getretene, binnen drei Jahren in zweiter (vermehrter und „verbesserter") Auflage vorliegende Werk des Jesuitenpaters Alexander Baumgartner: Göthe. Sein Leben und seine Werke. (Freiburg im Breisgau, Herder, 1885—1886.) Wir stehen nicht an, dieses Werk eine wissenschaftliche Leistung zu nennen, aber diese Bezeichnung gereicht ihm keineswegs zur Ehre. Je mehr wir die Beherrschung des Stoffes von Seiten eines Kundigen gewahren, je sicherer die Benutzung der einschlägigen wissenschaftlichen

Litteratur den leider nur sehr einseitig eifrigen Forscher verrät, desto greller und beleidigender tritt das hier vollzogene Opfer der Wahrheit, der Aufrichtigkeit und des Geschmackes, wir sagen das bewußte Opfer der ersten Eigenschaften eines Mannes, hier entgegen.

(Schluß folgt)

Die jüngste Schule

Seit Jahren verlautet von dem Bestehen einer neuen litterarischen Schule. Die Kinderschuhe der sogenannten klassischen Periode unsrer nationalen Dichtung sind ausgetreten, die alten Herren von Weimar waren ja für ihre Zeit ganz tüchtige, verdienstvolle Leute, aber die neue Zeit hat eben einen weitern Gesichtskreis, höhere Ziele, sie bedarf andrer Herolde und Propheten, und sie hat sie gefunden.

So oft ich einer solchen Verkündigung begegnete, hoffte ich endlich zu erfahren, worin denn das Wesen der neuen Schule bestehe, wodurch sie sich von der glücklich überwundenen unterscheide; aber anstatt einer Erläuterung der geheimnisvollen Reden erhielt ich stets nur eine neue, eben so dunkle Fassung. Und nicht besser erging es mir bei den gelegentlichen Bemühungen, aus den Quellen selbst Belehrung zu schöpfen. Immer dieselbe Freimaurerei. Immer wieder erzählen die Dichter, daß sie die Fesseln abgestreift, mit allen Vorurteilen gebrochen haben, daß sie ihr Ohr an des Volkes Herz legen, die Sache der Menschheit führen, von Philistern angefochten werden und ihnen Verachtung zurückgeben — und weiter? Weiter nichts. Lauter Vorreden zu Thaten, doch von den Thaten selbst konnte ich nichts erfahren. Offenbar war ich noch immer nicht vor die rechte Schmiede gekommen, und das betrübte mich ernstlich; man will doch nicht hinter seiner Zeit zu weit zurückbleiben.

Plötzlich kam Hilfe in Gestalt eines „Volksheftes," betitelt „Die jüngste deutsche Litteraturströmung und das Prinzip der Moderne von Eugen Wolff, Berlin, Richard Eckstein Nachfolger." Brauche ich noch zu sagen, daß ich mit Gier nach dem Büchlein griff, mit Gier es durchflog, las und wieder las? Was ich daraus erfahren habe, will ich treulich berichten, da sich annehmen läßt, daß so mancher Leser dieser Blätter sich in derselben Unwissenheit befindet, wie bis vor kurzem ich.

Vor allem muß bemerkt werden, daß „die Moderne“ nicht etwa eine Dame ist, die sich nach der neuesten Mode trägt, sondern das Gegenteil von Antike, also die neuere Zeit, die neuere Weltanschauung u. s. w. Schön, also ungefähr dasselbe wie Renaissance? Beileibe nicht! Die Renaissance mit all ihren Nachzüglern ist ja Vergangenheit, die „Moderne“ jedoch ist Gegenwart, ob Gegenwart an sich oder nur die gegenwärtige Gegenwart, das — werden wir vielleicht später erfahren. Zuvörderst spricht die Moderne auch „modernes“ Deutsch, das altväterischen Leuten nicht immer verständlich ist. „Richard Eckstein Nachfolger“ — ein sonderbare Vorname „Eckstein“; oder ist Herr R. Eckstein ein Nachfolger? Wessen denn? Und in welcher Beziehung zu ihm stehen die beiden noch außer ihm genannten Herren? Sollten sie etwa Ecksteins Nachfolger sein? „Nicht genug, ihr laßt mich verhungern, so verlangt ihr noch unnatürliche Kraftanstrengungen.“ Wenn das auch modernes Deutsch ist, so muß es nicht weit von der polnischen Grenze zu Hause sein. „Als der große Einheitskrieg durchrungen war.“ Alle Wetter, was die „Moderne“ alles vollbringt, sie durchringt einen Krieg; das heißt nicht, daß sie einen Ring durch den Krieg zieht, aber, was es heißt, das ahnt wohl nur ein Moderner. Doch kommen wir zur Sache.

„Die antikisirende Richtung der deutschen Litteratur war unter (so!) Winckelmann und Lessing Zukunft, wurde Gegenwart mit Goethe und Schiller und sank zwischen beider Todesjahr ins Grab.“ Zwischen beiden Jahren, ungefähr 1818. Von da ab scheint eine Zeitlang gar keine Litteratur gewesen zu sein, denn erst 1833 beginnt „die Zukunft der liberalisirenden Epigonenseligkeit, unter deren Bann die Muse deutscher Dichtkunst noch heute schmachtet,“ 1848 wurde sie Gegenwart, und seit 1870 „ist sie Vergangenheit, d. h. einbalsamirte Leiche.“ Dann abermals nichts, bis 1881 Ernst von Wildenbruch in seinen „Karolingern“ den Versuch einer nationalen Dichtung machte, und 1882 die Brüder Hart das Programm der „Moderne“ aufstellten. „Das Heil kommt nicht aus Ägypten und Hellas, sondern aus der germanischen Volksseele, wir bedürfen einer echt nationalen Dichtung nicht dem Stoffe, sondern dem Geiste nach. Es gilt, wieder anzuknüpfen an den jungen Goethe und seine Zeit, und wir brauchen keine weitere Formenglätte, sondern mehr Tiefe, mehr Glut, mehr Größe.“ Das ist klar und einfach, und wenn die Dichter diese mäßigen Forderungen nicht erfüllen, so müssen sie sich vor Ehren-Schmock schämen. So gut er tief oder brillant schrieb, wie es sein Redakteur verlangte, werden sie doch werden können wie der junge Goethe, nur tiefer, glühender und größer? Ganz so rasch, wie erwünscht, ging es freilich nicht. Wolfgang Kirchbach kam nicht „über die Tendenz und theoretische Symbolisirung hinaus zu wahrer künstlerischer Gestaltung,“ Heiberg ist „kein mächtiger Bahnbrecher.“ Zu Weihnachten 1884 erschien endlich der Wahre, Karl Henckell, der Mitherausgeber einer Sammlung lyrischer Gedichte, die, „sagen wir es kurz heraus

— bestimmt sind, direkt in die Entwicklung der modernen deutschen Lyrik einzugreifen." Der neue junge Goethe — aber mit Bewußtsein. Er (Henckell) läßt sich nicht wohlfeil abspeisen, weder Albert Träger, noch Julius Wolff, noch Paul Lindau erscheint ihm würdig zur litterarischen Führung des deutschen Volkes; man denke! nicht einmal Träger, von Stinde und Schönthan gar nicht zu reden. Vielmehr führt er 21 junge Dichter an, die gleich ihm fest entschlossen sind, der Zukunft „eine bedeutsame Litteratur, eine große Poesie" zu geben.

Hier werden wir denn die neue Schule vor uns haben? Allerdings. Doch wird bei Arent eine „ungesunde Liebäugelei mit Schmerzen oder eine noch ungesundere Sinnentaumelei," bei Conradi „der Verzweiflungskampf einer äußerlich kraftstrotzenden, innerlich aber schwachen Natur mit der Sünde," bei Henckell „frühreife anempfundene Krankheit und Müdigkeit" und „manches herzlich Unbedeutende" mißfällig bemerkt. Hingegen kann in W. Kirchbach „der lyrische Dichter vor der Denkernatur" nicht recht aufkommen, während Arno Holz „noch recht weitschweifig und oft plump, aber heiligen Ernstes voll ist," seine „löbliche Tendenz, wirkungsvolle Rhetorik nicht zu Poesie verklärt" hat, und Karl Bleibtreus Gedichte keinen „originellen lyrischen Wert bekunden." Das Schlußurteil lautet dahin, daß die „Sammlung des lyrischen Jung-Deutschlands neben vielem Mittelmäßigen mancherlei echte und neue Poesie, neben vielen großen Versprechungen einzelne hoffnungsvolle Leistungen bringt," und daß sie vor allem „nach außen als That wirkte, denn hier war zum erstenmale der überkommenen und verkommenen litterarischen Richtung die eigentliche Fehde angesagt." Merkwürdig, wir hatten geglaubt, das sei bereits durch die Brüder Hart besorgt worden! Doch auch dieses Ansagen der eigentlichen Fehde genügte noch nicht, erst mußte noch Paul Fritsche kommen, und „ein Programm entwerfen," und endlich Karl Bleibtreu „ein weithin schallendes Sturmsignal: Revolution der Litteratur! ertönen lassen."

Und das war gut. Alle die mit vollen Backen ausposaunten Manifeste geben uns keine Aufklärung, um was es sich eigentlich bei der Mobilisirung des litterarischen Landsturms handelt, Bleibtreu bringt eine positive Leistung. Wenn er versichert, daß dem „Universalmenschen" Goethe bei seinem „einseitigen Entwicklungsgange" „äußerst natürlich" „der Sinn für das Historische völlig gebrach," und daß „die scheußliche Goethomanie den Sinn für Realismus, für das Moderne, für das Historische und, rund herausgesagt, überhaupt für das Große vergiftet," so ist das in Wahrheit eine That, „national dem Geiste nach," die Wiedererweckung des braven alten Hanswurst, der den Bombast seines Herrn und Meisters drollig übertrumpft und ad absurdum führt. Diese urwüchsige Komik thut wohl, man sieht doch, wo und wie.

Leider vergällt uns Eugen Wolff unsre Freude wieder, indem er Bleibtreus Programmsätze zum Teil unrichtig, zum Teil „nicht mehr ganz neu" findet.

Meinerseits kann ich in Sätzen wie „krankhafte Ziererei ist das Flüchten in die Antike" und „die neue Poesie besteht in Verschmelzung von Realismus und Romantik" abermals nur Worte entdecken. Zum Glück kommt Greifbareres hinterher. „Vornehmstes, wenn auch nicht unbedingtes Muster aus der Gegenwart ist Zola, die soziale Frage und der Gegensatz der Nationalitäten, dies sind die zwei großen Themata der Zukunftspoesie." Nun, den Bleibtreu lob' ich mir, der schreibt wenigstens ein verständliches Rezept. Wieder ist Wolff unbefriedigt, er hält Bleibtreu vor, daß Zola ein „Gallier" ist, und außerdem nicht gesund; aber das thut nichts, bei dieser Gelegenheit erfahren wir wenigstens, welche Kur er selbst für angemessen hält: Daudet, die Russen, Ibsen, Björnson, Kjelland, Georg Brandes — deren Spuren folgend werden wir zur modernen nationalen Dichtung gelangen. Nur dürfen wir nicht, wie Bleibtreu in seinen „Kraftkuren," „norwegische und englische Zustände nach der Schablone, wie sie sich etwa ein Fremder zurechtlegt, meist recht oberflächlich skizziren"; auch nicht „Brutalität und Sentimentalität" für Realismus und Romantik nehmen; auch nicht uns „vergebens bemühen, eine Wertheriade unsrer Zeit zu schreiben, deren Grundzug Krankheit und Schmutz" bilden; noch gar „mit unverantwortlicher Leichtfertigkeit mit so bluternsten Dingen," wie es die soziale Frage ist, spielen. Also auch mit Bleibtreu ist es nichts. Wie schade, auf ihn hatte ich meine Hoffnung gesetzt!

Nichtsdestoweniger ist „die neue litterarische Bewegung eine Notwendigkeit, ein wahrer Ausfluß der Zeit," denn alle neuen Dichter folgen der „realistisch-modernen Strömung." Insbesondere Max Kretzer, dessen Romane allerdings „durch den proletarischen Schwinkel des Dichters" beeinträchtigt werden, worüber wir uns jedoch trösten dürfen, da Professor Erich Schmidt „dem Häßlichen einen Paß in den Tempel der Kunst" ausgestellt hat, was freilich, wenn ich nicht irre, schon andre litterarische Polizeikommissare gethan haben, wenn auch in weniger gewählter Ausdrucksweise. Übrigens ist jede Mode ein Ausfluß der Zeit (Vgl. was man den Geist der Zeiten heißt), ohne daß damit gerade ihre Notwendigkeit bewiesen wäre. Bleibtreu nennt eben jenen Kretzer einen „Bahnbrecher," der „fern von jeder Modeströmung den Berliner Roman geschaffen" hat, den „ebenbürtigen Jünger Zolas." Den rechtmäßigen Besitz des Urheberpatentes wird ihm natürlich Herr Lindau bestreiten (und mit größerem Rechte könnten es Edgar Bauer und der Elsässer Alexander Weill thun, als Verfasser von „Berliner Novellen," die schon vor mehr als vierzig Jahren erschienen), und die Ebenbürtigkeit will auch E. Wolff nicht so recht anerkennen. Gleichwohl erkennt er „wirkliche Tragik" in der Schilderung, wie die Mitglieder eines feudalen Klubs „das Wohl des armen Mannes auch beim Essen und Trinken nicht vergessen" wollen und dadurch einen Proletarier zur Wut reizen. „Das ist eine würdigere Behandlung der sozialen Frage, als bei manchen von Kretzers Genossen," sagt unser Kritiker; da müssen die Genossen allerdings

besonders würdige und originelle Geister sein, denn — doch davon später. Jetzt müssen wir uns noch merken, daß Gustav Freytag der „Vorläufer“ von Kretzer und Genossen ist, wodurch sich Freytag maßlos geschmeichelt fühlen wird, und daß andre sich bereits an Kretzer „geschult“ haben. Ein solcher Schüler des Schülers Zolas, Alberti, läßt einen Kutscher darüber philosophiren, daß jede Livree etwas entehrendes habe, und dazu meint Wolff: „Gewiß ist diese Gestalt nicht nach dem Leben gezeichnet, aber ist sie nicht darum gerade litterarisch doppelt interessant“? Nun, bei Zola, Dostojewsky, Brandes und euern übrigen Heiligen, ihr Herren: was habt ihr denn an der Leihbibliotheks-litteratur der letzten hundert Jahre auszusetzen? In der wimmelt es ja von Gestalten, die nie gelebt haben und nie leben werden, Ausgeburten des Tintenfasses, die euch also litterarisch doppelt interessiren müssen. Oder wollt ihr etwa behaupten, daß dort keine Tiraden über die ungleiche Verteilung der Güter des Lebens, kein Revoltiren gegen Verhältnisse, die sich nicht abstellen lassen, solange wir Menschen Menschen bleiben, keine kindlichen Heilungsversuche mit der kranken Zeit zu finden seien?

Die neuen Dichter und ihr kritischer Anwalt beziehen sich gelegentlich auf Rousseau, die Stürmer und Dränger, die Romantiker und verschiedene Proben beweisen, daß noch andre wenigstens der Anlehnung würdig gefunden werden. Wenn aber die neuen Stürmer die jüngstvergangene Zeit ebenso kännten, wie sie sie verachten, so würden sie nicht alles, was ihnen auf- oder einfällt, für ihre Entdeckung halten. „Im vorigen Jahrhundert heiratete das adelige Mädchen ihren bürgerlichen Hofmeister, heute heiratet die Tochter des Kommerzienrats ihren Reitknecht. Man darf auf die litterarischen Nachkommen dieses Tendenz-ehepaares begierig sein.“ Dazu sehe ich keinen Grund. Wer sich die Zeit und Mühe nehmen wollte, könnte vielmehr schon eine stattliche Ahnenreihe derselben zusammenbringen. In G. Sands Compagnon du tour de France vereitelt allerdings der ahnenstolze Vater die Verbindung seiner überspannten Tochter mit einem Tischlergesellen, aber um dieselbe Zeit schon ließ Louise Otto, die sich in G. Sand verlesen hatte, einen Kellner zu einer vornehmen Dame emporgehoben werden. Arno Holz soll den „vierten Stand glänzend in die Poesie eingeführt haben“: Karl Beck mit seinen Liedern vom armen Manne, Püttmann, Freiligrath und so viele andre giebt es also nicht mehr. Mit der Rohheit, der Gehässigkeit, dem wüsten Renommiren der Jünglinge, die wahrscheinlich ihre ersten Höschen zerrissen, als das Deutsche Reich auf den Blachfeldern Frankreichs erobert wurde, und die nun, auf die Blasirtheit unsrer Zeit scheltend, selbst die Blasirtesten spielen, kann es Freiligrath allerdings nicht aufnehmen; aber das, was Wahres in ihren Deklamationen ist, hat er mit ganz andrer Gewalt ausgesprochen. Bleibtreu, Heinrich Hart u. a. wird nachgerühmt, daß sie angefangen hätten, die geschichtlichen Vorgänge unsers Jahrhunderts dramatisch zu bearbeiten. Und Grabbe? und Paul Heyse? und die Menge

von Theaterdichtern niederen Ranges? Und nun gar die „Emanzipation des Fleisches," die Verherrlichung käuflicher Weiber, die Mätressentragödien, die Geschichten von der Wehrlosigkeit des sinnlichen Mannes gegenüber der herzlosen Kokette u. s. w. — das sollen neue Themen sein? Wolff selbst nennt es „nicht mehr ganz neu," daß ein Weib, um den geliebten Mann zu retten, sich einem Machthaber preisgiebt, und bei der Standrede einer Buhlerin gegen die Verführer fällt ihm die Gräfin Orsina ein. Aber er kennt doch Manon Lescault und ihre zahllosen Nachfolgerinnen? Er kennt Ardinghello und Lucinde und Laubes Jugendwerke und Grisebach und — wo wäre ein Ende zu finden! Er kennt wahrscheinlich auch „Roderick Hudson" von dem jüngern James, und sollte ihm das Buch entgangen sein, so sei es ihm empfohlen, es würde ihm vermutlich etwas mehr Genuß bieten, als die Romane seiner Schützlinge. Und da schon Ausländer genannt werden, mag auch Wetterbergh erwähnt sein, der, ohne der jüngsten Generation anzugehören und ohne mit Programmen aufzutreten, soziale Probleme ganz realistisch behandelt hat.

Nach alledem: was bleibt der Schule Originelles selbst in der Schilderung eines Mannes, der den besten Willen hat, Großes an ihr zu entdecken, der einen neuen Schiller ernennt und nur schüchterne Bemerkungen gegen das Gefasel eines Herrn Bölsche wagt, dem durch die Abfertigung in dem Schriftchen „Was dünket euch um Heine?" entschieden zu viel Ehre erwiesen worden ist? Woran erkennen wir „die neue Poesie, welcher Arno Holz ein donnerndes Wiegenlied (!) gesungen hat"? An „sonderbarer Renommage mit der Sünde und daneben greisenhaftem Kokettiren mit Sinnenraffinement und Weltüberdruß", an einem „widerlichen Gemisch von Gemeinheit, Geschmacklosigkeit und Talentlosigkeit", an „phrasenhaftem Pathos", „im Schmutze verkommendem Schmutze" — gesegnete Mahlzeit!

Welche Berechtigung heutzutage ein neuer „Sturm und Drang" habe, das hat der Erfinder dieses Schlagwortes, Klinger, im voraus beantwortet, indem er die Auflehnung gegen die französische Form rechtfertigt. „Also wäre das wilde Thun bisher doch nichts anders, als eine Form zu suchen, die uns behage! Machten wir eine Nation aus, so hätten wir die Form gewiß vorgefunden, denn es läßt sich wohl mit Gewißheit sagen, daß in diesem Falle die Wissenschaften bei uns mit unsern Nachbarn gleich fortgegangen wären ... Genug, die einfachste Form ist gewiß die beste; aber mich deucht, der Deutsche möchte mehr Leben, Handlung und That sehen, als schallende Deklamation hören. Ein solches Stück ist nun freilich schwerer zu schreiben, als zehn wilde Phantasien, wo der unerfahrene Autor alles aus sich selbst nimmt, und dies vermehrt ihre Menge." Aber noch leichter ist es, Manifeste gegen eingebildete Gewalten zu erlassen und immer aufs neue anzukündigen, daß man nächstens etwas thun werde. Wer oder was hindert die Jüngsten, durch unsterbliche Werke alles zu verdunkeln, was vor ihnen gesungen und gesagt worden ist?

Verlangt denn jemand von ihnen, daß sie Romane für Backfische schreiben oder antikisirende Dramen? Ähnelt die Gegenwart der Zeit, die der feurigen Jugend Deutschlands kein Ideal zeigte, und ihrem Thätigkeitsdrange kaum ein andres Feld gewährte, als das der Dichtung?

Nein, es ist nicht Zufall, daß diese Gesellschaft durch den gewählten Parteinamen an eine uns der Zeit nach viel näher stehende Gruppe erinnert, und daß Wolff ihr dasselbe vorhält, wodurch Gervinus sich den unauslöschlichen Haß jener Früheren zuzog: „Sie wollen nichts werden; sie wollen jeder gleich etwas sein. Sie meinen es alle hübsch und gut, aber sie wollen nichts lernen." Auch das erste „junge Deutschland", der ins Doktrinäre übersetzte Sturm und Drang, trat mit schmetternden Fanfaren auf, kündigte auch dem Klassizismus Krieg bis aufs Messer an, und — „wo is et bleven?" würde Pastor Sackmann fragen. Alle die Revolutionäre fanden sich sehr schnell mit der von ihnen verfehmten Gesellschaftsordnung ab, wurden gute, ruhige Bürger und setzten zahllose Bücher in die Welt, von denen sie nicht überlebt worden sind. Nicht als Zertrümmerer der alten verrotteten Zustände, nicht als Herold der „Poesie des Fleisches" kommt Laube auf die Nachwelt, sondern als Theaterdirektor, Selbstüberschätzung brachte Gutzkow zum Wahnsinn, und als der Erfinder des Parteinamens, Wienbarg, starb, konnte man sich kaum noch auf seine litterarische Persönlichkeit besinnen.

Die Jüngsten sollen sämtlich noch sehr jung sein, haben mithin noch Zeit vor sich, um durch Leistungen von Wert ihre Kapriolen in Vergessenheit zu bringen. Aber schwerlich wird ihnen das gelingen, wenn sie nach dem Willen Wolffs sich mit der Absicht an die Arbeit machen, „die mechanischen Errungenschaften zu geistigen Gütern umzuwerten, aus dem neuen Leben die neue Idee zu abstrahiren", „unsern Geist mit der in neuer Macht offenbarten Natur zu versöhnen", oder, wie es Bölsche zu wünschen scheint, den Häckelismus in poetische Formen zu bringen. Welche eigentümlichen Vorstellungen doch manche Ästhetiker von dem Prozeß des Dichtens haben!

Schließlich noch eine Bemerkung. Die Wortführer der „Moderne" beklagen „den Mangel an litterarischem Interesse des Reiches und des Reichskanzlers" (wörtlich!), und in der besprochenen Schrift wird einmal der bestimmte Vorwurf erhoben: „Und diesen Dichter läßt Deutschland darben!" Da ist wohl die Frage erlaubt, was das Reich und der Reichskanzler thun sollen? In dem Augenblicke, wo die Überzeugung immer allgemeiner wird, daß die Kunstakademien in ihrer heutigen Gestalt vom Übel sind, etwa eine Poesieakademie gründen? Tugendpreise aussetzen für Verbreiter des in Reime gebrachten Pessimismus? Im Gegensatze zur Altersversorgung junge Dichter auf Regimentsunkosten versorgen? Oder soll der deutsche Staatsbürger gesetzlich gezwungen werden, die Publikationen des jüngsten Deutschlands zu kaufen? Daß den Gebildeten in Deutschland mehr ernster Anteil an den Erzeugnissen der zeitgenössischen Litte-

ratur zu wünschen wäre, steht fest, aber nicht minder, daß auch die ungeheure Überproduktion an dem ungünstigen Verhältnis zwischen Bücherverlag und Bücherverkauf schuld ist. Und eine Fruchtbarkeit, wie sie diese litterarische Jugend bekundet, wird das Verhältnis nicht bessern.

Riehls letztes Novellenbuch

Dieses Buch beschließt den Cyclus meiner „Fünfzig Novellen", die, in sieben Bänden nach und nach veröffentlicht, ein Ganzes bilden, an welchem ich zweiundvierzig Jahre lang gearbeitet habe." Mit dieser einfachen Ankündigung leitet H. W. Riehl, der alte, junggebliebene Kulturhistoriker und Erzähler, den neuesten und, wenn wir den Verfasser beim Wort nehmen wollen, letzten Band der prächtigen Geschichten ein, mit denen er einen Gang durch „tausend Jahre der deutschen Kulturgeschichte" und hie und da über die deutsche Kulturgeschichte hinaus gemacht hat. Weder wir, noch das Publikum, werden ihn beim Worte nehmen, wenn er die fünfzig Novellen nicht nur in ein Buch sammeln, sondern sie zu fünfzig und einigen vermehren wollte. Es liegt also nur am Erzähler selbst, ob er sich streng auf das Gegebene beschränken, und ob der heute vorliegende Band Lebensrätsel*) nicht bloß für jetzt die neueste Sammlung Riehlscher Novellen sein, sondern in der That die letzte bleiben soll. Die besten Novellen des Verfassers sind längst mit allgemeiner Zustimmung dem Schatz unsrer bleibenden Litteratur eingereiht worden, und die sprudelnde Fülle der Erfindung, die in allen fünfzig waltet, erfrischt uns auch bei den neuesten, die sich „Damals wie heute", „Gradus ad Parnassum", „Fürst und Kanzler", „Am Quell der Genesung", „Die Gerechtigkeit Gottes" nennen.

Riehl nimmt bekanntlich in der modernen deutschen Novellistik eine Sonderstellung nicht nur durch die Vortrefflichkeit seiner Leistungen, sondern auch durch die besondre Richtung und Haltung seiner Geschichten ein. „In einer Geschichte soll vor allen Dingen etwas geschehen; der Gang der Handlung, die Erfindung ist die Hauptsache. Eine Geschichte soll gut erzählt werden; der gute Erzähler aber ist knapp in seinem Vortrage, er bleibt bei der Stange und schweift nicht aus in Betrachtungen und Malereien, er regt Stimmungen und Gedanken an und überläßt es dem Zuhörer, sich seine weitern Stimmungen

*) Lebensrätsel. Fünf Novellen von W. H. Riehl. Stuttgart, Cotta, 1888.

und Gedanken selbst zu machen. Ein Vortrag, entsprechend dem Stil des alten Holzschnittes, sitzt darum solchen Geschichten besonders gut." Mit diesen Worten charakterisirt Riehl Vorzug und bewußte Haltung seiner meisten und auch dieser neuesten Novellen vortrefflich und ausreichend. Er ist unter den Erzählern im Holzschnittstil, bei denen das meiste auf kräftigen Umriß, auf Hervorhebung der sprechendsten Züge, auf glückliche Andeutung des Entfernteren ankommt, ein Meister, der seines gleichen sucht. Nur sollte die Anerkennung, die man dem glücklichen ud phantasiereichen Zeichner für den Holzschnitt zollt, nicht dahin führen, nach leidiger, deutscher Sitte sofort mit dem Künstler andrer Richtung, sagen wir mit dem Aquarellisten, in Hader zu geraten. Daß Riehls Novellen neben denen Kellers, Heyses, Storms, der Ebner-Eschenbach und andrer nichts zu bedeuten hätten, ist ein Irrtum; daß umgekehrt die ausgeführte, farbenreiche, stimmungsvolle Novelle einer Reihe unsrer besten Dichter nichts bedeute, ist eine Unwahrheit. Das Verständnis für Kunst und Verdienst des Holzschnittes schließt das Verständnis für Kunst und Verdienst des Aquarellbildes nicht aus; für beide Richtungen giebt es Grenzen, mit beiden sind gewisse Gefahren verbunden. Wir haben hier die der ausgeführten, psychologisch feinere Empfindungen und Stimmungen breiter ausmalenden Novelle nicht zu erörtern. Die Gefahren der — sagen wir mit Riehl — Holzschnittnovelle liegen in der allzugroßen Freiheit des erfindenden Dichters, der, da er die Situationen nicht auszuführen, die Übergänge nicht lebendig darzustellen, sondern nur zu berichten braucht, gelegentlich der „Bescheidenheit der Natur" ein Schnippchen schlagen kann, sie liegen in der Leichtigkeit, womit Gedankenwandlungen, Gemütserschütterungen, innere Katastrophen behauptet werden können, ohne überzeugend dargestellt zu werden, sie liegen endlich in der Möglichkeit, äußere Ereignisse ohne besondere Motivirung und ohne die dazwischen liegenden Vorbereitungsmomente zu verknüpfen. Von all diesen Freiheiten wird natürlich ein Meister wie Riehl nur bescheidnen Gebrauch machen, er wird sich vor der Willkür hüten, Handlungen zu vorgefaßten moralischen Sentenzen zu erdenken oder Menschengestalten durch Situationen zu geleiten, die bei ausgeführter, dramatisch anschaulicher Darstellung vollkommen unmöglich wären. Er wird in dem glücklichen Falle sein, gelegentlich ein Erlebnis, einen Konflikt im engen Rahmen der Novelle darstellen zu können, das in der Aquarellmanier (um bei unserm wie die meisten Bilder nicht vollkommen zutreffendem Bilde zu bleiben) einen ganzen kleinen Roman beanspruchen würde, und wird doch der Versuchung ausweichen, ein Weltbild in der einfachen Erzählung spiegeln zu wollen. Er wird aber selbst am wenigsten verkennen, daß gar viele zur Holzschnittmanier greifen, weil sie der lebendig-realistischen, in glaubhafte Wirklichkeit verwandelten Ausführung ihrer Erfindungen nicht gewachsen sind und meinen, im „Umriß" gehe jede Verzeichnung und jedes Mißverhältnis der Proportionen hin, während bekanntlich das Gegenteil der Fall ist.

Jedenfalls ist es müssig, den Streit über die zweckdienlichere Form der Novelle bei jedem scheinbaren Anlaß zu erneuern. Die Wirkungen der frischen und sehr individuellen Erzählungskunst Riehls können durch ein mögliches Mißverständnis seiner Novellentheorie schließlich nicht in Abrede gestellt werden, und angesichts seiner neuesten fünf Novellen entsteht viel mehr die Frage, wie sie sich zu seinen vorangegangenen fünfundvierzig Geschichten, als wie sie sich zu seiner Anschauung vom Wesen und von der Vortragsweise der besten Novelle verhalten. Und da ist es denn hocherfreulich sagen zu können, daß die gewinnendsten und tüchtigsten Eigenschaften des Erzählers Riehl sich auch in diesem letzten Bande wiederfinden. Warum er ihn „Lebensrätsel" nennt, sagt er uns am Schlusse seiner Vorrede: „Ein religiöses Gemüt kennt keinen Zufall: denn der Zufall ist ihm gerade das Notwendigste, über unserm freien Willen stehend, im Willen Gottes, das kleine Rätsel im großen Weltenrätsel. Und so giebt jede rechte Novelle bei aller klarsten Lösung der psychologischen Probleme — gleichviel ob sie mit unsern Grillen und Launen spielt oder die dämonischen Tiefen der Leidenschaft enthüllt — dem Leser doch immer auch zugleich ein Lebensrätsel auf. In diesem Sinne wählte ich den Titel dieses letzten Bandes und schloß das Gesamtwerk, welches den Leser durch tausend Jahre führt, mit einer Rittergeschichte, die aber heute wie gestern, die zu allen Zeiten spielt, sie heißt die Gerechtigkeit Gottes."

Vor allem ist es die unverwüstliche Frische des Erfinders und Erzählers, die uns in diesen Novellen, geradezu siegend und leuchtend aber aus der in die Mitte gestellten „Fürst und Kanzler," entgegenschaut und herzerquickend wirkt. Die Geschichte wird sicher mit allgemeiner Zustimmung den längst anerkannten Meisterstücken Riehls angereiht werden, sie spielt auf dem Boden, der Riehl besonders vertraut ist und dessen lebendige Anschauung ihn vor jedem Schritt nach der „Butzenscheiben-Novellistik" ein- für allemal bewahrt hat. Ein Prachtstück aus dem kleinstaatlichen Leben des Halbjahrhunderts nach dem dreißigjährigen Kriege, eine Geschichte, die namentlich in ihrem Grundmotiv und ihrer ersten Hälfte sich zur lebendigsten Wirkung erhebt, in der der Gegensatz zwischen dem fürstlich gewaltthätigen Markgrafen Philipp und seinem Kanzler auch die weitere Wendung und das Stück abenteuerlicher Pädagogik begreiflich machte, mit welchem der glückliche Schluß der Handlung herbeigeführt wird. Hier hat der Novellist Gelegenheit, seine besondre Kunst zu entfalten, und hier grenzt doch wieder — und das ist sehr bezeichnend — die Ausführung in ihren ergreifendsten und anschaulichsten Szenen an jene Erzählungsart, welche die farbige Ausmalung und die Wiedergabe der Stimmungen zum Wesen der Novelle rechnet. Der Wolf- und Bärenkampf im Binnenhofe des Schlosses, die Katastrophe im Hause des Kanzlers, die Unterredung zwischen dem als Calicant vermummten Doktor Behaim aus Nürnberg und dem zornigen Markgrafen, die tolle Liebeswerbung Behaims um

Eleonore, die Tochter des Kanzlers, und die Schlußszene stellen uns nicht bloß Umrisse, sondern Lebensvorgänge selbst mit allen Farben und Stimmungen vor Augen. In ihnen überkommt den knappen und vorwärtsdrängenden Erzähler die Lust und die Macht des Dichters, der sein Empfinden und inneres Anschauen Hörern und Lesern zugleich mit den Thatsachen aufzwingt, die er berichtet. Am wenigsten ist dies der Fall in einer Erfindung, wie der Erzählung „Am Quell der Genesung." Obschon sie mit gutem Humor eingeleitet ist — wie sich denn niemand dem Reiz in der Schilderung der Vergnügungsreise des Herrn Eugen Milett entziehen wird — leidet die Erzählung doch gegen ihren Schluß hin an lehrhafter Unwahrscheinlichkeit, die Mängel der Holzschnittmanier machen sich unwillkürlich oder auch willkürlich geltend. Die beiden Rittergeschichten dagegen am Eingange und am Schlusse des Bandes „Damals wie heute" und „Die Gerechtigkeit Gottes" zeichnen sich durch dieselbe glückliche Mischung von Lebensernst und Humor aus, die Riehl so oft bethätigt hat. In der modernen Musikgeschichte „Gradus ad Parnassum" ersteht der pfiffige Bediente der altspanischen Komödie in der Gestalt des genialen Stiefelwichsers Achilles Schneider recht hübsch wieder, aber der Cembalist und Sonatenkomponist Ludolf Hilmer ist zu sehr der Träger jener wunderlichen musikalischen Anschauungen, nach denen man schließlich die kleinen Meister den großen, die unproduktiven Naturen den produktiven vorziehen müßte. Es ist ja richtig, und kein wahrhaft künstlerisch empfindender Mensch wird sich darüber täuschen, daß alle harmonisch reine und edle Kunst ein Gepräge von Schlichtheit hat und das Widerspiel zu eiteln Künsten ist. Aber der Musiker, den Fräulein Marie Dagolf begehrt, gleicht doch gar zu sehr dem Riesen, der zugleich wie ein Zwerg aussieht, und den (wie Moritz von Schwind — auch ein Münchner Meister! — lachend zu sagen pflegte) die Leute fürs Leben gern hätten. Wenn Ludolf Hilmer, wie am Schluß seiner Geschichte versichert wird, ein berühmter Tonsetzer geworden ist, so kann das Schöne, das er geschaffen hat, eben nicht so geklungen haben, als ob es jeder machen könnte.

Doch nichts für ungut, die neuen Novellen Riehls sind ja keine ästhetischen oder kunstgeschichtlichen freien Vorträge. Des jugendlichen Feuers, der kräftigen Lebenslust, der frischen Teilnahme an Welt und Menschen, an Natur und Kunst, die überall aus ihnen spricht, können wir uns von Herzen erfreuen, auch ohne alle Anschauungen des Verfassers zu teilen. Wenn Riehl meint, er müsse als Novellist fortwährend versichern, daß er kein Professor, und als Professor, daß er kein Novellist sei, so ist das eine der minder erfreulichen Folgen des glorreichen Zeitalters der Spezialität. Im großen und ganzen hindert dies Zeitalter doch nicht, sich an einer tüchtigen, geistvollen Natur zu erfreuen, deren Vielseitigkeit und Drang ins Weite durch einen gesunden Kern von Anschauungskraft, von gestaltendem Talent und von unartikulirter Frömmigkeit trefflich zusammengehalten wird.

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

17. Die Masern in Groß-Rüblingen

Der Gemeindekrug zu Groß-Rüblingen erfreute sich eines lebhaften Zuspruches von Gästen und Fliegen. Beide vertrugen sich gut mit einander, saßen ihre Zeit thatlos auf Stühlen und Bänken und steckten ab und zu ihre Rüssel, „beziehentlich" ihre Nasen ins Glas oder in einen Tropfen. Die Gäste waren meist Knechte, die ihren schönen Lohn im Vorbeigehen an den Mann bringen wollten, ein paar heruntergekommene Bauern, ein stets betrunkener Chausseekratzer und wer gerade sonst die Landstraße zog und nicht vorübergehen wollte. Heute war Zenker-Fritze, einer von den Großbauern aus Klein-Rüblingen, zur ungewohnten Stunde, das heißt bereits am Vormittage, eingetreten. Wenn wir ihn Großbauern nennen, so thun wir das unter uns. Dort zu Lande will man nicht Bauer heißen, man nennt sich „Oekonom" und ahmt die Tracht und das Benehmen des Gutsverwalters nach. Also Zenker-Fritze hatte sich breit auf seinen Stuhl hingepflanzt, hatte sich einen Cognak geben lassen und war eine Zeit lang in tiefem Sinnen sitzen geblieben. Jetzt stand er stöhnend auf und reckte die Glieder.

Na, wieder weiter reisen? rief der Wirt von seinem Bierschank aus.

Es hilft ja weiter nichts.

Ein Bischen zum Scheibenschießen in den roten Hahn?

Nein, Kinder suchen zum Rübenverziehen. Weißt du keine, Wilhelm? — Der Wirt stand sich nämlich mit der ganzen Gegend auf du und du.

Kinder? Kinder haben wir genug. Aber es ist Schule.

Na dann wird freigegeben.

Wenns nur wahr ist! Versuchs, Fritze. Aber unser Pastor ist nicht so, der giebt nicht gleich frei. Wenns noch der Kantor wäre, mit dem läßt sich reden. Oder wenns der Schulze wäre, der ist auch nicht so.

Nein, der ist nicht so, klang es aus dem Hintergrunde, alles was recht ist, aber unser Schulze ist nicht so.

M—it dem k—ann man Pf—erde m—ausen, lallte der Chausseekratzer. Das war ein vermessenes Wort, das ein andrer sich nicht hätte erlauben dürfen, aber dem betrunknen Kerl nahm man nichts mehr übel. Man lachte nur und sagte: Du hälst dein Maul!

Es schien also geboten, zum Herrn Pastor zu gehen. Ein Bauer geht aber nie den einfachen und geraden Weg, wenn es möglich ist, einen Umweg zu machen oder eine Hinterthür zu suchen. Außerdem fühlte sich Zenker-Fritze durch die Stimme seines Herzens zu dem hingezogen, mit dem man Pferde mausen konnte. Er ging also zum Schulzen und trug seine Sache vor. Der Schulze machte sein allerwichtigstes Gesicht, konnte aber nichts erlauben und schickte Zenker-Fritzen zum Herrn Kantor. Der Herr Kantor machte alle Nebengesichtspunkte, Nebenvorteile

und Nebenrücksichten geltend, konnte aber zu seinem großen Bedauern seinem lieben Zenker nicht helfen; über das Freigeben der Schule „befinde“ der Herr Lokalschulinspektor.

So half es denn nichts. Zenker-Fritze zog den Kopf in die Schultern und segelte hinüber auf die Pfarre.

Natürlich war Sonnabend. Wer etwas von dem Herrn Pastor wollte, kam unfehlbar am Sonnabend, dem einzigen Tage, wo der Herr Pastor, der dann hinter seiner Predigt saß, zu stören war. Herr Zenker wurde darum auch nicht allzu freundlich aufgenommen; kaum daß er einen Stuhl erhielt. Nach verschiedenen Betrachtungen über Wetter, Kornpreise und der Welt Lauf rückte Zenker-Fritze mit seinem Anliegen vor.

Der Herr Pastor wußte längst, wo er hinaus wollte, und hatte sich längst entschieden, den Bittsteller einfach abzuweisen. Das fehlte auch noch! Er hatte sich oft genug über diese Rübenwirtschaft geärgert. Rüben! Rüben! Das war ungefähr dasselbe, wie wenn an der Nordsee der Heringszug angekündigt wird. Dann hört eben alles andre auf. Die Schule wird angesehen als eine Erziehungsanstalt für junge Rübenverzieher! Und dabei kommt jeder allein und will die Schulkinder nur ein paar Tage für sich haben. Jetzt wollten auch die Klein-Rüblinger berücksichtigt sein. Kein Gedanke! Er schlug es also rundweg ab. Worauf Zenker-Fritze unverdrossen seine Rede noch einmal brachte und mit dem Ansinnen schloß, man solle wenigstens zwanzig bis dreißig Kinder beurlauben, die Schule brauche ja nicht auszufallen. Auch hierauf ging aber der Herr Pastor nicht ein. Es sei unmöglich, es fehlten wegen der Masern so schon viele Kinder; vor einer leeren Klasse sei nicht Schule zu halten. Worauf Zenker-Fritze zum dritten Male ansetzte und mit dem Trumpfe schloß, der Herr Amtsvorsteher sei auch dafür und die Schule solle ausfallen. Das letztere war eine Lüge. Der Herr Amtsvorsteher war immer sehr dafür, wenn Rübenferien gegeben wurden, denn er baute selbst seine zwanzig Morgen, aber er hatte nicht gesagt, daß die Schule ausfallen solle.

Jetzt riß dem Herrn Pastor der Geduldsfaden. Herr Zenker möge dem Herrn Amtsvorsteher seine Empfehlung machen, und der Herr Amtsvorsteher habe in Schulsachen gar nichts zu sagen. Hierauf wurde Zenker-Fritze mit Schnelligkeit hinausbefördert. Da stand er wieder draußen auf der Dorfstraße und strich sich über die Sonnabendsstoppeln seines unrasirten Kinnes. Es war genau so geworden, wie es ihm sein ahnungsvolles Gemüt vorhergesagt hatte; nichtsdestoweniger war er tief gekränkt und dachte an Beschwerden bei der Regierung, dem Konsistorium und dem Kaiser.

Als er wieder in der Schenke angekommen war, fand er dort zwei Aerzte, den Doktor Brillo aus Sassendorf und den Doktor Schimmelpfennig aus Klose, eine halbe Stunde davon. Man darf sich nicht wundern, zwei Aerzte so dicht bei einander zu finden. Sie sitzen jetzt auf dem Lande, das heißt da, wo Rüben gebaut werden und Geld im Dorfe ist, so dicht bei einander, daß jenes alte schöne Lied in zeitgemäßer Verbesserung lauten müßte: „Es ist ja kein Dörflein so kleine, ein Medicus muß ja drin seine.“ Nun wohnte in Kladewitz, dicht bei Groß-Rüblingen, einer von den großen Oekonomen, die in der guten Zeit von der Zuckerfabrik ein schönes Stück Geld verdient hatten, ein schwer reicher Mann. Er hieß der alte Susterbe. Das Wort bedeutet die große Harke, mit der die Kornstoppel nachgeharkt wird. Das hatte ihm nicht gefallen, und er hatte mit Hilfe irgend eines Herrn Kantors seinen Namen in Zustab verhochdeutschen lassen. Dieser Herr Zustab hatte sich übrigens auf Bildung und Naturwissenschaften

gelegt, sich eine große Bibliothek angeschafft und nach allerhöchstem Vorbilde die Herren Brillo und Schimmelpfennig zu seinen Leibärzten ernannt. Die mußten dann immer zusammen erscheinen und „konferiren", wenn sie ihm eine wohlverdiente Laxanz zu verschreiben hatten. Gerade waren sie wieder auf dem Wege. Weil aber ein Pferd vor ihrem Wagen ein Hufeisen verloren hatte, waren sie, während der Schmied ein neues auflegte, in die Schenke eingetreten.

Na, wie ist es denn? fragte der Wirt, als Zenker-Fritze eintrat.

Nichts ist.

Siehst Du, das sagte ich gleich. Was meinte er denn?

Es wären die Masern im Dorfe, und da dürfte er die Schule nicht ausfallen lassen.

Doktor Brillo horchte hoch auf. Die Masern im Dorfe und deshalb die Schule nicht ausfallen lassen? war denn dieser Pastor verrückt? Aber der Kollege Schimmelpfennig, einer von den ältern Aerzten, die mit Seelenruhe nach den Regeln der Kunst ihr Rezept schreiben und ihre Rechnung aufstellen, machte kein Arg daraus, sondern sagte ganz gelassen: Na, dann seht nur zu, daß ihr möglichst bald davon kommt. Ich meine, es ist besser, ihr macht die Sache mit einem Male ab, als daß ihr sie über ein halbes Jahr hinzerrt.

Doktor Brillo fuhr von seinem Stuhle auf. Es war empörend! Denn was bedeutete das anders, als die mittelbare Aufforderung, sich gegenseitig anzustecken, der Säuche eine möglichst allgemeine Verbreitung zu geben, allem, was die moderne Wissenschaft ergründet hat, was die „Hygiene" befiehlt, was Pettenkofer lehrt, ins Gesicht zu schlagen. Und so etwas spricht nicht etwa ein Bauer, ein Laie aus, sondern ein Mann der Wissenschaft, ein Arzt! Wahrlich, es war hohe Zeit, daß diese alten Herren durch jüngere Kräfte ersetzt wurden, die gelernt hatten, daß die Vorbeugung der bessere Teil der ärztlichen Kunst ist.

Doktor Brillo wollte sich dieser Sünde nicht teilhaftig machen, sondern den Leuten ein Licht aufstecken, mochte der alte Pflasterkasten dazu sagen, was er wollte.

Also die Masern. Treten gewiß bösartig auf?

Bösartig eigentlich nicht, erwiderte der Wirt. Na ja, Reiters Lieschen hat sie schlimmm. Aber das war von jeher ein schwaches Kind, das jüngste von sieben Geschwistern.

Und die andern gehen natürlich in die Schule, stecken die Schulkinder an und verseuchen das Lokal derart, daß eine Infektion so sicher stattfindet, wie mein Finger schwarz wird, wenn ich ihn in Tinte stecke.

Was kann man da machen? Es liegt in der Luft.

Nein, es liegt nicht in der Luft, sondern auf der flachen Hand, am Kleide hängts, auf den Bänken klebts, an der Wand sitzts. Und so wird es übertragen, dringt in den Organismus ein und verursacht Stärungen, die mit Wassersucht, Taubheit, Blindheit und dem Tode endigen können.

Die Bauern machten große Augen, und der Herr Doktor hielt für geboten, einen populären Vortrag zu halten über Mikroben, Bakterien, Nährboden, Reinkulturen und den Masernbacillus, den er als einen Spaltpilz von „minimaler" Größe darstellte.

Die „minimale" Größe machte einen tiefen Eindruck. Der Wirt dachte an so etwas wie Regenmaden, und der versoffene Chausseekratzer, der mit dem Delirium tremens schon seine Erfahrungen gesammelt hatte, war überzeugt, daß es solche unsichtbare Läuse sein müßten, wie sie ihm manchmal über die Haut gekrochen waren.

Das hilft nun nichts, sagte Zenker-Fritze, wer sie kriegen soll, der kriegt sie.

Nein, lieber Herr, wer als Vater oder Bürger seine Schuldigkeit nicht thut, dessen Kinder kriegen sie. Haben Sie Kinder? Sehen Sie! Wenn bei Ihnen die Thüren frisch gestrichen sind, was? und Ihre Frau hat den Kindern die Sonntagskleider angezogen, sagen Sie dann: Wer einmal Flecke an die Kleider kriegen soll, der kriegt sie? Nein, Sie verbieten es, an die gestrichnen Thüren zu gehen, nicht wahr? Genau so muß es mit den Masern sein. Es muß absolute Isolirung eintreten. Die Schule muß sofort geschlossen werden, es dürfen auch gesunde Kinder aus Häusern, in denen die Masern herrschen, mit andern Kindern in keine Berührung kommen. Es muß der Schutz der Gesetze angerufen werden. Wozu haben wir Gesetze, wenn sie nicht angewendet werden?

Herr Doktor, der Wagen ist vorgefahren.

Die Herren empfahlen sich. In der Thür hielt Zenker-Fritze den Herrn Doktor Brillo noch einen Augenblick fest, erkundigte sich angelegentlich nach dem fraglichen Gesetze und erfuhr, daß allerdings bei Masern die Schließung der Schule durch den Amtsvorsteher gesetzlich angeordnet sei. Das war Wasser auf seine Mühle.

Der Amtsvorsteher wohnte in Klein-Rüblingen. Am Sonntag Abend trafen sich der Amtsvorsteher und Zenker-Fritze beim Schafkopfspielen. Hierbei wurden natürlich die Neuigkeiten in der Gegend besprochen. Das neueste waren die Masern in Groß-Rüblingen. Zenker-Fritze machte eine haarsträubende Beschreibung und ließ zur Verstärkung der Wirkung den Doktor Brillo mit seinen Mikroben und Maserpilzen von „minimaler" Größe antreten. Man dachte schon mehr an Champignons und dergleichen und graulte sich.

Da werden wir wohl die Schule nächstens schließen müssen, sagte der Herr Amtsvorsteher, der sein Gesetz über die ansteckenden Krankheiten wohl kannte.

Das meinte der Doktor Brillo auch. Aber der Pastor will nicht.

Ob der Pastor will oder nicht, das ist ganz egal.

Das meinte ich auch, aber der Pastor sagte: Machen Sie dem Herrn Amtsvorsteher meine Empfehlung, und er hätte in Schulsachen gar nichts zu sagen.

Was?

Wie ich dir sage: Machen Sie dem Herrn Amtsvorsteher meine Empfehlung, und er hätte in Schulsachen gar nichts zu sagen.

Der Amtsvorsteher verfärbte sich, sagte aber kein Wort und spielte weiter. Aber er spielte schlecht, sichtlich unaufmerksam. Am andern Morgen noch vor Tagesanbruch öffnete er den Amtsschrank und nahm die Gesetzsammlung heraus. Da stand mit klaren Worten geschrieben, daß bei Masern und andern Epidemien die Schließung der Schule von Polizei wegen zu erfolgen habe und daß, wenn Gefahr in Verzug sei, der Amtsvorsteher befugt sei, die Schließung anzuordnen, worauf Bestätigung beim Landratsamt einzuholen sei. Und da läßt ihm dieser Pastor sagen, er habe nichts zu befehlen! Der Amtsvorsteher fühlte sich als Mensch und Beamter tief beleidigt.

Man erwäge aber auch folgendes. Er stammte aus einem Kossatenhofe in Klein-Rüblingen. Als jüngerer Sohn war er beim Militär auf Avancement eingetreten. Da er nun von der Schule her sich einer schönen Handschrift erfreute, war er viel im Regimentsbureau beschäftigt worden und hatte sich da einige Geschäftskunde angeeignet. Ja er stand eben davor, Feldwebel zu werden, als sein älterer Bruder starb und er um den Abschied einkommen und den Hof übernehmen mußte. Er brachte dann den etwas verkommenen Hof in die Höhe, wurde, da keiner in der Gegend die Feder so führen konnte wie er, Amtsvorsteher und sogar

Kreisdeputirter und erfreute sich einer Achtung und eines Ansehens, auf die er nach der Zahl seiner Morgen Acker keinen Anspruch hätte erheben können. Officium trahit, sagt Bismarck, unser Amtsvorsteher war von seinem Amte gänzlich dahingenommen.

Und da kommt nun dieser Pastor und meint, er, der Amtsvorsteher, habe nichts zu sagen. Warte, Schwarzrock! Er trug also sein Schreibzeug zusammen, jagte Frau und Magd aus der Stube, setzte sich an den großen Tisch und schrieb im schönsten Polizeistil: „Herrn Doktor Brillo Wohlgeboren. Ew. Wohlgeboren haben, wie mir glaubhaft hinterbracht ist, im Gasthofe zu Groß-Rüblingen erklärt, daß daselbst die Masern herrschen. Ich ersuche Ew. Wohlgeboren freundlichst, mir ein Gutachten dieserhalb auszustellen, ob die Schule wegen die Masern geschlossen werden soll und muß."

Nun wurde der Amtsdiener aufgeboten. Dieser zog seinen Rock mit den langen Schößen an, gürtete sich den alten Landwehrsäbel um, setzte die blaue Mütze auf und zog los. Als er wieder ankam, brachte er gleich die Antwort mit, des Inhalts, daß über die Schließung der Schule der Herr Kreisphysikus zu befinden habe, daß aber seiner Kenntnis der Sache nach allerdings die Masern in Groß-Rüblingen herrschten, und daß es dringend geboten erscheine, die Schule zu schließen.

Der Herr Amtsvorsteher las das mit Freuden, säuberte abermals die Stube von den Frauenzimmern, tauchte tief ins Tintenfaß und schrieb: „Herrn Kantor Weißhaupt in Groß-Rüblingen. Ich ordne hiermit an, daß Sie bei 50 Mark Geldbuße oder verhältnismäßiger Gefängnisstrafe angesichts dieses sofort die Schule schließen und darüber, daß es geschehen, binnen vierundzwanzig Stunden berichten."

Der Amtsdiener marschierte abermals los.

Der arme Kantor erschrak gewaltig, schickte seine Kinder Hals über Kopf nach Hause und zog mit dem Ukas hinüber zum Herr Pastor.

Der Herr Pastor wurde wild. So etwas war ihm doch noch nicht vorgekommen. Und warum eigentlich? Der Herr Kantor erwog alle Möglichkeiten, die nicht zur Sache gehörten. Endlich kam man auf die Masern. So ein Unsinn, wegen sechs masernkranker Kinder dreiundneunzig Schüler nach Hause zu schicken.

Warten Sie, Herr Kantor, diesem Herrn wollen wir einmal ein Licht aufstecken.

Länger hielt es die Frau Pastorin, die in der Nebenstube die Verhandlung mit angehört hatte, nicht aus. Sie erschien in der Thür mit ihrem Strickstrumpfe und bat ihren lieben Mann himmelhoch, keinen Streit anzufangen. Der Herr Pastor wollte nichts hören. Endlich einigte man sich dahin, daß der liebe Mann zuvor in die Stadt gehen und beim Herrn Superintendenten vorsprechen solle. Er könne gleich vier Pfund Rindfleisch mitbringen.

Der Herr Pastor hängte also seine Reisetasche mit dem gestickten Hündchen auf dem Deckel um und eilte im Filialschritt in die Stadt, den besagten Ukas in der Tasche. Der Herr Superintendent wunderte sich nicht wenig. Man schlug das Gesetz- und Verordnungsblatt nach. Richtig, da stand es; der Herr Amtsvorsteher war in seinem Rechte. Es war Thatsache, daß ein solches Pascharegiment gesetzlich geordnet war. Beide Herrn wunderten sich gemeinsam und sangen ein Loblied auf die Selbstverwaltung. Nach der dritten Zigarre stellte sich aber das Gefühl der Wurschtigkeit ein. Na denn man zu!

Es möge hier noch eingeschaltet werden, daß der Herr Amtsvorsteher vorgeschriebenermaßen an das Landratsamt berichtete, daß der Herr Landrat beim Herrn Kreisphysikus anfragte, und daß letzterer unbesehen dem Gutachten des Herrn Doktor Brillo beitrat.

Tags darauf fuhren die beiden Herrn Doktoren wieder zum alten Susterbe und kamen also auch wieder durch Groß-Rüblingen. Man konnte von der Dorfstraße aus die Schule sehen. Alle Fenster standen auf, es rührte sich keine Maus.

Na nu, meinte der alte Herr, schon wieder Ferien?

Wie Sie sehen, Herr Kollege. Obrigkeitliche Schließung wegen der Masern. Ging schnell, nicht wahr?

Am Ende des Dorfes unter der großen Linde war ein ganzes Rudel kleiner Kinder versammelt. Man spielte einträchtig Ringelringelreihe, und ein paar alte Weiber mit Säuglingen in den Mänteln saßen dabei.

Guten Morgen, Pietschen, rief Doktor Schimmelpfennig einer von ihnen zu. Ihr sorgt wohl für die Masern?

Die Pietschen verstand nicht, was der Doktor wollte, und greinte, und Doktor Brillo that, als hätte er's nicht gehört.

Man fuhr über den Osterberg und kam in die Klein-Rüblinger Flur. Da war auf dem Rübenacker alles schwarz von Schulkindern. Im Chausseegraben hatten die Jungen ihre Jacken alle auf einen Haufen gelegt. Im Hintergrunde stand Zenker-Fritze in der Haltung eines Großgrundbesitzers, der seine Sache im Schwunge hat.

Man wird verstehen, wie das gekommen war. Kaum hatte Zenker-Fritze erfahren, daß die Schule in Groß-Rüblingen geschlossen sei, so fuhr er mit ein paar Leiterwagen los, ließ im Dorfe ausklingeln, daß Kinder zum Rübenziehen gesucht würden, packte die Kinder, die haufenweise ankamen, auf seine Wagen und fuhr hinaus aufs Feld. Das war der Erfolg des Schulschlusses.

Es ist ein Skandal! rief Doktor Brillo. Also dazu werden Gesetze gegeben, und das nennt man „Hygiene" auf dem Lande!

Hm! sagte der ältere Kollege, wenn Sie Arzt bei den Kaffern wären, so würden Sie vermutlich mit der „Hygiene" nicht viel Erfolg haben. Die Leute hier sind auch so eine Art von Kaffern. Man muß ihnen die Röcke zuschneiden, wie sie ihnen passen, sonst hilft die ganze Schneiderei nichts.

Es sollte noch besser kommen. Die Masern gingen in Groß-Rüblingen ihren Gang, die eine Dorfstraße hinauf, die andere wieder herunter, ganz in der Weise, wie Haus mit Haus verkehrte. Die Schließung der Schule kam hierbei gar nicht in Betracht. Nur die eine Ecke des Dorfes war noch einigermaßen verschont geblieben.

Als die beiden Herren Aerzte nach einem Vierteljahre wieder durch Groß-Rüblingen kamen, standen im Schulhause immer noch alle Fenster auf, und es duftete weit über die Straße nach dem Chlorkalk, womit man landrätlicher Verordnung gemäß die Wände und Bänke beschmiert hatte. Der Herr Kantor wirtschaftete in seinem Bienenhause, und die Schuljugend schweifte durch Felder und Gärten und trieb Unfug. Im Klaushofe, der zu der bisher noch ziemlich masernfreien Ecke gehörte, waren trotz des warmen Tages alle Fenster geschlossen. Hinter einem dieser Fenster sah man ein halbes Dutzend Kinderköpfe. Die Bäuerin stand vor dem Thore.

Guten Tag, Klausen, sagte Doktor Schimmelpfennig, bei euch ist wohl Kindergesellschaft?

I nein, Herr Doktor, wir haben nur ein paar Kinder aus der Nachbarschaft zu unserm Dorchen kommen lassen. Das arme Kind hat die Masern gehabt, aber es geht schon wieder ganz gut, und nun will sie nicht allein sein.

Und da habt ihr zu dem masernkranken Kinde seine Gespielen gerufen?

Was will man denn weiter machen, wenn es die Kinder durchaus haben wollen?

Sehen Sie mal, Herr Kollege, da haben Sie ein Stück „Hygiene."

Ja, woher soll es denn das Volk wissen, was es zu thun und zu lassen hat, wenn es nicht unterrichtet wird? Ich halte es durchaus für nötig, daß in der Volksschule Gesundheitslehre eingeführt wird. Sie meinen, dazu sei keine Zeit? Für die deutschen Kaiser, für Abraham und die Propheten ist immer Zeit — nicht wahr? Ich halte die Gesundheitslehre für viel wichtiger als das alles.

Na, da wünsch' ich Ihnen viel Glück, Herr Kollege.

Dezember 1888 Ad naturam delineavit

F. A.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Vom falschen und vom echten Vischer. Vor etwa zwei Monaten erschien in Stuttgart ein Buch, das durch seinen Titel viele Käufer angelockt haben wird: „Schillers Leben und Wirken. In zwanglos gebundener Rede dargestellt von einem Ungenannten, aber doch Bekannten." Die geheimnisvolle Andeutung über den Verfasser klärt der ungenannte Herausgeber in der Vorrede in einer Weise auf, die geeignet ist, den Leser gründlich irre zu führen. Nachdem er mitgeteilt hat, daß die Dichtung bereits zum Schillerjubiläum des Jahres 1859 vollendet war, aber aus besondern Gründen, die nach dem „unlängst erfolgten Tode des schwäbischen Ungenannten, aber doch Bekannten hinfällig geworden sind," nicht veröffentlicht wurde, fährt er fort: „Nur ein Mann von dem feinen Geist und edeln Gefühl des Verfassers durfte es wagen, unsern großen Klassiker in der Gestalt eines ernstkomischen Heldengedichtes zu besingen. Nicht nur daß er unsre Empfindung für das Geweihte und Hohe nicht im mindesten verletzt, gelang es ihm, vielmehr den didaktischen Inhalt derart hervortreten zu lassen, daß Verständnis und Liebe für Schiller nur gewinnen können." Was Wunder, daß die meisten Leser nach einem solchen Fingerzeig hinter dem schwäbischen Ungenannten, aber doch Bekannten keinen geringeren als den berühmten Aesthetiker Fr. Th. Vischer, den Verfasser des famosen: „Auch Einer", suchen zu müssen glaubten, der ja unlängst verstorben ist und seiner Zeit unter dem Pseudonym des seligen Schartenmayers die Ereignisse des Krieges von 1870 und 71 in einem auf den ersten Blick sehr ähnlich gearteten Heldengedichte besungen hat. Die Vermutung von Vischers Autorschaft lag so nahe, daß sie auch in Anzeigen des Buches öffentlich ausgesprochen wurde. So lesen wir z. B. in Seemanns Litterarischem Jahresbericht (1888. S. 65): „Es war eine wunderliche Idee, das Leben Schillers in Knittelreime nach Art der Jobsiade zu gießen! Sie konnte nur aus einem so wunderlichen Kopfe und Wesen entspringen, wie dem des Verfassers — denn der Verfasser ist offenbar kein andrer, als der „alte Scharten-

mayer", der kürzlich verstorbene Fr. Th. Vischer. Genau so wie in den Gedichten des verehrten Mannes liegt dieser Leistung des wackern Schwaben bei aller Drolligkeit der Ausführung ein tiefer, kräftiger, derber Ernst zu Grunde. Das in seiner Wirkung der Kortümschen Jobsiade oft nahe kommende Gedicht trägt einen volkstümlichen Charakter und würde auch ohne die Andeutungen der Verlagsanstalt auf einen feinen, hochgebildeten Geist schließen lassen; es ist für Freunde und Verehrer der beiden schwäbischen Dichter — Schiller und Vischer — sehr lesenswert, d. h. also für die ganze gebildete Welt."

Wir gestehen, daß auch wir nach den Andeutungen des Herausgebers zuerst annahmen, nur Vischer könne der Verfasser des seltsamen Gedichtes sein. Je mehr wir aber im Lesen fortschritten, desto mehr regte sich der Zweifel an der Richtigkeit unsrer Vermutung. Wir fanden weder Drolligkeit, noch „tiefen, kräftigen, derben Ernst" darin, sondern nur mäßige, zum Teil sogar fade Witze und im übrigen lauter dürftige, trockene Aneinanderreihung der bekanntesten Ereignisse aus Schillers Leben; mit einem Wort, das Buch schien uns für ein Geisteswerk eines Mannes wie Vischer zu leicht.

Und dieser Glaube wurde zur Gewißheit, als wir den Versuch machten, die Persönlichkeit des Verfassers zu ermitteln. Das Buch enthält eine Reihe von Stellen, an denen der Verfasser von sich selbst spricht. Er erwähnt z. B. seine Vorliebe für „Wallensteins Lager", berichtet, daß er selbst einmal bei einer Aufführung im Museumssaale der Tübinger Hochschule als Kapuziner aufgetreten sei, und fährt dann fort:

Es sind fast alle Professoren gekommen,
Haben auch Frauen und Töchter mitgenommen;
Wenn ich nur noch den Subskriptionszettel hätt',
Wo darauf stand: „Prälat von Bengel zwei Billets!"

Schon an solchen Andeutungen hätte sich für einen mit den Tübinger Verhältnissen vertrauten mit Hilfe einiger Nachforschungen etwas ermitteln lassen. Aber glücklicher Weise war dies nicht nötig, da der Verfasser selbst einige Seiten später die Feststellung seines Namens so leicht als möglich macht. Er erzählt, daß er vor ungefähr 30 Jahren, d. h. vom Jahre 1859 an zurückgerechnet, „Wallensteins Lager" in die Sprache der Römer übersetzt habe, daß dieses Büchlein bei Osiander in Tübingen erschienen sei, und daß es Gustav Schwab in den „Litterarischen Blättern" 1830 lobend angezeigt habe. Ging man diesen Fingerzeigen nach, so fand man in Heinsius' Bücherlexikon einen gewissen G. A. Griesinger als Verfasser der erwähnten Uebersetzung genannt, nach der angeführten Rezension der Brockhaus'schen „Blätter für litterarische Unterhaltung" (1830 Nr. 194 S. 771—772.) Gustav Griesinger. Da wir aber über ein solchen nichts näheres ausfindig machen konnten, wandten wir uns an die Direktion der kgl. öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart und erhielten denn auch alsbald durch einen Brief des Herrn Oberbibliothekars Dr. W. Heyd nähere Auskunft. Er war so freundlich uns mitzuteilen, daß man auch in Stuttgart gleich nach dem Erscheinen des Buches an der Verfasserschaft Vischers gezweifelt habe, und daß Griesinger sogar in einem öffentlichen Blatte (Schwäbischer Merkur D. Red.) als Verfasser bezeichnet worden sei. Gustav Friedrich Griesinger (so lauten die richtigen Vornamen) war Pfarrer und starb zu Anfang des Jahres 1888 als Pensionär in Ravensburg. „Er war geboren 1804 und bekleidete Pfarrstellen in Münster, Leutkirch und Ehningen; bei uns bekannt als Dr. Caspar, unter welchem Namen er 1825 ein komisches Heldengedicht: „Die Buckeliade" herausgab. Er zehrte zeitlebens an den Erinnerungen an

Tübingen und die Burschenschaft, der er mit ganzer Seele angehört hatte, wie seine Jubiläumsgabe: Fuimus Troes (auch unter dem Titel: Erinnerungen aus dem Tübinger Burschenleben) vom Jahre 1877 zeigt. Als Gelegenheitsdichter bei Gustav-Adolfsfesten, Promotionsversammlungen u. s. w. und als Verfasser von Nekrologen für bekannte und obskure Freunde im »Schwäbischen Merkur« war er immer viel genannt.

Nachdem so die Manen Vischers von dem Verdacht der Autorschaft eines sehr mäßigen litterarischen Produktes befreit sind, freuen wir uns doppelt, die Verehrer des Dichters auf eine bisher wohl ziemlich unbekannt gebliebene Schöpfung desselben aufmerksam machen zu können, die trotz ihres geringen Umfanges wegen ihres feinen Humors größere Verbreitung verdient und sicher in die hoffentlich in nicht zu ferner Zeit hervortretende Gesamtausgabe seiner poetischen Werke aufgenommen werden wird. Wir danken ihre Bekanntschaft dem Zufall, daß das Büchlein, vor kurzem als Geschenk in den Besitz der königlichen öffentlichen Bibliothek in Dresden gekommen ist, und zwar durch die Güte eines Herrn, der über die Autorschaft Vischers aus bester Quelle unterrichtet ist. Der Titel lautet: Die erste Kunstschöpfung der Enkelin in Sonetten verherrlicht vom Großvater. Stuttgart. Druck von A. Bonz' Erben. 1886. 8° (19 S.)

Die erste Seite zeigt das Facsimile eines höchst unvollkommenen Bleistiftgemuschels eines Kindes, das mit einigem gutem Willen als das Bild einer in schwebender Haltung die Arme ausbreitenden Frau angesehen werden kann. Dieses kindliche Machwerk hat nun den berühmten Aesthetiker angeregt, eine Reihe kunsthistorischer Sonetts dazu zuschreiben, in die er die ganze Fülle seines reichen, von Humor überschäumenden Geistes ergossen hat. Da wir hier die Zeichnung nicht wiedergeben können, ist es auch unmöglich, einen annähernden Begriff von der Dichtung zu geben und zu zeigen, wie Vischer darin zugleich jene ascetische Kunst verspottet, die wir unter der Bezeichnung des Nazarenertums kennen.

Wenn wir trotzdem wenigstens eines dieser Sonette hier abdrucken, so geschieht es in der Absicht, unsre Leser auf den Genuß hinzuweisen, den ihnen die kleine Sammlung hoffentlich später gewähren wird.

Warum dies Haupt wohl keine Locken zieren?
Die Haare sind trotz ihrem weichen Glanze
Noch Zeugnis von Verwandtschaft mit der Pflanze,
Daher auch Menschen oft nur vegetiren.

Und wie viel Zeit vergeht auch mit Frisiren,
Zum Beispiel, um zu locken bei dem Tanze!
Von solchem Tand, von solchem Firlefanze
Weiß echte Kunst vornehm zu abstrahiren.

Ein dummer Ritter breche Lanz' um Lanze,
Damit vom Köpfchen seiner Dulcinea
Ein Löckchen ihm den sauern Dienst bezahle.

Ein dummer Dichter dichte Stanz' auf Stanze
Auf blonde Flechten seiner holden Dea —
Das wahrhaft Ideale ist das Kahle.

Niederlößnitz, Dezember 1888 H A L

Kindergartenpoesie. Vor einiger Zeit hatte ich Gelegenheit, einen sogenannten Kindergarten zu besuchen. Dieser Kindergarten war freilich kein Garten, sondern ein Zimmer, es war auch gar nicht Gartenzeit, sondern Winter — im Sommer wird es hoffentlich ein wirklicher Garten sein! — zehn kleine Mädchen im Alter von vier bis fünf Jahren saßen mit ihrer Kindergärtnerin um den Tisch

herum, und es wurde Schule gehalten. Die Kleinen mußten von der Geburt des Christkindes erzählen, zum großen Teil wörtlich in den Ausdrücken des Evangeliums, dann wurde eine Zeit lang von den Bestandteilen des Baumes gesprochen (Wurzeln, Stamm, Aeste, Zweige u. s. w.), dann kamen allerhand „Beschäftigungsspiele" an die Reihe: Papierflechten, Ausstechen, Ausnähen u. dergl., und endlich wurden „Bewegungsspiele" gemacht und Liedchen dazu gesungen.

Es liegt mir fern, die Einrichtung und die Thätigkeit der Kindergärten hier einer herben Kritik unterziehen zu wollen. Aber das muß ich sagen: was ich da sah und hörte, erschien mir zum großen Teil verfehlt, grundverfehlt. Am ehesten konnte ich mich noch mit den „Beschäftigungsspielen" befreunden; die Kinder lernen dabei ihre Augen und ihre kleinen ungeschickten Hände brauchen und werden zur Ordnung, Sauberkeit, Sorgfalt angehalten. Bedenklicher schon erschien mir der Unterricht. Nicht daß die Lehrerin die Sache falsch angefaßt und in die Kinder hineingefüllt hätte, was sie vielmehr aus ihnen hätte herausholen sollen, aber fast alles, was da getrieben wurde, erschien mir als durchaus verfrüht, namentlich im Hinblick auf die spätere Elementarschule. In welche Lage muß der Elementarlehrer solchen Kindergartensprößlingen gegenüber kommen! Er wird seine liebe Not haben, sie zum Aufpassen zu bringen, weil sie sich immer einbilden werden, sie hätten ja alles im Kindergarten schon „gehabt". Der allerbedenklichste Punkt aber in unserm Kindergartenwesen ist die „Poesie", mit der die Kleinen bei den Bewegungsspielen gefüttert werden. Ich gebe ein paar Proben davon, wie ich sie mir nachgeschrieben habe. Ein Liedchen, wozu die Kleinen tanzen, lautet:

Liebe Schwester, tanz mit mir,
Deine Händchen reiche mir,
Einmal hin, einmal her,
Und herum, das ist nicht schwer.

Noch einmal das schöne Spiel,
Weil mir's gar so sehr gefiel,
Einmal hin, einmal her,
Und herum, das ist nicht schwer.

Ei, das hätt' ich nicht gedacht,
Daß du's gar so schön gemacht,
Einmal hin, einmal her,
Und herum, das ist nicht schwer.

Gehen sie im Gänsemarsch im Zimmer herum, so singen sie:

Eine Schlange, eine Schlange
Machen wir auf unserm Gange,
Ei wie herrlich, ei wie schön,
Wenn wir wie die Schlange gehn!

Bei einem dritten Spiele legt ein Kind seinen Kopf in den Schoß eines andern und „blinzt", während die übrigen singen (nach der Melodie: Kommt ein Vogel geflogen):

Das gemeinsame Spielen
Macht uns alle so froh,
Wenn allein wir uns fühlen,
Sind wir's lange nicht so.

Dann stellt sich ein Kind hinter das „blinzende", und die andern singen:

Da nun eine verschwunden,
Eine fehlet im Kreis,
Sollst du sie uns erkunden,
Sie erraten mit Fleiß.

Darauf sagt das hinter dem „blinzenden" stehende Kind Miau, und das „blinzende" muß an der Stimme erraten, wer hinter ihm steht. Nennt es den richtigen Namen, so singen die andern:

Sie hat's gewußt, sie hat's gewußt,
Verläßt den Platz mit stiller Lust!

Ich könnte noch ein halbes Dutzend ähnlicher Proben anführen; ich begnüge mich, noch das Verschen mitzuteilen, womit der Kindergarten geschlossen wird:

Unser Spiel ist nun beschlossen,
Froh ist uns die Zeit verflossen,
Drum zum schönen Schluß
Unsern Abschiedsgruß:
Lebet wohl! Lebet wohl!

Dabei stehen die Kinder paarweise einander gegenüber, und bei den letzten Worten winken sie einander mit der Hand zu.

Man braucht kein sonderlich poetisch angelegter Mensch zu sein, um die Prosa dieser Reimereien zu fühlen, die entsetzliche Prosa, die darin liegt, daß die Kinder jede Körperbewegung, die sie machen, mit einer Betrachtung begleiten müssen, in der weiter nichts gesagt wird, als: Wir machen jetzt die und die Bewegung! ganz abgesehen von der entsetzlichen Prosa des Ausdrucks.

Ich würde diese Dinge hier nicht zur Sprache bringen, wenn es sich um eine vereinzelte Erscheinung handelte. Vereinzelte Mißgriffe kommen überall vor. Ich weiß aber aus sicherster Quelle, daß die Kleinen, denen ich zugesehen habe, wochen- und monatelang Tag für Tag mit geringfügigen Abwechslungen immer in derselben Weise beschäftigt worden sind, und ich weiß aus ebenso sicherer Quelle, daß mit demselben Material, dessen sich diese eine Kindergärtnerin bedient, fast alle unsre Kindergärten wirtschaften, ja daß gerade dieses Material und kein andres in unsern Kindergärtnerinnenschulen von einem Geschlecht zum andern weitergegeben wird. Die entsetzliche Prosa der angeführten Reimereien ist also unsre Kindergartenpoesie schlechthin.

Ich frage nicht: Wer hat jene Reime verbrochen? Wenn es Schulmänner gewesen wären, sie verdienten ja, gepfählt zu werden! Man bringt unsre Kindergärten immer mit dem Namen Fröbel in Zusammenhang. Ich gestehe, daß ich vor diesem Namen bisher eine solche Ehrfurcht gehabt habe, daß ich nicht entfernt daran zu denken wage, irgend einer jener Reime könnte mittelbar oder unmittelbar auf Fröbel zurückgehen! Mag sie verbrochen haben, wer da will, aber daß unsre Kleinen in den Kindergärten mit diesem Jammerzeug genährt werden, ist doch eine Sünde und Schande. Wo sind die lieben alten Abzählsprüche und Spielliedchen hin, mit denen wir uns als Kinder in Gärten und Höfen vergnügt haben? Die so voller Poesie steckten? Sind sie der heutigen Pädagogik nicht verständlich, verständig, verstandesmäßig genug? Wir gehen ja auf so vielen andern Gebieten unsers Geisteslebens jetzt auf unsre Vorzeit zurück und erholen uns an ihrem poetischen und künstlerischen Reichtum. Sollen nur die armen Kleinen mit solcher traurigen Prosa gefüttert werden? Unsre Schulaufsichtsbehörden würden sich ein großes Verdienst erwerben, wenn sie sich einmal um die Kindergartenpoesie kümmern wollten.

Aus dem Musikalienhandel. Vor kurzem ist bei Simrock in Berlin eine Anzahl neuer Liederhefte von J. Brahms erschienen. Als ich davon hörte, bat ich meinen Leipziger Musikaliensortimenter, mir doch die Hefte zur Ansicht kommen

zu lassen. Er entgegnete mir, daß ihm dies zu seinem lebhaften Bedauern unmöglich sei, da der Verleger, Herr Simrock, seinem Leipziger Kommissionär die strengste Weisung gegeben habe, nichts von Brahms (oder überhaupt nichts aus seinem Verlage?) zur Ansicht vorzulegen, ja ihm gedroht habe, daß er ihm sofort die Kommission entziehen würde, wenn er sich unterstünde, gegen diese Weisung zu handeln.

Unter diesen Umständen blieb mir, wenn ich die Lieder haben wollte, nichts weiter übrig, als sie mir fest zu bestellen. Man läuft ja damit bei Brahms keine große Gefahr, da man ziemlich sicher sein kann, daß man, wenn auch nicht immer etwas musikalisch Schönes, so doch immer etwas musikalisch Anziehendes aus seinen Händen empfängt. Zur Ansicht möchte man solche Lieder, ehe man sie kauft, ja nur deshalb gern haben, um die Texte kennen zu lernen, deren Wahl bei Brahms oft sehr seltsam ist, und zu sehen, ob einem die Lieder oder wenigstens einige davon — denn daß man in jedem Liederhefte auch Spreu kauft, dessen ist man ja von vornherein sicher — bequem liegen, ob sie einem nicht geradezu Unausführbares zumuten. Herr Simrock läßt sich die Sachen von Brahms so hoch bezahlen (für fünf Liedchen vier Mark!), daß es nicht ganz gleichgiltig ist, was man für sein Geld erhält. Es kann dem Käufer begegnen, daß er für 12 Mark 15 Lieder kauft, unter denen sich höchstens drei oder vier befinden, die er wirklich singen kann; alle andern sind für ihn bloßes Heftfüllsel. Also nur deshalb, um in dieser Beziehung nicht gar zu sehr hineinzufallen, möchte man dergleichen Sachen vorher gern einmal sehen. Genießt man doch in jedem kaufmännischen Geschäftszweige die Vergünstigung, die Waare, die man Lust hat zu kaufen, vorher zu sehen. Warum nicht im Musikalienhandel?

Als ich die Lieder erhielt, sah ich, daß ein Heft darunter mir in einer falschen Ausgabe geliefert worden war. Es war ein Heft, das Brahms, wie ausdrücklich auf dem Titelblatte bemerkt ist, „für tiefere Stimme" komponirt hat, und das ich trotzdem in der hohen Stimmlage erhalten hatte. Da ich die Lieder ohne jeden Zusatz bestellt hatte, so war es selbstverständlich, daß sie mir sämtlich in der ursprünglichen Lage geliefert werden mußten: die für hohe Stimme geschriebenen in der hohen Lage, die für tiefe Stimme geschriebenen in der tiefen Lage. Ich kann alles Hinauf- und Heruntersetzen nicht leiden — es ist ein musikalisches Unding und ein trauriger Notbehelf. Um die Sache schnell zu ordnen, ging ich selbst zum Leipziger Kommissionär und bat ihn höflich, mir das betreffende Heft gegen die tiefere Ausgabe umzutauschen. Da kam ich aber schön an. Der Herr Kommissionär antwortete mir sehr kurz, daß er dazu schlechterdings nicht ermächtigt sei, daß Herr Simrock sich jeden Umtausch selbst vorbehalten habe, und daß ich mich also an den Sortimenter wenden möchte, durch den ich das Heft bezogen hätte.

Man darf wohl sagen, daß eine solche Behandlung des Publikums, wie sie einem von Seiten des Simrockschen Verlages und seines Leipziger Beauftragten zu teil wird, im deutschen Buch- und Musikalienhandel einzig dasteht. Herr Simrock läßt auch in jedes Notenheft von Brahms vorn auf die Innenseite des ersten Blattes folgenden Ukas zur gefälligen (!) Beachtung drucken: „Das Abschreiben einzelner Lieder gegen Bezahlung, sowie der Verkauf abgeschriebener Lieder aus diesem Hefte sowohl, wie aus den übrigen in meinem Verlage erschienenen Gesangswerken ist nach dem Wortlaute des Gesetzes auch als Nachdruck zu erachten und ebenso zu bestrafen. Ich warne demgemäß nachdrücklich vor Uebergriffen in mein Verlagsrecht, da ich jeden derartigen Versuch sofort zur Kenntnis der Staatsanwaltschaft bringen werde." Ob es geschmackvoll ist, dem, der sich eben ans Klavier

setzen will, um sich an einem Hefte Brahmsscher Lieder zu erfreuen, zunächst jedesmal mit dem Staatsanwalt zu drohen, wissen wir nicht; es paßt zu den übrigen Simrockschen Geschäftsgepflogenheiten. Das aber wissen wir, daß Herr Simrock durch die unliebenswürdige Art, in der er sich dem Publikum gegenüberstellt und sich das Publikum, das er doch zum Freunde zu gewinnen suchen sollte, geflissentlich zum Feinde macht, sich und seinem Schützling Brahms in hohem Grade schadet. Brahms würde eine viel größere Verbreitung haben, wenn er einen andern Verleger hätte.

Leipzig G W

Hören und Lesen. Der Volksmund ist doch sehr lehrreich; wer nur öfter Gelegenheit hätte, ihn zu belauschen. Sitzen da zwei am Biertische, und einer sagt zum andern: „Wie stehts denn eigentlich jetzt mit dem Zerbster Biere? Wird denn das noch viel getrunken?“ worauf der andre erwidert: „Nu eben, davon liest man gar nichts mehr.“ Liest man! Wer hätte sich vor dreißig Jahren so ausgedrückt? Da hätte doch jeder gesagt: „Davon hört man gar nichts mehr.“ Der Mann hat aber ganz Recht. Das Lesen, insonderheit die nichtsnutzige Tageszeitungsleserei, ist für den gewöhnlichen Menschen so sehr die Quelle geworden, aus der sein geistiges Besitztum stammt, daß, wenn er von einer Sache keine Kunde hat, er gar nicht anders sagen kann, als: „Davon liest man nichts.“ Es ist das auch ein Beitrag zur Kennzeichnung des papiernen Zeitalters, so gut wie der „papierne Stil.“

Unentwegt — eine sehr beliebte Neubildung, aber kein gutes Deutsch. Wir schlagen dafür vor: Ochsenmäßig. Den Sinn dürfte es in den meisten Fällen treffen.

Litteratur

Die Ueberlieferung. Ihre Entstehung und Entwicklung. Von Ernst von Bunsen. In 2 Bänden. Erster Band. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1889.

Das vorliegende Buch gehört so sehr der gelehrten Forschung an, daß wir an eine entsprechende Beurteilung hier nicht denken können. Der Verfasser setzt voraus, daß allen schriftlichen Aufzeichnungen eine mündliche, geheim fortgepflanzte Ueberlieferung vorhergegangen sei. Diese sucht er durch sprachliche, antiquarische und mythische Vergleichungen zu ermitteln, um einen annehmbaren Zusammenhang unter den scheinbar entlegenen Materialien herzustellen, wobei er in erster Linie dem alttestamentlichen Kulturzusammenhang nützen will. Der Verfasser berührt sich in manchen Stücken mit den wissenschaftlichen Bestrebungen seines Vaters Josias von Bunsen, hat aber eine noch größere Fülle gelehrter Kenntnisse über den Orient gesammelt.

Wer dem Verfasser nachrechnen will, muß gleichmäßige Kenntnisse mitbringen. In Deutschland haben wir das vorherrschende Interesse, die Methode des neuen Werkes zu erwägen, um daraus auf die Sicherheit der Ergebnisse zu schließen.

Bleiben wir bei diesem Punkte stehen, so sind wir äußerst bedenklich. Wir haben ganz denselben Eindruck, wie bei gewissen Schriftstellern der vergleichenden Mythologie, z. B. Bastian. Da wird, um ein Ergebnis zu gewinnen, jeder ferne Anklang eines Wortes, jede Andeutung eines europäischen, amerikanischen und asiatischen Schriftstellers oder einer Inschrift fröhlich herangezogen; man kann nie sicher sein, wovon auf der nächsten Seite die Rede sein wird. Ueberall wird die Möglichkeit eines Zusammenhanges in eine größte Wahrscheinlichkeit, ja in eine angeblich bewiesene Wahrheit verwandelt. So kommt der Darsteller, besonders wenn er ein geistreicher und kenntnisreicher Mann ist, zu interessanten Ergebnissen, die aber für denjenigen wenig Ueberzeugendes haben, der die Unsicherheit der Quellen kennt und auf strenge Methode der Forschung Wert legt. Das ist unser nächster Eindruck, und wir fürchten, daß die Fachleute uns darin beistimmen werden. Wir wollen aber doch eine kleine Vorstellung von den „Ergebnissen“ einiger Kapitel geben.

Der Garten Eden der Genesis ist ursprünglich an den Flüssen Indus, Oxus, Jaxartes und Tarim liegend gedacht, später nach Westen (Euphrat und Tigris) verlegt worden (S. 16). Bei Gelegenheit der Schlange im Paradies heißt es: „Die Nichtarier, die nichtweißen oder dunkelhäutigen Menschen, wurden von den Ariern gehaßt wie Schlangen“, und im Namen Gottes wurde den Ariern bei Todesstrafe verboten, Heiraten mit jener Rasse einzugehen. Der schwarzhäuptige Mann, der Schlangenmensch, der schwarzköpfige Adam, drang in das Paradies der Arier ein. Indem ein schwarzhäutiger Mann eine weiße Frau heiratete, verursachte er einen physischen Fall unter den Ariern; der Adam ist die redende Schlange (S. 25). Eva ist das Sinnbild des Baumes des Lebens und zugleich Vertreterin einer höhern, der arischen Kultur, vor allem der Ueberlieferung von der geistigen Kraft im Menschen, welche die Erkenntnis des Guten und Bösen ermöglicht. Was Kain als „Zeichen“ von Gott bekam, war wahrscheinlich die Beschneidung (S. 41). Die Geschlechtsregister in Genesis 4 und 5 deuten auf eine obere und untere Kaste; in dem einen Register ist Gott Jahva, in dem andern Seth. Die Adamiten (Schwarzköpfe) gehören zu der hamitischen schwarzen Urbevölkerung, die Sethiten zur weißen höhern japhetischen Rasse, zu den „Männern von hohem Grade“ (S. 60). Die „Hütten Sems“, die Japhet bewohnen sollte, deuten an, daß die Ureinwohner des untern Mesopotamien (Knecht Ham) durch die Japhetiten aus dem Kaspischen Meer und Baktrien unterjocht worden sind (S. 65). Die Namen der drei Söhne Noahs beziehen sich auf drei verschiedene Hautfarben der Menschen, die braunen „Semiten“, aus einer Verbindung von Ariern und Nichtariern (Hamiten) hervorgegangen, wurden durch die medochaldäische Einnahme Babylons (2458 vor Chr.) zu politischer Bedeutung erhoben. Die unterjochten hamitischen Sumer, die aus Indien gekommen waren, mußten den japhetischen aus Baktrien stammenden Erobern, den Akkad, dienen (S. 86).

Mit diesen Proben der Bunsenschen Ergebnisse dürfen wir uns hier wohl begnügen.

Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache von Adolf Socin. Heilbronn, Henninger, 1888.

Da zu einer abschließenden Geschichte der deutschen Sprache die Zeit noch nicht gekommen scheint, muß auch ein Versuch mit Dank aufgenommen werden, der durch Zusammenstellung der Zeugnisse, die uns über das Verhältnis der Schriftsprache und der Mundarten unterrichten, für jene höchste und schwierigste Aufgabe eine Vorarbeit bieten will. Ob die vorliegende Sammlung alle wichtigeren

Urkunden enthält, ob die einzelnen Zeugnisse in ihrem verschiedenen Werte richtig geschätzt und gedeutet sind, ob durch die Beleuchtung, in die sie gerückt werden, auch ein Licht auf Probleme fällt, die bisher vergebens der Beantwortung geharrt haben, diese und ähnliche Fragen zu beantworten, ist Sache der Fachblätter. Doch will es uns dünken, als verlange eine solche Aufgabe, soll ihre Behandlung auch den Gelehrten befriedigen, die Kraft eines Forschers, der sich bereits länger und vielseitiger auf dem Gebiete der deutschen Sprachgeschichte bethätigt hat. An hingebendem Fleiße hat es Socin nicht fehlen lassen, ja hierin scheint des Guten eher bisweilen zu viel gethan zu sein, denn die Breite in der Behandlung, in die der Verfasser oft verfällt, muß den Laien eher verwirren, als daß sie ihm zu voller Klarheit verhälfe. Und für den Laien, d. h. den wissenschaftlich gebildeten Freund der deutschen Sprache überhaupt, nicht bloß für den Fachgelehrten, den die Umständlichkeit in der Darlegung fremder Ansichten oft ungeduldig machen kann, ist das Buch doch bestimmt. Hierfür spricht die Haltung in der Darstellung, sowie die ganze Anlage, worin, wie bei Kluges bekanntem Buche, die Form abgeschlossener Bilder angestrebt wird. Aber trotz dieser Gruppirung des Stoffes, in dessen Reichhaltigkeit ein vollständiges Inhaltsverzeichnis einen guten Einblick gewährt, dürfte sich ein nichtgelehrter Leser durch die aus urkundlichen Zeugnissen und Auszügen einer reichen gelehrten Litteratur sowie eignen und fremden Meinungen zusammengewobene Darstellung nur selten zu voller Klarheit und sicherem Gewinn hindurcharbeiten. Einzelne Abschnitte, z. B. im dritten Teile, wo der Verfasser fast nur das Amt des Excerptors übernommen hat (Schriftsprache und Dialekte im 19. Jahrhundert), wo er aber Ergebnisse eigner Forschung bietet, wird der Laie mit Vorteil und Genuß lesen, obwohl auch da die Darstellung knapper, schärfer und abgerundeter sein könnte. Als Ganzes ist das Buch zu schwerfällig, und in seinen Ergebnissen nicht zuverlässig genug, um denen als Lektüre empfohlen werden zu können, die an dem Gebotenen keine Kritik zu üben vermögen. Dagegen werden alle diejenigen es dankbar aufnehmen, die ein gewisses wissenschaftliches Verhältnis zu unserer Muttersprache haben; besonders die Lehrer des Deutschen an höheren Schulen, denen die von Socin verwertete Litteratur nur zum Teil bekannt oder schwer zugänglich ist, dürfte seine Arbeit als wertvolle Quellensammlung ansehen und vielfache Belehrung daraus ziehen können.

Joh. Aug. Eberhards synonymisches Handwörterbuch. 14. Aufl. Nach der von Friedrich Rückert besorgten 12. Ausgabe durchgängig umgearbeitet, vermehrt und verbessert von Dr. Otto Lyon. Leipzig, Fernau, 1888.

Ein Buch, das Friedrich Rückert in Pflege gehabt hat, ist schon gut empfohlen. Aber auch die neue Bearbeitung hat der Verleger den besten Händen anvertraut; denn Lyon, der in der vorigen Auflage bereits die letzten Zöpfchen, die dem Buche noch anhingen, mutig abgeschnitten hat, besitzt nicht nur die nötigen Sprachkenntnisse und feine, scharfe Beobachtungsgabe, sondern weiß auch die wohlerwogenen Begriffserläuterungen geschmackvoll abzufassen und durch sorgsam gewählte Beispiele anziehend zu machen. Dem Deutschen, der zur vollen und sichern Beherrschung seiner Muttersprache gelangen will, sowie dem Ausländer, der zu einem tiefern und feinern Verständnis unsrer schwierigen und reichen Sprache vordringen möchte, wüßten wir unter den vielen ähnlichen Hilfsmitteln gegenwärtig kein besseres zu empfehlen. Die Zahl der Artikel ist in dieser Auflage um ein Viertel vermehrt worden, und ohne den Preis zu erhöhen, hat der Verleger außerdem für eine vortreffliche Ausstattung Sorge getragen.

Ein Werk, das sich Lyon für die an rechter Stelle eingeflochtenen etymologischen Belehrungen selbstverständlich nicht hat entgehen lassen, liegt uns nun auch wieder in neuer Auflage vor, das

Etymologische Wörterbuch der deutschen Sprache. Von Friedrich Kluge. Vierte verbesserte Auflage. Straßburg, Trübner, 1888.

Der glänzende Erfolg, den dieses Werk — binnen sechs Jahren vier Auflagen! — errungen hat, ist wohlverdient. Wer über Herkunft, Verwandtschaft und Bedeutungswandel der deutschen Worte Auskunft sucht, darf sich der ebenso besonnenen wie kundigen Führung Kluges anvertrauen, der mit dieser neuen Bearbeitung ein wahres Kunstwerk geschaffen hat. Die Klage, daß es uns Deutschen bei aller Gelehrsamkeit an einem praktischen, aber dabei doch recht wissenschaftlichen Ratgeber dieser Art fehle, muß nun verstummen. Und wer es versteht — an der Hand Kluges kann es jeder Ungelehrte hier lernen — zwischen den Zeilen zu lesen, vor dessen geistigem Auge thut sich in den knappen, aber inhaltsreichen Artikeln ein weiter und breiter Ausblick auf in das ganze Kulturleben unsrer germanischen und indogermanischen Vorzeit, soweit die Sprache überhaupt die Geschichtsschreibung hier ersetzen kann.

Eine freilich ganz bescheiden gemeinte Ergänzung zu jedem deutschen Wörterbuche, die der bloßen Neugier ebenso wie einem ernsthafteren wissenschaftlichen Interesse des Gebildeten entgegenkommt, liegt vor in einem hübschen Büchlein, betitelt:

Die Parias unsrer Sprache. Eine Sammlung von deutschen Volksausdrücken von Dr. Franz Söhns. Heilbronn, Henninger, 1888.

In behaglichem Plaudertone, der ein größeres Publikum für ein anziehendes Thema zu fesseln weiß, befaßt sich der in sprachlichen Dingen wohlberatene Verfasser mit einer Gesellschaft von etwa 600 Wildlingen, wie sie sich in der Umgangssprache auch der Gebildeten herumtreiben. Es sind Volksausdrücke, „die nur zum geringsten Teile in die Schrift- und Litteratursprache, selten auch nur in die Wörterbücher gedrungen sind", Wörter und Wendungen, die „überall geringschätzig behandelt und den feineren Worten der Schriftsprache nirgends für gleichberechtigt gehalten werden", kurz gesagt, etwa das, was dem Engländer sein slang umfaßt; weil sie sozusagen auf einer tiefern gesellschaftlichen Stufe stehen, hat sie der Verfasser Parias genannt. Wörter, wie forsch, futsch, Rummel, dämisch, absocken, Dusel, sich abmarachern, Stromer, Quatsch u. ä. werden hier ins Verhör genommen, und der Paß, den diese ungeleckten Burschen aufweisen, spricht sie nicht selten der deutschen Heimat zu, während andre zum Teil scharf ausgeprägte Züge hoher Vergangenheit tragen und sich der Herkunft nach durchaus ebenbürtig ihren indogermanischen Namensvettern anreihen. Nicht im trocknen Tone eines Wörterbuchs, sondern in kurzweiliger, lebensvoller Einkleidung setzt der gewandte Anwalt diese Landstreicher unsrer Muttersprache vielfach in ihre Heimatsrechte ein. Daß nicht alle Aufstellungen des Herausgebers über jeden Zweifel erhaben sind, mag erwähnt werden, doch hat er sich von bloßen Einfällen, soviel wir sehen, freigehalten. Jedenfalls wird auch dem Laien das Büchlein viel Vergnügen machen.

Geschichte der Weltlitteratur in übersichtlicher Darstellung. Von Adolf Stern, Professor der Litteraturgeschichte am kgl. Polytechnikum zu Dresden. Stuttgart, Rieger, 1888.

Dieses in Lieferungen binnen Jahresfrist erschienene Werk liegt nunmehr vollständig vor. Es ist damit für das kommende Jahrzehnt nicht bloß in litterarischer, sondern auch in gesellschaftlicher Beziehung eine bedeutsame Leistung gegeben, die

nach beiden Seiten hin beurteilt werden will. Nach einem solchen Buche greift in Deutschland, dem Lande der gelehrten Bildung, jedermann, meist um so zu urteilen, wie da geurteilt ist, und das zu kennen, was ihm da vorgestellt wird. Für das heranwachsende Geschlecht pflegt ein solches Buch von unermeßlicher Bedeutung zu sein, namentlich gegenwärtig, wo die Kreise der Volksbildung sich immer mehr ins Unbegrenzte ausdehnen und sich der Bestimmung durch eine führende litterarische Gesellschaft, wie es noch nach dem klassischen Zeitalter einige Zeit möglich war, völlig entziehen. Der gute oder schlechte Same eines solchen Buches trägt daher nach beiden Seiten tausendfältige Frucht: es kann die litterarische Bildung, ja Anlage — man halte das für keine Uebertreibung! — eines ganzen Geschlechts geradezu verseuchen, wie wir das an mehreren „gangbaren" Produkten des litterarhistorischen Büchermarkts, besonders an ihrem Musterbilde, dem hoffentlich auch litterarisch begrabenen Scherr, mit Schrecken bemerken können; oder es kann es fördern, heben, Unberufene abschrecken, Berufene auf den rechten Weg lenken, wie wir es im Gegensatze zu jenen Büchern von dem vorliegenden erwarten. Gemeinplätze der Halbbildung, Parteischlagworte, lächerliche und billige Paradoxien, Zoten und fader Ulk, der die seichtesten Köpfe zum Mitsprechen anregt, ernstern Naturen die Litteratur als eine Beschäftigung von und für Narren erscheinen läßt, bilden hier nicht die Würze für einen sonst inhaltleeren, wissensarmen und gedankenlosen Konversationslexikonsauszug. Der Verfasser ist ein ebenso allseitig unterrichteter wie feinsinniger Gelehrter, der in Darstellung und Auswahl durch schöpferisches Talent aufs glücklichste unterstützt wird. Selbständig steht er seinem Stoffe gegenüber, kurze, treffende Auszüge aus den Ergebnissen der Einzelforscher auf allen Gebieten zeigen sein Werk auf der Höhe der Wissenschaft. Was gleichwohl sein hervorstechender Charakter ist und uns am wohlthuendsten an ihm berührt, ist sein künstlerisches Gepräge. Die Dichtung, der Grundstock der Litteraturen, erscheint hier wieder einmal als das, wofür man sie nachgerade anzusehen verlernt hat, als Kunst. Im ganzen erinnert es uns daher in seinem Fache an eine Erscheinung der Geschichtschreibung auf einem andern künstlerischen Gebiete, an Lübkes Kunstgeschichte, deren Erfolg wir ihm daher wohl zusprechen dürfen und aufrichtig wünschen. Die Ausnutzung des gegebenen Umfangs ist namentlich in der neuern Litteratur musterhaft. In Litteratur- und Kunstgeschichte sind die dutzendbändigen Werke in Deutschland wenigstens nicht eingeführt. Franzosen und Italiener lieben sie gerade auf diesen Gebieten, nehmen aber viel Tiraden und Geschwätz mit in den Kauf. Stern befleißigt sich trotz der notwendigen Kürze anregender Darstellung. Trockne Aufzählung wird nur in besondern Fällen — des Nachschlagens halber — für nötig gehalten. Auswahl und Urteil zeigen gleichermaßen die objektive, künstlerisch aufnehmende Natur des Verfassers. Mitunter wäre der Kritiker und der richtende und gruppirende Historiker anders zu Werke gegangen. Das Urteil derer, die z. B. in der allerneuesten Litteratur etwa noch mehr „Objektivität", d. h. hier in ihrem Sinne Urteilslosigkeit fordern mögen, braucht Stern wahrlich nicht zu fürchten. Sie pflegen sich bekanntlich aus den Reihen der in diesem Falle nicht Objektiven, der Schriftsteller der Kürschnerschen und Hinrichsenschen „Weltlitteratur" zusammenzusetzen. Sonntagsfeuilletonisten mag es z. B. ärgern, daß der Einfluß Heines kein segensreicher genannt wird und unter den von Platen und Immermann gesetzt wird, obwohl jener beauté de diable der deutschen Dichtung sonst vollste Gerechtigkeit und Anerkennung wird. Wenn Heine keine andre Nachfolge gehabt hätte als die „Feuilletonistik", so wäre sein Einfluß schon gerichtet. Aber er erstreckt sich noch auf bedenklichere Seiten der zu überwindenden Litteraturperiode.

Leider scheinen Druckfehler in Namen von Autoren und Werken nicht durchaus vermieden zu sein. Wir merken hier an: S. 214 Fablau (Fabliau, gerade bei Einführung dieses Ausdrucks). S. 242 Geroschin (Jeroschin). S. 297 Domi͏nci (Dominici). S. 310 Schauspiel (Schachspiel; Werk des Hier. Vida), ebenda Boccadelli (Beccadelli). S. 326 Buonarroti (Buonarotti). S. 405 wohl Marinismus für Manierismus. S. 814 Laister (Laistner).

Deutsche Maler von A. J. Carstens an bis auf die neuere Zeit. In einzelnen Werken kritisch geschildert von Hermann Becker. Bearbeitet und herausgegeben von Hermann Becker dem Jüngeren. Leipzig, Reißner, 1888.

Es würde allgemein von Vorteil sein, wenn wir öfter Gelegenheit hätten, gebildete Künstler über ihre Kunst sprechen zu hören. Aber bekanntlich weichen heutzutage zahlreiche Künstler geflissentlich allen Gelegenheiten, sich höhere Bildung anzueignen, aus; manche scheinen zu glauben, Verachtung von Vernunft und Wissenschaft gehöre zu ihrem Berufe, oder das „Genie" ersetze alles, oder die Produktivität leide unter dem Lesen und Denken. Andern ist die Gabe versagt, ihre Gedanken in Worte zu fassen. Noch andre nehmen sich keine Zeit dazu. Erscheinungen wie Semper und Ludwig Richter bleiben Ausnahmen. Sehr oft kann die schriftstellerische Thätigkeit eines Künstlers als ein Zeichen betrachtet werden, daß seiner Berufswahl eine Selbsttäuschung zu Grunde gelegen hat. In Kopisch und Reinick war ohne Zweifel die dichterische Begabung stärker als das Talent zum Malen, neuere Beispiele werden jedem Leser sofort einfallen. Auch Hermann Becker gehörte ohne Zweifel in diese Zahl, während der Sohn hoffentlich den Meißel besser zu handhaben weiß als die Feder. Leidensgeschichten, wie die des Vaters, würden sich unzählige berichten lassen, und man möchte den vorliegenden aufmerksame Leser auch in den Kreisen wünschen, die das Kunstunterrichtswesen zu überwachen haben. Wie viele bedauernswerte Jünglinge läßt man ihre schönsten Jahre unter fruchtlosem Bemühen in einer Akademie versitzen, anstatt ihnen bei Zeiten klar zu machen, daß Freude an der Kunst allein nicht hinreicht, um ein Künstler zu werden, und daß sie noch werden von Glück sagen können, wenn sie einmal als Zeichenlehrer ihr kümmerliches Brot finden. Der Hamburger Kaufmannssohn Hermann Becker konnte erst nach des Vaters Tode, mit einundzwanzig Jahren, seinem Herzenswunsche folgen, aber ein Jugendfreund sprach schon damals die Ueberzeugung aus, daß eine wissenschaftliche Laufbahn der Begabung Beckers mehr entsprochen hätte. Er wandte sich nach Düsseldorf, das damals — 1839 — die Blütezeit seiner Kunstschule sah. Die älteren Romantiker und die Anführer der jüngeren, die auch Augen für die Wirklichkeit hatten, kennt alle Welt, aber von all den Genossen Beckers, die da namhaft gemacht werden, haben es eigentlich nur Leutze und Karl Hübner zu Beachtung gebracht. Daß bei ihm selbst das Mißverhältnis zwischen Wollen und Können sehr bald hervorgetreten ist, geht aus den sehr breiten Schilderungen aus seiner Studienzeit deutlich genug hervor. Und so erfüllt die Jahrzehnte ein unermüdliches, erfolgloses Ringen. Seine Bilder finden keine Käufer, sein Vermögen verschwindet in einem Bankerott, und in der Künstlerschaft, um die er sich durch Anregung der Bildung einer deutschen Kunstgenossenschaft und der Schritte zum Schutze des geistigen Eigentums an Kunstwerken große Verdienste erworben hatte, brachen Spaltungen und Feindschaften aus, unter denen er persönlich litt. Seine Klagen darüber enthalten eine bemerkenswerte Stelle. „Ist ein Künstler ein wissenschaftlicher, litterarischer Mann, so ist er ein schlechter Künstler — per se, denn alle Praktiker, welche weder

wissenschaftlich noch litterarisch befähigt sind, müssen natürlich solche Kapazitäten perhorreszieren, um sich nicht selbst herabzusetzen." Ihm erwarb aber die Schriftstellerei das tägliche Brot, das ihm die Kunst schuldig blieb. Aus der höchsten Not rettete ihn 1866 eine feste Anstellung bei der Kölnischen Zeitung, mit der er schon länger in Verbindung gestanden hatte. Zwanzig Jahre lang hat er dort das kritische Amt verwaltet, ernst und anregend. Wahrscheinlich sind die vorliegenden Abhandlungen zuerst für die Zeitung verfaßt worden — der Herausgeber läßt uns darüber im Unklaren. Ein eigentliches Geschichtswerk darf man unter diesen Umständen nicht erwarten, aber für den Geschichtschreiber wie für den Kunstfreund enthalten namentlich die aus der Gegenwart heraus, unter dem unmittelbaren Eindrucke der Schöpfungen niedergeschriebenen Betrachtungen sehr schätzbares Material. Vielfach erfreut das sichere, von der späteren Zeit bestätigte Urteil über neue Erscheinungen, so z. B. um die Lebenden aus dem Spiel zu lassen, über Makart bei seinem ersten Auftreten mit den „Modernen Amoretten", die auf andre Kritiker förmlich sinnverwirrend wirkten. Die Stelle ist zu lang, um sie ganz hierher zu setzen. Nachdem er die Bilder sehr glücklich charakterisirt, auch des Malers Virtuosität gebührend anerkannt hat, sagt Becker: „So haben denn diese Bilder auch unter den Künstlern Bewunderung gefunden. Sie wird hoffentlich nicht weiter, nicht zur Nachahmung wirken, denn in der That ist diese Malerei gar keine wirkliche Kunst mehr, sondern ein übermütiges Spiel, welches durch seine dreiste Sicherheit einer gewissen Anmut nicht entbehrt, aber doch nur einen blasirten und verdorbenen Geschmack länger als auf einen Augenblick reizen kann. Wo ist des Verdienst eines glänzenden Kolorits, welches sich an gar keine Bedingung des gegebenen Objekts bindet, sondern Farben nur der Farbe wegen hinsetzt u. s. w." So dem gesunden Menschenverstande das Wort zu lassen, dazu gehörte damals ein gewisser Mut.

Die in Ausstellungsberichten herkömmlichen bloßen Aufzählungen von Namen, deren Träger mitmarschieren, ohne sich besonders hervorzuthun, hätten bei dem Wiederabdruck der Aufsätze wegbleiben können; das Buch würde dadurch nur an Umfang, aber nicht an Wert eingebüßt haben.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Grenzboten

2

Deutschland und das Slawentum

Von einem Deutschrussen

Die gewaltige Bedeutung, welche die Gründung des neuen Reiches sowohl für uns Deutsche als für die andern Völker gewonnen hat, wird mehr oder minder deutlich von einem jeden von uns empfunden. Solche Wirkungen dieses Ereignisses wie etwa die Reichseinrichtungen des Heeres, der Post, des Reichsgerichts liegen jedermann vor Augen. Andre Wirkungen zeigen sich erst in ihrem langsamen Entstehen und Reifen und werden von vielen erst bemerkt, wenn sie sich uns in vollendeten Thaten von allgemeiner Wichtigkeit darstellen. Solcher Art sind zum großen Teil die Wirkungen auf dem Gebiete unsrer internationalen Beziehungen. Und wer noch an der Wucht der 1870 geschehenen That Zweifel hätte, müßte davon ablassen angesichts der Erfahrung, daß die Wirkungen dieser That von 1870 auf unsre Nachbarn nicht etwa einmalige oder vorübergehende sind, sondern vielmehr von Jahr zu Jahr stärker geworden sind. Von Jahr zu Jahr steigt der Einfluß, den Deutschland auf die öffentlichen Verhältnisse der europäischen Staaten ausübt, und gleichzeitig verändert sich in entsprechendem Maße die Haltung dieser Staaten zu uns und zu einander. Flachen Köpfen im Auslande verkörpert sich dieser Einfluß in dem Namen Bismarck so sehr, daß sie meinen, der Einfluß werde einmal dahinsterben an dem Tage, wo Fürst Bismarck dahinstirbt. Es ist indessen nur zu einem Teil die vortreffliche Leitung der deutschen auswärtigen Politik, was den Einfluß nach außen erhält und steigert; zum wesentlicheren Teil ist es die Ansammlung von Kraft, die innerhalb Deutschlands auf verschiedenen Gebieten in stetigem Maße vor sich geht, und die an sich selbst unwillkürlich

bestimmend über die Grenzen des Reiches hinübergreift. Das bloße Dasein einer so stetig anschwellenden Kraft inmitten Europas übt, auch wo sie sich nicht unmittelbar handelnd in der Politik äußert, einen Einfluß aus, dem sich die Nachbarn nicht entziehen können.

Unter den mannichfachen Wirkungen, welche die Neugründung Deutschlands in internationaler Beziehung gehabt hat, ragt als bedeutsamste hervor die Änderung in den staatlichen und nationalen Beziehungen Deutschlands zu dem Slawentum und den slawischen Staaten.

Jahrhunderte lang hat das alte staatliche Deutschland nur matt abwehrend dem Slawentum gegenüber gestanden. Erst Polen, dann seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts Rußland, drängten es immer mehr aus seiner ehemaligen vorschreitenden Stellung im Osten Europas zurück. Vom Tilsiter Frieden etwa bis 1866 hat Deutschland 60 Jahre lang dem russischen Reiche mehr oder minder schwere Vasallendienste leisten müssen. Diesem staatlichen Verhältnis der Abhängigkeit von Rußland entsprach inzwischen nicht das Verhältnis, in dem das deutsche Volk zum Slawentum stand. In Österreich hielt man noch an dem überlieferten deutschen Staatsbewußtsein fest, das die Herrschaft und Ausbreitung deutschen Wesens unterstützte. Die politische Abhängigkeit Preußens von Rußland sowie das Bedürfnis Rußlands nach befruchtendem Verkehr mit Europa gestatteten das Vordringen deutscher Kulturelemente über die russische Grenze hin, ohne nationale Eifersucht wach zu rufen. Es war wie die Freundschaft eines alternden und weisen Erziehers zu seinem mündig gewordenen und selbstbewußten Zögling. Der alte weise Freund verwandelte sich zwischen 1860 und 1870 in einen jungen, stolzen Herrn, und die Freundschaft mit dem ehemaligen Zögling erkaltete alsbald.

Seit 1870 vollzieht sich nun langsam eine völlige Wandlung in den deutsch-slawischen Beziehungen. In Österreich hat das gegenwärtige Ministerium des Grafen Taaffe mit der alten Überlieferung des deutschen Staatswesens offen gebrochen, um, wie es scheint, langsam in einem slawisch-magyarischen Dualismus überzugehen. Unten im Volke hatte der nationale Angriff der habsburgischen Slawen gegen das Deutschtum bereits längst vor diesem Ministerium begonnen. Jetzt schreitet das Slawentum besonders in Böhmen von Erfolg zu Erfolg, der Kampf der beiden Völker tobt durch alle Länder der österreichischen Krone. Dabei stützen sich die Slawen anscheinend weniger als früher auf Rußland; allein, sie habens eben nicht nötig, solange als Graf Taaffe ihnen dasselbe leistet, was der Zar thun könnte, und sie werden erst in dem Augenblicke wieder, und dann unbedenklich, auf Rußland zurückgreifen, wo sie in Wien etwa Steine in dem Wege finden sollten, den sie erwählt haben. Im österreichischen Abgeordnetenhause hat Dr. Rieger am 7. Dezember vorigen Jahres den Panslawismus weit von sich gewiesen. Man darf an der Aufrichtigkeit seiner Erklärung nicht zweifeln und darf getrost auch glauben,

daß es ihm Ernst und Überzeugung sei, wenn er jene Erklärung damit erhärtet, daß er auf eine tausendjährige Kultur der Westslawen, auf ihren kirchlichen Gegensatz zum Russentum, auf ihre Sprache hinweist. Aber wie standen denn seine Parteigenossen vor der heutigen slawisch-österreichischen Ära zu der Sache? Haben wir sie denn nicht auf dem Sklawenkongreß in Moskau gesehen? Und wird Herr Rieger widerstehen können, wenn eine andre Zeit andre Lebensbedingungen für die Tschechen bringen sollte, wenn die russischen Verlockungen in greifbarer Form an sie in einem Augenblick der Bedrängnis herantreten sollten? Solange die Westslawen nicht am eignen Leibe die russische Herrschaft erfahren haben, wird der Panslawismus seinen Reiz für sie nie ganz einbüßen gegenüber den Ansprüchen, die das österreichische Deutschtum an sie, an alle Länder Österreichs stellen muß. Im Augenblick des Kampfes und der Gefahr wird ihnen die nationale Verwandtschaft mit den Verheißungen der Macht näher stehen als die deutsche Kulturverwandtschaft mit ihrem Anspruch auf Führung. In solcher Zeit siegt die Leidenschaft über die Weisheit, der Jungtscheche Gregr über den Alttschechen Rieger, und der alte Zusammenhang des böhmischen Volkes mit der abendländischen Zivilisation wird dem Götzen der rohen Gewalt geopfert werden. Schreiten die österreichischen Slawen auf dem heutigen Wege weiter, so muß der Augenblick kommen, wo die slawischen Ansprüche über die Fragen des innern Staatslebens hinausgreifen in das Gebiet der äußern Herrschaft und der internationalen Beziehungen. Und dieser Weg ist augenscheinlich: in den einzelnen Kronländern die deutsche Minderheit durch die slawische Kopfzahl niederzuwerfen und zu knebeln; das Ziel wäre dann: in Wien die Herrschaft an sich zu reißen und eben so in slawischem Geiste zu üben, wie sie in magyarischem drüben in Pest geübt wird. Die Summe wäre eine Erdrosselung des Deutschtums in beiden Reichshälften. Ein böser Ausblick, der indessen noch nicht so schlimm wäre, wenn die Deutschen Österreichs selbst weniger kraftlos wären, als sie sich leider bisher gezeigt haben. Nachdem sie ihre Kraft vergeudet haben in leerem Parteihader, nachdem sie mehr liberalisirende Doktrinen verfochten haben, als daß sie ihre Macht gemehrt hätten, nachdem sie der slawischen Mehrheit in liberalen Verfassungen den Weg geebnet und die Waffen ausgeliefert, nachdem sie Adel, Kirche und Krone, sei es mit oder ohne eignes Verschulden, sich zu Feinden oder zu gleichgiltigen Zuschauern gemacht haben: nach all diesen schweren Fehlern und widrigen Geschicken werden sie alle Kräfte spannen und manches Opfer ihrer politischen Vergangenheit bringen müssen, wenn sie die Stellung zurückgewinnen wollen, die dem Deutschtum in Österreich nach Geschichte und Kultur gebührt.

Die Stellung, die das Deutschtum in Österreich einnahm, hat es in Rußland nie errungen. So groß zu Zeiten der Einfluß war, den Deutsche in Rußland ausübten, so bildeten sie doch stets eine zu verschwindende Minder-

heit, um zu staatsrechtlicher Bedeutung als Nation zu gelangen. Nur in den russischen Ostseeprovinzen besaßen sie einen durch internationale Verträge gewährleisteten und bis in die neuere Zeit von den russischen Herrschern anerkannten staatsrechtlichen Boden, der ihnen innerhalb dieser Provinzen eine deutsch-nationale Ausnahmestellung sichern sollte.

Kaum waren die Grundsteine des neuen Reiches gelegt, so beeilte sich Rußland, dieser staatsrechtlichen Stellung des Deutschtums in den Ostseeprovinzen ein Ende zu machen. Die Anerkennung der vertragsmäßigen Rechte der Provinzen blieb unter dem gegenwärtigen Zaren aus, und nach und nach wird bis heute dort an der Vernichtung alles dessen gearbeitet, was die 700jährige Herrschaft deutschen Wesens an nationaler Eigenart geschaffen hat.

Man ist aber in Rußland hierbei nicht stehen geblieben. Das neue Deutschland mit seiner politisch selbständigen Haltung widersprach offenbar sowohl dem, was die russische Politik von seinem ehemals schwachen Nachbar zu fordern gewöhnt war, als den Interessen, die Rußland in Europa künftig zu vertreten beabsichtigte. Von Jahr zu Jahr zog sich Rußland mehr von Deutschland zurück; politisch wie wirtschaftlich löste sich ein Band nach dem andern. Die stete Einmischung in innerdeutsche Angelegenheiten, wie sie Rußland zur Zeit des Bundestages übte, hörte natürlich auf. Aber auch das ehemals zeitweilig sehr innige Zusammengehen Rußlands mit Preußen in den großen europäischen Fragen erbte sich auf Deutschland nicht fort. Wie entgegenkommend sich auch der deutsche Kanzler auf diesem Boden zeigte, die russische Politik ließ sich wohl freiwillige Dienste von dem Nachbar gefallen, vermied aber ängstlich jedes Entgegenkommen. Und sie ist unbestreitbar hierin der Ausdruck der Stimmung, die im russischen Volke herrscht. Dieser Stimmung liegt ein starkes Mißtrauen in die Aufrichtigkeit und besonders in die Uneigennützigkeit der freundlichen Haltung Deutschlands zu Grunde. Der Russe glaubt, daß wir mit Österreich zusammen es auf Rußland abgesehen hätten; er erkennt die Stärke unsers Heeres an und meint, daß dieses Heer über kurz oder lang dazu werde verwandt werden, Rußland eines Teiles seiner westlichen und südwestlichen Provinzen zu berauben; er meint, daß der Bund der deutschen Kaiserreiche ausdrücklich darauf abziele, den Russen Konstantinopel und die Südslawen zu entreißen, die sie schon in der Hand zu haben glaubten. Der Russe versteht es gar nicht, daß Deutschland seine Übermacht bloß zur Verteidigung seines Besitzes gebrauchen will; er hält es für natürlich, daß eine so gewaltige Streitmacht wie die deutsche benutzt werden müsse, um Deutschland auf Kosten andrer zu vergrößern, und unter diesen andern hält er Rußland für einen besonders geeigneten Gegenstand. Auch kann man den Russen hierin kaum eine gewisse urwüchsige Gesundheit des Urteils absprechen, insofern sie jeder Kraft das Streben nach Bethätigung beilegen, jedem kräftigen Volke das Streben nach Ausdehnung. Kein Volk dehnt sich ja so aus, wie das russische selbst.

Die festgewurzelte Meinung, daß der Besitz ihrer Westgebiete, namentlich der Ostseeprovinzen, durch Deutschland unmittelbar bedroht sei, hat zum Teil das heftige Anrennen gegen die Ostseeprovinzen hervorgerufen. Doch ist diese Sorge um die Ostseeprovinzen nicht ausreichend, um die Mißstimmung zu erklären, die sich in dem politisch denkenden Rußland gegenüber dem Deutschtum an sich verbreitet hat. Von allen politischen Fragen der Gegenwart abgesehen, erwächst in Rußland allmählich ein instinktiver Rassenhaß gegen den Deutschen, der an die Zeit vor Peter I. oder an die Zeit des Regenten Biron erinnert. Und ein Widerschein davon macht sich in den vielen Maßregeln bemerklich, welche die Regierung gegen das Deutsche und den Deutschen erlassen hat und noch erläßt. Es ist, als ob Rußland einen Kampf um seine Westhälfte, um die Ostsee, um das Schwarze Meer kommen sähe und sich darauf vorbereitete.

Das russische Mißtrauen hat schon zu wiederholten Malen bis nahe an ernsten Zusammenstoß mit uns geführt. Trotz der Meerfahrt des Kaisers nach Peterhof wird weder das Mißtrauen noch der Rassenhaß in Rußland verschwinden, weil nicht so sehr die Handlungen des Deutschen Reiches, als sein Bestehen selbst den Russen als eine Beeinträchtigung und Bedrohung erscheint, und weil der Rassenhaß nur zum Teil politischer Natur ist. Das unter Alexander III. sich ausbauende System der Absperrung gegen Europa ist vornehmlich gegen die deutsche Welt gerichtet. Nicht die jahrhundertlange Ausdehnung bloß hat den Deutschen gewöhnt, im Osten ein naturgegebenes Feld der Auswanderung von Menschen und Kulturerzeugnissen zu sehen, sondern ihn zwingt die geographische Lage und die Stufe seiner Kultur dazu, gegen den Osten vorzudrängen. Auch dieses verstärkt in Rußland das Mißtrauen und die Abneigung, und aus dieser Erkenntnis vornehmlich sind der sogenannte Ausländer-Ukas von 1887 und manche andre Sperrvorrichtungen der letzten Jahre hervorgegangen. Dem Deutschtum ist der Krieg erklärt worden, und er wird von den leitenden politischen Klassen eifrig geschürt. In den russischen Grenzländern, die an Deutschland und Österreich-Ungarn stoßen, leben Hunderttausende von Deutschen, teils deutsche Reichsangehörige, teils russische Unterthanen. Die Verordnungen und die Verwaltungspraxis der letzten Jahre haben über sie eine Art von Belagerungszustand verhängt, der ihnen eine Ausnahmestellung gegenüber den übrigen dortigen Einwohnern zuweist. Man wünscht sie los zu werden oder wenigstens in jedem Augenblick sich ihrer entledigen zu können. Der europäische Osten, auf den wir mit jedem Jahre dringender in unsrer Entwicklung angewiesen sind, wird für uns gesperrt, was die unheilvollsten Folgen für uns haben muß. Denn überseeische Auswanderung und Welthandel kann uns den freien Verkehr im Osten nicht ersetzen. In dieser Haltung Rußlands liegen sehr eingreifende Wandlungen der frühern Stellung zu Deutschland, und Deutschland kann sich der Wirkung des Um-

schwunges nicht entziehen. Wir müssen unserseits Stellung nehmen zu der Thatsache, daß seit 1870 sich zwischen uns und unsern östlichen Nachbarn eine Kluft aufgethan hat, die sich von Jahr zu Jahr erweitert. Wir befinden uns in einem beginnenden nationalen Kampf mit dem Slawentum in Österreich wie in Rußland, einem Kampfe, der in Zukunft eine orientalische Frage von weit größerer Tragweite für uns werden muß, als es die alte Türkenfrage war. Alle die Slawen Österreichs haben ihren Halt sei es in der thätigen Unterstützung oder Ermunterung von russischer Seite, oder auch nur in dem Bewußtsein, daß sie im Notfall und wenn die Wiener Regierung zu einem nationaldeutschen System zurückkehren wollte, nicht vergeblich Rußland anrufen werden. Nur das polnische Volk geht bisher hierin seinen eignen Weg, und mit ihm werden wir ebenso wie mit dem Magyarentum eine Vereinbarung treffen müssen, sobald der Kampf gegen das Slawentum offen in die äußere Politik hinüberspringen wird.

Wir sind gegenwärtig der waffenstärkste Staat in Europa, wir haben keinen Angriff zu fürchten. So ist es gegenwärtig. Doch kann sich dieses Verhältnis auch einmal ändern. Und es wird sich ändern, sobald in Österreich der heutige Slawisirungsprozeß zu einer gefesteten Herrschaft der Slawen in Cisleithanien geführt haben wird. Ist Cisleithanien erst ganz in slawischen Händen, so ist Österreich, die österreichische Freundschaft für uns verloren. Oder sollte noch jemand nach Lesung des neulich von der „Kölnischen Zeitung" veröffentlichten Schreibens des Bischofs Stroßmayer an den Papst vom September 1888*) darüber in Zweifel sein können, auch wenn er vergessen hätte, was die Tschechen, alt und jung, seit 1867 offen bekannt haben? Kann man noch zweifeln, wohin sich ein Stroßmayer, einmal an der Macht, wenden wird, sobald die Wahl wäre zwischen einem Bismarck und einem Ignatjew? Wenn sich Bischof Stroßmayer heute mit dem Panslawistenführer Ignatjew auf dem Boden altslawischer Interessen zusammenfand, so ist das österreichischer Panslawismus und ein Streben, das sowohl gegen das Österreich vor wie nach 1866 gerichtet ist. Der Führer des heutigen Tschechentums, Gregr, hat es am 7. Dezember dieses Jahres im österreichischen Abgeordnetenhause offen gesagt: er bewillige das neue Wehrgesetz, damit Österreich auch andre als das deutsche Bündnis schließen könne. Das heißt doch wohl, damit das verstärkte österreichische Heer gegen Deutschland marschiren könne. Dem gegenüber hat es nichts zu bedeuten, wenn der Alttscheche Rieger den Panslawismus von sich weist.

Solche Tendenzen, einmal herrschend, kann Österreich nicht ertragen, ohne seine ganze Bedeutung für uns als Verbündeter einzubüßen. Dasselbe Österreich, für das der Panslawismus so lange ein Schreckgespenst war, ist auf dem

*) Es ist vergeblich versucht worden, die Echtheit des Schriftstückes anzuzweifeln.

besten Wege, ihm Thür und Thor weit zu öffnen, denn es wäre ein sträflicher Irrtum, zu glauben, daß man Österreich slawisch machen und doch von der Hofburg aus weiter werde lenken könne: die thatsächliche Leitung würde bald auf Leute wie Ignatjew und auf Moskau übergehen, es müßten denn gewaltige Veränderungen mit Rußland vorausgehen, oder Magyaren wie Deutsche müßten in Österreich-Ungarn auf die Stufe gebracht worden sein, die heute die Ruthenen in Galizien einnehmen. Österreich wird auf dem Boden des Slawismus nur dann konkurrenzfähig gegenüber Rußland sein, wenn es sich in einen rein slawischen Staat Österreich-Ungarn verwandelt; wollte es den Slawen erst die Gewalt geben und sie dann doch noch durch Magyaren und Deutsche zu zügeln versuchen, so würde es ohne Gnade dem Panslawismus anheimfallen und einer Lage entgegen gehen, wie es die der Balkanländer heute ist.

Zum Glück scheint der Ernst der Lage die zerfahrenen deutschen Parteien in Österreich zur Umkehr auf dem bisherigen Wege zu mahnen. In der eben berührten Sitzung sagte der Abgeordnete Plener nackt heraus die volle Wirklichkeit: „Wir haben," sagte er, „ein Bündnis gegen Rußland, und treiben im Innern eine slawisirende Politik; wir haben ein Bündnis mit Deutschland und drängen die Deutschen überall zurück; ein Bündnis mit Italien, und die Regierung stützt sich auf dessen geschworene Friede, die Ultramontanen. Das ist ein unlösbarer Widerspruch, über den niemand hinweg kann. Die Dinge sind stärker als die besten Absichten der Regierung. Wir wollen in diesem feierlichen Augenblick erklären, daß wir Deutsche in Österreich mit der größten Unzufriedenheit gegen das gegenwärtige Regime erfüllt sind, und daß, wenn wir für das Wehrgesetz stimmen, dies nur geschieht, weil die Deutschen an der Zukunft dieses Staates noch nicht verzweifeln, weil wir eine Wendung zum bessern, wenn auch erst für spätere Zeiten, für denkbar halten und uns nicht den Vorwurf machen wollen, daß wir gegenüber dem Appell, den die auswärtige Lage an uns richtet, uns ablehnend verhielten." Auch wir verzweifeln nicht an der Widerstandskraft der österreichischen Deutschen. Eben jetzt beginnt an einem andern Ende unsrer Volksgrenze, in Belgien, der vlämische Stamm nach langer gallischer Unterdrückung sich zu sammeln und zu erheben. Er zeigt, daß auch außerhalb Deutschlands der Katholizismus nicht Monopol der Welschen geworden ist, sondern daß man gut katholisch sein und dabei sein deutsches Volkstum verteidigen kann. Auch in Österreich ist der Ultramontanismus nicht der Hauptfeind des Deutschtums, sondern zersetzender Liberalismus, heimatlose Börsenpresse, und jenes zuchtlose Schwanken zwischen großen Prinzipien, die sich über die Nationalität stellen, und kleinlicher Ichsucht, die nur den persönlichen Vorteil sucht. Eine Schwäche des Volkscharakters, die wir mit Beschämung überall in der Welt noch heute an unsern Volksgenossen beobachten können. Aber auch wir werden, daheim und draußen, noch die Zucht, die Unterordnung der Person und des Prinzips unter die nationale

Forderung, die Rücksichtslosigkeit in der Forderung unsrer Rechte, die Unabhängigkeit von jüdischer Preßphrase und gesinnungslosem Geistreichtum lernen, deren es bedarf, um zu Thaten und zu Macht zu gelangen. Wien darf nicht in die Hände von Juden und Slawen geraten.

Seit der Zeit, wo der alte Fallmerayer unermüdlich gegen den Panslawismus die Politiker Österreichs und Deutschlands ins Feld rief, hat sich die Lage auf diesem Kampfplatze insoweit nicht geändert, als die Ansprüche des Russentums dieselben geblieben sind und auch ihre Kampfweise im wesentlichen dieselbe wie früher ist. Es ist stets die gleiche althergebrachte Minirarbeit auf dem Boden benachbarter Staaten durch Sendlinge, Geistliche und Rubel, eine Arbeit, die nicht allein von den panslawistischen Vereinen, sondern auch unmittelbar von den diplomatischen Agenten besorgt wird. Jene Vereine, heute mit dem harmlosen Namen slawischer Wohlthätigkeitsgesellschaften geziert, sind von der Staatsregierung abhängig und von ihr bald mehr bald minder geförderte politische Organe. Daneben betreiben nach wie vor in den Donaustaaten die russischen Diplomaten ihre Agitation. Die Kojander, Persiani, Chitrowo erscheinen zu Zeiten als offenbare revolutionäre Verschwörer gegen die Fürsten und Staaten, bei denen sie beglaubigt sind. Was namentlich Herr Chitrowo gegen Bulgarien geleistet hat und eben jetzt gegen Rumänien leistet, ist erstaunlich. Erstaunlich weniger wegen der Erfolge, als wegen der Unbefangenheit und Kühnheit, mit der ein Vertreter des absolutesten und konservativsten Monarchen Verschwörungen der Völker gegen ihre Fürsten anzettelt und fördert. Man erinnert sich der Zeit, wo Herr Chitrowo seine Befehle von dem Moskauer Slawenkomitee und Herrn Katkoff empfing, während der Minister des Äußern in Petersburg scheinbar in ganz entgegengesetztem Sinne, als diese Befehle lauteten, seine offizielle Politik trieb. Auch heute ist dieser Gegensatz zwischen dem offiziellen und dem offiziösen Rußland augenscheinlich. In Petersburg erklärt man, die Balkanländer sich selbst überlassen zu wollen; man erklärt neuerdings sogar in der Presse, Rußland habe seine Sache in der Balkanhalbinsel verloren und wolle sie endgiltig verloren geben. Zugleich aber arbeitet Herr Chitrowo kräftig an einem Umsturz in Rumänien zu Gunsten des Prätendenten Kusa, und russische Schildträger an der Revolutionirung Serbiens und der Vertreibung des Königs Milan. Ebensowenig hat man sich von den Verbindungen mit Ruthenen, Slowenen, Montenegrinern losgesagt, oder genauer gelöst, und wird im gegebenen Augenblick sich so gut der Stroßmayer als einer Königin Natalie zu bedienen wissen. Man hat sich in Europa an diese Verhältnisse so sehr gewöhnt, daß man kaum empfindet, wie außerordentlich sie sind. Was würde man wohl in Rußland sagen, wenn der österreichische Konsul in Kiew eine Bewegung einleitete zur Losreißung Kleinrußlands von Rußland und zum Anschluß an einen Bund der Donaustaaten? oder wenn Agenten der beiden deutschen Kaisermächte in Warschau

eine neue Erhebung Polens vorbereiteten? oder wenn Deutschlands Generalkonsul in Riga sich mit Rat und That gegen die russische Vergewaltigung der Ostseeprovinzen an die Spitze des baltischen Deutschtums stellte? oder wenn Schweden in Helsingfors eine ähnliche Rolle zu Gunsten der Schweden spielte? Gewiß würde das alles in Moskau und Petersburg für unrecht, für eine unbefugte Einmischung in innere russische Angelegenheiten gehalten werden. Und doch wäre es nichts andres, als woran man zwischen Galatz und Prag von russischer Seite her seit lange gewöhnt worden ist. Rußland sind eben Dinge erlaubt, die sich andre nicht gestatten dürfen, am wenigsten wir Deutsche, an deren Sanftmut wir selbst die Welt gar zu lange gewöhnt haben. Wollten sich Mark und Gulden auf Reisen begeben wie der Rubel, so fänden sie wahrscheinlich einen heute besser vorbereiteten Boden für deutsch-österreichische Agitation, als der Rubel für russische Herrschaftsgelüste. Denn Rußland sorgt längst ausgiebig dafür, daß seine eroberten fremden Provinzen von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer nach Erlösung von russischer Herrscherkunst seufzen. Wenn das dennoch nicht geschieht, wenn weder deutsche noch österreichische Vereine zur Befreiung verwandter oder befreundeter Stämme von russischem Joche bestehen, noch auch fremde Diplomaten auf russischem Boden bisher irgend welche Hindernisse den Gewaltmaßregeln der russischen Regierung entgegensetzen, die an Rücksichtslosigkeit alles übertreffen, was etwa von Herrn Stambulow in Bulgarien oder von Bratianu in Rumänien oder von österreichischen Beamten in Galizien, Bosnien, Böhmen, von König Milan in Serbien vollführt worden ist, so findet das teilweise eine Erklärung in dem allgemeinen politischen System dieser Staaten. Rußlands Politik ist seit Jahrhunderten auf Ausdehnung der Herrschaft gerichtet, während diejenige Österreichs und besonders Deutschlands bis heute sich mit der Erhaltung der alten Grenzen bescheidet. Und was würde man in Rußland sagen, wenn Österreich als Schutzmacht des Katholizismus, Deutschland als Schutzmacht von Protestanten und Katholiken gegenüber der Orthodoxie Rußlands ebenso auftreten wollten, als die russische Macht es in Absicht auf die Glieder der morgenländischen Kirche seit langer Zeit thut? Wird nicht in aller Welt jede kleinste Gemeinde russisch-griechischen Bekenntnisses bereitwilligst von der russischen Regierung mit Geld und sonstigem staatlichen Schutze unterstützt? Sind die russischen Taschen nicht stets offen, sobald einige Orthodoxe irgendwo in Europa eine eigne Kirche zu bauen wünschen, sobald bei Ruthenen, Serben, Montenegrinern, Tschechen eine Schule gegründet, ein Unternehmen zur Stärkung des Slawentums gefördert werden soll? Es soll das weder Rußland noch den Russen unbedingt zum Vorwurfe gemacht werden. Stellt man einmal die Nationalität über den Staat, so folgt daraus, daß die Nationalität die staatlichen Grenzen nicht mehr achtet, daß das nationale Interesse auch in fremdem Lande gefördert wird. Indessen ist eine gewisse Rücksicht auf staatliche fremde

Rechte auch hier geboten, die von russischer Seite keineswegs beobachtet wird. In Wien und Berlin ist man noch nicht auf dem Standpunkte angelangt, das nationale Interesse über das staatliche setzend, auf fremdstaatliches Gebiet vorzugehen. Man ist bei uns in dem alten wie dem jungen Deutschland seit lange nicht mehr politisch expansiv. Unsre Politik besteht in der Verteidigung, die russische im Angriff, wir suchen unsre nationalen Grenzen zu erhalten, das Slawentum die seinen auf unsre Kosten auszudehnen. Denn es geht mittelbar auf unsre Kosten, wenn nicht nur in Böhmen und Mähren, sondern in Serbien, Rumänien, Bulgarien das Russentum an Boden gewinnt, wenn in den Ostseeprovinzen die deutsche Kultur zerstört, in Polen-Littauen Deutschtum und Protestantismus zugleich verfemt werden. Diese Gebiete zwischen Ostsee und Donau hat Rußland in einer Zeit staatlicher Schwäche Mitteleuropas gewaltsam an sich gebracht und sucht sie jetzt ebenso gewaltsam national zu unterjochen. So gut Rußland das national-slawische Interesse auch in fremden Staaten unter seinen Schutz stellt, so gut wird auch für uns die Zeit kommen, das nationale Interesse überall staatlich zu schützen, und es ist ein wesentliches Interesse unsers Volkes, daß die gewaltigen, von buntem Völkergemisch bedeckten Ebenen in unserm Osten nicht ausschließlich russisch werden. Das wirkliche Bedürfnis nach Ausdehnung des Landbesitzes haben vornehmlich wir Deutsche, und nicht Rußland. Wir sind aufs äußerste räumlich beengt, Rußland hat einen gewaltigen Überfluß an freiem Raum; wir jedoch haben bisher staatlich nicht einmal den Wunsch geäußert nach Mehrung des Raumes, während Rußland nach allen Seiten, soweit die Natur ihm nicht Schranken zog, sich fortwährend ausdehnt. Kürzlich hat ein russischer Professor über das Wachstum Rußlands folgende Zahlenreihe aufgestellt:

Das Großfürstentum Moskau umfaßte zu Ende der Regierung von

Joan III. (1505)	gegen	40000	Geviertmeilen
Joan IV. (1584)	"	75000	"
Im Jahre 1613	"	156000	"
Zar Michael (1645)	"	225000	"
" Alexei (1676)	"	264000	"
" Peter I. (1725)	"	282000	"
Zarin Elisabeth (1761) . .	"	320000	"
" Katharina II. (1796)	"	352000	"
Zar Alexander I. (1825) .	"	367000	"
Gegenwärtig	"	400000	"

Nach der Berechnung des Gothaischen Almanachs vom Jahre 1888, die sich auf russische Angaben stützt, beträgt das heutige Areal Rußlands 22448660 Quadratkilometer oder ungefähr 408000 deutsche Geviertmeilen. Ganz Deutschland umfaßt 540596 Quadratkilometer oder etwa 9829 Geviertmeilen, also weniger als den vierzigsten Teil des russischen Gebietes! Nach demselben russischen

Professor betrug das Wachstum Rußlands in den letzten vier Jahrhunderten täglich im Durchschnitt 130 Quadratkilometer, also wöchentlich mehr als das Fürstentum Schwarzburg-Sondershausen; seit Peter I. täglich im Durchschnitt 90 Quadratkilometer, also jährlich einen Zuwachs an Areal fast von der Größe des heutigen Königsreiches Preußen. Und dieser ungeheure Zuwachs ist etwa seit der Mitte des 16. Jahrhunderts fremdes, nicht russisches Gebiet gewesen mit Ausnahme der wenigstens nahe stammverwandten kleinrussischen Länder. Das Großfürstentum Moskau hat mehr als 350000 Geviertmeilen nicht russischen Landes durch Eroberung an sich gebracht, während es heute noch nur etwa 105 Millionen Einwohner, unter ihnen etwa 60 Millionen Russen, zählt. In Rußland leben auf dem Quadratkilometer 4,8 Menschen, in Deutschland 87.

(Schluß folgt)

Leibniz als Volkswirt

Von W. Weise

(Schluß)

Zu dieser Art von Versicherungen hat also jeder Einzelne selbst beizutragen. Bei anderm Mißgeschick soll der Staat allein helfend eingreifen. Ich führe neben der Ermahnung Leibnizens, Kornmagazine anzulegen, damit bei einer Teuerung oder Mißernte das Elend des Volkes erleichtert werde, einen Vorschlag an, mit dem er etwas ganz Modernes, den Ruf nach Nationalwerkstätten, ausdrückt. Schon in dem erwähnten „Bedenken zur Errichtung einer Sozietät" verlangt er ein „Werkhaus, darin ein jeder arme Mensch, Tagelöhner und armer Handwerksgesell, solange er will, arbeiten und sein Kost, auch wohl etwas zur Zehrung, weiter zu gehen, verdienen könne, daß also daselbst alle Handwerke geschenkt werden." Die Arbeiter, sagt er anderswo, würden dadurch nicht faul werden, vielmehr fleißiger arbeiten, weil sie ohne Nahrungssorgen immer gleich viel und nicht einmal zu viel, das andremal zu wenig zu thun hätten, und außerdem würde verhindert werden, daß die reichen Kaufleute die armen Arbeiter ausbeuten.

Mit dieser Sorge um das Wohl des Einzelnen sind Leibnizens Gedanken über das Gesundheitswesen in Verbindung zu setzen. Da nächst der Tugend die Gesundheit das Wichtigste ist, so hat die Obrigkeit auch auf die Gesundheit

der Unterthanen zu achten; „zu welchem Ende nötig", heißt es in dem Schriftstück von der Bestellung einer Medizinalbehörde, „verständige medicos zu halten, und mit denen diesfalls zum öfteren zu ratschlagen, auch ihnen allerhand Fragen zu gebührender Untersuchung vorzustellen, vornehmlich aber auf aërem, aquas, terras, alimenta, morbos locales, endemios und epidemios ihre Gedanken zu richten. Und zwar so bin ich zuvörderst der Meinung, daß der Juristen insgemein zu viel, der medicorum aber zu wenig seien." Weiter drängt Leibniz dazu, einerseits die Ausbildung der Mediziner durch die notwendige Bekanntschaft mit den Naturwissenschaften und besonders durch das Studium der Anatomie zu vertiefen, anderseits die Kurpfuscherei zu beseitigen. Darum sollen die Ärzte Staatsbeamte mit bestimmtem und in gewisser Stufe aufsteigendem und ihren Leistungen entsprechendem Gehalte werden. Ferner soll eine eigne Sanitätsbehörde, ähnlich dem geistlichen Konsistorium, eingerichtet und teils mit Regierungspersonen, teils mit Ärzten besetzt werden; dem obersten Leibarzt des Fürsten soll die Leitung des Kollegiums zufallen, wie im geistlichen Konsistorium dem ersten Hofprediger. Die Aufgabe dieser Behörde wäre, die richtige Lebensweise der Menschen zu beaufsichtigen und die Lebensmittel zu untersuchen, namentlich Backwaren und Getränke. „Denn vor gewiß zu halten, daß durch übel gebrautes oder in den Krügen verderbtes Bier der gemeine Mann sehr an seiner Gesundheit verwahrlost wird. Dahero die Leute hernach in den Zeitwechselungen des Jahres bei allerhand regierenden Krankheiten wegen geschwächter Natur wie die Fliegen dahinfallen." Die ganze Branntweinfabrikation möchte Leibniz den Privaten entziehen und verstaatlichen, um sie unter die Aufsicht der Medizinalbehörde zu stellen. Unerläßlich für dieses Gesundheitsamt erscheint ihm die Aufzeichnung, was in Gesundheitssachen und damit verwandtem von Zeit zu Zeit vorfällt, also über Witterungswechsel, Windrichtung, Feuchtigkeitsgehalt der Luft, über die Schwankungen der magnetischen Deklination und Inklination, auch darüber, wie das Obst und die Früchte geraten. Denn in allen diesen Sachen erkennt er die Vorbedingungen für die sich nie gleich bleibenden Gesundheitsverhältnisse der Menschheit. Vornehmlich soll sorgfältig festgestellt werden, was für Krankheiten und Zufälle unter Menschen und Vieh geherrscht haben, und zwar nicht bloß auffällige Krankheitserscheinungen, sondern auch die täglich auftreten, und jeder Todesfall soll verzeichnet werden, nach Art der bills of mortality in England. Wie bei den Bestrebungen, die der Förderung von Handel und Industrie gelten, begegnen wir auch hier wieder dem Wunsche Leibnizens, mit Hilfe der Statistik Erfahrungen zu sammeln zur Verhütung und Bekämpfung von Krankheiten.

Daß der Volkswirt Leibniz auch Erziehungs- und Unterrichtswesen nicht als gleichgiltige Dinge behandelt, ist selbstverständlich. Sehen wir doch bei allen seinen Plänen, daß er die Verbesserung der wirtschaftlichen Lage der

Menschen nur will, um die Menschen zu einer höhern Stufe der Sittlichkeit zu erheben. Und hierin wird nach seiner Meinung eine richtig geleitete Jugenderziehung stets das Beste leisten. Doch kann ich auf die pädagogischen Ansichten Leibnizens, die für die nachfolgende Zeit namentlich in der Betonung des Unterrichts in den Realien und in den körperlichen Übungen epochemachend gewesen sind, hier nicht näher eingehen, da sie ein Kapitel für sich bilden. Nur das verdient eine nähere Beleuchtung, wie er auch auf die Weiterbildung der Erwachsenen, die Heranziehung des gemeinen Mannes zum gesinnungstüchtigen Bürger, die Kräftigung des Volkscharakters, die Wiederherstellung der rechten deutschen Art bedacht war.

Tiefsinnige und beherzigenswerte Gedanken hat er in dieser Beziehung in mehreren Aufsätzen nach dem Abschluß des Friedens zu Ryswijk niedergelegt. Geschrieben mit einer warmen Begeisterung für deutsches Land, deutsches Volk, deutsche Sprache, sind sie mit vollem Rechte als ein Appell an den Patriotismus der Deutschen bezeichnet worden. In einer Zeit, wo mancher vaterlandsliebende Mann an einer gedeihlichen Entwicklung der deutschen Zukunft zu verzweifeln anfing, hat er mannhaft die Aufrechterhaltung des Deutschtums vertreten. Er war überzeugt, daß an all dem Unglück Deutschlands der Mangel echt deutscher Denk- und Empfindungsweise schuld sei. „Die Liebe des Vaterlandes," sagt er, „ist nicht auf einfältiger Leute Einbildung, sondern auf der wahren Klugheit begründet. Ist nun ein Mensch seinem Vaterlande verpflichtet, so sind wir es, die das werte Deutschland bewohnen, denn es ist vor allen Ländern durch Klima, Bodenbeschaffenheit und Bodenreichtum ausgezeichnet: seine Hügel fließen mit Wein und seine Thäler triefen mit Fett." Deutsche Gesinnung soll von neuem belebt werden dadurch, daß Herz und Verstand des gemeinen Mannes gebildet, Lust und Liebe zur Weisheit und Tugend erweckt und gemehrt werden.

Geht Leibniz sonst die Fürsten um Hilfe an, so schlägt er hier einen andern Weg ein, um sein Ziel zu erreichen. Von innen heraus, durch das Volk selbst soll die Heilung des Übels geschehen. Von Privatpersonen geleitet, sollen Vereine zusammentreten und besonders die ungelehrten, aber Belehrung wünschenden Leute aufnehmen, um auf diese durch Wort und Schrift einzuwirken. Not thäte die Errichtung einer deutschen Sprachgesellschaft, durch welche die deutsche Sprache wieder zu Ehren gebracht würde. Es ist nicht genug, daß, wie es die Fruchtbringende Gesellschaft anstrebt, die deutsche Sprache von Fremdworten gereinigt wird, sie muß auch das Gewand für einen bessern Inhalt werden. Der Verfall der deutschen Litteratur und die Verachtung, in die sie bei Ausländern und bei den Deutschen selbst geraten ist, ist darauf zurückzuführen, daß sie des anziehenden Stoffes entbehrt. Die deutsche Dichtung liegt darnieder. Die Gelehrten aber glauben, ihrem Stande und ihrer Wissenschaft etwas zu vergeben, wenn sie sich nicht der lateinischen Sprache bedienen.

Abgesehen von der Kluft, die auf diese Weise zwischen Gelehrten und Ungelehrten entstehen muß, entgeht der deutschen Litteratur die bildende und verjüngende Kraft der Wissenschaft, und diese selbst wird nutzlos für das Volk. „Was hilft uns die Brille in ihrem Futteral, wenn niemand dadurch siehet!" ruft Leibniz aus. Männer von Verstand fühlen sich durch die geistlosen litterarischen Machwerke abgestoßen und suchen ästhetische Befriedigung entweder auf Reisen oder in italienischen und französischen Büchern. Sie schätzen nur noch das Ausländische und meinen, daß unser Volk und unsre Sprache zu nichts gleichem fähig sei. Und doch ist das nicht der Fall; man lese nur Luthers Bibel, und man wird in ihr an der deutschen Sprache eine „recht heroische und virgilianische Majestät" entdecken. Wie die Vernachlässigung der Muttersprache ein begriffsmäßiges und logisches Sprechen zersetzt und zerstört, so bringt ihre Übung ein vernunftmäßiges Denken hervor, wenn sie zum Ausdruck einer wissenschaftlichen Gedankendarstellung dient. Das kann man recht deutlich wahrnehmen, wenn man die gewandte, klare und verständige Rede- und Unterhaltungsgabe der Franzosen mit der gedankenlosen und schwülstigen Sprechweise der Deutschen vergleicht. Es kommt darauf an, den Deutschen wieder Geschmack an ihrer Litteratur und Liebe zu ihrer Sprache zu geben. „Und weil aus Obenstehendem soviel erscheinet, daß vor allen Dingen die Gemüter aufgemuntert und der Verstand erweckt werden müßte, als der aller Tugend und Tapferkeit Seele ist, so wäre dies meine unvorgreifliche Meinung, es sollten einige wohlmeinende Personen zusammentreten und unter höherem Schutz eine deutschgesinnte Gesellschaft stiften, deren Absehen auf alles dasjenige gerichtet sein soll, so den deutschen Ruhm erhalten oder auch wieder aufrichten könne, und solches zwar in denen Dingen, so Verstand, Gelehrsamkeit und Beredsamkeit einigermaßen betreffen können, und dieweil solches alles vornehmlich in der Sprache erscheinet, als welche ist eine Dolmetscherin des Gemütes und eine Behälterin der Wissenschaft, so würde unter andern auch dahin zu trachten sein, wie allerhand nachdenkliche, nützliche, auch annehmliche Kernschriften in deutscher Sprache verfertigt werden möchten, damit der Lauf der Barbarei gezäumet, und die in den Tag hinein schreiben, beschämet werden mögen. Da man nun dergestalt in kurzer Zeit die Wahl herrlicher deutscher Schriften haben sollte, so bin ich versichert, daß gar bald die Hof- und Weltleute, auch das Frauenzimmer selbst, und was nur sinnreich und wissensbegierig, eine große Freude daran haben würde. Dies wird den Gemütern gleichsam ein neues Leben eingießen, auch zu einer Öffnung des Verstandes, Zeitigung der bei uns sonst gar zu spät lernenden Jugend, Aufmunterung des deutschen Mutes, Ausmusterung des fremden Affenwerkes, Erfindung eigner Bequemlichkeit, Ausbreitung und Vermehrung der Wissenschaften, Aufnehmen und Beförderung der rechten gelehrten und tugendhaften Personen und mit einem Wort zum Ruhm und Wohlfahrt deutscher Nation gereichen."

Für beides, für das Erziehungswesen und für das Sanitätswesen, soll eine beständige Generaldeputation eingesetzt werden. Diese soll wie ein Vormund über die Unterthanen wachen, ihr soll die Sorge für die Wohlfahrt der Menschen durch Erziehung zur Tugend und durch Erhaltung in Gesundheit und Anweisung in der Ernährung anvertraut werden. Auf diese Weise wird es der Obrigkeit gelingen, Elend fern zu halten und die Verbrechen einzuschränken.

Damit kehren wir zu dem zurück, was am Anfange dieses Aufsatzes ausgesprochen wurde: Leibniz will das leibliche wie das geistige Wohl der Menschheit fördern. Beide Ziele sind für ihn untrennbar.

Die Erfüllung fast aller Aufgaben der Nationalökonomie weist Leibniz dem Staate zu. Von selbst entsteht nun die Frage: Woher sollen die Hilfsmittel genommen werden? Mehr gelegentlich als zusammenhängend giebt Leibniz Winke darüber, wie der Staat für die empfohlenen Unternehmungen Geld gewinnen könnte. Er will gewisse Gewerbe und Industriezweige verstaatlichen, so die Branntweinbrennerei, nicht bloß um das Volk vor dem Genuß eines schlechten Getränkes zu schützen, sondern auch wegen des reichen Ertrages. An einer andern Stelle schlägt er eine Branntweinsteuer zu einem ganz bestimmten Zwecke vor, nämlich zur Unterhaltung der Berliner Sozietät. Für die Sicherstellung solcher Anstalten, dergleichen er in Petersburg, Dresden, Wien entstehen zu sehen wünschte, erwähnt er auch den Seidenbau, der ebenfalls monopolisirt werden soll; außerdem eine Tabak-, Papier- und Kartensteuer. Besonders Luxusgegenstände sollen als solche von Auflagen betroffen werden, dagegen sollen die unentbehrlichen Lebensbedürfnisse frei bleiben. Daneben verlangt er eine Kopf- und eine Einkommensteuer. Ganz merkwürdig ist der Gedanke einer Büchersteuer oder vielmehr die Begründung derselben. Da die Buchhändler mehr auf ihren Vorteil bedacht seien, als darauf, gute Bücher unter das Volk zu bringen, und mit Scharteken und Makulatur die Welt erfüllten, so soll das ganze Bücherwesen der Aufsicht des Staates durch die Sozietäten unterliegen. Um das fast in ein Chaos der Unendlichkeit gehende Bücherwesen etwas in Ordnung und in die Enge zu bringen, sollen alle Bücher, die ins Land auf den Markt kommen, zentnerweise besteuert werden. Das Geld soll der Kasse der Sozietät zugute kommen. Bedenklich mag uns auch der Vorschlag erscheinen, Lotterien einzurichten. Doch müssen wir auf die eigentümlichen damaligen Verhältnisse in Deutschland Rücksicht nehmen. Geld war nach den Verwüstungen der Kriege jener Zeit überhaupt schwer zu erhalten, und denen, die wirklich Vermögen besaßen, fehlte der Gemeinsinn, davon für das allgemeine Wohl etwas zu opfern. Leibniz griff zu jeder Auskunft, und wenn irgendwo, so kann man hier sagen: der Zweck heiligt die Mittel. Er wollte das auf diese Weise zusammengebrachte Geld für Wissenschaft und Bildung, zum Nutzen des Volkes oder zur kräftigen Fortführung des Krieges gegen Frankreich verwandt wissen.

Ein Umstand fällt besonders in die Augen: daß Leibniz fast alles durch den Staat, mit Hilfe der Fürsten, denen er allerdings für gewisse Zweige der Staatswissenschaft beratende Kollegien zur Seite stellen will, durchzuführen sucht. Zu verwundern ist dies nicht. Die Zeit erheischte eine solche Bevormundung durch die Regierung, weil das Volk nicht reif war zur Selbstbestimmung und eigner freier Bewegung. Dazu hatte der dreißigjährige Krieg den Leuten jedes Selbstvertrauen genommen. Aus dem eignen Antriebe der Menschen heraus waren Unternehmungen zur Besserung des Menschenloses nicht zu erwarten, das mußte von oben herab geschehen. Hatte der Absolutismus damals seine Berechtigung, so war auch der Weg, den Leibniz betrat, gewiß der richtige.

Was von Leibnizens Vorschlägen ist nun seiner Zeit verwirklicht worden? So gut wie nichts. Nur eines setzte er durch, die Gründung einer Sozietät in Berlin; in Dresden, in Wien unterblieb sie. Alle seine Gutachten und Denkschriften ließ man unbeachtet in den Archiven liegen. Nur ein Herrscher, der größte unter den absoluten Monarchen, hat ein halbes Jahrhundert nach Leibnizens Tode ähnliche Pläne zur Ausführung gebracht: Friedrich der Große, der selbst Leibniz einen Platz neben sich gab und meinte, daß Leibniz für sich allein eine Akademie vorstelle. Unentschieden ist, ob Friedrich unmittelbar durch Leibnizens Schriften Anregung zu seinen Friedenswerken empfing, oder ob es eine zufällige Übereinstimmung dieser zwei geistesverwandten Naturen war, die ihnen bei denselben Zielen auch dieselben Mittel in die Hand legte. Das Manufakturwesen wurde zwar auch in Österreich durch Maria Theresia und Joseph II. großgezogen, wenn auch nicht zu derselben Höhe wie in Preußen. Aber in andern Dingen steht Friedrich einzig da, und erst sein Beispiel spornte andre Regenten zu ähnlicher Thätigkeit an. Er hat das Land entsumpft und urbar gemacht, er hat den Seidenbau, der in Preußen niedergegangen war, wieder gehoben, er hat Kornmagazine angelegt, um Teuerungen vorzubeugen, er hat der Landwirtschaft aus Staatsmitteln das Geld vorgeschossen, um die Spuren des siebenjährigen Krieges zu verwischen. Zum hohen Verdienste ist es Friedrich anzurechnen, daß er zuerst in Deutschland eine durchgängige Statistik in großartigem Maßstabe einrichtete, auf die er seine Verbesserungspläne zu stützen suchte.

Andres ist noch später zur That geworden, zum Teil auch in andrer Form, als es sich Leibniz vorstellte. Jetzt haben wir ein Reichsgesundheitsamt und Beamte zur Untersuchung der Lebensmittel, woran Leibniz schon vor 200 Jahren gedacht hatte. Das Versicherungswesen wird seit der Mitte oder dem Ende des vorigen Jahrhunderts allgemeiner, es geht aber in die freie Genossenschaft über. Erst unsre Zeit hat die Verpflichtung des Staates, für die Unterthanen in bestimmten Fällen zu sorgen, wie Leibniz es wollte, anerkannt und eine wichtige Aufgabe dem Staate in der Unfallversicherung und Altersversorgung zugewiesen.

Eins reizt unsre besondere Aufmerksamkeit: der Gedanke einer deutschen Handelsvereinigung, eine Idee, die, soviel ich weiß, zum erstenmale auf dem Nürnberger Reichstage von 1523 gefaßt worden ist. Um die Finanzkraft des Reiches zu stärken, ging man damals mit der Absicht um, ganz Deutschland mit Grenzzöllen zu umziehen. Schließlich kann man aber über den hoffnungsvollen Anlauf nicht hinaus. Mit scharfem, staatsmännischem Blick hat Leibniz gesehen, worin die Ohnmacht Deutschlands beruhte, und wie dem Schaden abzuhelfen sei. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts tauchte derselbe Plan wieder einmal auf und wurde als etwas Utopisches verlacht. Da war es der preußische Staat, von dem das Heil Deutschlands ausging, indem zuerst preußische Beamte, Maaßen und Motz, das Zollgesetz und die Zollverwaltung erdachten und zugleich für unsre politische Neugestaltung verwerteten. Daß dies von Preußen geschehen würde, auch das hat Leibniz geahnt. Gerade auf den brandenburgischen Staat hat er die Hoffnung gegründet, daß durch diesen, da er ein fest geschlossenes und mächtiges Ganze bildete, seine volkswirtschaftlichen Pläne ausgeführt werden könnten, was in vollkommener Weise doch nur durch eine vollständige politische Umwälzung möglich war.

Eine so vorausschauende Einsicht nötigt uns die größte Bewunderung für Leibniz als Staatsmann ab. Denn als solchen schätzen wir nicht nur den, der das augenblicklich Erreichbare findet, sondern auch den, der uns unter gegebenen Verhältnissen den Grundriß zeichnet, auf dem sich einst ein Gebäude erheben wird.

Goethe- und Schillerhetzer

(Schluß)

Es ist nicht etwa der grundsätzliche Standpunkt Baumgartners, auf den wir zielen. Ein solcher ist auch Goethe, dem Allversöhner, gegenüber möglich, in mancher Hinsicht sogar angebracht, und wo er sich als solcher ehrlich herausstellt, sind wir die letzten, die ihn bekämpfen. Wir bekämpfen nur die geschickt gedeckten Übergriffe auf Gebiete, die mit jenem Standpunkte garnichts zu thun haben, und deren Zweck, ihre leise Hineinziehung in einen despotischen Interessen- und Machtkreis. Wir bekämpfen jene unredliche Spiegelfechterei, die ihre Stöße gegen eine selbsterzeugte Luftgestalt richtet, um sie dann nach Herzenslust zu durchbohren, jene feige Angriffsweise, die sich selber sicher stellt, indem

sie andern Verderben sinnt, die sich mit liebeüberströmenden Worten an den Gegner hinanschleicht und selber die Hände ringt, wenn sie ihm einen tückischen Stich versetzt hat. Baumgartner hat diese Methode zu einer förmlichen Kunst ausgebildet. Er weiß, daß er wenig Wirkung erzielen würde mit einem pfäffischen Lospoltern gerade auf Goethe. Wer ihn anhörte, an dem wäre wenig gewonnen, der hätte Goethe doch nie gelesen. Wer aber Goethe liest oder zu lesen fähig ist, der würde ihn nicht anhören. Und doch gilt es gerade, diese Leser zu fangen; solche Seelen stehen hoch im Preise, seitdem sie sich in der romantischen Zeit so nützlich zu machen verstanden haben. Der Verfasser dieser römischen Goethebiographie stellt sich daher scheinbar mitten unter die Goethegemeinde. Er „liebt Poesie nicht nur ein wenig, sondern sehr und hält Goethe noch heute für kein bloßes Talent, sondern für ein Genie. . . . Sein hoher Sinn für alles Schöne, sein für alles Konkrete so durchdringender Verstand, seine glänzend reiche Sprache bezauberten ihn einst (!) so, daß er ihn nicht nur weit allen unsern Dichtern vorzog, sondern ihm sogar seinen religiösen Indifferentismus vergab, um ihn nur als Künstler zu betrachten und sich an seinen Dichtungen zu erfreuen.“ Die Frucht dieser Goetheverehrung ist — die Lebensbeschreibung eines gesellschaftlich und sprachlich hübsch begabten Glückspilzes ohne Herz, ohne Gemüt, ohne wirkliches Wissen, ja selbst ohne höhere Verstandesbegabung, eines im tiefsten Grunde verächtlichen und namentlich im Verhältnis zu seinem aufgebauschten Ruhme höchst unbedeutenden Gesellen, dessen Genie sich nur nach einer Richtung hin äußert, nach der eines grenzenlosen, teils dreist ehrgeizigen, teils stumpf sinnlichen Egoismus. Nie hat ein Mensch unbedeutender angefangen, als der flache Leipziger Patentbruder und Gesellschaftsschniepel, der Wüstling, Verschwender und Mädchenjäger, der in jede hübsche Larve vergaffte Nichtsthuer in Straßburg, Frankfurt und Wetzlar. In Weimar ist er der „lustige“ Rat, der Hofnarr eines rohen und ausschweifenden kleinen Despoten, den noch in seinen spätesten Jahren als näselnden preußischen Gardeleutnant zu schildern für Baumgartner ein Vergnügen ist. Klopstocks schulmeisterlicher Brief an Goethe über das erste Weimarer Jahr ist ihm der Ausdruck des empörten deutschen Nationalbewußtseins. Wie hat ihm Goethe dafür gedankt, wie hat er überhaupt seine Freunde behandelt! Herder war für ihn natürlich völlig „der vergötterte Waldteufel Satyros“, wobei der Biograph sich leider auf Scherers wenig geschmackvolle Aufbauschung flüchtiger, scherzhafter Beziehungen stützen kann. Mit großem Behagen wird berichtet, daß Lessing — der in theologische Studien vertiefte und dem litterarischen Tagesgeplänkel völlig entfremdete — beim Aufgang des neuen Gestirns „wie ein grollendes Gewitter“ abseits stand. Goethes Beschäftigungen auch in dieser Zeit sind nichtssagend, ein gefundenes Essen für Scholiastenweisheit, wie die „Harzreise im Winter.“ Sein Gedicht „An den Mond“ ist „sentimental“; das Lied „An Christel“ offenbart des Dichters eigentliche

Gemütsverfassung in der Zeit des „platonischen" Liebesverhältnisses mit Frau von Stein, das mit der Hornbrille einer Klatschbase nach einer einzigen Richtung von Baumgartner durchstöbert wird. Bei der italienischen Reise wird der Verfasser „an den sehr ehrenwerten Pickwick erinnert, der sich bei den Droschkenkutschern nach dem Ankaufspreis der Kutschen und nach dem Lebensalter der Pferde erkundigt und alles sorgfältig aufschreibt." „Goethe in Rom" („das ist nun natürlich ein Glanzmoment für jeden Goetheverehrer . . . es mußte einer von Weimar kommen, um der in Aberglauben und Finsternis versunkenen Stadt wieder Würde und Weihe zu geben" u. s. w.) dient nur als Ausgangspunkt für einen Hymnus auf das katholische Imperium Romanum, die weltliche Herrschaft; auch hier fehlen nicht die bis zum Überdruß in dieser Litteratur wiedergekäuten Worte Macaulays von dem katholischen Neuseeländer, der dereinst nach den Trümmern der protestantischen Kirchen in Europa noch Ausgrabungen veranstalten werde. Das Ergebnis der italienischen Reise ist auch weiterhin noch vornehmlich der schadenfrohe Nachweis von Goethes endgiltigem Durchfall in seiner Lieblingskunst, der Malerei. Egmont ist „ein Lückenbüßer", Tasso „ein Festspiel zu eigner Verherrlichung", voller Anmaßung und Unklarheit. Mitgebracht, so scheint es, hat Goethe von Italien nur die vollendete Frechheit der „Römischen Elegien," die alsbald in dem Verhältnis zu Christiane ihren öffentlichen Ausdruck erhielt. Es ist eigen, wie nun mit einemmale das Verhältnis des Biographen zu Goethes früherem „Verhältnis" ein andres wird. Das „Weib," das Goethe zum „Sklaven" gemacht, ihn am Schaffen gehindert, kurzum den „unheilvollsten Einfluß auf ihn geübt hat," wird nun mit einemmale respektvoll zur „Frau von Stein," zur „Frau Baronin," eine edle, im tiefsten verwundete Frauenseele. Der berüchtigte „Kaffeebrief," der das Verhältnis für Mondscheinduftler und romantische Seelen allerdings wenig erbaulich abschließt und dessen Bedingungen und triviale Notwendigkeit für beide Teile doch so offen liegt, wird in die allernächste Beziehung zu — Spinoza, Freimaurertum und wer weiß was allem gebracht. „Das war deutsche Treue und — reine Natur. Das war wieder die Uneigennützigkeit, die man aus Spinoza lernte." Wir finden, es war zum mindesten deutsche Ehrlichkeit gegenüber geheimen Schlichen und Klatschereien, deutsche Selbständigkeit, die ihr Hausrecht wahrt gegen unberechtigte Übergriffe und ihr gutes Recht der Selbstbestimmung gegenüber unwürdiger Bevormundung. Diese letztere „lernt" man allerdings nicht aus Spinoza, und wir glauben gern, daß die erstgenannten Eigenschaften im Orden des heiligen Ignatius von Loyola nicht gerade als „Tugenden" gelten. Goethes Beziehungen zur Loge treten wohl nicht zufällig so in die Nähe der Schilderung seines häuslichen Lebens. Goethe war eine „Kreatur der Freimaurer," mit einer feilen Erniedrigung schon hat er seinen Eintritt in die Loge erkauft. Das häusliche Leben des „Dichters der Liebe" ist der Triumph Baum-

gartnerscher Schmutzforschung. Gleichwohl ist eine Ehrenrettung daraus geworden, wenn man nun sieht, was dieser wohlwollende Biograph mit seiner feinen Nase darüber schließlich beizubringen weiß. Daß das Verhältnis eine Ehe war, tritt völlig in den Hintergrund, von der kirchlichen Weihe erfährt man kaum. Eine naturalistische Skizze für sich bildet natürlich August, „der Sohn der Sünde." Des gemeinsamen traurigen Loses der Söhne großer Männer wird nicht gedacht. Bewundernswert ist hier wie überall, von wie weit her sich Baumgartner Material zu beschaffen weiß, wenn es gilt, Schmutz ans Tageslicht zu fördern. Es sind nur leider auch in anderm Sinne trübe Quellen, auf die er angewiesen ist. Sogar auf die reine Gestalt von Goethes Schwiegertochter wird ohne Spur von Beleg eine Handvoll — geworfen. Wie kleinlich, wie erbärmlich macht sich „der große Erotiker" hier im Hauskleide! Ein nörgelnder, grämlicher, abgelebter Mummelgreis. Und dabei immer so lächerlich verliebt! Seine Stellung als Theaterdirektor, und die Beziehungen des Herzogs zu ihm in diesem Punkte schillern in einem Lichte, das schon nicht mehr zweideutig ist. Das ganze Verhältnis zwischen Goethe und Karl August ist von Anfang an darauf zurecht geschnitten. Der Cynismus giebt sich hier ohne alle Maske, selbst der edlen Herzogin gegenüber. Der „kühne Streber" von Frankfurt soll hier offenbar in dem eigentlichen Geheimnis seiner höfischen Erfolge getroffen werden. Goethes Verdienste als Staatsmann werden in der Weise gewürdigt, daß er als ein unwissender Mensch geschildert wird, der Rivalen verdrängt und „in jeden Quark seine Nase steckt." „Ein Staatsmann war er nicht." Den Aufschwung der Nation hat er begeifert, „Des Epimenides Erwachen" erst geschrieben, als für seine Eitelkeit etwas herauskam. Die Rechte des Volkes hat er (hört, hört!) mit Füßen getreten. Dies wird belegt — durch den kostbaren Schwabenstreich des neugebackenen Herzoglich Weimarischen konstitutionellen Landtags, von Goethe für seine Verwendung des auf ihn fallenden Teils des Kultusbudgets schleunigst Rechnungsablegung zu verlangen. Der Historiker Luden hat die höchst unkonstitutionelle Rechnungsablegung Goethes der nunmehr parlamentarischeren Nachwelt überliefert. Sie lautete: Einnahme 000; Ausgabe 000; folglich bleibt in der Kasse x Thaler. Unterschrift: Großherzogliche Immediatkommission für Kunst und Wissenschaft. Goethe. Die Großherzogin selber mußte sich ins Mittel legen, um den empörten Weimarischen Volksvertretern begreiflich zu machen, daß es sehr viele Volksrechte, aber nur einen Goethe gebe. Man sieht übrigens, nach wie mannigfachen Seiten das Buch seine Netze auswirft. Sogar nach einer, nach der man es am wenigsten vermuten sollte: nach der Seite der Wissenschaft. Goethes „ans Kindische grenzende Dilettanterieen in wissenschaftlichen Dingen" werden der ganzen Verachtung würdiger Fachgelehrten und Einzelforscher immer und immer wieder anempfohlen. Der Ärmste! Nach fast einem halben Jahrhundert gelingt es ihm endlich, daß seine Abhandlung über den Zwischenknochen in den

Verhandlungen der kaiserlichen Leopoldinischen Akademie der Naturforscher nebst ein paar Briefen an den Botaniker Nees von Esenbeck abgedruckt wird — eine Gunst, die er sich gewiß ein Menschenalter früher hätte erwerben können, wenn er treu und schlicht und mit standhaftem Fleiß, wie hundert andre Gelehrte, sich einem bestimmten Fache gewidmet hätte. Ja, es ist schade. Aus dem Manne hätte vielleicht etwas werden können, wenn er sich für Osteologie in Jena oder allenfalls für Physiologie in Göttingen habilitirt hätte und statt den Werther, den Faust und ähnliche „belletristische Sachen" zu veröffentlichen, lieber ein Kompendium der Anatomie geschrieben oder Experimente mit Froschschenkeln angestellt hätte. Dann wäre er „über die vier Spezies der Algebra hinausgekommen", was ihm nie gelang, und hätte sich gehütet, sich durch seine Angriffe auf Newton unsterblich — lächerlich zu machen. Er hätte sein Gretchen, die stupida ragazza Goetheana (nach Carducci), heiraten können und wäre ganz sicher Akademiker geworden, wenn er auch die Luftpumpe nicht erfunden hat. So aber war der Unglückselige nicht einmal Mitglied einer Akademie — proh pudor!

Wir könnten noch eine geraume Zeit so fortfahren, aber wir denken, es ist genug mit diesen Proben jesuitischer „Goetheverehrung." Es ist, wie gesagt, eine ganz eigne Kunst darauf verwandt, diese Blüten litterarhistorischer Wahrheit und Objektivität so zum Strauß zu ordnen, daß sie niemals den Eindruck völliger Parteilichkeit und Gehässigkeit machen. Freilich der Geruch wird dadurch nicht besser, sondern im Gegenteil noch abscheulicher. Wer diesen Strauß einer dreibändigen, schön gelehrt ausgeschmückten Einzelbehandlung eines so viel besprochenen Gegenstandes zur Hand nimmt, der muß die Hände über den Kopf zusammenschlagen, welchen — Duft man ihm bisher als die fleur fine alles Erdengeschmacks angepriesen, welchen Rüpel man da zum großen, ja größten Manne gemacht hat. Und ein je ruhigeres, ernsteres Gesicht der Darbietende macht, je mehr er scheinbar bestrebt ist, auf den herrschenden Ton der Bewunderung einzugehen, „so weit es irgend möglich ist," einen desto größern „Eklat" muß er erzielen, mit desto mehr Entrüstung wird sein Publikum die dreiste konventionelle Lüge zurückweisen. Freilich, wenn es einigermaßen kritisch wäre, müßte es bemerken, ein wie freventliches Spiel hier mit Urteil und Auffassung getrieben wird, wie meistens die Wiedergabe des allgemeinen die besondere Darstellung des Paters Baumgartner geradezu aufhebt, oder umgekehrt seine Auffassung im einzelnen ihm geradezu verbieten muß, in die überkommenen Meinungen hierüber einzutreten. Wie kann man in einem Atem Dichtungen hohen litterarischen Wert zusprechen, die sich als „Lückenbüßer", Banalitäten und traurige Eitelkeitskrämereien herausstellen, wie kann man einen Geist als allumfassend hinstellen, dessen völlige Unzulänglichkeit auf allen Gebieten man in jedem Falle bloßstellen zu können glaubt, wie kann man einer Persönlichkeit höchste Einwirkung auf die Welt, Überlegenheit und geradezu

bezaubernde Wirkung auf die Zeitgenossen zusprechen, die man als einen wahren Ausbund von Richtigkeit darzustellen beabsichtigt! Das ist bei aller Kunst doch schließlich eine verzweifelte Aufgabe, und alle leisen Hindeutungen auf Cagliostro und andre Industrieritter, „für die Goethe ja immer ein so auffallendes Interesse an den Tag legte," können hier auf die Dauer wenig helfen. Freilich Angler, die ihren Hamen auswerfen, rechnen auf keine Fische, die nach dem Haken schnuppern, und Jesuiten, die Bücher schreiben, thun es nicht, um kritischen Seelen damit ein Vergnügen zu bereiten. Es gab Zeiten, in denen die Väter der Gesellschaft Jesu litterarische Hamen geradezu entgegengesetzter Natur auswarfen. Das war damals, als der vornehm sogenannte „Wittenberger Ton" wie Posaunenschall die Welt durchdröhnte und alle Herzen in gar unbequeme theologische Lebhaftigkeit versetzte. Damals galt es die allzu gottesgelahrten Köpfe in poetischen Schlummer zu wiegen, die puritanisch frommen Seelen mit ihren scharfen Gewissen aus der Kirche heraus in ein bequem sybaritisches Arkadien zu führen. Damals störte weder die heidnische Nacktheit, noch die götzendienerische Mythologie, noch die sündhaft heitere antike Geistesfreiheit die Herren Patres in der Dichtung. Sie hatten gar nichts dagegen, wenn man den Herrn von Golgatha auf den Olymp versetzte und dem Stern von Bethlehem antike Rauchopfer darbrachte. Wenn man nur den Vatikan in Ruhe ließ und die Opfer für das Grab Petri nicht unterließ. Es ist eine kunsthistorische Ironie, daß gerade der so hervorragend christliche Barockstil von ihnen den Namen erhalten mußte, daß die lockenden Nymphen, die nackten Heiligen, die zierlichen Putten des Zeitalters von Versailles auf das jesuitische Muster getauft sind. Aber es liegt darin zugleich eine eigentümliche historische Wahrheit, die dadurch nichts an ihrem Werte verliert, daß sie jetzt sozusagen zur Indiskretion wird. Man lernt daran verstehen, wo es hinauswill, wenn nun mit einemmale Wehe über Wehe von jener Seite ertönt über unsre heidnische Kunst, unsre litterarische Götzendienerei, unsre widerchristliche Wissenschaft. Es ist wohl kaum das Widerchristliche, was die klugen Väter daran so stört. Sie sind ja beileibe keine beschränkten Glaubenseiferer, sie nageln Luthers Ausspruch über die Vernunft als höchste Buhlerin des Teufels bei jeder Gelegenheit fest und thun, als gälte er der Vernunft im allgemeinen, während er sich doch ausschließlich auf die Vernunft in Glaubenssachen bezieht. Ihnen ist im Gegenteil alles willkommen, was auf ein Dogma schwört, mag es sonst wissenschaftlich und poetisch noch so antichristlich sein, sie sind freisinnig, sie sind demokratisch, ja sie haben sogar einen ganz besondern „Humanismus," nämlich den „katholischen Humanismus," kurz sie sind alles, was man wünscht, und sie bieten, was das Herz begehrt, aber unter einer Bedingung: auf die Kniee vor der Monstranz! Der heilige Vater in Rom erteilt selbst dem schlimmen Zweifler Shakespeare seinen Segen, denn er war ja — das ist eben auch ein Glaubenssatz, den kein wissenschaftlicher Beweis (s. den Aufsatz von M. Bernays

im Shakespearejahrbuch) widerlegen kann — Katholik. Und die Väter der Gesellschaft Jesu machen sich das zu Nutze und treiben eine höchst anzügliche Shakespearomanie gegenüber dem „Hypsistarier“ Goethe, dessen „Überschätzung im Grunde nur auf Oberflächlichkeit, Beschränktheit und seichter Modebildung beruht.“ Warum? die Antwort steht bei Baumgartner (I, S. 528). Goethe ist eben „im Banne.“ „Sein Glaubensbekenntnis ist durch das vatikanische Konzil längst feierlich verurteilt.“ Das mögen „katholische Goethefreunde aufmerksam erwägen bei einer von häretischen Ideen durchsäuerten Poesie wie z. B. dem Faust.“ Auch bei Schiller stört der unbequeme Kantianismus nicht, um ihn gegen den gehaßten Ketzer Goethe auszuspielen. Denn hätten ihn der „verpreußte“ Herzog und der eifersüchtige Goethe nicht verderben und sterben lassen, so wäre er gewiß — katholisch geworden. Um gegen Goethe ausgespielt zu werden, ist eben niemand zu schlecht, weder Lessing noch Herder sind dazu zu ketzerisch, man kann sie ja hinterdrein einzeln beseitigen. Ja sogar der kleine Theodor Körner muß allen Ernstes mit seinem glaubenseifrigen Zriny und seiner missionärischen Toni ins Feld gegen den alten Heiden von Weimar. Bei solcher Gelegenheit ist dann der alte Heide von Weimar zugleich der unnationale Mann. Aber wir haben bereits vorausgeschickt, was von dem „nationalen“ Liebeswerben von dieser Seite zu halten ist. Das würde ihnen freilich passen, wenn die deutsche nationale Idee nur das Antlitz des Spießbürgers mit dem Rosenkranze trüge und nicht die Züge Martin Luthers und Wolfgang Goethes. Denen aber, die bei christlich-nationalen Bestrebungen solcher Natur so gern jenen in die Hände arbeiten und dabei von ihnen gnädig belobt werden, gleich als sei „der moderne Arianismus“ (das ist die evangelische Religion) wirklich schon in sein letztes Stadium getreten, und die reuigen Söhne bereit, jeden Augenblick zu dem langmütigen Vater in Rom zurückzukehren — denen sei empfohlen, auch bei solchen Anlässen ihren vorgeblichen „Mit“streitern etwas schärfer unter die Augen zu sehen und sich dabei eines alten, guten Protestantensprüchleins aus dem 17. Jahrhundert zu erinnern, das die gemeinsame Sache mit den Vätern des Ordens Jesu nicht gerade mit dem Werke des Herrn in eins setzt.

Postuma

Von zwei der berühmtesten Dichter der Gegenwart, die, wenn auch schon tot, noch immer lebendig unter uns weilen, von Theodor Storm und Joseph Victor von Scheffel liegen nachgelassene Bücher vor, von Storm eine Novelle, von Scheffel Gedichte, die seine Freunde gesammelt haben. Indem wir beide Bändchen mit demselben Blick umfassen, drängen sich unwillkürlich die Verschiedenheiten dieser zwei Dichter, ebenso der Charaktere wie der Künstler, auf, die doch gleichzeitig von ihrem Volke geliebt worden sind. Der Unterschied ist eigentlich gar nicht auszumessen: er fängt bei den äußerlichsten Dingen an, wie etwa dem persönlichen Auftreten, und er hört bei den tiefsten Empfindungen auf. Die harmonischere und im ganzen bedeutendere Erscheinung ist Storm; er war ein Mensch mit klarem Wollen, ein stetiger Charakter, ein Künstler, der immer klar über seine Aufgabe, seine Fähigkeiten und das Wesen seiner Kunst gedacht hat. Die Geschichte seiner Kunst ist allein ein merkwürdig erhebendes Schauspiel, denn sie zeigt uns, daß Storm nur nach und nach von kleinen Aufgaben zu höheren emporschreiten konnte, vom lyrisch empfundenen Stimmungsbilde, das für sich allein dasteht, zu szenenreichen Handlungen, von einem einzigen Typus, dem resignirenden Reinhardt, zur Gestaltung der verschiedensten Menschenarten, bis er endlich sein Meisterwerk, die eben vorliegende Novelle Der Schimmelreiter (Berlin, Paetel, 1888) schaffen konnte, in der sich alle Motive seiner Poesie beisammen finden, und die als Ganzes doch wieder überraschend neu wirkt. Wie ganz anders war Scheffel beschaffen! Wie zerklüftet, wie unklar und wie unglücklich erscheint er als Künstler neben Storm, den er an Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit des Talentes von Haus aus vielleicht übertraf! Die Blütezeit seiner Kunst war bald vorbei. Wie lange dauerte es, bis er sich überhaupt seines dichterischen Berufes klar bewußt geworden war! Ihm hatte, im Gegensatz zu Storm, die aufgezwungene Juristerei zunächst schon die Jugend verdorben. Er hatte, ein echter Süddeutscher, seines Temperaments nicht Herr werden können. Die Philisterei der kleinen Stadt, die Langeweile des Amtslebens ertrug er ungeduldig, er machte sich im Humor, in der Parodie zwar Luft, schuf sich aber damit keine Freunde. Dann schwankte er zwischen der Liebe zur Malerkunst und dem Drange zur Poesie, unklar darüber, welcher Muse er sich zu widmen hätte. Endlich entschied die Schöpfung

des „Trompeters von Säkkingen“ über seinen innern Beruf. Aber dann ergriff ihn wieder die Leidenschaft für die Germanistik. Storm hatte sich früh den bürgerlichen Beruf des Vaters gewählt, er wurde Jurist, Advokat, Gerichtsbeamter; seine äußere Stellung war damit geordnet und hinderte ihn nicht, die auch ihm teuer gewordene Sagenforschung zu betreiben. Scheffel suchte auch nach einer solchen Stellung, er wollte sich als Germanist an einer Hochschule habilitiren, aber mitten im wissenschaftlichen Studium besuchte ihn die Muse, und das Unglück wollte es, daß ihre erste große Gabe, der „Ekkehard“, zunächst keine Anerkennung fand. So ward er zuvörderst weder ein anerkannter Dichter noch ein Professor. Das verwirrte ihn und verdarb ihn auch. Ebenbürtiges schuf er seitdem nicht mehr. Er war Dichter, solange er unbefangen seinen Genius walten ließ; er war Lyriker am meisten dort, wo er es selbst kaum beachtete, in jenen frischen „Gaudeamus“-Gesängen, deren Erfolg ihn selbst überraschte. Dann suchte er in emsigen Studien nach der Poesie, aber je mehr er ihr nachging, um so mehr floh sie ihn, denn so klar wie Storm war er sich nicht über das Wesen dieser Kunst. Beide sprechen auch ganz verschieden; die Verse des „Trompeters“ mit Ausnahme der eingeflochtenen Lieder, können unmöglich nach Storms Geschmack gewesen sein; Scheffels Parodie knüpft in demselben Maße an Heine, wie Storms Phantasie an Eichendorff und Callot-Hoffmann an, und ist auch die mächtige Leidenschaft des „Ekkehard“ niemals von Storm, auch in Aquis submersus nicht, erreicht worden, so steht doch seine gegenständliche, klassische Prosa höher als irgend etwas von Scheffel. So sind es zwei weltverschiedene Menschen. Im Sturme gleichsam hat Scheffel mit seinem „Gaudeamus“ die deutsche akademische Jugend gewonnen, die Popularität seines „Trompeters“ steht ohnegleichen in der deutschen Litteratur unsers Jahrhunderts da; sein Mönch Ekkehard ist in zahllosen Nachahmungen durch unsre Romane und Novellen gegangen. Damit kann sich wieder Storm nicht vergleichen, der zu derselben Zeit wie Geibel in die Litteratur eintrat und noch weit mehr Jahre auf Anerkennung zu warten hatte, als es Scheffel jemals nötig hatte. Wie verschieden sind beide auch in ihrem Verhalten zur Heimat! Zwar ist ihnen gemeinsam der offene Sinn für die heimische Vorzeit; Scheffel hat seine Schwarzwälder nicht minder genau studirt, als Storm seine Holsten und Friesen. Aber Storm hing so zäh an der heimatlichen Scholle, daß er selbst den durch die politischen Zustände ihm aufgenötigten Aufenthalt in Preußen und Thüringen schon als Verbannung empfand; Scheffel war stets auf der Wanderung, in Rom und Venedig, in Heidelberg und München, in Säkkingen und Radolfzell, man wußte in seinen Jugendjahren oft nicht, wo man ihn zu suchen hatte. Und doch, wie ungleich reicher ist die Welt des zäh ansässigen Storm gegenüber der Welt des fahrenden Schülers Scheffel. Auch dies ist eine Folge der höhern Kunstansicht Storms; denn nicht die Mannigfaltigkeit der Landschaften und Kulturen, sondern der innern Gemütswelt des Menschen

macht den Reichtum eines Dichters aus. Daher ist auch die Verschiedenheit des Verhältnisses beider zur Geschichte merkwürdig. Für Scheffel wurde die Kulturgeschichte nachgerade das Grab seiner Poesie; Storm allein verstand es, das kulturgeschichtliche Kolorit der rein menschlichen Charakterschilderung unterzuordnen. Und so könnte man alle Strömungen und Probleme der zeitgenössischen Litteratur in der Parallele der beiden Dichter berühren, die der Nachwelt Zeugnis von unserm innersten Fühlen zu geben berufen sind.

Storms „Schimmelreiter", der die Reihe seiner unvergänglichen Novellen als das bedeutendste Werk abschließt, ist eine nach jeder Richtung hin bewunderungswürdige Schöpfung. Sie ist zu bewundern von der technischen Seite wegen der kunstvollen Form, und sie ist es nicht weniger des Gehaltes wegen. Mit sparsamen Mitteln, geizend mit dem Worte, hat Storm auf engem Raume die reiche Lebensgeschichte eines hochstrebenden und kraftvollen Mannes dargestellt. Wir begleiten den Helden von der Jugend bis zu seinem tragischen Ende, und ist auch der Ort der Handlung nur ein Dorf, und ist auch nur ein einziges Mal ein Wink für die Zeit gegeben, in welche die Vorgänge fallen, so ist doch der Gesichtskreis des Dichters nichts weniger als beschränkt, ein symbolisches Abbild des ganzen Lebens der Menschen unter einander hat er selbst in diesem bescheidenen Menschenkreise geliefert. Das Rohmaterial lieferte ihm die heimische Sagenwelt, aber er begnügte sich nicht damit, diese Sagen rationalistisch zu deuten, sondern er strebte auch darnach, zu zeigen, wie die Sage entstehen mußte, indem er in kunstvoller Weise alle Elemente der Erzählung auseinanderhielt und durchsichtig eigne Erfindung von der Überlieferung sonderte. Hier kann man sehen und lernen, wie die Wissenschaft die Kunst befruchtet. Wenn Callot-Hoffmann die Gespenster noch als wirksame Elemente der Erzählung verwenden durfte, so wollte sich der moderne Dichter diesen Scherz nicht mehr erlauben, denn wir wissen ja alle wohl, wie der Gespensterglaube entstand. Die Sage vom Schimmelreiter ist eine solche Gespenstergeschichte. An der friesischen Küste soll er sich in stürmischen Nächten immer herumtreiben, und wenn die Wellen über die Dämme stürmen, so stürzen sich Mann und Roß in die Fluten hinab. Warum aber? wie entstand dieses Gespenst? Das erzählt uns Storms Novelle. Er hat auch diesmal die Erzählung eingerahmt und mit großer Geschicklichkeit einem Menschen in den Mund gelegt, der wohl berufen war, sowohl im aufklärerischen Geiste des achtzehnten Jahrhunderts zu sprechen, als auch sich als vertrauten Kenner der Ammenmärchen der Gegend hinzustellen: einem alten Schulmeister jenes Küstendorfes aus dem dritten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts; auch die wiederholten nachsichtig tadelnden Hinweise auf das kindlich abergläubische Volk nehmen sich im Munde dieses aufklärerischen, aber höchst liebenswürdigen Schulmeisters angemessen aus.*)

*) Dabei ist doch ein seltsamer Widerspruch in diesem Rahmen der Erzählung: der, dem der Schulmeister die Geschichte erzählt, erblickt selbst vorher das Gespenst zweimal, und auch andre in der Umrahmung auftretende Personen sehen es. D. Red.

So wird einigemale der dichte Nebel an der Meeresküste geschildert, Möven mit weitausgespreizten Flügeln fliegen hindurch, und die Phantasie des Volkes schafft aus den Schatten, die da sichtbar werden, die merkwürdigsten Gebilde. Der Erzähler bekämpft nachdrücklich diese Meinung. Oder ein altes Weib berichtet von Meerweibern, die sie selbst gesehen haben will; man wirft ihr dies als Lüge vor, da wird sie ganz wild, daß man ihren „Onkel" einen Lügner schimpfe — in der Unruhe des bösen Gewissens hat sie nämlich die erste Behauptung, selbst mit dabei gewesen zu sein, vergessen, sie schiebt einen Onkel als Zeugen vor und gerät in sittliche Entrüstung nicht darüber, daß sie gelogen haben soll, sondern daß man den Onkel beleidige. Das ist einer der feinsten Züge der Geschichte. Ein andermal sehen wir, wie die Sage vom märchenhaften Schimmel entsteht. Im Mondenschein stehen zwei junge Knechte an der Küste; da glänzt es silbern, magisch fesselnd die Hallig herüber, und plötzlich glauben die Knechte, ein Roß darauf grasen zu sehen. Das ist doch ein Wunder! Sie sind tapfer genug, sich mit eignen Augen von der Wirklichkeit des Bildes überzeugen zu wollen; der eine Knecht rudert hinüber, während ihn und das Roß der andre zurückbleibende beobachtet. Aber merkwürdig! der Hinüberfahrende findet kein Pferd auf der Insel, mit seiner Peitsche scheucht er nur Vögel auf, die am Gerippe eines längst gefallenen Pferdes sich gesammelt haben; der zurückgebliebene Knecht aber hat das grasende Roß keinen Augenblick aus dem Gesichte verloren. Nun kehrt der andre zurück, die gespenstische Erscheinung ist ihm von hier aus wieder sichtbar, und nun glaubt auch er an den Schimmel, obgleich er mit eignen Augen die Sache untersucht hat! Auf die Möglichkeit einer optischen Täuschung verfällt er begreiflicherweise nicht. Und dieser Schimmel ist natürlich kein andrer als der des Deichgrafen Hauke Haiens, des Schimmelreiters, der seinem Heimatsorte so viel zu schaffen gab. Denn in den Besitz seines merkwürdig feurigen Rosses kam Hauke Haien auch auf ungewöhnliche Weise. Ein Landstreicher hatte ihm das abgemagerte hinkende Roß zufällig auf der Straße für 30 Thaler angeboten, und in seiner guten Laune hatte er das junge Tier gekauft. Zur eignen freudigen Verwunderung sah der Deichgraf das Pferd in seinem Stalle bei der sorgfältigen Behandlung gedeihen, und seltsamerweise gelang es ihm ausschließlich, es zu besteigen, jeden andern Reiter warf es ab. Hauke liebte es dafür um so mehr. Aber seitdem soll der gespenstige Schimmel auf der Hallig verschwunden sein.

Doch alle diese ebenso geistreichen als poetischen Motive treten vor der Lebensfülle und künstlerischen Vollendung, mit der die Gestalt des Helden der Novelle, des Deichgrafen Hauke Haien gezeichnet ist, zurück. Ganz im Gegensatz zu den träumerisch verzichtenden Helden der Jugendwerke Storms ist dieser Schimmelreiter ein Mann der That vom Scheitel bis zur Sohle, ein Mensch, dem es bei zäher Ausdauer gelungen ist, die kühnsten Träume seiner Jugend zu verwirklichen, der es vom armseligen Kleinknecht durch nichts andres als

seine eiserne Energie bis zum Deichgrafen, also zum Herrscher seines Heimatsortes gebracht hat, ein Mensch, der seinen Willen nicht bloß andern Menschen siegreich entgegengestellt, sondern auch den Elementen der Natur den Meister gezeigt hat, und das alles mit den redlichsten Mitteln, in ehrlicher Arbeit, in klarem, zielbewußtem Streben. Man könnte diesen tüchtigen Realisten, der sein ganzes Dasein der Idee gewidmet hat, dem Meere neues Land zum Schutze und zum Nutzen der Heimat abzugewinnen, mit dem alten Faust vergleichen, wenn ihn nicht die einzige Leidenschaft, die ihn beseelt, von dem Goethischen Idealmenschen trennte, nämlich der Ehrgeiz. Faust ist weder eitel, noch ehrgeizig, Faust sucht wirklich in reinstem Drange nach Wahrheit und Seligkeit; Storms Held ist die verkörperte Leidenschaft des Ehrgeizes. Als der große Damm, durch den Hauke Haien dem Meer ein neues Stück Land (Koog) abgewinnen wollte, und den er in langen Nächten ausgesonnen und in gewaltiger Energie, mit Beherrschung großer Menschenmassen aufgerichtet hatte, endlich in aller Schönheit dastand — es war um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts —, da hatte der Deichgraf nur noch einen Schmerz, daß sein Lebenswerk nicht auf den Namen des Erbauers, sondern auf den einer königlichen Prinzessin, Elisabeth Charlotte, getauft wurde, gemäß der Sitte der Zeit. Aber er sollte seine Genugthuung haben. Zwei Arbeiter gehen auf dem neuen Lande an Hauke vorbei, und aus ihrem Gespräch entnimmt er, daß seine Schöpfung im Volksmunde der „Hauke-Haien-Koog" heiße, und nicht nach der amtlichen Bezeichnung. Diesen Charakter leidenschaftlichen Ehrgeizes und der auf ein einziges bestimmtes Ziel gerichteten Thatkraft hat Storm mit ebensoviel Liebe als Genie gestaltet. Die Tiefen und die Höhen der Menschennatur hat der Dichter dabei durchmessen; die Pathologie einer-, und die Religion anderseits einer solchen starken Individualität hat er bedacht, zuweilen nur mit einem einzigen Zuge gezeichnet, und die künstlerische Anschauung, die sich dabei offenbart, ist gleich weit vom romantischen Idealismus wie vom rohen Naturalismus, sie ist wahr und poetisch in jeder Zeile, denn sie will gar nichts andres als einen Menschen in möglichster Lebendigkeit darstellen.

Mit der Jugendgeschichte, die auch äußerlich durch einen Abschnitt von der eigentlichen Erzählung des Schimmelreiters geschieden ist, giebt Storm gleichsam eine Exposition des Charakters seines Helden. Der Knabe Hauke ist ein frühreifes Kind. Vom Vater hat er das in jener Marschgegend häufige Talent für die Mathematik geerbt. Ohne Hilfe studirt er den Euklid; das Hindernis der holländischen Sprache, in der das zufällig aufgefundene Buch geschrieben ist, schreckt ihn nicht ab, er lernt die fremde Sprache, um den Euklid zu verstehen. Dem Vater sind diese wissenschaftlichen Neigungen des Sohnes wegen der Armut unbequem; indem er ihm um so mehr körperliche Arbeit aufbürdet, gedenkt er ihn abzulenken. Aber Hauke bewältigt beides. In den Abendstunden geht er auf den Deich und beobachtet den Wellenschlag

und seine Gesetze. Bald hat er herausgefunden, daß die Dämme zu steil abfallen und daher um so mehr vom heftigen Wellenschlag angefressen werden. Zufällig hat der Deichgraf des Ortes seinen Kleinknecht entlassen. Hauke bewirbt sich um die Stelle und wird aufgenommen, hauptsächlich darum, weil er flink rechnen kann. Der alte Deichgraf ist nämlich kein großes Licht, nur sein reicher Besitz ließ ihm das Amt seines Vaters zufallen; die Geschäfte leiden unter seiner Unfähigkeit und Faulheit. Mit dem Eintritte Haukes kommt ein frischer Zug hinein; der Junge kann nicht bloß rechnen, sondern beobachtet scharf alles, was im Dorfe vorgeht, und unterstützt von Elke, des Deichgrafen Töchterlein, macht er bescheiden und diplomatisch auf die Mängel der Deiche aufmerksam, so daß im Laufe der Jahre Hauke alle Geschäfte des Deichgrafen, ohne persönlich herauszutreten, versorgt. Natürlich wird dies bald auch unter den Leuten ruchbar, und gar schön und künstlerisch weiß Storm die wachsende Anerkennung, sowie den entstehenden Neid auf Haukes Bedeutung in Volksszenen zu veranschaulichen. In diesen Jahren ist Hauke noch rein sachlich gesinnt; er ist ein klarer Kopf, ein entschlossener Junge, der sein Recht zu wahren weiß, sich nichts bieten läßt, aber auch gar nicht persönlich sich vordrängt. Der häßliche Neid der andern erzeugt freilich eine bittere Menschenverachtung in ihm, aber vorläufig auch nicht mehr. Elke liebt er verschwiegen und wird ebenso wieder geliebt; aber selbst nach dem Tode seines Vaters, der ihm doch kein zu bescheidenes Grundstück hinterläßt, hat Hauke wenig Aussicht, die Geliebte heimzuführen. Da stirbt der Deichgraf, Elke ist frei, und auch das Deichgrafenamt muß nunmehr neu verliehen werden. Kein Zweifel, daß einzig Hauke der berufene Mann dafür ist. Aber er hat nicht den erforderlichen Grundbesitz für diese Würde. Da, beim Leichenmahl selbst, lüftet Elke das Geheimnis ihres Verlöbnisses mit Hauke, und nun wird dieser anstandslos Deichgraf. Jahre vergehen in stiller Pflichterfüllung und in stillem Eheglück, dem leider der Kindersegen mangelt. In halbdurchwachten Nächten hat Hauke allerlei Pläne zur Erweiterung der Deiche geschaffen, er konnte nicht wie andre Menschen einzig sich der Liebe und des Behagens am Besitze freuen; sein reicher Geist war unausgesetzt thätig, auch dann, wenn er endlich an der Seite seiner geliebten, hingebungsvollen, mitthätigen Elke lag. Da rüttelt ihn ein spöttisches Wort auf, das im Dorfe umgeht und ihm schließlich zu Ohren kommt. Hauke, heißt es, sei Deichgraf nur von Gnaden seiner Frau geworden. Damit ist seine ganze Leidenschaft des Ehrgeizes zu heller Lohe entfesselt, und nun ist er entschlossen, den Leuten zu zeigen, was für ein Deichgraf er sein könne, und wie einzig berufen er zu diesem Amte sei. Nun schließt er seine im Stillen entworfenen Pläne ab, und nach vielfachen schwierigen Unterhandlungen setzt er es durch, daß die von ihm geforderten Deiche, so viel Geld und so viel Arbeit sie auch kosten mögen, unter seiner Aufsicht gebaut werden. Hauke ist Feuer und Flamme, seine Arbeitskraft ver-

zehnfacht sich; auf seinem sagenhaftem Schimmel ist er fortwährend unter der Menge der Arbeiter, die das ganze Dorf samt allen nötigen Hilfsmitteln mit oder ohne gutem Willen hat stellen müssen. Bei Sonnenschein und Regen, bei Sturm und Wetter wird der Bau aufgeführt, denn man hat immer mit dem furchtbaren Element zu kämpfen, das der halben Arbeit gefährlicher werden kann, als der fertigen. Einige Jahre dauert dieser riesige Bau, der Haukes Geist ganz beschäftigt. Inzwischen wird ihm nach neunjähriger Ehe ein Töchterchen geboren, aber o Schmerz! Das ersehnte Kind, das Kind des genialen Menschen, in dem aber neben seiner herrschenden Leidenschaft keine andre, auch nicht die elementarische Sinnlichkeit, Raum fand, dieses Kind ist stumpfsinnig. Ist da kein ursächlicher Zusammenhang? Die späte Mutter Elke gerät infolge der Entbindung in eine hitzige Krankheit. Sie schwebt tagelang zwischen Tod und Leben, und in dieser höchsten Not, wo selbst der Arzt verzweifelt, kniet Hauke zu dem merkwürdigen Gebete, das ihn so sehr charakterisirt, nieder: „Herr, mein Gott," schrie er, „nimm sie mir nicht! Du weißt, ich kann sie nicht entbehren!" Dann wars, als ob er sich besinne, und leiser setzte er hinzu: „Ich weiß ja wohl, du kannst nicht allezeit, wie du willst, auch du nicht; du bist allweise; du mußt nach deiner Weisheit thun — o Herr, sprich nur durch einen Hauch zu mir!" Elke genest aber, und Hauke kann seine gewaltige Arbeit zu Ende führen. Er ist ein rauher Bauherr, streng im Dienst, kurz angebunden im Verkehr; wie sich selbst, mutet er auch den andern die höchste Anspannung aller Kräfte zu; er verachtet das abergläubische Volk, daß ihn seines Rosses wegen im Bunde mit dem Teufel glaubt, das ihn vollends für einen Gotteslästerer hält, seitdem sein Gebet, das die Allmacht Gottes bezweifelt, von geschwätzigen Weibern verbreitet worden ist. Die Wahrheit aber ist, daß die Menge ungewöhnliche Menschen nicht begreift, nicht erträgt und sich durch Verleumdung an der überragenden Geistesgröße rächt. So steht denn auch Hauke nach Vollendung seines Werkes, das allen kommenden Geschlechtern und auch schon seinen Genossen zum Heile und Vorteile gedeihen sollte, allein da, ohne Freunde, geliebt nur von seinem Weibe. Wieder lebt er einige Jahre im Frieden des Hauses mit der geliebten Elke und dem armen stumpfsinnigen Kinde. Er freut sich seines vergrößerten Grundbesitzes und hütet seinen Deich und den dadurch gewonnenen Koog mit der zärtlichen Sorgfalt dessen, der sie selbst geschaffen hat. Eine schwere Krankheit hat er mit Glück überstanden, ist aber doch einigermaßen geschwächt davongekommen.

Und nun, nachdem Hauke sein Lebensziel nach so vieler Arbeit erreicht hat, nimmt sein Schicksal eine überraschende Wendung. Wie überhaupt Storm in diesem seinem Meisterwerke seine ganze künstlerische Individualität schärfer als je ausgeprägt, niemals klarer die Mischung von Romantik und Realismus geboten hat, so hat er auch seinen hinter der „Resignationspoesie" stehenden Pessimismus niemals erschütternder ausgesprochen, als in dieser Geschichte des

Kampfes eines Genies gegen die Trägheit der Menschen und die Ungunst der Natur. Es ist nicht alles in philosophische Formeln zu fassen, was Storm in den Formen der bildenden Künstler hier ausgesprochen hat. Darum ist auch der „Schimmelreiter“ ein so einziges Werk der Poesie. — Nach einem Frühlingssturm reitet Hauke auf die Deiche, um sie zu besichtigen, und macht dabei die beunruhigende Wahrnehmung, daß der alte Deich, auf den der neue stößt, durch eine Strömung, die sich gebildet hat und von dem neuen Deich auf den alten gelenkt wird, Schaden gelitten hat. Es ist ihm sogleich klar, daß hier die größte Gefahr droht; entweder bricht bei einer Sturmflut der alte Damm, und dann ist das Dorf verloren im alten Koog, oder der neue Damm muß dann durchstochen werden, und damit ist der neue Koog und sein Lebenswerk vernichtet. Er eilt zu den andern Deichbevollmächtigten. Diese aber nehmen die Sache leicht, und Hauke läßt sich beruhigen. Er ist der alte nicht mehr! Er hat nicht mehr die rücksichtslose Energie, die sich durch nichts beirren ließ; er ist auch von seiner Krankheit geschwächt; er besänftigt sein eignes besseres Gewissen und läßt die Kollegen walten. Das ist seine Tragödie. Denn der unglückliche Zufall will es, daß gerade in diesem Jahre 1756 ein Sturm im Herbste kommt, wie ihn jene Gegend seit Jahrhunderten nicht erlebt hat. Zu spät erwacht in Hauke die einstige Thatkraft. In der fürchterlichen Unglücksnacht jagt er auf seinem Schimmel antreibend hin und her zwischen den Arbeitern, die den letzten Versuch machen, den Damm zu stopfen; aber er findet keinen Gehorsam mehr. Sie versuchen alles zu retten, indem sie Haukes Damm durchbrechen; aber während er sie noch daran zu hindern sucht, tritt das Geahnte ein, der alte Damm bricht, und die Wogen verschlingen mit vielen andern Elke und ihr Kind und den Schimmelreiter. Als die Fluten verlaufen waren, da stand der Hauke-Haien-Deich unversehrt da, und er steht noch bis auf den heutigen Tag. „Der Dank, den einstmals Jeve Manners bei den Enkeln seinem Erbauer versprochen hatte, ist, wie Sie gesehen haben, ausgeblieben; denn so ist es, Herr: dem Sokrates gaben sie ein Gift zu trinken und unsern Herrn Christus schlugen sie an das Kreuz! Das geht in den letzten Zeiten nicht mehr leicht; aber einen Gewaltsmenschen oder einen bösen stiernackigen Pfaffen zum Heiligen, oder einen tüchtigen Kerl, nur weil er uns um Kopfeslänge überwachsen war, zum Spuk- und Nachtgespenst zu machen — das geht noch alle Tage.“

Storm hätte diese Geschichte ganz wohl, nach der gangbaren Einteilung, als einen Roman bezeichnen können; denn er hat im „Schimmelreiter“ seinen Helden mitten aus einem bestimmten Zustande seines Volkes heraus und dieses mit dargestellt; er hat ferner auch ein Schicksal von der Wiege bis zum Grabe verfolgt, nicht bloß nach Art der Novelle einen Lebensabschnitt herausgegriffen. Aber die Technik der Novelle hat Storm auch hier beibehalten. Er ist sehr sparsam mit seinen Figuren, und welche Wirkung er, nach der Art H. v. Kleists, mit Einzelheiten, Dingen und Menschen hervorruft, die immer wieder durch

die lange Reihe der Jahre in eine symbolische Beziehung zur Hauptsache treten, ist gar nicht zu sagen; so z. B. die Figuren des Ole Michel, der Vollina, der Trien Jens, des Jeve Manners, die Angorakatze der Trien u. dgl. m. Letztere hat Hauke Haien als Knabe einmal erwürgt, weil sie ihm hinterlistiger Weise einen Eisvogel, den er glücklich erlegt hatte, rauben wollte. Dieser Vorfall dient vorerst dem Erzähler dazu, des Knaben Mut und Tapferkeit zu beleuchten. Als Hauke schon längst Vater geworden ist und die alte böse Trien aus Mitleid ins Haus genommen hat, lagert sein armes Kind auf dem Felle der Angorakatze zu Füßen der Märchenerzählerin, die dem Wohlthäter seine jugendliche Übelthat gleichwohl nicht verzeihen mag. Durch solche Züge hat Storm die harmonische Einheit seiner Erfindung aufs feinste gefördert. Andre wieder, wie die wiederholten Schilderungen des Deichgrafen auf seinem feurigen Rosse mitten im Anprall des Sturmes und der Wasserwogen, dienen dazu, die Gespenstererscheinung mit Nachdruck der Phantasie einzuprägen. Man darf sagen, daß dies Storm in einer Weise gelungen ist, daß der „Schimmelreiter“ zu den Juwelen unsrer Nationallitteratur gerechnet werden wird. Ich kann nicht umhin, mich darüber zu verwundern, daß dies bisher so wenig von der Kritik erkannt worden ist.

Auch die Gedichte aus dem Nachlaß von Joseph Victor von Scheffel Stuttgart, Bonz, 1889) bringen alle Motive der Poesie des Dichters in Erinnerung. Da findet man im „Alpenliede“ den Ton des Rodensteincyklus; in den Gelegenheitsgedichten und Episteln vielfach die Stimmung des „Trompeters“; man sieht den Dichter in seinen vielfachen Beziehungen zum Landesherrn, zu berühmten Zeitgenossen, wie Emanuel Geibel, Karl Friedrich Lessing, zu Kunstgenossenschaften und Studentenvereinen, zu Kneipgenossen. Ein Gedicht ist mitten aus der Arbeit am „Ekkehard“ geschrieben; andre Gedichte sind Übersetzungen mittelhochdeutscher Gedichte (Reimars des Alten); Sonette erinnern an den von ihm selbst in seinen „Reisebildern“ beschriebenen Besuch des Thales Vaucluse, wo Petrarca wohnte. Die wertvollsten Gedichte aber sind die das Büchlein eröffnenden geistsprühenden Parodien der Hegelschen Philosophie, die bisher ganz unbekannt geblieben sind. Denn hier wird die Quelle der Scheffelschen Anakreontik in ihrer ganzen Tiefe offenbar. Scheffels Stellung in der Litteratur ist nicht bloß durch sein Meisterwerk eines historischen Romans begründet, sondern auch durch den mit bewußter Absicht geführten Kampf gegen die pessimistisch weltflüchtige Lyrik. Das frische Zugreifen des thatkräftigen jungen Mannes mußte sich auch von einer Philosophie abgestoßen fühlen, die immer mehr in dialektischen Irrgängen von der farbigen, sinnlichen Welt zu abstrakter Scholastik ablenkte; der Dichter in Scheffel wehrte sich gegen die „schuftigen Kategorien“, und dies ist die Seele seiner parodistischen Gedichte. Allerdings sind dies Erzeugnisse eines Gelehrtenhumors, der nur in engern Kreisen Verständnis finden kann; deswegen dürfte sie auch Scheffel selbst zurückgehalten haben. Schopenhauer hätte natürlich seinen Spaß an diesen

Gedichten gehabt, wenn er sich nicht an der Einladung, lieber ins Wirtshaus als in die Schule zu gehen, die beide enthalten, gestoßen hätte. Zu den wertvollen Stücken muß man auch die Geschichtsbilder „Zwei Gedenktage“ und „Lied im Schloß Favorite“ zählen. Im Ganzen hat der Nachlaß vorwiegend biographischen Wert, bei der Volkstümlichkeit Scheffels hatte aber die Veröffentlichung die vollste Berechtigung. Eine echt Scheffelsche Schnurre, die sich an das wagt, was dem Gemüt am teuersten ist, aber mit echtem Humor es wagt, und die darum auch ohne Bedenken aufgenommen worden ist, mag schließlich hier noch Platz finden.

Der wahre deutsche Kaiser

Herr Wenzeslaus von Böhmen, der war ein wackrer Mann,
Er saß beim Rheinweinfasse vom frühsten Morgen an,
Und war ihm das langweilig, so ging er auf die Jagd:
Aus den Regierungssorgen hat er sich nichts gemacht.
Sankt Nepomuk, der Fromme, der predigte ihm Buß',
Herr Wenzel sprach mit Lachen: „Man werf' ihn in den Fluß!
Das helle Moldauwasser wird ihm gedeihlich sein:
Bleib' jeder bei seinem Leisten, ich bleib' bei meinem Wein!“
Ein Herold kam geritten und bracht' die schlimme Mär,
Daß er von Stund des Reiches und Throns verlustig wär'!
Herr Wenzel strich den Schnurrbart und sprach: „Das ist mir Wurst!
Ich bin ein Mensch vor allem, drum hab' ich immer Durst.
Und soll ich den nicht stillen von wegen meiner Kron',
So mag der Teufel holen den deutschen Kaiserthron!
Viel lieber ein Privatmann beim vollen Fasse Wein,
Als ein geplagtes Lasttier, ein deutscher Kaiser sein!“
Er ließ sich pensioniren und trank dann frisch und froh,
— Und wenn ich Kaiser werde, so mach' ich's ebenso.

Wien Moritz Necker

Gedichte von Isolde Kurz

Wie es in den Herzen liebender Jünglinge und Männer aussieht, darüber bekommen wir jahraus jahrein von mehr oder weniger berufenen Minnesängern gar viel zu hören. Als einen seltenen Fall dagegen kann man es betrachten, wenn uns einmal eine Frau ihr Inneres erschließt, insbesondere uns in die tiefsten Geheimnisse ihres Liebeslebens einweiht — selbstverständlich in lyrischer Form; denn was die Erzählung, namentlich die prosaische betrifft, so ist diese ja vorzugsweise jetzt eine Domäne der „weiblichen Feder“ geworden. Warum aber

die Frauen und Jungfrauen auf diesen Gebieten so überraschend fruchtbar, auf dem der Lyrik hingegen so zurückhaltend sind, darüber lassen sich mancherlei Vermutungen aufstellen. Wir wollen hier nur die eine nächstliegende zur Sprache bringen.

Das Weib steht nun einmal mehr unter der Sitte befangen, als der Mann. Und die Sitte legt dem Weibe eine große Zurückhaltung auf, verwehrt ihm besonders, seinen Liebesempfindungen einen entsprechenden Ausdruck in Worten zu geben, ja verlangt von ihm geradezu in diesem Punkte Verhehlung und Verstellung.

Nun ist freilich das sogenannte „lyrische Ich" ein ganz ander Ding, als das wirkliche Ich. Es beansprucht eine gewisse Allgemeinheit und stellt sich dar als eine Art erdichteter Person, wenn es auch nicht gerade als solche bezeichnet wird. Diese ist als der Träger der Empfindung gedacht; sie hat auch für die kleinen Schwächen aufzukommen, die der Autor notgedrungen enthüllen muß. Und man verzeiht dieser erdichteten Person auch so manches, was man einer wirklichen nicht so leicht nachsehen würde. Das lyrische Ich hat ein Recht, sich über viele bürgerliche Schranken zu erheben, sich in einen standesamtlichen Naturzustand hineinzuträumen, in dem alles erlaubt ist, was gefällt. Man gönnt dem armen lyrischen Ich, das sich gelegentlich auch als ein recht gequältes, unseliges Ding darstellt, man gönnt ihm zur Entschädigung für seine vielen Leiden sogar hin und wieder ein kleines Bacchanal — es kostet ja nichts —, und der griesgrämigen Leute, die den Horazen und Bérangers ihre illegitimen Flammen ernstlich zum Vorwurfe machen, werden immer weniger.

Immerhin giebts aber noch solche. Und ferner läßt sich nicht in Abrede stellen, daß das lyrische Ich, so sehr es sich auch in den meisten Dingen zu seinem Vorteile von der Privatperson des Dichters ablöst, mit der letztern doch immer noch in einem ziemlich nahen verwandtschaftlichen Verhältnisse steht, infolge dessen es gewissermaßen für die Familienehre mit verantwortlich gemacht werden kann. Jedenfalls bleiben das lyrische und das wirkliche Ich einerlei Geschlechtes, und so mag es wohl kommen, daß die Frau durch die im Leben ihr aufgezwungene Zurückhaltung auch abgehalten wird, in der Dichtung ihren Herzensempfindungen einen allzu offenen Ausdruck zu geben.

Wie dem auch sei, es hat für uns immer etwas Befremdliches, vielleicht sogar Peinliches, wenn wir ein weibliches Wesen mit der Lyra im Arm einherschreiten sehen und von ihm Bekenntnisse zu hören bekommen, die von dem zarteren Geschlecht sonst wohl nur unter vier Augen oder auch gar nicht abgelegt werden. Und dieses Gefühl beschleicht uns auch bei der ersten Bekanntschaft mit den kürzlich erschienenen Gedichten von Isolde Kurz (Frauenfeld, Verlag von J. Huber, 1888), freilich, um sehr bald andern Gefühlen Platz zu machen, vor allem denen des Staunens und der Bewunderung. Denn es ist ein großes, sieghaftes Talent, das hier seine volle Berechtigung, sich poetisch

auszusprechen, erwiesen hat. Es darf zu Worte kommen, weil es die Macht dazu hat, das Können, in Ermangelung dessen die meisten Menschen lieber „in ihrer Qual verstummen“, als daß sie dem, was sie innerlich bewegt, einen unpassenden, mißverständlichen und deshalb vielleicht sie kompromittirenden Ausdruck gäben. Um so freudiger stimmen sie dann dem bei, der für sie mitspricht, indem er sein Innerstes enthüllt, denn in ihrem tiefsten Wesen sind die Menschen ja alle derselbe eine Mensch. Ist so einmal die trennende Schranke, die das eine Ich von dem andern sondert, aufgehoben, hat der Hörende in dem Sprechenden sich selbst in seiner eigensten, wahrsten, vollendetsten Gestalt wiedererkannt, dann kann der Dichter seines erhabenen Berufes freudig walten, unsers Dankes gewiß sein.

Solche Allgewalt der Sympathie ergreift uns auch, wenn wir uns mit dem vorliegenden Büchlein näher vertraut machen. Wir möchten der Verfasserin das Vorurteil abbitten, das der erste Eindruck ihres Auftretens bei uns erweckte, und wissen es ihr nun doppelt Dank, daß sie die ihrem Geschlechte anhaftende Scheu, sich öffentlich auszusprechen, als Dichterin überwunden hat. Erfahren wir doch durch sie, wie tief, wie rein, wie zart ein Frauenherz fühlt, wie ernst sie es mit der Liebe nimmt, wie so ganz sie aufgeht in der heiligen, opferfreudigen Empfindung für den Mann ihrer Wahl. Und als ihn der unerbittliche Tod ihr genommen, welche unendlich rührenden Töne findet sie da, um ihren Schmerz zu schildern. Eine ergreifendere Totenklage ist wohl nie aus dem Munde eines Weibes erklungen, als in jenem, unter der Gesamtüberschrift „Asphodill“ vereinigten Gedichten. Freilich ist es die tiefste Verzweiflung allein, die hier zum Ausdruck gelangt; aber der Schrei des Schmerzes hat in der Poesie so gut sein Recht wie das Aufjubeln der Lust, und das Heraussagen der innern Pein führt uns am ersten zur Entsagung und endlich zu jenem befreienden „Stirb und werde!“, ohne das der Mensch doch immer nur „ein trüber Gast auf der dunkeln Erde“ bleiben muß.

Gleiche Wahrheit und Tiefe der Empfindung offenbart die Verfasserin, wo sie sich zu andern Gebieten des Seelenlebens wendet oder die Darstellung objektiver parabolischer und legendarer Vorgänge unternimmt. Vielleicht bleibt in einzelnen dieser Gedichte der tiefere Sinn zu sehr hinter der eigentlichen Schilderung verborgen, wiewohl diese ihrerseits stets ein Muster von Klarheit und Anschaulichkeit ist. Vielleicht auch befriedigt uns das, was uns als geistiges Fazit geboten wird, nicht immer; denn es ist ein Unterschied, ob eine augenblicklich subjektive Stimmung formulirt erscheint, oder ob uns eine auf Reflexion beruhende und allgemeine Giltigkeit beanspruchende Wahrheit im poetischen Gewande vorgeführt werden soll.

Als die Perle dieser Gedichte möchten wir das als „indische Legende“ bezeichnete „Die Büßer“ betrachten. Der feine, graziöse Humor, der auch manches der andern Gedichte wie mit einem goldigen Firnis überzieht, verbindet

sich hier mit dem berückenden Zauber einer naiven Sinnlichkeit; auch klingt das Ganze in der versöhnlichsten Stimmung aus. Hingegen will uns ein andres Gedicht, „Weltgericht", nicht nur das umfänglichste, sondern auch nach Form und Inhalt vielleicht das bedeutendste der Sammlung, nicht recht anmuten, da ihm trotz seiner ebenfalls humoristischen Färbung, trotz des fast übermütigen Tones, in dem es gehalten ist, doch eine beinahe erschreckend pessimistische Weltanschauung zu Grunde liegt, oder vielmehr, um richtiger zu sprechen, eine sich fälschlich mit dem Pessimismus identifizirende verbitterte und trostlose Gemütsverfassung. Der wirkliche, echte Pessimismus an sich hat nämlich mit einer solchen Verbitterung und Trostlosigkeit, überhaupt mit einer Stimmung, eigentlich nichts zu thun. Weder ist er das Ergebnis einer solchen, wie manche behaupten, denn er verdankt sein Dasein lediglich einer Verstandesoperation; noch hat er eine gewisse Stimmung notwendig zur Folge, am allerwenigsten eine Verstimmung. Im Gegenteil; da den Pessimisten seine Überzeugung vor einer Menge von Illusionen und infolgedessen auch vor Enttäuschungen bewahrt; da er auf alles gefaßt ist und nichts erwartet, wird er leicht zu der gleichmäßigen, sorglosen Grundstimmung gelangen, die Goethe so reizend geschildert hat in seinem Liede:

Ich hab mein Sach auf nichts gestellt;
Juchhe!
Drum ist so wohl mir in der Welt;
Juchhe!

Warum sollte auch selbst der eingefleischteste Pessimist sich z. B. eine gut gebratene Gans nicht schmecken lassen, wenn er sonst einen gesunden Magen hat und Gänsebraten liebt? Il ne faut jamais rien négliger de son plaisir, parceque la vie est triste, sagt Voltaire.

Aber nicht nur eine solche, immerhin den Stürmen des Lebens nicht hinreichend Stand haltende fidele Genügsamkeit gestattet der Pessimismus seinen Bekennern, er vermag sie sogar wirklich über die Leiden des irdischen Daseins zu erheben, indem er zur Vorstufe eines wahrhaft und auf die Dauer beglückenden Zustandes wird. Da der menschliche Geist in der bloßen Negation — und eine solche ist ja der Pessimismus — nur schwer verharren kann, und sein Glückseligkeits- und Erkenntnistrieb sich bei der Vorstellung einer Welt des Leidens nicht beruhigt, so führt ihn gerade die Verzichtleistung auf diese Welt leicht zur selbständigen Schöpfung einer andern, in der ihm das gewährt wird, was er bis dahin vergeblich gesucht hat. Ihren energischen und zugleich bis jetzt vollendetsten Ausdruck fand dieses Bedürfnis — „Postulat" nennt es Kant — des menschlichen Geistes in der Thatsache des Christentums, das einer unsrer hervorragendsten Religionsphilosophen daher ganz richtig als einen Versuch bezeichnet, den Optimismus mit dem Pessimismus zu vereinigen. Daß in dieser Vereinigung der Pessimismus nach und nach zusammenschmelzen und

sich auflösen muß, so daß zuletzt gar kein Böses mehr übrig bleibt — wie das erhabene Geister, ein Spinoza, Goethe, Hegel und viele andere klar zu machen versucht haben —, daß, um ganz bildlich zu reden, die vom menschlichen Geiste geschaffene „bessere Welt“ ein Licht ausstrahlt, durch das auch das Dunkel, in dem wir hier unten tappen, erhellt und bis in die tiefsten, finstersten Thäler ein verklärender Schimmer gebreitet wird, das kommt hier nicht in Betracht. Jedenfalls haben wir uns heutzutage, wo wir alle, wir mögen es wollen oder nicht, wissen oder nicht, zugeben oder nicht, mehr oder weniger Christen sind, haben wir uns so daran gewöhnt, den Pessimismus, d. h. die Entsagung auf diese Welt, in Verbindung zu setzen mit der festen, hoffnungsfreudigen Zuversicht auf eine andre Welt, daß wir sehr dazu neigen, den baren, in der Negation stecken bleibenden Pessimismus für gar keinen echten Pessimismus mehr zu halten, sondern nur für einen Scheinpessimismus, der in der That mit der Welt noch nicht abgeschlossen hat, eine sich als Weltanschauung geberdende üble Laune, die ihren Ursprung in der Enttäuschung hat, in der heimlichen Voraussetzung, daß dieses irdische Jammerthal doch nicht so ganz ohne Freuden sein würde, wenn nur das betreffende Individuum nicht zufälligerweise von ihnen ausgeschlossen wäre. Diese üble Laune kann sich bis zur Verbitterung, ja bis zur Verzweiflung steigern, sie wird immer von der wirklichen Entsagung des echten Pessimisten so weit entfernt sein, als das „schöne gelle Lachen“ der Heinischen Muse von dem behaglich heitern „Ich hab mein Sach auf nichts gestellt“ der Goethischen und von der stillen Seligkeit des gläubigen Christen, der sein Kreuz auf sich nimmt und seinem Heiland aus der ewigen Wohnungsnot des Daseins, in dem „die Füchse Gruben und die Vögel unter dem Himmel Nester haben, aber des Menschen Sohn nicht hat, da er sein Haupt hinlege“, nachfolgt in das Vaterhaus, das Raum hat für alle.

Einer so abgeklärten, tröstlichen, auf vollkommener Resignation beruhenden Weltanschauung scheinen das „Weltgericht“ von Isolde Kurz und noch mehrere andre, gerade ihrer wertvollsten Gedichte nicht zu entstammen, und sie gelangen wohl deshalb nicht zu der vollen Wirkung, die das in ihnen bekundete außerordentliche Talent sonst ausüben würde, ein Talent, das anderseits keinen Zweifel darüber aufkommen läßt, daß wir es in diesem Falle doch nicht mit bloßen Deklamationen zu thun haben; auch diese poetischen Gebilde sind mit dem Herzblute der Dichterin getränkt.

Abgesehen von dem allen ist es aber in dem „Weltgericht“ auch noch besonders die poetische Einkleidung des Grundgedankens, die Fabel, die kein rechtes Behagen aufkommen läßt. Daß gerade die drei erhabenen, durchgeistigten Hauptgestalten der christlichen Religion, dieser Religion der absoluten Liebe und Versöhnung, dazu benutzt werden, um in einem Stücke, das der Haß konzipirt hat, als Wortführer aufzutreter, und zwar Christus als ein phil-

anthropischer Schwärmer, der heilige Geist als einer der vielen Schüler Hegels, die den Meister nicht verstanden haben, und Gott Vater gar als ein durch die Kritik gemißhandelter und entmutigter Poet, das sieht allerdings beinahe so aus wie Hohn. Wir glauben nicht, daß die Verfasserin diese Wirkung beabsichtigt habe, um so weniger, als sie in vielen andern Gedichten, auch in dem hier in Rede stehenden selbst, doch wieder eine tiefe Religiosität bekundet.

Was die künstlerische Ausführung aller Gedichte dieser Sammlung betrifft, so können wir ihr nur rückhaltlos unsre Bewunderung zollen. Überall tritt uns ein ungewöhnlicher Reichtum an Erfindung und Einfällen entgegen. Alles erscheint bedeutend; nirgends ist Raum für eine Phrase, einen Gemeinplatz. Durchaus erweist sich die Verfasserin als eine Meisterin in den mannigfaltigsten metrischen Formen und als eine Sprachbeherrscherin, der stets der knappste, schlichteste, naivste und doch zugleich eigenartigste und wohllautendste Ausdruck zu Gebote steht. Kleine Unebenheiten und Ungenauigkeiten sind mit untergelaufen, denen nachzuspüren wir uns hier um so eher erlassen können, als wir auch, absichtlich, darauf verzichten, unser Lob der Form durch Anführung von Beispielen zu begründen, und als die notwendige Begründung einiger Bedenken, die wir hinsichtlich des Inhaltes hegten, ohnehin schon einen unverhältnismäßig breiten Raum beansprucht hat.

Leipzig Hans Marbach

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Sozialreform. Schon oft ist in diesen Blättern darauf hingewiesen worden, daß die Sozialdemokratie nicht allein durch die Ausnahmebestimmungen des Sozialistengesetzes bekämpft werden kann, sondern daß, während dies Gesetz Ruhe zur Arbeit schafft, eine positive Thätigkeit nötig ist, die darauf abzielt, die wirklich vorhandenen sozialen Schäden zu heilen. Denn daß soziale Schäden vorhanden sind, wird niemand leugnen, der sich nur einigermaßen mit den einschlagenden Fragen beschäftigt, ohne durch vorgefaßte Meinungen blind gemacht worden zu sein. Niemand kann daher auch bestreiten, daß in den Forderungen der Sozialdemokratie mancher richtige Kern enthalten ist, wie es auch bei den Artikeln der Bauern im Bauernkrieg der Fall war, wenn diese Forderungen auch gleich denen der unglücklichen Bauern durch Mißverstand und Fanatismus vielfach bis zu ganz verkehrten Zielen gesteigert worden sind. Nicht dankbar genug können wir daher Kaiser Wilhelm I. und seinem Kanzler sein, daß sie die positive Sozialreform trotz aller Schwierigkeiten, die sich ihnen bei der auch in den gebildeten Kreisen fast allgemein verbreiteten Unkenntnis über die einschlagenden Fragen boten, nicht nur

in die Hand nahmen, sondern kräftig durchführten, und gleiche Dankbarkeit beseelt uns gegen Kaiser Wilhelm II., daß er die Fortsetzung der Sozialreform zu einem der Grundsätze seiner Regierung erklärt hat, infolgedessen dem Reichstag augenblicklich die Gesetzentwürfe über die Alters- und Invaliden-Versorgung der Arbeiter und über die Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften zur Beratung vorliegen.

Ein erfreuliches Zeichen der Zeit ist es auch, daß sich immer mehr Vertreter der Wissenschaft finden, welche die Sozialreform zum Gegenstande ihrer Untersuchungen machen und so dazu beizutragen suchen, daß die Unkenntnis über diese Fragen mehr und mehr der Erkenntnis und Klarheit weiche.

Als eine willkommene Gabe auf diesem Gebiet begrüßen wir eine vor kurzem im Verlag der Aktiengesellschaft „Pionier" in Berlin erschienenes Werk: Materialien zu einem Katechismus der Sozialreform, herausgegeben von Rudolf von Mosch, das zahlreiche Aufsätze von Verfassern aller positiven politischen Parteirichtungen wiedergiebt und damit eine höchst lehrreiche Uebersicht dessen bietet, was jetzt auf dem Gebiete der Sozialreform geschieht und noch geschehen muß. Von den oben angedeuteten Ansichten ausgehend, kann der Verfasser die reine Manchesterlehre nur bei jeder Gelegenheit als höchst gefährlich bekämpfen, wenn es auch Schriftsteller und Politiker giebt, die den Kampf ums Dasein und die in dessen Gefolge vor sich gehende Vernichtung zahlloser kleiner Existenzen zu Gunsten des Großkapitals außerordentlich leicht nehmen. Gewiß wird es nie gelingen, allen Kampf und Streit, alles Elend und alle Armut aus dieser unvollkommenen Welt zu verbannen, dennoch ist es unsre Pflicht, nach Kräften auf die Beseitigung dieser Uebel hinzuwirken, und zur Beseitigung recht vielen Elends liegt auch die Möglichkeit vor. Die Abneigung vieler, Elend und Armut, als von Gott gewollt, beseitigen zu wollen, wird von dem Verfasser ganz besonders gegeißelt. Er verlangt selbstverständlich, daß die Religion gepflegt werde und die Geistlichkeit sich lebhaft an der Erledigung unsrer sozialen Aufgaben beteilige, aber mit Entschiedenheit verwahrt er sich dagegen, daß man das Dogma oder die äußere Kirchlichkeit an Stelle der Religion setze; es sollen nicht Kirchen in den großen Städten gebaut werden, um den Leuten Gelegenheit zu geben, hineinzugehen, sondern zunächst soll man dem Volk das Bedürfnis der Religion geben, dann werden die notwendigen Kirchenbauten von selbst erfolgen. Unsre staatliche Entwicklung kann nur auf dem Boden des Christentums beruhen, dies aber steht nicht im geringsten im Gegensatz zum Fortschritt, wenn man nur den wahren Kern des Christentums, die aufopfernde Liebe, an die Spitze stellt. Der Liberalismus muß aufhören, Materialismus zu sein, und er kann dies; denn die Wissenschaft kommt immer mehr wieder zu der Ueberzeugung, daß sich Wissenschaft und Glaube keineswegs gegenseitig ausschließen, sondern einander ergänzen. Es wird dann weiter gezeigt, wie der preußische Staat seit seiner Begründung darauf allein beruht hat, daß der König der erste Diener des Staats ist, d. h. nicht ein von den Mehrheiten der Parlamente abhängiger Schattenkönig, sondern ein zur Erfüllung seines Berufs mit den entsprechenden Machtbefugnissen ausgestatteter Herrscher, der auf dem ihm verfassungsmäßig zustehenden Gebiete wirklich und selbständig regiert. „Den Gefahren der sozialen Zukunft kann (Schmoller) nur durch ein Mittel die Spitze abgebrochen werden; dadurch, daß das Königs- und Beamtentum, diese einzigen neutralen Elemente im sozialen Klassenkampf, versöhnt mit dem Gedanken des liberalen Staats, ergänzt durch die besten Elemente des Parlamentarismus, entschlossen und sicher die Iniative zu einer großen sozialen Reformgesetzgebung ergreifen und an diesem Gedanken ein oder zwei Menschenalter hindurch unverrückt festhalten." Das ist

das soziale Königtum, welches unbeirrt von der herrschenden Tagesordnung alle Kräfte im Staat weckt, regelt und schätzt. „Alles Königtum aber (Lorenz von Stein) wird fortan ein leerer Schatten oder eine Despotie werden oder untergehen in Republik, wenn es nicht den hohen sittlichen Mut hat, ein Königtum der sozialen Reform zu werden.“ Ein solches soziales Königtum aber ist das preußische von Anfang an gewesen, Preußens Könige haben stets ihren Beruf darin gefunden, sich der wirtschaftlich schwachen selbst und durch Vermittlung ihrer Beamten anzunehmen.

Es würde zu weit führen, alles Anziehende aus dem Buch auch nur flüchtig anzudeuten oder die zahlreichen zur Belegung und zur Erläuterung der aufgestellten Ansichten gegebenen Beispiele zu erwähnen. Aber das Buch kann mit Fug und Recht jedem, der an unsern sozialen Reformbestrebungen Anteil nimmt und sich daran nach seinen Kräften beteiligen will, aufs wärmste empfohlen werden. Wenn irgendwo, so hat bei diesem Buch das Wort Goethes Recht: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.“ Wird sich auch nicht jeder mit allen Einzelheiten einverstanden erklären, wie z. B. der Schreiber dieses sich nicht mit allen Bemerkungen über die Justiz und über — Richard Wagner, so wird doch sicher niemand das Buch aus der Hand legen, ohne lebhafte Anregungen daraus geschöpft zu haben.

Schwarzgelb. In dem Streite der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ mit dem „Pester Lloyd“ geschah eines Blattes „Schwarzgelb“ Erwähnung, und ein Wiener Korrespondent der „Neuen Preußischen Zeitung“ brachte einige weitere Mitteilungen, die auf jenes bisher gänzlich unbekannte Blatt neugierig machen konnten. Wir haben uns einige Nummern desselben verschafft und zu unsrer Ueberraschung darin eine humoristische Zeitschrift origineller Art erkannt. „Erscheint jeden Mittwoch und Samstag“, steht am Kopfe des Blattes, und innerhalb eines Vierteljahres sind wirklich neun Nummern ans Licht getreten, so daß in der schwarzgelben Zeitrechnung nur ungefähr in jede dritte Woche ein Mittwoch und ein Samstag zu fallen scheint. Der Kladderadatsch kündigte sein Erscheinen für „täglich mit Ausnahme der Wochentage“ an: dieser Spaß ist jetzt übertrumpft. Und nun höre man, in welcher unvergleichlichen Weise die Prahlsucht mancher Zeitungen verspottet wird. „Das einzige Wort Schwarzgelb, welches wir als Titel und Programm auf unsre Fahne geschrieben, hat ein gewaltiges tausendstimmiges Echo in ganz Europa gefunden. (Die sonst in derartigen Karnevalsproklamationen beliebte Verbindung von „umliegenden Ortschaften“ mit Europa ist sinnigerweise als abgenutzt vermieden.) Seit vier Wochen, da die erste Nummer unsers Blattes erschienen, beschäftigen sich die einflußreichsten Journale in Artikeln, Korrespondenzen und Telegrammen mit unserm Blatte, widmen sie der Bedeutung seines Programms und seiner mutmaßlichen Verbindungen die eingehendsten Erörterungen. (Soviel wir uns erinnern, bestanden die „eingehendsten Erörterungen“ in der Behauptung, der Herausgeber dieses „Winkelblättchens“ sei langjähriger Kostgänger des Wiener Preßbureaus gewesen und habe schon einmal ein panslawistisches Blatt redigirt.) Wir stehen vor einer Erscheinung, die in der Geschichte des modernen Journalismus ganz ohne Beispiel ist; und wir haben mit unserm Wochenblatte einen so außerordentlichen und ungeahnten Erfolg errungen, wie dies bisher noch gar niemals irgend einer Zeitung der Welt gleich in der allerersten Zeit ihres Erscheinens wiederfahren ist.“ Und dieses „bisher noch gar niemals“ von irgend einem Tierbändiger oder Puppenspieler der Welt geleistete „Herrrreinspaziert!“ sollte von irgend einem Menschen ernstgenommen worden sein? Unglaublich und

doch wahr, denn: „Die gesamte Tafelrunde (!) der Organe des Fürsten Bismarck ist gegen uns aufgeboten, und sogar die Botschafter Prinz Reuß und Graf Szechenyi haben sich auf die Reise gemacht, um über den Eindruck, welchen das Erscheinen unsers Blattes in der Arena der publizistischen Diskussion hervorgerufen, ihren Kabinetten persönlich zu berichten." Natürlich, Geheimnisse von solcher Wichtigkeit vertraut man keinem Briefe an! Sollten nicht die Reisen des Deutschen Kaisers im verflossenen Sommer bereits den Zweck gehabt haben, Hilfe gegen das mit seinem Erscheinen drohende Blatt zu suchen? Denn es „lehnt die Situation ab, welche sich aus den Ereignissen von 1866, 1867 und 1870 zu Ungunsten der österreichischen Monarchie ergeben hat." Also ein neuer Dreibund steht dem deutsch-österreichisch-italienischen gegenüber. Solange nur der Papst und der Herzog von Kumberland die jetzige Karte von Europa nicht anerkannten, konnte man ruhig bleiben; nun aber „Schwarzgelb" sich ihnen beigesellt hat, wird die Sache bitter ernst, wird es zugleich verständlich, weshalb die drei Staaten fortwährend auf die Vermehrung ihrer Kriegsmacht bedacht sind. „Insbesondre die Herren in Berlin sind über das erste Lebenszeichen des alten vordualistischen und vorköniggrätzlichen Oesterreich von einem furchtbaren panischen Schrecken befallen worden." Das läßt sich denken: Bresnitz et Spitzer ante portas! Wenn auch ihr Blatt in der „Zwerggasse" erscheint, ist es doch ein Riese, mehr als Herkules, dessen Thaten in der Wiege ihren Anfang nahmen. „Schwarzgelb" hat nämlich schon vor seiner Geburt große Dinge verrichtet. „Nur wir haben" das Organ des Alttschechen Rieger „aus den Klauen Skrejsovsky's gerettet" — nämlich vor neun Jahren. Aehnliches hat doch höchstens der indische Mythus aufzuweisen. Und diese Macht hat den unabänderlichen Beschluß gefaßt, dem österreichischen Dualismus und dem Deutschen Reiche den Garaus zu machen. Da giebt es keine Rettung. Wann die Exekution vor sich gehen soll, wird noch nicht verraten, hoffentlich erst, wenn jede Woche einen Mittwoch und einen Samstag haben wird!

Johann Friedrich Cotta. Wie die Zeitungen berichten, wird die berühmte Verlagsfirma J. G. Cotta entweder überhaupt verschwinden oder doch in Zukunft etwas andres bedeuten als bisher. Bei dieser Nachricht erinnerten wir uns daran, daß vor Jahresfrist die „Allgemeine Zeitung" zum Gedächtnis der Uebernahme des Geschäftes durch Johann Friedrich Cotta am 1. Dezember 1787 ein Lebensbild dieses Mannes brachte, welches dann auch einzeln erschien*), und daß wir noch die Pflicht haben, dieser Schrift eine Anzeige zu widmen. Wenn auch etwas spät, kommt sie nicht zu spät. Der äußere Anlaß ist vorüber, doch eines Mannes zu gedenken, der in sehr verschiedenen Richtungen so bedeutendes gewirkt hat, ist immer an der Zeit. Seine Bedeutung wird in der genannten Schrift nicht in vollem Umfange gewürdigt, und wir müssen bedauern, daß der Verfasser sich nicht die Muße gegönnt hat, seine Lobrede einerseits der Spuren der Entstehung zu entkleiden, anderseits die Lücken in seiner Schilderung auszufüllen. Er ist eingestandenermaßen erst während der Abfassung der einzelnen Zeitungsaufsätze zur Kenntnis wichtiger Materialien gelangt, hat neben dem Politiker und Volkswirt in seinem Helden den Buchhändler zu wenig und den Hausvater garnicht gezeigt, und daher doch nur einem künftigen Biographen in schätzbarer Weise vorgearbeitet.

Denn so hoch nach dieser aktenmäßigen Darstellung die nationale Gesinnung, die Bürgertugend und der politische Blick Cottas anzuschlagen sind, so große Ver-

*) Zum hundertjährigen Andenken an Johann Friedrich Freiherrn von Cotta. Von Dr. A. Schäffle. Stuttgart, Cotta

dienste er sich als Landstand, als diplomatischer Unterhändler und als Verleger der großen Zeitung erworben hat, eine populäre Gestalt ist er nur als der Buchhändler, dessen Firma allein schon als Bürgschaft für die Gediegenheit eines Buches galt. Talentproben in die Spalten des Morgenblattes aufgenommen zu sehen, war das nächste Ziel des Ehrgeizes aller jungen Dichter; war das erreicht, so konnten sie hoffen, ihre gesammelten Gedichte oder Novellen unter dem Zeichen des Greifen mit der Jahreszahl 1640 in die Welt schicken zu können, und dann waren sie ja „Klassiker.“ Die Kritiken Wolfgang Menzels im Litteraturblatt brachten die ganze litterarische Welt in Aufruhr. Das Kunstblatt, so bescheiden an Umfang, so dürftig in der Ausstattung, so sparsam mit Abbildungen, war lange Zeit das einzige Organ für die Angelegenheiten der bildenden Kunst. Und das Ausland, das Polytechnische Journal, die Würtembergischen Jahrbücher, die Deutsche Vierteljahresschrift — welches Ansehen genossen alle diese und andre periodische Unternehmungen, welchen Einfluß hatten sie! Der Politiker Schäffle berührt diese Beziehungen höchstens im Vorübergehen, er begleitet die Stelle in einem Schreiben des Bühnenzensors Rupprecht an Cotta „die rohen Machtsprüche des kritischen Orakels zu Weißenfels“ mit einem Fragezeichen, weil ihm entgangen zu sein scheint, daß damals Müllner in Weißenfels das Litteraturblatt redigirte; er erzählt überhaupt, wie ein lebhafter Mann, der sich selbst mit häufigem „Dabei fällt mir ein“ unterbricht, dann fragt: „Wo blieb ich stehen?“, sich oft wiederholt und darüber wichtigeres vergißt. Oder hätte er vielleicht absichtlich manches unberührt gelassen, um nicht Vergleichungen zwischen Einst und Jetzt zu veranlassen? Wir gestehen, nur mit Wehmut das Bild jener Glanzzeit aufgerollt zu sehen, die in den vierziger Jahren zu schwinden begann. Die neue politische Tageslitteratur verketzerte die „Allgemeine Zeitung“ als Verteidigerin des Stillstandes, Dichtungen, in denen nicht die Ideen des Liberalismus verkündigt wurden, fanden keinen Anklang mehr, und auf der andern Seite nahm der Kampf gegen die Ausbeutung des Klassikermonopols seinen Anfang. Gegen den Vorwurf, das Haus Cotta habe sich auf Schillers und Goethes Kosten bereichert, führt Schäffle von neuem die großen Honorarsummen ins Feld. Indessen bleiben andre Klagen unwiderlegt, vor allem die, daß die Verlagshandlung viel zu lange sich darauf verlassen hat, wenn die Deutschen Schiller und Goethe haben wollten, müßten sie mit den an Druckfehlern überreichen, mit alten Typen auf sandiges Papier gedruckten und übertrieben teuern Ausgaben zufrieden sein. Johann Friedrich Cotta würde ohne Zweifel auch in diesem Punkte seinen weitern Blick bewährt haben!

Beschäftigen wir uns mit ihm, das ist erfreulicher.

Ob die Ziffer in dem Cottaschen Signet, 1640, wirklich das Gründungsjahr des Geschäftes bezeichnet, erfahren wir hier nicht, sondern nur, daß die Familie Brunn die Buchhandlung in Tübingen „schon lange“ geführt hatte, als Johann Georg Cotta aus Porschendorf bei Dresden 1659 in das Geschäft hineinheiratete. Dessen behauptete Abstammung von den lombardischen Cottas, die vom zehnten bis zum vierzehnten Jahrhundert erwähnt werden, oder gar von den römischen Cottas, zu denen die Mutter Cäsars gehörte, läßt Schäffle ununtersucht; was nur zu billigen ist, da ihm dazu „die Neigung, die Mittel und die Eignung gänzlich abgehen.“ Jeder von den drei Gründen würde genügen! Aber zu dem einigermaßen geringschätzigen Tone, womit die dem Anscheine nach nicht auf Hirngespinsten beruhende Ahnenfrage abgefertigt wird, wäre doch nur dann ein Grund vorhanden, wenn die Ahnen der Enkel oder die Enkel der Ahnen unwert erschienen. Gerade Cotta hätte — leider doppelsinnig — sagen können:

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Thaten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält, und still sich freuend
Ans Ende dieser schönen Reihe sich
Geschlossen sieht!

Ein Zweig des lombardischen Geschlechtes soll nach Deutschland verschlagen, verarmt und dadurch in die Sphäre des bürgerlichen Erwerbes durch Kopf- oder Handarbeit gedrängt worden sein. Johann Georg war ein Pfarrerssohn, mit ihm beginnt die Reihe der Buchhändler. Johann Friedrich hatte eine vielseitige wissenschaftliche Bildung genossen, als er, im Alter von dreiundzwanzig Jahren, das nicht im besten Zustande befindliche Geschäft in Tübingen übernahm. Aber er stand bereits auf festen Füßen, als er die Anwesenheit Schillers in der Heimat 1793—1794 benutzte, um dessen Bekanntschaft zu suchen. Die geschäftlichen Beziehungen wurden bald auch zu wahrhaft freundschaftlichen, wie aus dem von Vollmer herausgegebenen Briefwechsel beider Männer bekannt geworden ist. Im Mai 1794 wurde zwischen ihnen die Gründung zweier Zeitungsunternehmungen besprochen, der „Allgemeinen Zeitung" und der „Horen"; das erstere plante Cotta, der in Schiller den geeigneten Redakteur gefunden zu haben meinte, während der letztere in Cotta den gesuchten Verleger für eine litterarische Zeitung wirklich fand. Den Gedanken, ein politisches Blatt zu redigiren, gab er bald wieder auf, riet auch Cotta von der „so äußerst riskanten Unternehmung" ab. Cotta ließ sich jedoch nicht irre machen. Noch in demselben Jahre vereinbarte er mit Posselt, der sich durch verschiedene Geschichtswerke, das Historische Taschenbuch u. s. w. bekannt gemacht hatte, die Herausgabe einer „Europäischen Zeitung," die in Rastatt erscheinen sollte, an deren Stelle aber zunächst nur die Monatsschrift „Europäische Annalen" zu Stande kam. Am 1. Januar 1798 endlich kam, ebenfalls unter Posselts Redaktion, die „Neueste Weltkunde" in Tübingen heraus.

Herzog Friedrich hatte ihr Zensurfreiheit gewährt, doch nicht lange sollte sie der neuen Freiheit genießen. Schon im ersten Vierteljahre liefen Beschwerden ein. In Wien hatten eine Notiz über eine Abstimmung Oesterreichs auf dem Kongreß zu Rastatt, ferner das Herausstreichen der französischen Freiheit und eine Korrespondenz über eine Heiligenfeier in Rom Aergernis erregt, und wegen des zweiten Artikels verlangte auch der russische Gesandte Genugthuung. Die von der herzoglichen Regierung erteilten Verweise wurden nicht für genügend befunden, und im August verfügte der Reichshofrat „zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung und Ruhe, welche durch dergleichen aufrührerische Schriften gefährdet werden," die ungesäumte Unterdrückung der „Neuesten Weltkunde." Dem konnte sich die württembergische Regierung nicht entziehen, aber so einfach sich von Wien aus kommandiren lassen wollte sie doch nicht. Das Verfahren ist charakteristisch, man beachte die Daten, und erinnere sich dabei, welchen Schneckengang damals noch die Behörden einzuhalten pflegten. Das kaiserliche Verbot ist vom 13. August datirt, am 28. reicht Cotta seine Vorstellung dagegen ein, am 29. berichtet die Regierung, daß „mit Rücksicht auf die Behauptung der landesherrlichen Rechte ebenso sehr als auf den Schutz der Eigentumsrechte eines herzoglichen Unterthanen," zugleich auf den staatswirtschaftlichen Nutzen der Zeitung für das Land, die „Neueste Weltkunde" wohl zu unterdrücken, dem Verleger indessen das Zeitungsprivilegium nicht zu entziehen sei. Nur die Zensurfreiheit hatte ein Ende! Am 17. September meldete der Herzog nach Wien, daß der kaiserlichen Verfügung entsprochen sei, aber schon am 9. desselben Monats war die erste Nummer der „Allgemeinen Zeitung" in

Stuttgart ausgegeben worden. Redakteur derselben war Huber, dessen Frau Therese, Georg Forsters Witwe, später das Morgenblatt redigirte.

Einige Jahre führte die Zeitung ein ruhiges Leben. Als aber Cotta im Auftrage der württembergischen Landschaft 1799 nach Paris gereist war, um Schonung für das Land zu erwirken, das durch die wankelmütige und gewaltthätige Politik des Herzogs der Gefahr der Verwüstung durch die Franzosen ausgesetzt worden war, und man ihm persönlich deswegen nichts anhaben konnte, wurde an seinem Schoßkinde, der „Allgemeinen Zeitung," Rache genommen. Wiederholten Nörgeleien folgte 1803 das Verbot „aus Gründen," wie es in dem Dekret heißt. Den äußeren Anlaß scheint ein Auszug aus einer Rede des Präsidenten des französischen Oberappellationsgerichtes bei Vereidigung der Ehrenlegionäre gegeben zu haben, in welcher das neue Ehrenzeichen verherrlicht wurde gegenüber „den Orden, welche ersonnen worden sind, um der Eitelkeit zu schmeicheln und dem Unwert Wert zu geben." Das mag der Kurfürst als persönliche Anspielung aufgefaßt haben. Cotta durfte nicht einmal mehr eine Nummer ausgeben, um den Abnehmern das Verbot mitzuteilen. Eine Beschwerde und Bitte um Schadenersatz wurde, abermals ohne Gründe, abschläglich beschieden, und so entschloß sich der Verleger, die Zeitung auswandern zu lassen. Weit brauchte sie nicht zu gehen, in der ehemaligen freien Reichsstadt Ulm, die soeben zu Baiern geschlagen worden war, fand sie gastliche Aufnahme. Die verschiedenen Grenznachbarn hatten sich förmlich um die Zeitung beworben, die im Besitze eines kaiserlichen Privilegiums war, und so ließ Cotta den Gedanken, sie aufzugeben, wieder fallen. „Mein Kurfürst," schreibt er an Schiller, „kann nur durch Entgegensetzung von Kraft gebändiget werden, mein persönlicher Feind ist er ohnedies, und also will ich, muß ich einen Kampf bestehen." Man muß sich hierbei daran erinnern, daß dieser Kurfürst derselbe war, bei dessen Krönung zum Könige von Napoleons Gnaden (1806) seine Unterthanen den bösen Witz machten, als Text für die Festpredigt sei aus Versehen anstatt des Psalm 21: „Herr, der König freuet sich in deiner Kraft, und wie sehr fröhlich ist er über deine Hilfe! Du gibst ihm seines Herzens Wunsch . . . du setzest eine goldene Krone auf sein Haupt u. s. w." der nächstfolgende angesagt worden: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Ich heule, aber meine Hilfe ist ferne . . . Ich aber bin ein Wurm und kein Mensch, ein Spott der Leute und Verachtung des Volks."

Schäffle geht leider der Geschichte der „Allgemeinen Zeitung" — sie erschien von 1810 an in Augsburg und wird daher den Namen „Augsburger" wohl immer behalten — nicht im einzelnen und selbstverständlich nicht über die Lebensdauer seines Helden nach. Vielleicht entschließt sich die Redaktion einmal, ihr Archiv für den ausdrücklichen Zweck eines Beitrages zur Geschichte der unmittelbaren und mittelbaren Zensur zu öffnen. Eine solche Arbeit würde ohne Zweifel Einblicke in die deutsche Politik der jüngsten Vergangenheit eröffnen, wie sie in dieser Art keine anderweitige Forschung gewähren könnte. Denn bis 1848 verstand es diese Zeitung ja, in Oesterreich zulässig zu bleiben, was kein geringes Kunststück und nur möglich war bei sehr genauen Beziehungen zu den Wiener Regierungskreisen. Und auch später bestanden offenkundige Verbindungen zwischen dem „Ballplatz" in Wien und dem Hause hinter der Augsburger Frohnveste. Schäffle berichtet nur im allgemeinen, daß in den zwanziger Jahren der Druck der Zensur bis ins Unerträgliche gesteigert worden sei und Vorstellungen in München nichts gefruchtet hätten, weil „die bairische Regierung dem Drucke Metternichs nicht widerstehen konnte." 1823 wurde der schon oben erwähnte Bücherzensor

Rupprecht von Wien nach Stuttgart geschickt, um dafür zu sorgen, daß „die sämtlichen Korrespondenten, Mitarbeiter und Redakteure der Allgemeinen Zeitung, des Morgenblattes und andrer den . . . unlauteren Sinn verratenden litterarischen Erscheinungen mit dem Geiste der weisen österreichischen Zensurvorschriften näher bekannt gemacht werden." Sein vier Seiten langes Schreiben an Cotta ist in der That ein kostbares Aktenstück, zu dessen Charakterisirung hier nur eine Stelle wiedergegeben werden soll: „Weit entfernt, der schnellsten Mitteilung aller politischen Ereignisse oder einer bescheidenen und anständigen Erörterung politischer oder wissenschaftlicher Gegenstände den mindesten Zwang auflegen zu wollen, muß die österreichische Regierung, diese väterlich europäische Hausmacht (!), jedem Gewaltschritte fremd, in Rechts, Ordnung und Sitte Schirmung ergraut und erstarkt, dennoch darauf dringen, und sie darf und wird hierzu den Beystand aller deutschen Bundesstaaten und der fremden Mächte kräftigst in Anspruch nehmen, daß nebst der gebührenden Ehrfurcht für die katholische Religion und eine wechselseitige, alle Reibung ausschließende Duldung der übrigen Religions-Parteyen künftig in politischer Hinsicht allein nach den Grundsätzen der heiligen Allianz vorgegangen werde u. s. w." — Später bedurfte es keiner besondern Abordnung von Wien mehr, König Ludwig und seine Minister drangsalirten den Zeitungsverleger schon genügend.

Durch die „Allgemeine Zeitung" kam Cotta auch in persönliche Berührung mit Thiers, der eine Zeit lang für das deutsche Blatt korrespondirte und den deutschen Verleger bewog, Aktien des Constitutionnel zu erwerben.

Ausführlich sind in Schäffles Schrift Cottas Anteil an der Herstellung der württembergischen Verfassung und an der Gründung des Zollvereins behandelt. Dem Verfasser hat sich aus dem ihm zugänglichen Quellen „fast bis zur Gewißheit die Ueberzeugung aufgedrängt, daß das staatsmännisch-diplomatische Verdienst erster Zolleinigung den jungen Königen Wilhelm I. von Württemberg und Ludwig I. von Baiern, sodann von Cotta, dem preußischen Finanzminister von Motz und dem bairischen Finanzminister von Mieg, sowie dem preußischen Unterhändler Eichhorn (von Schäffle irrtümlich in den Adelsstand erhoben) vorwiegend gebührt." Wir sind nicht in der Lage, diese Ueberzeugung auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen. Daß aber Cotta in dieser Angelegenheit eine hervorragende Thätigkeit entwickelt hat, geht aus den sehr interessanten Mitteilungen der Schrift hervor.

Litteratur

Geschichte des Fürsten Bismarck (1847 bis 1887) von Eduard Simon. Autorisirte Uebersetzung von O. Th. Alexander. Berlin, Verlag von C. Ulrich & Komp., 1888

Nach seiner Form wie nach seinem Inhalte ist diese Arbeit nicht die schlechteste unter den vielen Biographien und Charakteristiken, in denen die

Gegenwart die Persönlichkeit und die Wirksamkeit des Reichskanzlers darzustellen versucht hat. Der Verfasser ist Franzose und bekennt sich zu den Anschauungen des Liberalismus, ist aber in beiden Beziehungen viel weniger beeinflußt und befangen, als man erwarten sollte, und deshalb im großen und ganzen unparteiisch, und er hat die vorhandene Litteratur über seinen Gegenstand im allgemeinen mit guter Auswahl benutzt. Er erkennt die Größe des Mannes, wenn auch mit einigen Einschränkungen, bereitwillig an und zögert nicht, auszusprechen, wie klein und schwach seine Gegner neben ihm erscheinen. Er bekundet überhaupt das ernste Bestreben, nach Möglichkeit der Wahrheit auf den Grund zu kommen, und er sagt sie, soweit ihm das gelingt, in der That in manchen und nicht wenigen Punkten wirklich, wenigstens annähernd. Dennoch war er nicht berechtigt, sein Buch als „Geschichte" Bismarcks zu bezeichnen, mindestens nicht so schlankweg; denn zu einem Werke, das diesen Namen mit Fug führen soll, gehört unendlich viel mehr, als sich aus den mehr oder minder seichten und trüben Quellen, die ihm geöffnet waren, schöpfen ließ. Was hat Hahns Sammelwerk, was haben Poschingers Veröffentlichungen, was selbst die Reden des Kanzlers in beiden Häusern des preußischen Parlaments und im Reichstage dieser Aufgabe gegenüber zu bedeuten? Sie geben doch immer nur die Oberfläche der Wahrheit, Andeutungen, Umrisse, Ergebnisse, nicht die volle Wahrheit, so aufrichtig der Betreffende im Vergleich mit andern Diplomaten, andern Politikern auch zu sein bemüht ist. Selbst wenn einmal die Archive geöffnet sein werden, wird man Staatsgeheimnisse, die noch durch ihr Bekanntwerden schaden könnten, nicht der Oeffentlichkeit preisgeben dürfen, ganz abgesehen davon, daß die Bearbeiter solchen geschichtlichen Materials dann in vielen Fällen nicht mit genügender Bestimmtheit wissen werden, wie die einzelnen Stücke gemeint sind, wer z. B. der Verfasser und wer der Empfänger des Berichts, der Depesche, der Denkschrift im Grunde war, was mit ihr eigentlich betont und bezweckt, was verschwiegen wurde, und was man zwischen den Zeilen zu lesen hat. Etwas mehr von der Wahrheit findet sich in gewissen Artikeln der halbamtlichen und sonst von der Regierung beeinflußten Blätter, aber man muß eingeweiht sein, um es zu entdecken und ganz zu verstehen. Die volle Wahrheit, die letzten Beweggründe bekommt nur der zu Gesicht oder Gehör, dem Einblick in die vertraute Korrespondenz der leitenden und maßgebenden Politiker oder Zutritt zu den Privatgesprächen derselben mit Freuden gewährt ist, solche Glückliche sind aber Seltenheiten, es müssen Leute sein, die das ihnen erwiesene Vertrauen zu würdigen wissen und durch Verschwiegenheit rechtfertigen. Eine Geschichte Bismarcks, die dauernden Wert besäße, könnte nur der schreiben, der bei einem weiten Ueberblicke über das unter ihm in innere und äußere Angelegenheiten Geschehene zugleich die Erlaubnis hätte, solche neben den Akten, Teile seines Briefwechsels mit Vorgesetzten, Mitarbeitern und persönlichen Freunden zu benutzen, welche auftauchende oder bereits in der Lösung begriffene oder auch schon gelöste politische Hauptfragen besprechen, z. B die Korrespondenz mit General Leopold v. Gerlach, mit Minister v. Manteuffel, mit Schleinitz, mit den Königen Friedrich Wilhelm und Wilhelm I. und mit dem Kronprinzen. Ob die noch vorhanden sind? Und wenn das der Fall wäre, so würde der Bearbeiter gewiß immer noch in vielen Punkten Erklärung von Seiten des Kanzlers selbst bedürfen. Man sieht also, daß Herr Simon, wenn auch ein relativ nicht übles, so doch immer nur ein die Oberfläche seines Gegenstandes wiedergebendes Buch zu schreiben im Stande gewesen ist, das bei allen seinen Vorzügen doch nur die Ansprüche von Zeitungsschreibern und Tagespolitikern zu befriedigen vermag.

Pro Ara. Streiflichter zur kirchlichen Bewegung der Gegenwart von **Wilhelm Johnsen.** Göttingen, Vandenhoek und Ruprecht 1888

Wir können hier nur zeigen, für welche Leser sich das vorliegende Buch empfiehlt, und dies wird aus der Wiedergabe einiger wesentlichen Sätze des Verfassers am leichtesten hervorgehen.

Die kühle Haltung der Regierung gegenüber den Kleist-Hammersteinschen Wünschen, also gegenüber der größeren Freiheit der Kirche von den parlamentarischen Fesseln ist betrübend. Die evangelische Kirche geht darum nicht unter, aber es ist sehr zu warnen, von der Verfassung der Kirche gering zu denken, besonders da wir den in der Offenbarung Johannis angekündigten Kampf zwischen Gott und Teufel noch vor uns haben. Wir müssen der Kirche nicht die römische Form geben, wohl aber die der wahren Katholizität, die in der Reformation nicht zu ihrem Rechte gekommen ist. Der Ruf einiger, die Kirche vom Staate los zu machen, ist nicht richtig, der Ruf „Los vom Parlament" ist, wenn auch nicht unrichtig, doch aussichtslos. (Hierbei wird der Reichskanzler und seine Freunde etwas verspottet.) Das Heil der Kirche liegt glücklicherweise nicht in der Staatshilfe, wie man schon aus der Art erkennt, wie äußere und innere Mission ohne St zwoge- deihen. Die Geistlichen müssen ja schon jetzt mehr arbeiten, als ihnen die Staatskirche auferlegt, das Pfarrhaus-Idyll kommt nur noch in Romanen vor. Die staatskirchliche Arbeit mit ihren Akten, Berichten ꝛc. schädigt die Seelsorge bis zum Generalsuperintendenten hinauf, der als Staatsbeamter nicht genug „Hirte" sein kann. Ein Bischof wäre besser. Die Juristen und Staatskirchenmänner thäten besser, wenn sie den Mund der Synoden mehr befragten und übrigens den kirchlichen Korporationen paritätisch zusähen, statt sie zu regieren. Vom Parlament ist kein Heil zu erwarten. Die Arbeit der Kirche ist a) eine akademische Arbeit, diese akademische Arbeit sollte wenigstens kirchlich sein, aber sie ist dem Staate verfallen. Auch b) die Glaubensarbeit in der Mission ist jetzt nicht kirchlich geordnet, auch nicht c) die Liebesarbeit der innern Mission. Der Kirchenbesuch liegt darnieder. Die Kirche ist bei der jetzigen staatskirchlichen Verfassung keine große Macht mehr im Volksleben und wird die erste Macht auch nicht mehr werden. Wohl kann und soll sie arbeiten. Aber sie soll nicht bloße Schule sein. Sie soll den zu nüchternen Gottesdienst wieder nach altkirchlicher Weise reicher ausgestalten. Dazu ist der Altar als Stätte der Anbetung und Segnung das notwendigste, darauf ein Kruzifix und daneben der ganze priesterlich-mystische Apparat der alten Kirche. Mit dem Priestertum steht und fällt jedes Mysterium.

Aus diesem Gedankengang wird man im allgemeinen ersehen, was der Verfasser will. Neues findet sich darin nicht, die Darstellung ist aber durchweg gut, auch witzige Stellen kommen vor.

Abhandlungen und Vorträge zur Geschichte der Erdkunde von **Dr. Sophus Ruge,** Professor der Geographie und Ethnologie am königl. Polytechnikum zu Dresden. Dresden, G. Schönfelds Verlagsbuchhandlung, 1888

Die vorliegenden vortrefflichen, auch in vortrefflichem Deutsch geschriebenen Aufsätze, von denen einige früher in der „Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie", im „Globus" und in der wissenschaftlichen Beilage der „Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht worden sind, verdienen die Aufmerksamkeit aller Freunde der Erdkunde und jenes kleinen Kreises gebildeter Menschen, der sich noch anders als durch das „Konversationslexikon" über Gegenstände allgemeiner Bildung zu unterrichten und lernend zu genießen pflegt. Die einzelnen hier gesammelten Arbeiten des Verfassers

sind etwas mehr als „Späne aus der Werkstatt", die ihm des Aufhebens wert erschienen. Namentlich die Abhandlungen „Ueber die historische Erweiterung des Horizonts", „Die erste Erdumsegelung", „Fretum Anian, die Geschichte der Beringstraße vor ihrer Entdeckung", „Ueber einige vor-Defoe'sche Robinsonaden", „Die ersten Einsiedler auf der Robinsonsinsel Juan Fernandez", „Die Geschichte der Erforschung des Bismarckarchipels" sind Muster klarer, frisch anschaulicher und im besten Sinne populärer Darstellung, hinter der überall der wissenschaftliche Ernst und die volle Beherrschung des wissenschaftlichen Materials sichtbar bleiben. Der Verfasser hat eine besondere Vorliebe und ein glückliches Talent für die Aufhellung dunkler Punkte in der Geschichte der Erdkunde, die umfassendste Kenntnis der Reiselitteratur und der Kartographie ermöglichen ihm so deutliche, wertvolle und zugleich unterhaltende Nachweise wie z. B. die über die noch hypothetische Beringsstraße oder über die vor-Defoe'schen Robinsonaden gegebenen. Daß er sich daneben nicht ins Einzelne verliert, immer den Blick auf das Ganze seiner Wissenschaft gerichtet hält, erweisen neben der einleitenden Abhandlung „Ueber die historische Erweiterung des Horizonts" die beiden Abhandlungen „Die historische Entwicklung und die wachsende Bedeutung der neuen Welt" und „Die Bedeutung der letzten fünfundzwanzig Jahre für die Entwicklung der Erdkunde."

Grundriß einer Geschichte der Weltsprache. Nach der natürlichen Entwicklung des menschlichen Geistes von Hans Moser. Berlin und Neuwied, Heusers Verlag, 1888

Schleierhaft, wie der Zusatz „nach der natürlichen Entwicklung des menschlichen Geistes von Hans Moser", ist das ganze erste Kapitel dieses Buches über Geist und Sprache. Von der schwülstigen, mit Fremdwörtern überladenen und oft dunkeln Sprache des Verfassers nur eine Probe: „Ein absoluter Standpunkt gegenüber der Sprachschöpfung involvirt also, wie schon im kleinen, so proportional auch im großen eine natürliche Unmöglichkeit, welche dem historischen Gang der Dinge widerspricht; er hat infolgedessen entschieden kein Recht der Existenz, und der ihm Anhangende setzt sich unwiderlegbar in Widerspruch mit sich selbst, mit seinem eignen Ich, als einem integrirenden Teil des universalen Naturbegriffs." An den allgemeinen Teil schließt sich eine Uebersicht über die verschiedenen Versuche, eine Weltsprache zu schaffen; eingehendere Würdigung finden die Arbeiten von Eichhorn und Lauda. In dem dritten Teile vergleicht der Verfasser das Volapük Schleyers mit Steiners Pasilingua und entscheidet sich für Steiner. Der vierte Abschnitt geht dem Volapük und seinen Freunden, besonders F. Scheyrer, etwas kräftiger zu Leibe.

Unser Standpunkt zu der Frage der Weltsprache ist bekannt. Auch Mosers Buch hat uns nicht in der Ueberzeugung zu erschüttern vermocht, daß all diese kunstvoll errichteten Sprachgebäude nichts sind, als Kartenhäuser, Kinderspielerei, die niemand ernst nehmen kann, der etwas von Sprachgeschichte versteht. Soll es jemals eine Weltsprache geben, so wird sie nicht von irgend einem müßigen Kopfe am Schreibtische ersonnen, sondern von der Geschichte geschaffen und ins Leben gerufen werden. Aber in dem Umfange, wie jene Weltbeglücker Schleyer, Steiner und Genossen es sich träumen, wird es nie eine Weltsprache geben, mögen auch Hunderte von Volapükprofessoren für den sprachgewaltigen Pfarrer die Trommel rühren und aber Hunderte Steiners Pasilingua als der Weltsprachweisheit letzten Schluß anpreisen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Deutschland und das Slawentum

Von einem Deutschrussen

(Schluß)

Es ist wohl berechtigt, wenn die russische Presse unter Hinweis auf die angeführten Ziffern des Landzuwachses schmunzelnd meinte, das sei doch ein weiser Hausvater, der so auf Jahrhunderte hinaus gesorgt habe, daß seine Nachkommen keinen Mangel an Raum leiden könnten. Durchaus verkehrt ist dagegen der ebenfalls oft laut werdende Vorwurf der russischen Presse, Deutschland sei ein erobernder, ja ein ländergieriger Staat. Während Moskau einen Weltteil an sich brachte, hat Deutschland an Gebiet verloren, erheblich verloren. Wir sind von einer schmählichen Bescheidenheit in dieser Hinsicht gewesen in der Zeit unsrer Schwäche, und sind es noch heute bei all unsrer Stärke. Wollten und könnten wir erobern, wie Rußland seit Jahrhunderten ohne Unterbrechung erobert, so könnten wir im Laufe von zwei Jahren die Grenzen von Deutschland um ein zweites Deutschland erweitern. Das großrussische Volk, das an Zahl kaum die Bevölkerung Deutschlands übertrifft, hat ein über vierzigmal größeres Gebiet in Besitz genommen, als Deutschland ist, und damit sich eine unerschöpfliche Möglichkeit der politischen, nationalen und wirtschaftlichen Entwicklung eröffnet. Es strebt unausgesetzt nach einer engen Vereinigung mit Kleinrussen, Serben, Balkanslawen, Tschechen, während wir niemals auch nur den Versuch gemacht haben, die Germanen Skandinaviens, Dänemarks, Hollands, Englands für gemeinsame nationale Interessen zusammenzuschließen. Das Russentum hat bisher nicht die Fähigkeit gehabt, fremde Stämme von höherer europäischer Kultur mit sich zu verschmelzen. Alle Versuche, die von Europa losgerissenen westlichen Provinzen in das russische Volkstum aufgehen zu machen, zu russifiziren, sind mißlungen. Umgekehrt

aber schreitet die nationale russische Ausdehnung nach Osten hin, die Russifizirung zwischen der Wolga, dem mittelasiatischen Hochgebirge und dem Stillen Ozean erfolgreich vor und verschlingt einen Stamm finnischer, kaukasischer, mongolischer Rasse nach dem andern. Hierin drückt sich eine große kolonistische Kraft aus, die freilich sehr wesentlich genährt wird durch den Umstand, daß die Kolonisation stets auf dem Boden des russischen Staates und in geographischem Zusammenhange mit dem Mutterlande vor sich geht. Unsre deutschen Auswandrer würde sicher nicht so sehr der Vorwurf nationaler Schwäche treffen, wenn sie, statt übers Meer oder nach Rußland zu gehen, sich auf deutschem Boden jenseits unsrer heutigen Reichsgrenzen niederlassen könnten. Dem russischen Kolonisten schreiten voraus der russische Offizier und der russische Beamte, der Kolonist findet überall bereits seine gewohnten, wenn auch noch so schlechten staatlichen Stützen und Gewalten vor; der deutsche Kolonist findet bis heute nirgends in der Welt solche Stützen und Gewalten. Denn unsre heutigen Kolonien sind keine Länder für eigentliche Kolonisation, wie halb Rußland es für den Russen ist, und kommen daher hier nicht in Betracht. In früheren Jahrhunderten haben die Russen allerdings auch außerhalb der Grenzen ihres moskowitischen Staatswesens kolonisirt; diese Kolonisation der Kosaken jedoch war meist unfreiwillig, sie ging aus der Not und Verfolgung in der Heimat hervor und ergoß sich in unbewohnte Gebiete oder über wilde, weiche Naturvölker. Vor Stämmen von härterem Charakter oder höherer Bildung sind die Russen stets zurückgewichen, auch wo der russische Staat erobernd vorausgeschritten war. Wo ausnahmsweise eine russische Kolonie sich in ein fremdes Volkstum verirrte, wie in Preußen, in den Ostseeprovinzen, in Polen-Littauen, da zeigte sie Ausdauer in Sprache, Sitte, Religion, kurz in den Grundelementen des Volkslebens, aber geringe Kulturentwicklung. Alle Versuche der Regierung, gegen Westen hin zu kolonisiren, russische Bevölkerung in Polen, Littauen, den Ostseeprovinzen vorzuschieben, sind mißlungen. Weder der russische Edelmann, noch der Bauer geht freiwillig in diese Gebiete, nur der wandernde Händler durchstreift sie, und der ebenso wandernde, wechselnde Pope, Beamte oder Soldat. Daher ist eine wirkliche Assimilirung, ein Verrussen dieser Länder nicht gelungen und wird voraussichtlich auch nicht gelingen. Wohl aber kann hier die fremde Volkskraft zerstört, mit Aufopferung der vorhandenen Kultur allmählich die Kraft des Widerstandes gebrochen werden. Das aber ist das Unterscheidende zwischen der Handlungsweise des Kulturstaates und des rohen Gewaltstaates, daß jener die Kultur in jeder Form achtet, dieser aber nicht. Wir haben uns bisher gehütet, in Elsaß-Lothringen französische Kultur zu zerstören, wir fördern die Kultur bei uns durch Verdeutschung Posens; Rußland zerstört unbedenklich die fremde Kultur, um das fremde Volkstum zu zerstören, ihm steht die staatliche Herrschaft, die nationale Gewalt über der Kultur, über dem Wohle von Unterthanen und Provinzen. Hier an der Grenze

nach Europa hin führt den Kampf nicht das russische Volk, sondern der Staat. Das russische Element vermag hier nicht Boden zu fassen; aber der Staat sucht seit Jahrzehnten die soziale und Kulturführung den ruthenischen, polnischen und deutschen Händen zu entreißen und durch die Herrschaft russischen Beamtentums zu ersetzen. Vermag das Russentum diese Länder nicht zu gewinnen, so soll sie wenigstens auch kein andres Kulturvolk leiten, beherrschen. Der Besitz dieser Länder ist in nationalem Sinne zum Teil eine noch offene Frage, und je mehr sich Rußland gegensätzlich zu Europa stellt, um so deutlicher tritt auch an die Polen, den in diesen Ländern stärksten Stamm, die Frage heran, ob sie ihre Zukunft von russischem oder europäischem Geiste wollen beherrschen lassen, d. h. in diesem Falle, ob sie russischem oder deutschem Geiste folgen wollen; der deutsche ist vermöge der geographischen Verhältnisse der für sie gegebene Träger europäischer Kultur.

Hier, auf dem russischen Gebiete zwischen Ostsee und Donau, kämpft der russische Staat seit etwa einem Vierteljahrhundert mit Aufbietung großer Kraft und großer Rücksichtslosigkeit gegen alles an, was ihm jetzt oder in Zukunft als ein Verbündeter Europas, europäischer Interessen, insbesondre als ein künftiger Verbündeter Deutschlands erscheint. Von der oben erwähnten Überzeugung ausgehend, daß Deutschland seine Macht gebrauchen werde zur Ausdehnung auf Kosten Rußlands, sucht Rußland sein westliches Glacis klar zu machen. Es befindet sich in voller Kriegsvorbereitung. Nur so lassen sich viele, sonst sinnlose, diese Provinzen schwer schädigende Maßregeln erklären, wie z. B. die gewaltsame Verdrängung der Polen und der Fremden aus der Industrie und der Landwirtschaft, aus städtischem und ländlichem Besitz und Gewerbe, die Entfernung der polnischen Offiziere aus dem Westen, die Zerstörung der als gut, zum Teil musterhaft anerkannten Zustände in den Ostseeprovinzen u. a. m. Ein mit Vernunft regierter Staat, der nicht auf einer Linie mit der Türkei oder Persien steht, könnte sonst nicht in der Weise, wie es in Rußland geschieht, die materielle und geistige Entwicklung großer Provinzen vernachlässigen, ja sogar bewußterweise hindern, zerstören. Daß diese Provinzen von der russischen Politik als Glacis gegen die beiden großen westlichen Nachbarn angesehen und behandelt werden, wird auch durch den Umstand bestätigt, daß Finnland eine völlig abweichende Behandlung erfährt, doch nur deshalb, weil man den schwächeren schwedischen Nachbar nicht glaubt fürchten zu müssen.

Dazu kommen nun die unmittelbar militärischen Vorbereitungen zu einem künftigen Kampfe gegen die verbündeten Kaiserreiche: die eifrigen Festungsbauten, die Vervollständigung des strategischen Bahnnetzes, das fortgesetzte Ansammeln der russischen Streitkräfte an der Westgrenze, die rasche Förderung der Seemacht auf dem Schwarzen Meere, die bedrohende Stellung gegen die Türkei in Vorderasien und Persien. Alles dieses hätte einen weniger feind-

seligen Charakter ohne jenes in den Ostseeprovinzen, Littauen, Polen, Ruthenien befolgte politische System und ohne den tobenden Kampf der Nationalitäten in Böhmen, Galizien, Mähren, Serbien, Kroatien, Rumänien, Bulgarien u. s. w. Überschaut man jedoch diesen weit in südwestlichem Bogen ausgespannten Kampfplatz mit seinem starken Kontingent an russischen offiziösen Streitmitteln, dahinter das Glacis der geknebelten und mißhandelten Westgebiete Rußlands, endlich die Vereinigung fast der gesamten russischen Heeresmacht auf der Sehne eben jenes Bogens, der den nationalen Kampfplatz des Slawentums in Österreich und den Donauländern heute bezeichnet, so wird man den Ernst der Sache erkennen.

Und noch ein Umstand verwickelt diese Lage. Die beiden Kaiserreiche werden konstitutionell und besonders Österreich in hohem Maße parlamentarisch-freiheitlich regiert. Das Zarenreich ist absolut einem einheitlichen Willen unterworfen. In Dingen des staatlichen Lebens, wo es auf Nachdruck, auf Ausübung von rücksichtsloser Kraft, auf Kampf nach außen ankommt, da ist der absolute Staat weitaus im Vorteil. Eine auf Eroberung, auf gewaltsame Ausdehnung der Staatsgrenzen gestellte Politik verträgt ebenso schlecht, wie der offene Krieg, eine durch Parlament und Öffentlichkeit gelähmte Leitung. Jedes kräftige, im Wachstum begriffene Volk muß aber den Kampf ums Dasein so gut wie der Einzelmensch kämpfen, muß in irgend einer Form auf Eroberung ausgehen. Welche Mühe hat es bei uns gekostet, um die Maßregeln durchzusetzen, die nötig waren zur Sicherung unsrer polnischen Landesteile gegen künftige Verirrungen und Wirrnisse polnischer Politik! Daß Preußen hundert Millionen Mark zum freien, ungezwungenen Ankauf polnischer Güter in Posen hergab, wurde als eine Gewaltthat verschrieen, ärger als die vielen wirklichen Gewaltsamkeiten, mit denen Rußland die Polen bedrängt. Dort werden in aller Stille mit einem Federstrich Verordnungen erlassen, bei denen unter Mißachtung aller privaten Rechte einzig und allein der politische Zweck maßgebend ist, während Rücksichten aller Art in Deutschland, in Österreich jede politische Handlung erschweren, die nicht in dem vorgezeichneten Rahmen des verfassungsmäßigen Lebens verläuft. In Rußland liegt der Staatssäckel stets offen für Ausgaben zur Unterstützung russischer Partisane in fremden Ländern, zur Agitation gegen König Karl oder König Milan oder den Fürsten von Bulgarien, oder auch zur Stärkung der russischen Parteien in Böhmen, Mähren, Montenegro, zur Erziehung und Versorgung von Slawen aller Länder Europas. Welche Schwierigkeiten hätte der deutsche Kanzler trotz des ihn tragenden großen Vertrauens zu überwinden, wenn er ähnliche politische Ziele mit staatlichen Mitteln verfolgen wollte! Man stelle sich z. B. vor, daß Deutschland einen Staat in sich schlösse, der ebenso russisch wäre, wie die russischen Ostseeprovinzen deutsch sind. Man denke, Posen wäre von polnischen Bauern und durchaus russischen Gutsbesitzern bewohnt, seine Städte von russischen

Bürgern, seine Schulen, Verwaltungen, alle öffentlichen Einrichtungen russisch nach Ursprung und Sprache, das Land ein alter russischer Staat, von Preußen erobert, die herrschende Kirche wäre die russisch-morgenländische. Wie sähe es dann wohl heute in Posen aus? Würde das Land nicht von Agitatoren wimmeln, wäre nicht jeder Pope ein Agitator für die Revolution, flössen nicht Millionen aus Petersburg zur Unterstützung der heiligen Sache der Befreiung russischer Brüder vom deutschen Joch, ja hätte Rußland nicht längst zum Schwert gegriffen für solche heilige Sache? In einem solchen Posen die Russen in der Weise von der preußischen Regierung mißhandelt, wie die Deutschen der Ostseeprovinzen heute von der russischen Regierung mißhandelt werden, und ganz Rußland läge im Fieber, der friedliebendste Zar müßte sofort den Krieg beginnen, es wäre an kein Halten zu denken. Jeder Russe aus Posen gälte als heiliger Märtyrer und fände in Rußland offene Arme und Beutel. Solcher energische nationale Gemeinwille durchdringt das russische Volk und vermehrt gewaltig die Stärke, den Vorzug, deren sich der russische Absolutismus an sich schon vor den beschränkten Monarchien des Westens in dem nationalen äußern Kampfe erfreut. Unser an sich schwächliches nationales Bewußtsein wird außerdem täglich in Presse und Parlamenten verwundet, geschwächt; es ist blutarm zum Erbarmen und wird nur gelegentlich durch eine tüchtige Portion Eisen in Gestalt von fremden Säbelklingen am Leben erhalten. Wie sanft und bescheiden treten bei uns solche Versuche nationaler Selbsthilfe, wie der deutsche Schulverein auf, wenn man ihn mit den slawischen Wohlthätigkeitsvereinen Rußlands vergleicht! Oder wie lammfromm erscheint der Gustav-Adolf-Verein gegenüber den vom Staat und der höchsten Gesellschaft Rußlands unterstützten russisch-orthodoxen „Brüderschaften“ oder gegenüber der von der höchsten russischen Kirchenbehörde geleiteten religiösen Propaganda der slawischen Welt! Wie viele österreichische Gulden oder deutsche Mark haben sich wohl schon über die russische Grenze gewagt, um dort drüben deutsche Kirchen oder Schulen zu bauen oder zu fördern? Und wie viele Millionen Rubel flossen von Rußland her in slawische Kirchen- und Schulkassen zur Förderung der russisch-slawischen Sache zwischen Prag und dem Schwarzen Meere! Und wie könnte es auch anders sein bei der religiösen Zerrissenheit der germanischen Welt! Die deutschen Protestanten haben kein gemeinsames Oberhaupt in unsrer Zeit, und das Oberhaupt der deutschen Katholiken ist nicht deutsch! Kaiser Wilhelm der Alte fühlte sich in gewissen Grenzen noch als Schirmherr des Protestantismus; in dem alten Preußen konnte eine solche Tradition Wurzel fassen. Der neue deutsche Kaiser hat diese Erbschaft nicht angetreten, kann als Herr über 16 Millionen Katholiken nicht so frei, wie es der König von Preußen vordem konnte, oberster Schirmherr des Protestantismus, und als protestantischer Fürst noch weniger oberster weltlicher Schirmherr des Katholizismus sein. Und schwerlich wird sich in dieser Sache

der Kaiser von Deutschland dauernd von dem Könige von Preußen so weit trennen lassen, daß jene junge, preußische Tradition sich weiter auswachsen könnte; schwerlich können wir noch hoffen, einen kirchlichen Schirmherrn der germanischen Völker zu bekommen, weil wir keinen nationalen Schirmherrn der deutschen Stämme haben; schwerlich werden wir auch nur erleben, daß der deutsche Protestantismus zu einer in sich geschlossenen, nach außen sichtbaren und streitbaren Organisation gelange. Wollen wir uns der Hoffnung hingeben, daß noch zu rechter Zeit Katholiken wie Protestanten so weit in ihrem Nationalgefühl erstarken werden, um zu allererst für den Volksgenossen, dann erst für den Glaubensgenossen einzustehen, wollen wir warten, bis in nationalen Hauptfragen das Glaubensbekenntnis keine Stimme mehr hat: es dürfte dann leicht zu spät sein.

Zar Alexander III. hat oft erklärt, daß er kein kriegerischer Herrscher sei. Trotzdem hat es nicht an ihm gelegen, wenn bisher ein Kampf mit England, selbst mit Deutschland-Österreich vermieden worden ist. Sein friedlicher, humaner Vater wurde in den Krieg von 1876 hineingezogen. Alexander III. hat weit mehr Ähnlichkeit mit seinem Großvater als mit seinem Vater. Und Nikolaus I. war ein echter und volkstümlicher Zar, wie es auch Alexander III. ist und sein will. Hat man denn schon vergessen, was Zar Nikolaus für Europa war? Hat man vergessen, daß er 1851 die Herrschaft der Welt mit England teilen wollte? Hat man vergessen den Zug Suwarows nach Italien, die Ukase, durch welche die Revolution sowohl in Schleswig-Holstein, als in Preußen-Olmütz, als in Ungarn niedergeworfen wurde? In allen Münzkabinetten Europas mag man auf der russischen Denkmünze, die den Feldzug in Ungarn verherrlicht, die Umschrift lesen: „Gott ist mit uns, begreift es, ihr Heiden, und unterwerft euch." Den russischen Zaren sind wir alle, Katholiken wie Protestanten, Ungarn, Deutsche, Franzosen, kurz alles, was nicht russisch und orthodox ist, „Heiden"! Und bis heute werden jährlich einmal all diese Heiden in den Kirchen Rußlands öffentlich verflucht. Bis heute sagt der russische Bauer, ob er von einem Kriege zwischen Preußen und Österreich, oder zwischen Italien und Österreich, oder zwischen Frankreich und England hört, stets nur: der Preuße, der Österreicher, der Franzose u. s. w. „revoltirt" (buntujet), d. h. gegen Rußland, gegen den Zar, der Europa in Ordnung hält. Ihm sind alle andern Staaten und Völker Europas heidnische Vasallen des Zaren. Man wird sagen, das sei bäuerische Unbildung. Allein es ist der Geist, der 50 Millionen Russen durchdringt, und daß er nicht weit abweicht von dem Geiste der oberen Klassen in Rußland, haben wir noch jüngst lesen können in der famosen Antwort des Oberprokurators des heiligen Synods, Geheimrat Pobedonoszew, an die Evangelische Allianz in Sachen der protestantischen Kirche Rußlands. Vollkommene Unbildung und maßlose Überhebung waren auch hier vorhanden, und zwar in demselben Sinne, wie in dem

„Buntujet" des Bauern; und doch redete hier einer der einflußreichsten, wenn nicht der einflußreichste Würdenträger Rußlands nach dem Zaren. Es ist immer noch der Standpunkt eines welterobernden Dschingis-Khan, das stolze Selbstbewußtsein roher, gewalttiger Massen, der Dünkel von Führern zahlreicher, abgeschlossener und willenloser Naturvölker. Im Auge der Russen revoltirt Österreich gegen den Zaren, indem es sich der Einigung der Südslawen unter dem Zarenszepter widersetzt, und wenn die Stimme des Zaren das Volk zum Zuge gegen die „Heiden" in Wien aufrufen sollte, so wird man in Rußland dem Rufe heute ebenso zujubeln wie 1876 dem Aufrufe gegen den Türken. Wie sich die Dinge heute in Belgrad und auch in Sofia gestaltet haben, kann täglich der Anlaß zu einer Bewegung in der slawischen Welt auftauchen, die stärker werden könnte, als der friedliche Sinn des Zaren ist. Und zuletzt darf man nicht übersehen, daß dieser friedliche Sinn in der Meinung des Zaren selbst eine Grenze hat: alle die eifrigen, vorsichtigen und planmäßigen Zurüstungen und Aufstellungen in der russischen Armee, die eben noch fortdauern, lassen erkennen, daß Rußland seine ganze Macht für den Zeitpunkt in Bereitschaft setzt, wo die Orientfrage nochmals aufgeworfen wird. Sobald in Serbien, Bulgarien, Makedonien die heutige Ordnung der Dinge in gewaltsame Verwirrung gerät, hört jene Friedensliebe auf, dann ist auch der Zar entschlossen, seine Ansprüche mit Waffengewalt geltend zu machen. Jedermann wird heute zugeben, daß dieser Endpunkt der Friedensliebe in nicht gar so weiter Ferne zu liegen scheint. Und dann wird nicht Dr. Rieger, sondern Dr. Gregr Führer der Westslawen sein, welcher in der bereits erwähnten Debatte des österreichischen Abgeordnetenhauses vom 7. Dezember vorigen Jahres offen erklärte, er bewillige die Stärkung der österreichischen Wehrkraft nicht für den Fall, daß der deutsch-österreichische Bund dessen bedürfte, sondern für den Fall, daß Österreich seines Heeres gegen Deutschland bedürfte.

Erst durch die Betrachtung der Stellung Rußlands zu dem slawisch-deutschen Kampfe erlangt der zu Anfang dieser Erörterung berührte nationale Hader in den österreichischen Kronländern seine volle Beleuchtung für uns. Der Stoß Rußlands ist vor allem gegen Österreich gerichtet. Sollen wir Österreich decken, so muß es ein deutsches Österreich sein. So lange Rußland europäische Großmacht ist und Deutschland seine gegenwärtige Kraft bewahrt, kann es kein slawisches Österreich geben. Ein slawisches Donaureich unter habsburgischer Führung wäre erst denkbar, wenn Rußland bis über den Dnjepr zurückgeworfen und Polen in gewissen Grenzen wieder hergestellt wäre. Der slawische Katholizismus ist kein ausreichendes Fundament für einen österreichischen Kaiserstaat. Unsre Reichspolitik wird ohne Zweifel die Bundestreue heilig halten; aber welche Sicherung auch nur militärischer Art kann uns in einem etwaigen Kampfe mit Rußland ein Österreich bieten, in welchem Staat und Heer von slawischem Geiste beseelt wären? Mit einem deutsch-ungarischen Kulturstaate haben wir

uns verbündet, das war die stille Voraussetzung des Vertrages von 1879; wir könnten nicht Schutzfreundschaft halten mit einem Staate, der unser nationaler Gegner wäre. Dieser unselige Zwiespalt zeigt sich schon jetzt in Österreich selbst, indem unwillkürlich slawische wie auch deutsche Parteiinteressen gegen das deutsch-österreichische Bündnis anrennen. Je stärker und selbstbewußter dort das Slawentum wird, um so deutlicher zeigt es seine Abneigung gegen das Bündnis; um so schlimmer wird auch die Lage der deutschen Parteien und mehrt sich die Zahl derjenigen Deutschen, die nur noch von einer Vereinigung mit Deutschland Rettung erwarten. Das ist ein Prozeß, der uns nur mit der größten Besorgnis erfüllen kann, weil wir eine Stärkung, keine Auflösung Österreichs wünschen.

Es ist unvermeidlich, daß der nationale deutsch-slawische Krieg, in dem wir uns befinden, von Jahr zu Jahr stärker auf das staatliche Verhältnis Einfluß gewinnt. Ja man kann schon von Monat zu Monat die wachsenden Wirkungen dieser Sachlage auf unsre Beziehungen zu Österreich und Rußland verfolgen. Die Lebensbedingungen unsrer nationalen Zukunft liegen vornehmlich im Osten; gegen Westen haben wir dem seit Jahrhunderten sich vollziehenden Abbröckeln deutschen Gebiets Einhalt gethan, können jedoch nicht erwarten, unser nationales Wachstum dorthin auszudehnen. Im Westen muß unsre Thür verschlossen bleiben, im Osten müssen wir sie offen halten. Daher erscheint die steigende Sorge völlig gerechtfertigt, mit der leider bisher nur in engen Kreisen der slawische Ansturm beobachtet wird. Wie ernst man aber diese Sache auch bei uns bereits zu nehmen beginnt, zeigt eine jüngst an die „Kölnischen Zeitung" gerichtete Zuschrift eines Gliedes des deutschen Schulvereins. Darin heißt es:

Es ist nur zu wahr, wenn in einem Korrespondenzblatt des Schulvereins zu lesen ist: „Hunderte von Liedern und Gedichten feiern die deutsche Treue, das deutsche Wort, die deutsche That, das deutsche Vaterland; alljährlich werden nationale Feste gefeiert und hier zu Ehren des deutschen Volkstums viele wohlklingende Reden gehalten; diese Hervorhebung des deutschen Gedankens ist aber eine bloße leere Form ohne innern Kern geworden." Daß die bittern Worte nicht unverdient sind, zeigt sich leider in der Teilnahmlosigkeit, mit welcher man bei uns dem heißesten Kampfe zusieht, der jemals zur Vernichtung deutschen Volkstums mit allen Mitteln geführt worden ist, die grimmiger Haß nur ersinnen kann. Und doch ist es unsre eigne Sache, ist es die eigenste Sache unsers neuerstandenen Reichs, die dort im Südosten des deutschen Landes ausgefochten wird. Zweifelt denn jemand daran, daß über kurz oder lang die bange Schicksalsstunde kommen muß, wo wir um unser Bestehen mit den haßerfüllten Feinden des Westens und des Ostens zu ringen haben? Kann denn jemand ein so kindliches Vertrauen in die Kraft von Bündnissen setzen, daß er von einem slawisch gewordenen Österreich auch noch Bundeshilfe hofft? Und nun steht doch die Sache so, daß die verhältnismäßig kleine Schar unsrer Brüder in Österreich nur siegen kann, wenn wir durch unser Verhalten in ihnen das Gefühl wecken, daß die Wucht eines Volkes von 40 Millionen hinter ihnen stehe. Noch stehen unsre Brüder aufrecht und rüsten sich zum schweren Kampfe. Sie werden siegen, wenn wir ihnen nicht fehlen. Verlassen wir sie aber, so wird ihnen aller Heldenmut, alle Aufopferung nichts helfen; der Osten unsers Vaterlandes und was noch weiter nach Osten liegt, wird dem Barbarentum verfallen, und wie wird es unserm teuren deutschen Vaterlande gehen, wenn endlich die unheilschwangere Schicksalsstunde kommt? Wir mögen nicht daran denken, wollen vielmehr die Hoffnung nicht sinken lassen, daß auch für diese gute deutsche Sache das Nationalgefühl endlich erwache. Nichts, durchaus

nichts kommt auf die politische oder konfessionelle Parteistellung an, die jemand einnimmt; schlägt ihm nur ein deutsches Herz in der Brust, so mag er sich berufen fühlen, Helfer zu werden in dem schweren Kampfe, der im Südosten für seine eigne Sache ausgefochten wird.

Wahrlich, kann uns ein verständiger Mann nicht slawischer Gesinnung in Österreich-Ungarn solche Sorge um die inneröſterreichischen Dinge ernsthaft zum Vorwurf machen? Kann man es Einmischung, Bevormundung nennen, wenn wir wünschen, ja fordern, daß die nationalen Kulturgrundlagen in Österreich erhalten bleiben, auf denen unser Vertrauen zu Österreich ruht? Sollen wir ruhig mit ansehen, wie unser Bundesgenosse gegen den moskowitischen Slawismus selbst slawisch wird? Eben diese Slawisirung halten wir für den geraden Weg zum Untergange Österreichs, und diesen Untergang fürchten wir. Die Führung der Südslawen kann Österreich nur als Besieger Moskaus in Anspruch nehmen; vorläufig indessen ist Moskau nicht besiegt, sondern hofft in dem Streite um die slawische Führung Österreich zu zerschlagen. Und hier verteidigen wir, indem wir Österreich schützen, unsre eignen nationalen und Kulturinteressen; ja wir verteidigen gegen die russisch-slawische Welt die Kultur Europas, wir thun dasselbe, was England, Frankreich und Sardinien 1854 gethan haben.

Man mag heute den Krimkrieg mit Rücksicht auf die äußern Erfolge abfällig beurteilen; allein man sollte nicht vergessen, daß er sehr gefährliche und weitgreifende Ansprüche Rußlands auf Jahrzehnte hinaus zerstört hat. Er hat das russische Kommando, das man unter Nikolaus I. bis nach Paris, Lissabon und London hörte, verstummen lassen. Erst kürzlich wurden wir durch die Aufzeichnungen des Herzogs Ernst von Koburg wieder an die große politische Klugheit erinnert, mit welcher der Prinz Wilhelm von Preußen im Jahre 1855 den Krimkrieg beurteilte. Er drängte seinen königlichen Bruder zum Anschluß an Österreich gegen Rußland, weil im Fall eines russischen Sieges Rußland ganz Europa den Frieden diktiren würde. „Dann muß Europa nur noch nach seiner Pfeife tanzen, und dazu bedarf es gar keiner Ländereroberung, sondern nur der moralischen Präponderanz, die es aus einem solchen Siege ziehen muß, eine Million Bajonette hinter sich, die man von 1848 kennt, zum Zuchtmeister für den, der nicht tanzen will.“ (Aus meinem Leben. Bd. II. S. 254.) Welche Reife und Objektivität in politischen Dingen spricht hieraus bei einem Manne von so entschiedener Zuneigung für Rußland, als Wilhelm der Alte es stets gewesen ist. Und welche Unreife, welche politische Verflachung der französischen Politik anderseits spricht aus der heute in Frankreich üblichen völligen Verleugnung der leitenden Gedanken von 1853! Wie wenig hat ein Sedan, wie wenig ein unglücklicher Krieg und eine verlorene Provinz zu bedeuten gegenüber den Aufgaben, die sich Frankreich noch 1853 stellte! Wie klein ist die Eitelkeit der Revanchards gegenüber dem Ehrgeiz früherer Zeiten, gegenüber einer Politik, welche die großen Kulturinteressen Europas vor Sebastopol

zu verteidigen suchte! Dieser Krimkrieg wird heute vielfach als eine Thorheit verspottet, zu der Frankreich durch England verleitet worden sei. Sehr mit Unrecht, aber weil man nur an den Mangel barer Beute des Sieges denkt, deren letzter Rest 1870 durch die Franzosen selbst verscherzt wurde, statt im Auge zu behalten, daß der Krimkrieg ganz Europa von einem bedrohlichen Druck der slawischen Welt befreite. Wenn es Frankreich heute gelänge, Deutschland niederzuwerfen, so müßte es morgen einen zweiten Krimkrieg beginnen, sofern es noch seinen Ruhm wie früher darein setzen wollte, Schützerin der europäischen Zivilisation zu sein. Sonst wäre kein Leben mehr in Europa. Das ist gemeinsamer Boden deutscher und französischer Interessen, das ist Familieninteresse des alten Europas, für das so gut die Knochen des pommerschen Grenadiers, wie die Knochen der Grenadiere aller andern Kulturvölker unsers Weltteils einzustehen haben. Die Vernichtung Deutschlands, wie die Franzosen sie wollen, würde auf die französischen Schultern die Aufgabe laden, ganz Europa gegen den Osten zu verteidigen. Was würde aus Österreich, aus der Balkanhalbinsel nach der Zerstörung Deutschlands? Wie lange würde Moskau zögern, Österreich-Ungarn nebst den Balkanländern in seine Lehensfolge zu zwingen? Was gälte ohne Deutschland das Haus Habsburg in Belgrad, Bukarest, Konstantinopel, in dem slawisirten Prag, in Ungarn? Ja was hätten die Polen von einem siegreichen Frankreich andres zu erwarten, als an Moskau nochmals verhandelt zu werden?

Umgekehrt weiß jedermann, wie sehr wir der Deckung durch Österreich bedürfen. Wie kann hier von Vasallentum, von Schleppenträgerei, oder wie man sich sonst ausdrücken mag, die Rede sein? Daß Deutschland in dem Bunde die Führung hat, ergiebt sich aus seiner nationalen Einheitlichkeit, seiner größeren Kriegskraft und vor allem aus seiner größeren Kulturkraft. Aber Führung auf dieser Seite heißt noch nicht Vasallentum auf der andern. Die Führung nicht allein, sondern der ganze Wert des Bündnisses hört für uns in dem Augenblicke auf, wo wir durch Österreich nicht mehr gegen Moskau gedeckt sind; das wird aber eintreten, sobald Wien in der Hand der Slawen ist. Für uns hat es eine sehr ähnliche Bedeutung, ob Wien nun von den Tschechen auf dem parlamentarischen Kampfplatze erobert, oder von den Russen erstürmt wird; der Erfolg wäre in beiden Fällen, daß die Donau ein russischer Strom würde und die Kaulbars, Chitrowo u. s. w. dort zu Hause wären. Das Tanzen nach russischer Pfeife brauchen Tschechen, Serben, Ruthenen, Kroaten nicht erst zu lernen, und die Russen in Wien und Konstantinopel würden es den Franzosen so gut lehren wie uns und dem übrigen Europa.

In dem Jahrzehnt seit dem Berliner Frieden haben die orientalischen Dinge sich in einer für Österreich günstigen Weise gestaltet. Seine Verwaltung von Bosnien und der Herzegowina hat diese Provinzen nicht nur beruhigt, sondern in ihnen in erfreulichster Weise den Grund gelegt für eine blühende

Zukunft; sie sind der europäischen Kultur zurückgewonnen nach Jahrhunderte langer Entfremdung; sie bilden eine sichere Grundlage für den Einfluß Österreichs auf der Balkanhalbinsel dar; sie werden wahrscheinlich in naher Zeit einen wertvollen Teil des österreichischen Gebietes darstellen. Serbien ist in ein für beide Teile vorteilhaftes Verhältnis der Angliederung zu Österreich getreten. Bulgarien, Rumänien finden äußere Sicherung und wirtschaftlichen Rückhalt in Österreich. So hat sich Österreich ein großes Gebiet für seine wirtschaftliche Arbeit in einer Zeit erschlossen und in gewissem Maße gesichert, in der die meisten andern Staaten den Mangel solcher nahen Wirtschaftsgebiete in fernen Weltteilen mühsam und notdürftig zu ergänzen bestrebt sind. Deutschland hat sogar eben unter diesem Vorschreiten Österreichs im Osten mittelbar zu leiden gehabt, indem Rußland seit 1878 sich nur immer fester wirtschaftlich abschloß. Dafür weiß es seine Ostgrenze für den Fall eines französischen Krieges durch Österreich geschützt oder doch wesentlich entlastet. Der wirkliche, unmittelbare Vorteil der seit 1877 geschaffenen Lage ist auf Seiten Österreichs. Anderseits bedarf Österreich zur Sicherung jener seiner zukunftsreichen Donaustellung durchaus des deutschen Schutzes, und so kann es kaum ein Bündnis geben, das so sehr von wirklichen Interessen gefestigt und so wenig von persönlichen Meinungen abhängig wäre, als der Bund von 1879.

In diesem Bunde haben Herrschsucht, Ehrgeiz, Chauvinismus keinen Raum, wie sie in früherer Zeit die höfische Politik beseelten oder in neuer Zeit die Volksleidenschaft mancher Länder entflammt haben. Der Bund sichert die friedliche Kulturarbeit im europäischen Osten gegen eben jene Herrschsucht des Slawentums, die nicht durch das Recht höherer Kultur geadelt ist. Er schützt Europa davor, von Franzosen und Slawen erdrückt zu werden. Nur das feste Zusammenhalten von Deutschland und Österreich-Ungarn kann den Druck von West und Ost, der täglich zu einem Kriegsbunde zwischen der russischen Despotie und der herrschsüchtigen Republik führen kann, abwehren. Wenn wir von Österreich staatlich getrennt worden sind, so wollen wir nicht auch das Band nationaler Kultur zerreißen lassen, das eine tausendjährige Geschichte geschaffen hat. Die nationale Wegelagerei hat ohnehin in Europa den friedlichen Austausch der Kulturkräfte ins Stocken gebracht, ja die Sicherheit eines gesitteten Verkehrs der Völker unter einander erschüttert. Wohin werden wir geraten mit dem hohlen Nationalitätsschwindel unsrer Zeit? Mit diesem entgeisteten sogenannten Prinzip, das die rohe Gewalt zur Herrschaft ruft? Die Nationalität ist eine hohe sittliche Kraft, aber nur soweit sie der Ausdruck nationaler Kultur ist; die Barbarei ist darum noch nicht berechtigt, weil sie national ist, noch verdient sie deshalb Achtung, weil sie die Macht von Millionen hinter sich hat.

Der Kampf mit dem Slaventum ist für uns Deutsche ein nationaler Kampf um unsre Stellung als Kulturvolk im europäischen Osten. Denn die

Frage, wer dort die nationale Herrschaft und die Kulturleitung am Ende ausüben soll, ist bis heute eine offene. Den Anspruch auf diese leitende Stellung im Osten haben wir durch die Arbeit eines Jahrtausends errungen und wollen ihn erhalten. Nicht unsre Nationalität oder unser Staat, sondern die deutsche Kultur giebt uns dazu das Recht, und wird uns hoffentlich auch die Macht dazu geben.

Deutschland und die Südafrikanische Republik

1

Wiederholt haben wir in diesen Blättern auf die Bedeutung aufmerksam gemacht, die der wichtigste der Boersstaaten, die Südafrikanische Republik im Transvaallande, für das Deutsche Reich in verschiedenen Beziehungen entweder schon jetzt hat oder doch in Zukunft gewinnen kann, wenn günstige Umstände, die wir zum Teil herbeiführen können, zum Teil abwarten müssen und zu einem nicht geringen Teile bereits eingetreten sehen, mit Geschick und Thatkraft benutzt werden. Heute wollen wir von diesen Beziehungen einige ausführlich betrachten, und zwar die, welche die Vorteile betreffen, mit denen der jetzt durch eine Eisenbahn mit der Küste verbundene Staat die deutsche Auswanderung einladet, sich ihm zuzuwenden, sodann die, welche mit dem überseeischen Absatze unsrer Industrieerzeugnisse und unserm Handelsverkehr überhaupt im Hinblick auf die Natur dieser Gegenden und die Bedürfnisse ihrer Bevölkerung zusammenhängen. Wir folgen dabei der 1888 im Verlage von E. H. Mayer in Leipzig erschienenen Schrift Hans Klössels: Die Südafrikanischen Republiken, Buren-Freistaaten. Für Deutschlands Export und Auswanderung, die, zum Teil aus amtlichen Quellen geschöpft, über die geographische Lage, über Größe, Bodengestalt, Klima, Bevölkerung, Regierung, Finanzen und Verkehrsmittel, Landwirtschaft, Handel und Industrie der Republiken im Transvaallande und im benachbarten Oranje-Freistaat reichliche und, wie wir annehmen dürfen, zuverlässige Auskunft erteilt und im zweiten Abschnitt auch über die Gold- und Diamantenfelder dieser Gegenden berichtet, während der dritte von den für Kaufleute und Einwanderer wissenswerten Staats- und Handelsverträgen, Einfuhr- und Durchgangszöllen, Bedingungen der Beförderung von Personen und Gütern nach den genannten Teilen Südafrikas,

sowie nach den benachbarten portugiesischen und englischen Gebieten handelt, und dem Ganzen schließlich eine Karte des südlichen Afrikas beigegeben ist, die eine hinreichende Übersicht über dessen einzelne Staaten und Stammbesitze gewährt. Indem wir denen, welche sich mit allen Einzelnheiten dieses inhaltlich musterhaften Berichts bekannt zu machen wünschen, das Buch selbst empfehlen, wenden wir uns zu einer gedrängten Zusammenstellung der Hauptsachen, die sich vorzüglich mit der Südafrikanischen Republik beschäftigen soll, da diese für die Einwanderung und die Einfuhr aus dem Deutschen Reiche zunächst von Wert und Wichtigkeit ist.

Die Staaten unsrer niederdeutschen Stammverwandten umfassen, zwischen dem 22. und 31. Grade südlicher Breite und dem 23. und 30. Grade östlicher Länge gelegen, insgesamt einen Flächenraum von 415 639 Quadratkilometern und haben nur ungefähr eine halbe Million Einwohner, wobei Stellaland und die im Gebiete der Damaras und Ovambos gelegenen neueren Ansiedlungen von Boers, von denen Upingtonia unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt ist, nicht mitgerechnet sind. Die Südafrikanische Republik wird im Süden vom Vaalflusse, im Osten von den Drakenbergen und im Norden und Westen vom Limpopostrome und dessen Nebenflusse Mariquo begrenzt und hat eine Ausdehnung von 308 200 Quadratkilometern und etwa 374 000 Einwohner. Sie läßt sich ihrer Natur nach in drei Gebiete teilen. Das südliche, als „Hooveld" (Hochfeld) bezeichnet und 3500 bis 6000 Fuß über dem Meere gelegen, besteht meist aus Grasebenen, aus denen sich niedrige Bergzüge erheben. Das nordwestliche, „Buschveld" genannt, liegt tiefer und ist größtenteils mit Savannenwald und Gesträuch bewachsen. Der Osten endlich, das „Bankenveld," ist ein vielfach zerklüftetes, flußreiches Terassenland, das im Mauntschberge eine Höhe von mehr als 7100 Fuß erreicht. Das ganze Land ist wohlbewässert, da es von zahlreichen größeren und kleineren Flüssen durchströmt wird, von denen wir nur den Limpopo, den Ukomanzi, den Tugela und den Pongola anführen. Der im Süden sich anschließende Oranje-Freistaat hat einen Flächenraum von 107 400 Quadratkilometern und etwas mehr als 133 500 Einwohner. Der Boden bildet ein grasbewachsenes Tafelland mit einer mittleren Höhe von 5500 Fuß über dem Meere, das im Westen sich allmählich senkt und hier sowie im Norden aus ungeheuern Hochebenen besteht, aus denen Hügel und Berge aufsteigen. Von Flüssen ist außer dem Vaal, der im Norden und Westen, und dem Orange, der im Süden die Grenze des Staates bildet, als bedeutend noch der Kaledon zu nennen. Das Klima eignet sich in beiden Republiken nach ärztlichem Ausspruche außerordentlich gut zur Ansiedelung von Deutschen. Nur in Jahren, wo viel Regen fällt (vom März bis zum Mai fallen die meisten Niederschläge) erzeugt der Boden in den Thälern und Wäldern leicht Krankheiten. Die Hitze des Sommers ist nicht unerträglich. Die reine Luft der Hochebene gestattet dem Eingebornen und nicht minder dem

Europäer, selbst schwere Arbeit im Freien zu verrichten, ja man hält sie selbst für dienlich gegen Lungenleiden, was namentlich vom Transvaallande gilt. Unter den 415600 Einwohnern beider Staaten (wir runden die Zahlen hier ab) befinden sich 136200 Weiße, von denen 75600 in der Südafrikanischen Republik und 61000 im Oranje-Freistaat wohnen. Die 372300 Farbigen gehören zum großen Volke der Bantus, das wieder in die Stämme der Betschuanen und der Kaffern zerfällt. Die meisten sind fleißige Ackerbauer und Viehzüchter, einige auch, z. B. die Baralongs, geschickte Gerber und Kürschner. Die weiße Bevölkerung besteht größtenteils aus Boers, namentlich auf dem Lande, wo sie nach unserm Buche den Bauern unsrer mittel- und süddeutschen Bauern (man sollte nach ihrer Abkunft eher an norddeutsche denken) ähneln. Es sind durchschnittlich hochgewachsene, sehr kräftig gebaute Leute, deren schlichte altertümliche Sitten und Einrichtungen an anderwärts vergangene Jahrhunderte erinnern, und die sich durch Religiosität auszeichnen. Tüchtige Viehzüchter und Ackerbauer, sind sie, wenn sie zu den Waffen gerufen werden, um ihr Recht und ihre Freiheit zu verteidigen, auch wackere Kriegsleute, besonders treffliche Schützen. Die außerhalb der Städte lebenden Boers gehen den Engländern möglichst aus dem Wege, in den Städten, wo die Engländer stärker vertreten sind, und wo alle höheren Bildungsanstalten sich in deren Händen befinden, läßt sich das nicht wohl durchführen. Die Regierung wird in beiden Staaten von je einem auf fünf Jahre gewählten Präsidenten geführt, der mit den Vorständen der einzelnen Regierungsabteilungen sowie den Landdrosten und Heemraden den ausführenden Rat bildet, neben dem die Gesetzgebung vom Volksrate besorgt wird. Die Gerechtigkeitspflege wird in erster Instanz von den Landdrosten wahrgenommen, die als Richter und zugleich als Verwaltungsbeamte wirken, und denen Landdrosteischreiber mit der Befugnis von Friedensrichtern beigeordnet sind. Schwere Verbrechen werden vor Schwurgerichte verwiesen, die in jedem Bezirk von Zeit zu Zeit zusammentreten, und bei denen ein Mitglied des Obergerichts in Pretoria, der Hauptstadt, den Vorsitz führt, welches gleichzeitig als zweite Instanz in Zivilprozessen das Urteil abgiebt. Dritte Instanz für diese ist jenes Obergericht. „Feldkornetten" sind als Polizei und Gendarmerie thätig. Für die Farbigen besteht die Prügelstrafe, die namentlich bei Viehdiebstählen angewendet wird. Der farbige Knecht wird von den Boers streng behandelt, befindet sich dabei aber nicht übel. Er vermietet sich für bestimmte Zeit und erhält als Lohn freie Kost und ein Stück Vieh. Andre verdienen sich Geld durch vertragsmäßige Arbeiten als Maurer und Zimmerleute bei Häuserbauten und Dämmen oder bei Transporten. Das Gesetz verbietet ihnen den Erwerb von Grund und Boden und räumt ihnen auch kein Stimmrecht ein. Erziehung, Zwang der Trägen zur Arbeit, Verbot der Vielweiberei und Einschränkung des Branntweingenusses werden die sittlichen Zustände dieser Klasse, die im allgemeinen nicht viel

Anlaß zu Klagen giebt und hier mehr Achtung und Gehorsam gegenüber den Weißen zeigt als in der Kapkolonie, weiter heben.

Die Südafrikanische Republik hat eine Verfassung, die von 1858 datirt, ihr jetziger Präsident, der am 9. Mai 1888 zum zweitenmale gewählt worden ist, ist Stephanus Johannes Paulus Krüger. Das Land zerfällt in zwölf Bezirke. Die Einnahmen fließen vorzüglich aus direkten Steuern und Zöllen. Die öffentliche Schuld beträgt 430000 Pfund Sterling, das öffentliche Vermögen besteht in Ländereien, deren Wert unsre Schrift auf 10632200 Mk. anschlägt. Die Einnahmen des Staates beliefen sich im Finanzjahre 1885/86 auf 4371880, die Ausgaben auf 4344400 Mk.; im letzten dagegen (1887/88) wies das Budget 12629620 Mk. Einnahmen bei 9303620 Mk. Ausgaben auf, so daß ein Überschuß von 3326000 Mk. verblieb, von denen 2000000 Mk. bei einer Bank niedergelegt worden sind. Die Republik hat kein stehendes Heer. Bei Kriegsfällen werden aber alle waffenfähigen Weißen (im Jahre 1881 zählten diese 7326 Mann) aufgeboten, darunter auch Einwanderer, wenn sie seit sechs Monaten im Lande wohnen. Stimmberechtigter Bürger wird der Eingewanderte nach fünfjährigem Aufenthalte, und nach fünfzehn Jahren kann er Aufnahme in den Volksrat erlangen, falls er Grundbesitzer ist und einer protestantischen Kirchengemeinde angehört. Ein Beamter, der bei einer Wahl als Kandidat auftreten will, muß zuvor auf seine Stelle verzichten. Die Eisenbahnverbindung der Südafrikanischen Republik mit der Küste, d. h. die Linie Lorenzo Marques-Pretoria, ist im Oktober 1887 bis zur Grenze der Republik, in einer Länge von 86 Kilometern, dem Verkehr übergeben worden und sollte im Frühjahr 1888 ganz hergestellt sein. Mehrere andre Bahnen werden demnächst in Angriff genommen werden, und sind diese, die zusammen 452 englische Meilen lang sein und 2800000 Pfund Sterling kosten werden, fertig, so werden die Südafrikanische Republik und der Oranje-Freistaat sowohl unter sich wie mit der Kapkolonie und Natal und deren Hafenorten durch Schienenstraßen vollständig verbunden sein. Telegraphenleitungen bestehen in dem Boersstaate jenseits des Vaal und dem benachbarten Oranje-Freistaate zwischen Pretoria, Standerton, Heidelberg und Heilbronn sowie zwischen Pretoria und den Kapgoldfeldern, und verschiedene Zweiglinien sind im Bau begriffen.

Während der Oranje-Freistaat sich wegen seines vielfach sandigen und steinigen Boden besonders zur Viehzucht eignet und hier nur im Osten Getreide (meist Weizen, Mais und Kaffernkorn) gebaut wird, bietet die Südafrikanische Republik dem Ackersmann auf weite Strecken hin ein lohnendes Feld. Die Mitte dieses Landes sowie der östliche und südliche Teil empfiehlt sich vornehmlich zum Anbau von Weizen, der in dem Bezirk von Pretoria vierzig- bis fünfzigfältig trägt und sich in dem von Leidenburg durch schwere und weißes Mehl so auszeichnet, daß er auf der Pariser Weltausstellung mit

einem Preise bedacht wurde. In den mittleren und nördlichen Gegenden könnten Kaffee, Thee, Baumwolle und Tabak reiche Ernten geben, wenn der deutsche Landmann mit seiner anstelligen und sorgfältigen Art hier Pflanzungen anlegen und pflegen wollte. Beweise dafür liefert der Ertrag, den mehrere Farmen, wo man sich damit befaßt, wiederholt erzielt haben. An Obst giebt die eine der beiden Jahreszeiten des Landes Äpfel, Birnen, Pflaumen, Pfirsiche, Aprikosen, Feigen und Weintrauben, die andre Apfelsinen, Mandarinen, Feigen und Datteln. Ebenso gedeihen hier alle unsre Gemüsearten. Ein Irrtum ist es, wenn manche Berichte über das Transvaalland klagen, es trete hier häufig Wassermangel ein. Der Regen fällt im Sommer so oft und in solcher Menge, daß sich fast überall unerschöpfliche unterirdische Wasservorräte ansammeln, die in Gegenden ohne Quellen, Bäche und Flüsse durch Graben von Brunnen erschlossen und nutzbar gemacht werden können; der Verfasser erzählt von Griqualand, der dürrsten Einöde Südafrikas, daß man in den dortigen Diamantenfeldern 1871 schon bei 30 Fuß Tiefe gutes Trinkwasser in so reichlichem Maße gefunden habe, daß die nach und nach gegrabenen vierzig Brunnen den täglichen Bedarf für 40000 Menschen und deren Vieh vollständig deckten. Die Boers haben sich meist an einem der vielen Flüsse und Bäche der fruchtbaren Hochebene niedergelassen, wo sie jedoch im Winter von Frösten heimgesucht werden. Daher verlassen sie zu Beginn desselben, im Mai, ihre Farmen und ziehen mit ihrer Familie und ihren Herden hinab in das wärmere Buschfeld, wo jeder ein Gut mit Weideplätzen besitzt, und wohnen hier bis zum August in ihren Ochsenwagen, die wie ein Haus eingerichtet sind, oder auch in Zelten.

Von den zur Ansiedelung deutscher Landleute am besten geeigneten Punkten der Südafrikanischen Republik nennt unser Berichterstatter zuerst Lüneburg im Distrikt Utrecht, wo eine 1869 mit 19 Familien gegründete deutsche Kolonie besteht, die jetzt einige 80 Familien zählt und mit ihren schmucken Häusern und Gärten sowie mit ihrer hübschen Kirche einen sehr wohlthuenden Eindruck macht. Ferner befinden sich viele deutsche Ansiedelungen bei Botsabelo im Rustenburger Bezirke und bei Standerton. Dann darf die Gegend bei Potschefstrom als höchst empfehlenswert bezeichnet werden, da sie ebenso fruchtbar als gesund ist. Das genannte Städtchen ist der Hauptort des westlichen Teils der Republik, zu der das prachtvolle Mooithal und das des Schoon Sprut, die fruchtbaren Hänge von Gatsrand, Witwatersrand, Magaliesberg und des Distrikts Marika gehören, und versorgt schon jetzt einen Teil des Oranje-Freistaats und der Diamantenfelder mit Getreide und Tabak, hat aber zugleich Aussicht, ein ansehnlicher Handelsplatz zu werden, wenn die Bevölkerung sich mehr verdichtet haben und das ungeheure Gebiet zwischen dem Betschuanenlande und dem Atlantischen Meere dem Karawanenverkehre erschlossen sein wird. Potschefstrom liegt etwa 3900 Fuß über der See am

Mooiflusse, der zu allen Jahreszeiten ein gefülltes Bett hat, von dem aus sich bei der Niedrigkeit der Ufer die Umgebung berieseln läßt, wozu bereits Anstalten getroffen sind. „Oberhalb einer Biegung des Flusses hat man einen Kanal abgezweigt und das unterhalb desselben 25 Fuß über dem Mooi gelegene Land dergestalt in etwa 500 Grundstücke abgeteilt, daß immer 10 oder 20 ein großes Viereck bilden, das von breiten, sich rechtwinklich kreuzenden Straßen durchschnitten wird. Sämtliche Grundstücke können wöchentlich drei Stunden mit dem Kanalwasser berieselt werden, sodaß sie selbst in trocknen Jahren immer die nötige Feuchtigkeit behalten. Das übrige Wasser fließt durch die Straßen nach den Wiesen und Schilfbüschen am Flußufer ab, und die trockne und reine Luft der Gegend verhindert, daß der sumpfig bleibende Uferboden Fieber erzeugt." Jedes dieser Grundstücke kann bequem eine Familie ernähren. Seine Ackerflächen sind mit Weizen, Gerste oder Hafer, später mit Mais bestellt, seine Gärten mit Obst- und Blaugummibäumen bepflanzt. Das Getreide wird von einer Maschine gedroschen und in den Wassermühlen oberhalb der Stadt in Mehl verwandelt. Die Felder liefern jedes Jahr zwei Ernten. Das Obst, meist Äpfel, geht in Hunderten von Wagen nach benachbarten Bezirken, die von hier auch Tabak beziehen, der in ganz Südafrika gern geraucht und dem in der Kapkolonie gebauten vorgezogen wird. Auch Tabak wird jährlich, wenn die Produzenten es wollen, zweimal geerntet.

In den wohlbewässerten und geschützt liegenden Bezirken nördlich von Magaliesberg würden deutsche Ansiedler gute Geschäfte machen. Insbesondre würde sich die Anlage von Kaffee- und Baumwollenpflanzungen durch reiche Beträge lohnen. Die dem Utrechter Bezirk benachbarten beiden Landdrosteien, in denen Vryburg der Hauptort ist, und die früher das Gebiet der Neuen Republik bildeten, welche jetzt mit der Südafrikanischen Republik vereinigt ist, zeigen schöne Gegenden und einen für den Ackerbau und die Zucht von Hornvieh überaus empfehlenswerten Boden. Der Küstenbezirk ist weit heißer und weniger gesund als das Hochland. Doch hat auch hier der Einwanderer kaum viel vom Fieber zu fürchten, wenn er sich nicht ohne dringende Not der Glut der Mittagssonne aussetzt, kein Wasser, sondern nur Thee und Kaffee trinkt und sich im Genusse von Spirituosen der Mäßigkeit befleißigt. Fröste kommen im Transvaallande nur im Gebirge und auf dem Hochfelde vor, wo der Boden zwar nicht so fruchtbar wie im Buschfelde ist, aber dem Vieh herrliche Weideplätze bietet. Der nach der Küste zu gelegene Landstrich eignet sich, soweit er überhaupt fruchtbar ist, zum Anbau von Kaffee, Zuckerrohr, Baumwolle und Indigo, sowie von Südfrüchten. Die farbigen Eingebornen bauen Mais, Kaffernkorn, Bohnen, Kürbisse und Melonen, hin und wieder auch etwas Zuckerrohr. Die einheimischen Haustiere sind das Schaf und die Ziege, die aber keine Milch giebt. Von den aus Europa hierher verpflanzten Haustieren gedeihen das Rind und das Pferd vortrefflich.

Der Boden im Oranje-Freistaat ist für die Landwirtschaft nicht so geeignet wie der in der Südafrikanischen Republik, da er vielfach durch Brände gelitten hat, welche die Boers, anfangs nur Hirten, veranlaßten. Sie brannten nämlich kurz vor Beginn der Regenzeit ihre ungeheuern Weiden ab, um für das ausgedörrte Gras das nach jener Periode aufsprossende frische Futter zu gewinnen, für das der Boden mit der Asche gedüngt war. Dabei wurden zugleich die Insektenschwärme getötet, die das hohe Gras barg, und die Ursachen der sehr gefürchteten Pferdekrankheit beseitigt. Anderseits hatte aber dieses Verfahren den Nachteil, daß dadurch vielfach die Grasnarbe zerstört und das Buschwerk mit verbrannt wurde, unter dem sich Wasser sammelte. Früher, wo Berge und Thäler noch mit Gebüsch bewachsen waren, fiel der Regen regelmäßig, und das Wasser floß, durch die Vegetation aufgehalten, nur allmählich den Bächen und Flüssen zu, sodaß die Feuchtigkeit mehr in den Boden zog, der, geschützt durch das dichte, oft zwei Meter hohe Gras und Gesträuch, auch der Austrocknung durch die Sonne weniger ausgesetzt war. Jetzt fallen die Niederschläge unregelmäßig und in starken Güssen, die von den breiten Flüssen rasch fortgeführt werden, und man muß da, wo man sich anbauen will, künstlich Wasser sammeln, was durch Eindämmung von Wasserläufen und Ableitung von Quellen sowie durch Graben von Brunnen geschieht. Wo solche Einrichtungen bestehen, liefert das Land reichlich Getreide, Gemüse und Obst, und immer kann hier jährlich zweimal geerntet werden. Zur Ansiedelung von Deutschen wäre besonders der Norden des Staates zu empfehlen, zunächst weil das Abbrennen der Viehweiden hier nicht so stark betrieben worden ist, dann weil wegen der Nähe des Meeres und der höhern Lage des Landes mehr Regen fällt. Sehr einträglich würde im Freistaate der Weinbau sein. Ferner würden für Butter gute Preise erzielt werden, wenn man durch Rübenbau die Kühe in den Stand setzte, genügend viel Milch zu liefern; jetzt wird die Butter meist eingeführt.

In der Hauptsache wird im Oranje-Freistaat Viehzucht getrieben, und zwar kann man auf einer Farm von 1000 Morgen 1000 Schafe, einige hundert Stück Rindvieh und 25 bis 30 Stück Pferde halten. Für die Schafzucht eignet sich das Klima und der Boden Südafrikas ganz besonders, und es ist mancherlei zur Verbesserung der Rasse geschehen. Schon 1812 wurden feinwollige Merinos aus Sachsen bezogen, und 1812 folgte ihnen eine größere Anzahl aus Spanien. Im Oranje-Freistaat wird die Schafzucht gegenwärtig fleißig und in großer Ausdehnung betrieben. Die Feinheit der Wolle jedoch ist, je nach dem Futter und der Behandlung, welche die Farmer den Tieren zukommen lassen, sehr verschieden. Die Tiere werden in der Regel nur einmal im Jahre und nur hin und wieder zweimal oder aller acht Monate geschoren. Der durchschnittliche Ertrag ist bei einmaliger Schur sechs Pfund Schweißwolle oder drei Pfund Rückenwäsche auf das Schaf. Nach den Mitteilungen des

deutschen Reichsamtes des Innern hat die Wollenausfuhr über Kapstadt im Jahre 1872, wo von hier 48 822 562 Pfund im Werte von 65 503 000 Mk. verschifft wurden, ihren höchsten Betrag erreicht. Von da an und namentlich seit 1880 ist infolge des Rückganges der Preise der Ausfuhrwert der Wolle gesunken und erst seit 1886 eine Besserung in der Menge und dem Werte zu vermerken gewesen. Die Heerdenbesitzer, die in früheren Jahren der Behandlung der Wolle zu wenig Aufmerksamkeit schenkten, scheinen sich überzeugt zu haben, daß ihr Interesse sie auffordert, auf das Scheeren, Sortiren und Verpacken der Wolle größere Sorgfalt zu verwenden. Die vorzüglichsten Konkurrenten der südafrikanischen Wollenerzeuger sind auf den Märkten Europas und der Vereinigten Staaten Australien und die Laplata-Staaten, und um dieser Konkurrenz zu begegnen, werden die Züchter auf Veredelung ihrer Heerden durch Zuführung frischen Merinoblutes bedacht sein müssen. Die Ochsen werden teils zum Schlachten, teils zum Ziehen von Wagen, vor die man sie bis zu zehn Paaren spannt, verwendet; ausgeführt werden davon nur wenige. Die Pferde, die auf den Farmen der Boers gezüchtet werden, sind trotz der geringen Pflege, die man ihnen angedeihen läßt, sehr rasche und ausdauernde Tiere. Zur Arbeit auf dem Acker werden sie nicht benutzt. Auswanderer, die nach den Republiken der Boers gehen, sollten einige Kenntnis der Tierarzneikunde mitbringen, damit sie bei Viehkrankheiten nicht nötig haben, sich Rat und Hilfe bei Ärzten zu holen, die gewöhnlich sehr entfernt von ihnen wohnen.

Die Zucht von Straußen, 1864 von einem Deutschen in der Kapkolonie eingeführt, wird auch in deren Nachbarländern fleißig und mit Erfolg betrieben. 1869 begann man mit der künstlichen Ausbrütung von Eiern, womit dieser Erwerbszweig einen großen Aufschwung nahm. Der einzelne Vogel liefert durchschnittlich im Jahre anderthalb Pfund Federn; ein Straußenpaar hat einen Wert von ungefähr 400 Mk. Die Federn werden von den Händlern je nach Farbe und Güte in 40 Sorten geschieden, die leichtesten sind die besten. Die Hauptmärkte für diese Waren sind Port Elisabeth in der Kapkolonie und London, wo jährlich sechsmal große Federauktionen stattfinden, bei denen sich auch Deutschland, Frankreich und die Vereinigten Staaten versorgen. Im Jahre 1886 hatte die Ausfuhr von Straußenfedern zwar zugenommen, aber der Preis, der gezahlt wurde, war erheblich gesunken. Trotz dieses Rückganges ist die Straußenzucht noch recht lohnend, namentlich wenn die Jahreszeiten günstig sind, Gras in Fülle vorhanden ist, und die Vögel keiner besondern Fütterung bedürfen. Im Oranje-Freistaat giebt es noch viele Gegenden, wo dieser Zweig der Landwirtschaft bedeutenden Gewinn abwirft, und wo bei Steigerung des Bedarfs weit mehr Federn gewonnen werden können. Ebenso läßt sich in beiden Boersstaaten die Bienenzucht noch viel mehr entwickeln, die von den Bewohnern noch spärlich und in primitivster Weise betrieben wird.

obwohl die südafrikanische Pflanzenwelt mit ihrem Reichtum an Honigsäften und der Umstand, daß es hier keinen eigentlichen Winter mit starker Kälte giebt, dringend zu ausgedehnter und sorgfältiger Zucht einladen. Als Bienenwohnung dient dem Boer, der sich mit Honiggewinnung befaßt, eine einfache rohe Holzkiste oder ein Mauerwerk aus Steinen und Lehm, woran oben Fluglöcher angebracht sind. Von einem weiteren Schutze der Tiere gegen Sonnenbrand und Regengüsse ist nicht die Rede. Meist werden bei der Herausnahme des Honigs die Stöcke zerstört. Die wilde Biene ist in großer Menge anzutreffen. Häufig sieht man beim Anfange des Frühlings in Gegenden ohne irgend welche menschliche Ansiedelung ganze Schwärme vorüberfliegen. In dem Bericht eines Reisenden, der diese Striche durchwandert hat, wird den Lesern der Leipziger Bienenzeitung erzählt: „Auf einer Farm wurde mir ein Bienenvolk gezeigt, das sich in einer Felsenspalte niedergelassen und wohnlich eingerichtet hatte. In einer Entfernung von etwa zehn Schritten wurde ich von den ein- und ausfliegenden Insekten in so dichten Massen umschwärmt, als ob ich mich vor einem ganzen Bienenstande befände. Wie die Dinge überall in den Tropen groß, ja riesenhaft angelegt sind, so auch hier. Der Besitzer des Platzes, A. Prätorius, von deutscher Abstammung, teilte mir mit, daß sein Vater dieses Bienenvolk 1837, wo er sich hier niedergelassen, bereits vorgefunden habe — gewiß ein Beleg dafür, mit welcher Zähigkeit sich in diesen Landstrichen die Biene in ihrem Naturzustande erhält.“ Als die gefährlichsten Feinde, welche die Bienen in der Tierwelt haben, sind die Termiten zu betrachten, die in Südafrika in großen Mengen vorkommen und Liebhaber von allen Süßigkeiten sind. So konnte sich der Reisende einen wilden Bienenschwarm, den er eingefangen hatte, nur dadurch vor der Zudringlichkeit und Gefräßigkeit jener Riesenameise bewahren, daß er ihnen einen Standort anwies, der auf Pfahlwerk über einer nahen Lache angebracht war. Hier entwickelten sich seine Pfleglinge in gedeihlichster Weise. „Die Tracht derselben,“ so berichtet er, „ist äußerst reichlich und dauert das ganze Jahre ununterbrochen fort. Im dunkeln Erdteile spendet die Natur ihre Gaben eben in verschwenderischer Weise. Während der rauhe Winter des Nordens so manches schöne Bienenvolk vernichtet oder doch dessen Honigvorräte erheblich verringert, findet die tropische Biene in den zwei Monaten, die für sie den Winter bedeuten, in der Natur immer noch ihr tägliches Brot, sodaß sie in jener Zeit nicht nötig hat, die eingeheimsten Vorräte in ihren Zellen anzugreifen. Sie sammelt also nur für den Menschen.“ Als Honigquellen, aus denen sie schöpft, sind vorzüglich zu nennen die Blüten der Orangen-, Zitronen-, Pfirsich-, Aprikosen- und Apfelbäume. Von der großen Ergiebigkeit der Bienenstöcke scheinen die Einwohner der südafrikanischen Republiken überzeugt zu sein; denn nach ihren eignen Angaben hält ein dortiger Farmer nicht mehr als zwei bis drei Stöcke, da er weiß, daß diese hinreichend viel Honig für den Bedarf seines Haushaltes zu-

sammentragen und er keinen für den Markt ausführt, was doch leicht geschehen könnte, wenn er die Bienenzucht in größerem Maßstabe betreiben wollte.

Soviel über die landwirtschaftlichen Verhältnisse in den Boersrepubliken Südafrikas, die, wie man sieht, der Einwanderung tüchtiger deutscher Bauern mit einigem Baarvermögen nicht nur nichts in den Weg legen, sondern, wenn die Ankömmlinge eine gute Gabe Unternehmungsgeist und die Fähigkeit, sich leicht in der Fremde zurecht zu finden und sich den Zuständen anzubequemen, mitbringen, ihnen eine gute Zukunft verbürgen. Diese Auswanderung läßt die Betreffenden für das Reich nicht verloren gehen; denn sie verstärkt ein uns verwandtes und befreundetes Element gegen ein uns bisher immer mehr oder minder, auch in kolonialen Angelegenheiten, feindlich gewesenes, das uns auch künftig mit seiner groben Selbstsucht, seiner Mißgunst und seinem protzenhaften Dünkel gegenüber stehen wird, so lange es möglich ist.

Die Nachteile der Überversicherung

Der leitende Grundsatz der preußischen Feuerversicherungs-Gesetzgebung, der übereinstimmend auch in den Gesetzgebungen andrer Länder zum Ausdruck gekommen ist, ist der, daß die Versicherung im Schadenfalle niemals zu einem Gewinn führen dürfe. Die Richtigkeit dieses Grundsatzes ist aus naheliegenden Gründen unanfechtbar und wird allseitig anerkannt. Die Privat-Feuerversicherungsanstalten suchen diesem Grundsatze dadurch gerecht zu werden, daß sie ohne Rücksicht auf die Höhe der Versicherungssumme, die sie nur als Grenze der Entschädigungspflicht der Anstalt und als Maßstab für die Prämienleistung des Versicherten gelten lassen, im Schadenfalle von dem Beschädigten den Beweis für das Schadenereignis und die Höhe des verursachten Verlustes fordern, und so auf dem Wege der freien Vereinbarung mit dem Beschädigten oder eines kontradiktorischen Sachverständigen-Verfahrens den wirklich entstandenen Schaden ermitteln und vergüten. Die Versicherungssumme bildet also bei diesem Verfahren keinen Beweis für das Vorhandensein und den Wert der versicherten Objekte zur Zeit des Schadenereignisses, und es ist für die Schadenermittlung gleichgiltig, wenn sie zur Zeit des Versicherungsabschlusses höher war, als der wirkliche Wert des Versicherungsobjektes. Es würde hiernach nicht abzusehen sein, welche Gründe den Gesetzgeber veranlaßt haben, den Abschluß von Über-

versicherungen, sobald diese eine gewisse Grenze überschreiten, unter Strafe zu stellen, wie es der Fall ist, wenn nicht in den weitesten Kreisen des versichernden Publikums Anschauungen über die Entschädigungsverpflichtung der Versicherungsanstalten beständen, die durchaus nicht mit jenem Verfahren übereinstimmen; man glaubt nämlich berechtigt zu sein, im Schadenfalle von den Versicherungsanstalten die Zahlung der Versicherungssumme nach Abzug des Wertes der geretteten oder unbeschädigt gebliebenen Objekte zu verlangen. Hervorgerufen und genährt worden ist diese Anschauung durch die Praxis der öffentlichen Feuerversicherungsanstalten und mancher kleineren, auf Gegenseitigkeit beruhenden Privatversicherungsanstalten bei Vergütung von Gebäudeschäden. Dieser Praxis zufolge bildet die Versicherungssumme die Grundlage für die Schadenermittelung und unter Berücksichtigung des Wertes der Brand-Rudera den Maßstab für die Schadenhöhe. Die Befolgung eines solchen Entschädigungsprinzips, welches nicht nur früher, sondern vielfach noch heute von den genannten Versicherungsanstalten angewendet wird, macht nun allerdings die Überversicherung zu einer gewissen Gefahr für die öffentliche Moral, indem sie ohne Zweifel den Anreiz dazu geben kann, ein Brandunglück zu einer Gewinnquelle zu machen, ja sogar ein solches Ereignis absichtlich herbeizuführen. Erst von dem Standpunkte dieses falschen Entschädigungsprinzips konnte der Gesetzgeber dazu gelangen, die Überversicherung strafbar zu machen, allerdings auch nur mittels der sehr willkürlichen Annahme, daß die Überversicherung wissentlich in betrügerischer Absicht erfolgt sein müsse, wenn sie eine gewisse Höhe (in Preußen 40 Prozent über den wirklichen Wert) erreiche. Diese Annahme ist nun, wie jeder, der den Verhältnissen näher steht und sie aus der Praxis kennen gelernt hat, bestätigen wird, im allgemeinen nicht zutreffend. Die Überversicherung ist zwar durchaus keine seltene Erscheinung, sie erfolgt aber in 99 unter 100 Fällen, selbst wenn sie bedeutend ist, überhaupt nicht wissentlich, sondern aus Unkenntnis und Selbsttäuschung über den wirklichen Wert des Versicherungsobjekts, namentlich wenn dieses aus beweglichen Gegenständen besteht. In den verhältnismäßig seltenen Fällen, wo eine wissentliche Überversicherung vorliegt, ist sie meist auch nicht in der Absicht erfolgt, um aus der Versicherung einen unrechtmäßigen Vorteil durch Brandstiftung zu ziehen, sondern in der Regel und namentlich bei Gebäuden nur deshalb, um den zu hoch angesetzten Wert des Versicherungsobjekts zu Kreditzwecken möglichst ausgiebig benutzen zu können. Gegen diesen Mißbrauch der Feuerversicherung, der, gewöhnlich durch ungesunde örtliche wirtschaftliche Verhältnisse, Bauspekulationen u. s. w. begünstigt, hier und da hervortritt, ist die Strafbarkeit der Überversicherung indes nicht festgesetzt worden. Es bedarf zu seiner Zurückdrängung auch keiner strafgesetzlichen Bestimmungen, sondern nur der allergewöhnlichsten selbstverständlichen Vorsicht und Prüfung der Verhältnisse bei Beleihung versicherter Werte durch die betreffenden Kreditanstalten und Dar-

leiher. Es kommt einer vollständigen Verkehrung der Verhältnisse gleich, wenn diese den Versicherungswert ziemlich unbesehen zum Maßstabe der Kreditgewährung nehmen. Mindestens müßten sie ihn einer eingehenden Nachprüfung unterwerfen, wenn sie es nicht vorziehen, eine selbständige Wertsermittelung eintreten zu lassen. Die hierdurch entstehenden Kosten sind im Verhältnis zu dem begehrten Darlehen in der Regel verschwindend und können zu diesem Zwecke von dem Kreditsuchenden leicht getragen werden, sind aber sehr bedeutend im Verhältnis zu der zu zahlenden Feuerversicherungsprämie und müßten diese gewaltig verteuern, wenn die Versicherungsanstalten in der That für eine überall genau zutreffende Bemessung des Versicherungswertes verantwortlich sein sollten. Eine ausdrückliche Anerkennung in dem zukünftigen Versicherungsgesetze, daß die Versicherungsanstalten eine solche Verantwortung nicht tragen, würde daher mit Rücksicht auf gesunde Realkreditverhältnisse nur günstig wirken. Es ist deshalb durchaus nicht ausgeschlossen, daß dieselbe Wertsermittelung für Beleihungs- und Versicherungszwecke dient, nur muß dabei die Taxe für erstere Zwecke maßgebend für letztere Zwecke bleiben, nicht umgekehrt. Wenn gleichwohl vielfach das Gegenteil geschieht, so ist der Grund dafür ebenfalls in dem falschen Entschädigungsprinzip der öffentlichen Anstalten zu suchen, welches sie zwingt, um im Schadenfalle ihre Interessen zu schützen, darauf zu halten, daß die für die Schadenberechnung maßgebliche, zur Zeit der Versicherung angefertigte Taxe nicht zu hoch ist. Daß es diesen Anstalten mit den Mitteln, die sie für die Taxe zu Versicherungszwecken aufwenden können, nicht einmal möglich ist, schlechterdings zuverlässige Taxen für den Zeitpunkt der Versicherung zu erzielen, geschweige denn diese Zuverlässigkeit für die im Laufe der oft langjährigen Versicherungsperioden eintretenden Wertsveränderungen dauernd zu verbürgen, wird von den meisten Kreditgebern übersehen, ebenso daß diejenigen Versicherungsanstalten, die nicht dieses unrichtige Entschädigungsprinzip haben, auch nicht das gleiche dringende eigne Interesse haben, darüber zu wachen, daß der Versicherer der ihm obliegenden Pflicht, den Versicherungswert möglichst genau anzugeben, gerecht wird. Derjenige Gelddarleiher, der sich infolgedessen der eignen Prüfung über den Wert des Beleihungsobjekts begiebt und dessen Versicherungswert ohne weiteres als richtig annimmt, kann daher für die ihm aus solchem Verfahren etwa entstehenden Nachteile nur seiner eignen Unkenntnis und Sorglosigkeit die Schuld geben, nicht aber einer Feuerversicherungsanstalt, die nicht die Aufgabe haben kann, die Geschäfte der Kreditgeber mitzubesorgen und über deren Interessen zu wachen.

Daß das Delikt der Überversicherung künstlich auf unzutreffenden Voraussetzungen aufgebaut, in sich daher unberechtigt und juristisch betrachtet ungeheuerlich ist, ist schon angedeutet. Die Strafe soll doch die verbrecherische Absicht, aus der Überversicherung im Brandfalle unrechtmäßigen Vorteil zu ziehen, ahnden. Offenbar ist es aber nicht berechtigt, ohne weiteres eine solche

verbrecherische Absicht anzunehmen, wenn die Überversicherung eine gewisse Höhe erreicht; sie kann auch dann noch sehr wohl — und das ist thatsächlich meistens der Fall — auf Unkenntnis oder unrichtiger, aber gutgläubiger Vorstellung über den Wert des Versicherungsobjekts beruhen. Die Strafe würde dann einen Unschuldigen treffen. Anderseits kann jemand die willkürlich angenommene strafbare Höhe der Überversicherung recht wohl vermeiden und doch unreelle Absichten haben. Dieser bleibt aber straflos.

Auch noch nach einer andern Richtung hin wirkt die Strafbarkeit der Überversicherung geradezu schädlich, nämlich insofern als dadurch in vielen Fällen ein ausreichender Versicherungsschutz erschwert, ja mitunter ganz verhindert werden kann. Dies leuchtet für manche Mobiliarobjekte, deren Wert und Menge starken und schnell wechselnden Schwankungen unterworfen ist, ohne weiteres ein. Für diese müßte es daher grundsätzlich gestattet sein, den höchsten Wert, den sie im Laufe der Versicherungsperiode erreichen können, auch wenn er zu Beginn der Versicherungsperiode nicht vorhanden ist, zu versichern. Aber auch für die Immobilien, deren Wert stetiger ist, trifft das Gesagte, wenn auch in geringerem Maße, zu. Gebäude im Bau könnten z. B. nach dem Buchstaben des Gesetzes nicht zum vollen Werte, den sie nach ihrer Vollendung haben, versichert werden, sondern der Besitzer könnte sich nur auf dem sehr umständlichen und beschwerlichen Wege oft wiederholter Nachversicherungen (von Monat zu Monat, ja von Woche zu Woche je nach dem Fortschreiten des Baues) einigermaßen genügenden Versicherungsschutz verschaffen, wenn sich in diesem Punkte nicht eine dem Gesetz allerdings widersprechende Duldung der polizeilichen Aufsichtsbehörden, welche die Versicherung zum spätern Werte geschehen läßt, infolge des thatsächlichen Bedürfnisses dazu gebildet hätte.

Wenn es hiernach als nachgewiesen gelten kann, daß die Überversicherung in krimineller Hinsicht unter der Voraussetzung, daß das richtige Entschädigungsprinzip im Schadenfalle zur Anwendung gelangt und gesetzlich festgestellt wird, ungefährlich ist, und daß deren gesetzliche Bestrafung nicht nur überflüssig ist, sondern in mancher Beziehung sogar schädlich wirkt, so wird auch das Mittel, das nach dem gegenwärtigen Stande der Gesetzgebung dazu dienen soll, Überversicherungen vorzubeugen, beseitigt werden müssen, und zwar um so mehr, als es sich für seinen Zweck als ungenügend und wirkungslos erwiesen hat. Dieses Mittel ist die sogenannte Präventivkontrolle und besteht darin, daß jedes Versicherungsobjekt vor dem Abschluß des Versicherungsvertrags von der Ortspolizeibehörde darauf hin geprüft werden soll, ob sein Wert zur Versicherung nicht zu hoch angesetzt ist, und daß jede Versicherung infolgedessen erst nach polizeilicher Erlaubnis in Kraft treten darf. Zur wirksamen Durchführung einer solchen Kontrolle fehlen nun der Polizeibehörde durchaus die Mittel und Kräfte. Eine wirkliche Prüfung, ob in jedem Falle eine Überversicherung vorliegt oder nicht, würde überall eine genaue Aufnahme

und Schätzung des Versicherungsobjekts, die ohne Hilfe von Sachverständigen in der Regel nicht zu bewerkstelligen ist, erfordern, und zwar nicht nur zur Zeit der Versicherung, sondern auch, wenigstens bei längerer Versicherungsdauer, zu wiederholten Malen im Laufe der Versicherungsperiode. Die Ausübung der Kontrolle in dieser einzig wirksamen Form ist aber geradezu ein Ding der Unmöglichkeit. Der Aufwand von Arbeit und Kosten für die Hunderttausende jährlicher Versicherungsabschlüsse würde unermeßlich sein, und eine gewaltige Verteuerung der Feuerversicherung würde die Folge davon sein. Die Behörde beschränkt sich denn auch darauf, ihre untern Polizeiorgane zu befragen, ob ein Bedenken gegen die Höhe der Versicherung obwalte, und erteilt, wenn, wie in der ungeheuern Mehrzahl der Versicherungsfälle ein solches Bedenken wegen der völligen Unkenntnis der in Betracht kommenden Verhältnisse nicht erhoben werden kann, ihre Genehmigung. Von der großen Zahl der Versicherungsanträge wird daher nur ein außerordentlich geringer Bruchteil beanstandet. Von diesen stellt sich bei näherer Untersuchung wieder ein Teil als auf Unkenntnis oder Unerfahrenheit des betreffenden Beamten, ein andrer Teil als auf bloßer Unwissenheit und Gutgläubigkeit des Antragstellers beruhend heraus, und nur in überaus seltenen Fällen ist wirklich eine strafbare Überversicherung nachzuweisen. Die Sache läuft also im Grunde auf eine zwecklose Form hinaus, deren gesetzlich vorgeschriebene Erfüllung für die Gesamtheit der Versicherungsabschlüsse ein ungeheures Schreibwerk, Erschwerungen und Ausgaben ohne praktischen Nutzen für das öffentliche Wohl nach sich zieht und vielfach sogar unmittelbar schadet, indem sie den Abschluß der Versicherungen zum Nachteil der Versicherungsuchenden häufig nicht unerheblich verzögert.

Steht es sonach fest, daß die bisherige Gesetzgebung gegen die Gefahren der böswilligen spekulativen Überversicherung mit unrichtigen Mitteln ankämpft, so sollen doch diese Gefahren, bestehend in dem Anreiz zur verbrecherischen Brandstiftung und in der betrügerischen Ausnutzung eines Brandfalles zu ungesetzlichen Vermögensvorteilen keineswegs geleugnet werden. Die Mittel zur Verhütung dieser Gefahren müssen aber logischerweise einzig darauf gerichtet sein, die Ausführung der mit einer Überversicherung etwa verbundenen verbrecherischen Absicht unmöglich zu machen und diese Unmöglichkeit durch nachdrückliche und in das Wesen der Sache eindringende Handhabung der entsprechenden Gesetzesvorschriften zum allgemeinen Bewußtsein zu bringen. Der eine Teil dieser Aufgabe, soweit sie rein kriminalistischer Natur ist und sich darauf bezieht, die Untersuchungen über die Entstehung der Brandfälle erfolgreicher zu gestalten, als es bisher leider der Fall gewesen ist, soll hier, weil er in die Kompetenz der Justizverwaltungen der Einzelstaaten fällt, nicht weiter erörtert werden; es sei nur gestattet, auf die Vorschläge eines Untersuchungsrichters, des Herrn Dr. Medem in Greifswald, aufmerksam zu machen und darauf hinzuweisen, daß es vielleicht zweckmäßig wäre, den Versicherungs-

anstalten die gesetzliche Verpflichtung aufzulegen, ein auf die Entstehung jedes Brandes, für den sie Entschädigung zu leisten haben, bezügliches Frageschema durch ihre Organe ausfüllen zu lassen und der betreffenden Ortspolizeibehörde einzureichen. Der andre Teil jener Aufgabe würde in einer vom Staate möglichst streng zu handhabenden Aufsicht darüber bestehen müssen, daß im Schadenfalle nie mehr als der wirkliche Verlust, gleichviel wie hoch die Versicherungssumme auch sei, entschädigt werde. Dieser Grundsatz ist zwar in den Versicherungsgesetzen aller deutschen Staaten ausgesprochen, seine Durchführung ist bisher aber fast nirgends scharf überwacht worden. Die Auszahlung der Brandentschädigungsgelder darf zwar bisher schon nur nach vorher erteilter polizeilicher Genehmigung erfolgen, doch ist die Polizeibehörde in den meisten Fällen gar nicht in der Lage, die Angemessenheit der Brandentschädigungen zu prüfen, weil ihr, abgesehen von den Fällen, wo wegen vorliegenden Verdachts der Brandstiftung, eines Betrugs oder Betrugsversuchs eine Untersuchung durch den Staatsanwalt stattfindet, alles und jedes Material dazu abgeht. Zur Lieferung dieses Materials, das in einer Abschrift der dem Schadenersatze zu Grunde liegenden Versicherungsdokumente (Police, Katasterauszug, etwaige Nachträge, Taxen und Wertspezifikationen des Versicherungsobjekts), ferner der Versicherungsbedingungen und der Entschädigungsberechnung zu bestehen haben würde, müßten daher die Versicherungsanstalten für jeden Schadenfall gesetzlich verpflichtet werden. Die Polizeibehörde hätte daraufhin in jedem Falle nach ihrer Kenntnis der in Betracht kommenden besondern Verhältnisse zu prüfen, ob die entschädigten Gegenstände vorhanden gewesen und ob die dafür berechneten Preise nicht zu hoch seien. Ergeben sich bei dieser Prüfung, zu welcher die Hinzuziehung von Sachverständigen der Polizeibehörde vorbehalten bleiben müßte, Anstände, so müßte die Behörde das Recht haben, eine nochmalige Ordnung des Schadenfalles durch die Versicherungsanstalt zu verfügen. Gegen derartige Verfügungen würde den Betroffenen das Beschwerderecht bei den vorgesetzten höhern Verwaltungsbehörden, sowie die verwaltungsgerichtliche Klage offen stehen. Um jede Schädigung berechtigter Interessen bei dieser Einrichtung zu vermeiden, würde die polizeiliche Prüfung über die Angemessenheit der Brandentschädigungen natürlich mit möglichster Beschleunigung erfolgen müssen, und es würde ähnlich wie schon bei der bisherigen Gesetzgebung eine bestimmte Frist festzusetzen sein, innerhalb deren etwaige Anstände der Behörde der betreffenden Anstalt bekannt zu machen wären. Diese Frist könnte wie bisher auf 8—10 Tage bemessen werden. Auch würde es zweckmäßig sein, zu bestimmen, daß für den Teil der Brandentschädigung, der zu Beanstandungen keinen Anlaß bietet, innerhalb der erwähnten Frist die Auszahlungsgenehmigung erteilt werden muß. Für den Fall, daß der betreffende Brandfall Gegenstand einer staatsanwaltschaftlichen oder gerichtlichen Untersuchung ist, würde natürlich das Veto der Staatsanwaltschaft oder des Gerichts wie bisher

ein zwingender Grund sein, die Zahlung der Entschädigung zu untersagen. Die Frage, in wie weit die Ortspolizeibehörden für die Erteilung der Genehmigung zur Auszahlung von Brandentschädigungen etwa an die Zustimmung der vorgesetzten obern Verwaltungsbehörden zu binden wären, was für größere und verwickeltere Brandschäden wegen der schwierigeren Beurteilung der häufig damit verbundenen technisch rechtlichen und sonstigen der allgemeinen Kenntnis weniger zugänglichen Verhältnisse vielleicht zweckmäßig erscheint, würde der Ordnung durch die bezüglichen Dienstinstruktionen oder Ausführungsbestimmungen zu dem Gesetze vorbehalten bleiben können. Für solche selteneren Fälle dürfte im Gesetz nur die Berechtigung der untern Polizeibehörden vorzusehen sein, die Zahlung der Brandentschädigung vorläufig zu untersagen, und für die Prüfung durch die obere Verwaltungsbehörde eine Verlängerung der Frist, innerhalb deren die Zahlung der Entschädigung beanstandet werden kann, um 10 bis 14 Tage festzusetzen.

Bei dem Zwecke der ganzen Einrichtung ist es selbstverständlich, daß Verbote gegen die Zahlung der ganzen oder eines Teiles der Entschädigung nur zu dem Zwecke zulässig sind, um einen ungesetzlichen Gewinn des Beschädigten aus dem Brande zu verhindern. Aus der Vermutung oder dem Nachweis einer zu gering bemessenen Entschädigung würde also, da hierbei kein öffentliches Interesse, sondern nur eine privatrechtliche Forderung in Frage kommt, ein Einspruchsrecht gegen die Auszahlung der Entschädigung nicht abzuleiten. sein. Immerhin könnte aber die Einrichtung gleichzeitig für den Staat ein Mittel bilden, zu prüfen, ob auch die Versicherungsanstalten ihren Entschädigungsverpflichtungen in vollem Umfange gerecht werden, dadurch daß die Verwaltungsbehörden verpflichtet würden, Wahrnehmungen über falsches Verfahren der Versicherungsgesellschaften und ihrer Organe durch Vermittelung ihrer Staatsregierungen zur Kenntnis der Reichs-Zentralstelle für das Feuerversicherungswesen, die zweckmäßig wohl zu einer Abteilung des Reichsversicherungsamtes zu machen wäre, zu bringen. Dieser Zentralstelle würde, wie sie überhaupt als oberstes Überwachungsorgan des Reiches für den Geschäftsbetrieb der Versicherungsanstalten gemäß den reichsgesetzlich dafür festzustellenden Vorschriften und Bestimmungen gedacht ist, das Recht und die Pflicht beizulegen sein, nicht nur die Einleitung des strafgerichtlichen Verfahrens gegen die Vorstände und Organe der Versicherungsanstalten wegen ungesetzlicher Handlungsweise auf dem Gebiete der Entschädigungsleistung zu beantragen, sondern auch aus solchem Anlaß ebenso wie wegen sonstiger Verstöße gegen das Gesetz eine Untersuchung über den Geschäftsstand und die Geschäftsführung des betreffenden Versicherungsunternehmens, nötigenfalls unter Hinzuziehung sachverständigen Beirats zu eröffnen und unter Umständen das Verbot des weitern Geschäftsbetriebes gegen die Anstalt auszusprechen, wogegen der letzteren die Beschwerde an den Bundesrat offen zu halten wäre.

Hiermit ist aber die gesetzgeberische Aufgabe des Reiches im Punkte der Überversicherungen gegen Feuersgefahr noch keineswegs abgeschlossen. Eine schädliche Seite der Überversicherungen, die von den bisherigen Partikulargesetzgebungen ganz außer Acht gelassen worden ist, verdient es vielmehr wohl, daß dagegen gesetzliche Vorsorge getroffen werde. Diese liegt auf volkswirtschaftlichem Gebiete. Jede Überversicherung veranlaßt nämlich den Versicherten zu einer zu hohen Prämienausgabe, die der Versicherungsanstalt, welche im Schadenfalle doch nur den wirklichen Wert des Versicherungsobjekts zum Maßstab ihrer Entschädigung nehmen darf, völlig unverdient zufließt. Überversicherungen müssen daher diejenigen Bevölkerungsschichten, bei denen sie häufiger und in höherem Grade vorkommen — und das sind vorzugsweise die ärmeren wirtschaftlich urteilsloseren Klassen —, schädigen und in ihrer sonstigen wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit beeinträchtigen. Die vorerwähnte gesetzliche Vorsorge dagegen würde in gewissen Vorschriften zu bestehen haben, die dadurch, daß sie den Versicherungsuchenden veranlassen, sich selbst über den Wert des Versicherungsobjekts möglichst klar zu werden, eine sorgfältigere Bemessung des Versicherungswertes zur Zeit der Versicherung herbeizuführen geeignet sind, und den verschiedenen Gattungen von Versicherungsobjekten angepaßt sein müßten. Für Versicherungen von Immobilien würde demzufolge als Grundlage, wie schon bisher üblich, eine Sachverständigentaxe gesetzlich vorzuschreiben, gleichzeitig aber die Zuverlässigkeit dieser Taxe mehr als bisher dadurch zu sichern sein, daß bestimmte Anforderungen an die zur Anfertigung von Gebäudetaxen zuzulassenden Sachverständigen gestellt werden, und daß die Abgabe wissentlich falscher oder infolge nicht gehörig angewandter Sorgfalt unrichtiger Taxen unter Strafe gestellt wird.

Für Mobiliarversicherungen ist eine ähnliche Grundlage durch Sachverständigen-Gutachten wegen des häufigen Wechsels und der schnelleren Wertsveränderungen der Mobiliarobjekte, sowie wegen der Kostspieligkeit des Verfahrens (die bei Immobilien weniger ins Gewicht fällt, weil hier dieselbe Taxe mehreren Zwecken, z. B. Beleihungs- und Besteuerungszwecken dienen kann) von vornherein ausgeschlossen. Einen Ersatz dafür würde aber die gesetzliche Verkündigung des Grundsatzes schaffen, daß für Mobiliarversicherungen der zur Zeit der Versicherung vorhandene Bestand der Versicherungssubstanz durch ein vom Versicherer zu lieferndes gutes Verzeichnis der Versicherungsgegenstände mit Wertangabe nachzuweisen und dieser Nachweis der Versicherung zu Grunde zu legen sei. Einschränkungen dieses Grundsatzes bei einzelnen Arten von Versicherungen würden zulässig sein, z. B. könnte es gestattet werden, kleine Geräte im ganzen der ungefähren Stückzahl nach mit einer Summe in das Verzeichnis aufzunehmen. Für verschiedene zur Zeit der Versicherung vorhandene Bestände an Waren und Vorräten müßte vorgeschrieben werden, sie gattungsweise nach Menge und Wert anzugeben. Mit einem Worte,

jede Mobiliarversicherung müßte von einer vorherigen Inventaraufnahme unter Verantwortlichkeit des Versicherungsuchenden abhängig gemacht und darauf begründet werden. Dieses Prinzip folgt eigentlich naturgemäß aus dem Grundsatze, daß jeder Versicherer im Schadenfalle befähigt sein soll, den glaubhaften Nachweis der Versicherungssubstanz zur Zeit eines Brandes zu bringen, und würde ganz von selbst dahin führen, daß der Versicherer auf eine Versicherung über den wirklichen ihm auf diese Weise zum Bewußtsein gekommenen Wert seines Eigentums hinaus als unnütze Kosten verursachend verzichtet. Immerhin würde es jedoch gestattet werden müssen, außerdem eine beliebige Summe für voraussichtliche oder mögliche neue Anschaffungen und Werterhöhungen, die im Laufe der Versicherungsperiode eintreten können, zu versichern, um dem Versicherer die Möglichkeit zu gewähren, sich für alle Möglichkeiten zu sichern. Eine solche Versicherung über den Zeitwert der Versicherungsgegenstände hinaus würde indeß mit besonderm Betrage als solche anzugeben sein und dürfte den Versicherten im Schadensfalle natürlich nicht von der Verpflichtung des Nachweises seines wirklich erlittenen Schadens entbinden. Eine Ausnahme in diesem System würde nur für kaufmännische Warenversicherungen zu machen sein. Bei diesen müßte, um den Handelsinteressen gerecht zu werden, gestattet sein, den höchstmöglichen Wert, den die Versicherungssubstanz während der Dauer der Versicherung erreichen kann, von vornherein zu versichern, jedoch nur unter der Bedingung, daß der jederzeitige Bestand und Wert durch eine ordnungsmäßige Buchführung nachgewiesen werden kann, wie dies heute schon als Ausnahme von der Präventivkontrolle gestattet ist.

Schließlich sei bemerkt, daß alle hier in Vorschlag gebrachten gesetzlichen Vorschriften und Grundsätze in gleicher Weise auf alle Arten von Feuerversicherungsunternehmungen ohne Ausschluß der öffentlichen Anstalten Anwendung finden müßten. Letzteren würde dies mit Rücksicht auf ihre heutige bevorzugte Stellung zwar augenblicklich wahrscheinlich unbequem sein; sie würden aber dadurch gezwungen werden, ihre Einrichtungen zu vervolkommnen und so ihrer Aufgabe, den Erwerbsgesellschaften ebenbürtiger zu werden und ein Gegengewicht gegen sie zu bilden, zum Segen des gesamten Nationalwohlstandes erst völlig gerecht werden.

Die Grenzen zwischen Dichtung und Wissenschaft

Am Ende aller Tage wird es bekanntlich wieder so sein, wie im Anfang der Dinge: das Lamm wird neben dem Löwen ruhen, und Sonne und Mond werden kein verschiedenes Licht mehr spenden. Da es aber bis dahin voraussichtlich noch lange dauern kann, so stehen von Zeit zu Zeit wunderliche Propheten auf, die, wenn nicht für den Erdkreis, so doch für ein und das andre Gebiet das Ende vorausnehmen, die bisherigen Unterschiede aufheben und das goldene Zeitalter verkünden, in dem alle hemmenden Schranken fallen werden. Eine hemmende Schranke kann man freilich auch den Damm nennen, der den Strom zwar nicht hindert, in seinem eignen Bett zu fließen, das Land zu befruchten, ins Meer zu rauschen, aber der ihm doch verbietet, Meilen Feldes und Waldes zu überschwemmen und Schlamm und Lachen als Malzeichen seiner überschäumenden Kraft zu hinterlassen. Doch in diesem Lichte wollen die obengenannten Propheten ihre Offenbarungen nicht gesehen wissen; wenn es denn auf ein Bild hinauskommen soll, so meinen sie, daß sie zwei getrennte Ströme zu vereinter Wirkung zusammenführen, einen versandeten Fluß durch die überschwellenden Wasser eines andern wieder beleben wollen. In der Regel besagen solche der Ingenieurwissenschaft entlehnte Bilder, daß mit einem längst Bestehendem, in das allgemeine Bewußtsein Übergegangenen wohl oder übel aufgeräumt werden soll. Zu den Anschauungen, deren Bestand neuerdings in Frage gestellt wird und die in den Augen gewisser Männer des „Kulturfortschritts" bereits dem Untergange geweiht sind, gehört auch die uralte Erkenntnis, daß Dichtung und Wissenschaft grundverschiedenen Kräften entstammt sind, auf grundverschiedenen Wegen und mit grundverschiedenen Mitteln ihre Ziele verfolgen, und daß beide trotz eines Grenzgebiets, in das sie sich friedlich teilen müssen, getrennte Reiche nach getrenntem Recht beherrschen. Auf dem Bewußtsein dieser Verschiedenheit und der Freude an der daraus hervorgehenden Mannigfaltigkeit beruht ein großer Teil, einer der besten Teile unsrer Bildung; je klarer die Einsicht des Einzelnen in Wege und Mittel künstlerischer oder wissenschaftlicher Thätigkeit, das Urteil über vollendete Leistungen des einen oder andern Gebiets ist, um so höher haben wir es anzuschlagen. Am glücklichsten und freiesten war natürlich immer diejenige Anschauung, die bei dem lebendigsten

und stärksten Gefühl für die Besonderheit der Kunst und der Wissenschaft die Wirkungen beider in einer höheren geistigen Einheit zu binden weiß. Schillers Wort: „Jeder individuelle Mensch trägt der Anlage und Bestimmung nach einen idealischen Menschen in sich, mit dessen unveränderlicher Einheit in allen seinen Abwechslungen übereinzustimmen die große Aufgabe seines Daseins ist,"*) gilt noch immer und wird immer wieder gelten. Und darüber ist kein Streit, daß der so gebildete, so gerichtete Mensch den bloßen Kunstschwelger, der im Genuß einer Kunst gleichsam untergeht (übrigens für die poetische Kunst verhältnismäßig selten ist) und den wissenschaftlichen Fachfanatiker, den das Wachstum seines Zweiges erfreut, sollte darüber auch der ganze Baum der Wissenschaft und der der Menschheit dazu absterben, weit überragt. Aber der Schwelger wie der Fanatiker sind dennoch dem traurigen Philister vorzuziehen, der von der Wissenschaft den dürftigsten Nützlichkeitsbegriff und von der Kunst im Grunde gar keinen Begriff hat, und sie schaden jedenfalls weniger als die unklaren Neuerer und unberufenen Apostel, die von Zeit zu Zeit den Untergang der spezifischen Kunst verkünden und ihren eignen Stumpfsinn gegen das Schöne ohne weiteres dem Jahrhundert zusprechen. In einem Punkte haben sie freilich Recht. Wie es Zeiten giebt, in denen das bestimmteste und lebhafteste Gefühl für den Wert und die Bedeutung der Poesie lebt, so scheint in andern Zeiten dies Gefühl einzuschrumpfen. Trotz allen Bildungsschwindels unsrer Tage sind Erscheinungen möglich, wie die „Bacon-Shakespeare-Theorie," wonach die Dramen Shakespeares nicht von einem „ungebildeten Dichter," sondern von einem hochgebildeten und vielseitig unterrichteten Philosophen herrühren, und das Genie, welches „Hamlet" und „Lear," „Romeo und Julia" und den „Sommernachtstraum" geschaut und gestaltet hat, nur ein Anhängsel, ja ein Ausfluß des Geistes ist, der die Methodologie der Wissenschaften und die Philosophie auf naturwissenschaftlicher Grundlage gefördert hat. Und trotz des Kathedergeredes von poetischer Unmittelbarkeit und Naturfrische in der Dichtung, drängt sich eine neue Litteraturtheorie immer gewaltsamer, gleichsam mit Ellbogenstößen in den Vordergrund, eine Theorie, wonach die moderne poetische Litteratur, dramatische wie erzählende, durchaus nur auf wissenschaftlicher Grundlage gedeihen könne. Im Grunde würden die Verfechter dieser Theorie am liebsten auch den Gebrauch des Beiwortes „poetisch" fallen lassen, wenn sie nicht fürchteten, daß damit die beanspruchte Alleinherrschaft über das Litteraturgebiet in Frage gestellt wäre.

Goethe, der unbequemerweise nicht zu den Dichtern, die nicht lesen und schreiben konnten, gerechnet werden darf, und dem auch die neuesten Ästhetiker der wissenschaftlich begründeten Darstellung die Fähigkeit des Beobachtens und der Vergleichung, des Naturstudiums im weitesten Sinne des Worts, nicht

*) Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. Vierter Brief.

absprechen können, hat über das Verhältnis des dichterischen Talentes zur Welt der Erfahrung in den Gesprächen mit Eckermann ein paar goldene Sätze niedergelegt, auf die man immer und immer wieder hinweisen muß. Denn der Unsinn wirft mit großen Worten um sich, während die tiefe Erkenntnis des großen Meisters sich der schlichtesten Ausdrücke bedient. „Goethe hatte mir vor einiger Zeit gesagt," berichtet Eckermann, „daß dem echten Dichter die Kenntnis der Welt angeboren sei, und daß er zu ihrer Darstellung keineswegs vieler Erfahrung und großer Empirie bedürfe. »Ich schrieb meinen Götz von Berlichingen, sagte er, als junger Mensch von zweiundzwanzig, und erstaunte zehn Jahre später über die Wahrheit meiner Darstellung. Erlebt und gesehen hatte ich bekanntlich dergleichen nicht, und ich mußte also die Kenntnis mannigfaltiger menschlicher Zustände durch Antizipation besitzen.« So hatte Goethe von Lord Byron gesagt, daß ihm die Welt durchsichtig sei und daß ihm ihre Darstellung durch Antizipation möglich. Ich äußerte darauf einige Zweifel, ob es Byron z. B. gelingen möchte, eine untergeordnete tierische Natur darzustellen, indem seine Individualität mir zu gewaltsam erscheine, um sich solchen Gegenständen mit Liebe hinzugeben. Goethe gab dieses zu und erwiderte, daß die Antizipation sich überall nur so weit erstrecke, als die Gegenstände dem Talent analog seien, und wir wurden einig, daß in dem Verhältnis, wie die Antizipation beschränkt oder umfassend sei, das darstellende Talent selbst von größerem oder geringerem Umfange befunden werde. Wenn Eure Exzellenz behaupten, sagte ich darauf, daß dem Dichter die Welt angeboren sei, so haben Sie wohl nur die Welt des Innern dabei im Sinne, aber nicht die empirische Welt der Erscheinung und Konvenienz, und wenn also dem Dichter eine wahre Darstellung derselben gelingen soll, so muß doch wohl die Erforschung des Wirklichen hinzukommen? Allerdings, erwiderte Goethe, es ist so. Die Region der Liebe, des Hasses, der Hoffnung, der Verzweiflung und wie die Zustände und Leidenschaften der Seele heißen, ist dem Dichter angeboren, und ihre Darstellung gelingt ihm. Es ist aber nicht angeboren, wie man Gericht hält oder wie man im Parlament oder bei einer Kaiserkrönung verfährt, und um nicht gegen die Wahrheit solcher Dinge zu verstoßen, muß der Dichter sie aus Erfahrung oder Überlieferung sich aneignen. So konnte ich im Faust den düstern Zustand des Lebensüberdrusses im Helden, sowie die Liebesempfindungen Gretchens recht gut durch Antizipation in meiner Macht haben; allein, um z. B. zu sagen:

Wie traurig steigt die unvollkommne Scheibe
Des späten Monds mit feuchter Glut heran,

bedurfte es einiger Beobachtung der Natur. Es ist aber, sagte ich, im ganzen Faust keine Zeile, die nicht von sorgfältiger Durchforschung der Welt und des Lebens unverkennbare Spuren trüge, und man wird keineswegs erinnert, als sei Ihnen das alles ohne die reichste Erfahrung nur so geschenkt worden.

Mag sein, antwortete Goethe, allein hätte ich nicht die Welt durch Antizipation bereits in mir getragen, ich wäre mit sehenden Augen blind geblieben, und alle Erforschung und Erfahrung wäre nichts gewesen, als ein ganz totes, vergebliches Bemühen. Das Licht ist da, und die Farben umgeben uns; allein trügen wir kein Licht und keine Farben im eigenen Auge, so würden wir auch außer uns dergleichen nicht wahrnehmen."

Einfacher und zugleich stärker und deutlicher kann das Verhältnis des Naturstudiums, jeder wissenschaftlichen Einsicht und Erkenntnis zum angeborenen poetischen Talent, der Voraussetzung alles wirklichen Schaffens, nicht ausgedrückt werden, als in dieser Goethe-Eckermannschen Unterredung. Das schöpferische Talent, die antizipirende gestaltende Phantasie, die nach Maßgabe ihrer Kraft sich ein Stück oder einen Teil der Welt und im höchsten Falle die Welt selbst aneignet, der alle Beobachtung, alle Erfahrung und aller Erwerb von Kenntnissen nur dienen müssen, bleibt die erste Bedingung aller dichterischen Thätigkeit, und daß eine Schule moderner Kritik solche Thätigkeit ohne jene erste Voraussetzung überhaupt für möglich hält, ist bereits eine Verirrung. Es ist nicht zu ermessen, wie weit hierbei eine Selbsttäuschung unterläuft; Zola z. B., der unablässig von Analyse spricht und gar nicht ahnt, wie sehr alle seine Naturbeobachtungen, seine Vergleichungen und Lokalstudien unter der Herrschaft einer düster gefärbten, vom Ekel an der Welt erfüllten Phantasie stehen, scheint in der That den klapperdürren Beschreibungen, die er macht, stärkeres Gewicht beizulegen, als der leidenschaftlichen Empfindung, mit der er sie in Fluß und Bewegung bringt, und Dostojewsky schreibt seiner logischen Psychologie Wirkungen zu, die einfach aus seinem starken Mitgefühl für menschliches Elend erwachsen. Gewiß aber ist, daß die Phrasen von dem strengen Naturstudium, von dem berechtigten Übergewicht der „vergleichenden Erfahrung," von der „wissenschaftlichen Probehaltigkeit" moderner Litteratur in der Luft schwirren, und daß man den Glauben zu verbreiten trachtet, als hätten die großen Dichter vergangner Zeiten, Shakespeare (der dann natürlich nicht „Bacon" sein kann) und Goethe eingeschlossen, ohne Ahnung von der Tiefe der Natur und ohne Kenntnis ewiger Gesetze des Lebens und der menschlichen Entwicklung rein willkürlich phantasirt. Dem gegenüber ist es Pflicht, immer zu wiederholen, daß kein echter Dichter, so groß auch seine Phantasie und Gestaltungskraft sei, die Erfahrung und die Kenntnis der äußern Welt verschmäht, daß er nach Maßgabe seines Talents, seiner besondern Richtung sich jederzeit die ganze Breite der dem Dichter notwendigen Erfahrung verschafft, daß er für die lebendige Darstellung einer poetischen Idee und Handlung keine Anstrengung und kein Studium scheut, daß aber der echte Dichter es ebensowenig als Aufgabe der Dichtung betrachtet, ausgeführte Beispiele für pathologische Erkenntnisse, für physiologische Sätze herzustellen. Wenn eine pathologische Anatomie der menschlichen Gesellschaft oder auch nur der Gesellschaft eines Landes oder einer

Stadt möglich ist, so gehört sie in den Kreis der Sozialwissenschaften, die poetische Litteratur kann aus ihr schöpfen und von ihr lernen, sowie umgekehrt diese pathologische Anatomie aus den lebendigen Schöpfungen der Dichtung schöpfen und lernen müßte, aber niemals kann die Aufgabe der poetischen Litteratur dahin begrenzt werden, die Krankheitsprozesse innerhalb der menschlichen Natur und Kultur darzustellen. In Wahrheit drückt man mit einer Aufgabe wie der bezeichneten die Dichtung tief unter die Wissenschaft. Denn die pathologische Anatomie als Wissenschaft stützt sich durchaus auf die Kenntnis des normalen gesunden Körpers. Der modernen poetischen Litteratur aber wird kaltblütig zugemutet, von der Gesundheit, der Schönheit, der ungebrochenen Kraft des Lebens, von der Zuversicht des Glaubens und den siegenden idealen Kräften in der menschlichen Natur, von der Gesundheit überhaupt, nichts mehr zu wissen. Es giebt und kann keine Experimentalpoesie geben, weil die dichterische Begabung an der Fülle der Erscheinungen an sich Anteil nehmen muß, weil sie sich mit der Erkenntnis eines wenn auch noch so interessanten Gesetzes in abstoßenden, widerwärtigen Erscheinungen nicht befriedigen kann.

Für die Hereinziehung naturwissenschaftlicher, physiologischer und psychologischer Kenntnisse in der poetischen Darstellung gilt offenbar die gleiche Schranke wie für die Verwertung historischer, archäologischer und ethnographischer Kenntnisse in der poetischen Litteratur. Niemand kann dem Dichter im voraus vorschreiben, wie viel oder wie wenig er davon in seinem Gebilde verwenden dürfe. In dem Maße aber, wie diese Kenntnisse eine selbständige Rolle spielen und statt in Fleisch und Blut wirklicher Lebensdarstellung übergegangen zu sein, zum theatralischen Aufputz dienen, in dem Maße, wie sie statt die Gestaltung zu unterstützen, lebloses Kostüm und anspruchsvolle Dekoration werden, erscheinen sie als das überflüssigste und störendste von der Welt, und der einfachste Hörer oder Leser entschlägt sich des Gedankens nicht, daß die eigentliche Anschauungs- und Gestaltungskraft, die bewußte Goethische „Kenntnis mannichfaltiger menschlicher Zustände durch Antizipation" schwach und dürftig sei, und durch wissenschaftlichen Prunk verdeckt werden solle. Komischerweise ist niemand eifriger darauf ausgewesen, den naiven Glauben des Bildungsphilisters an Bedeutung und Wirkung geschichtlicher und verwandter Elemente in der Poesie von Grund aus zu zerstören, als dieselbe „Schule," die nicht genug naturwissenschaftliche oder, ehrlicher gesagt, pathologische Episoden in die moderne Lebensdarstellung hineinziehen kann und die Echtheit des Naturstudiums eines Dichters lediglich an dem größeren oder geringeren Übergewicht der Krankheitsschilderungen bei ihm mißt. Sie gefällt sich in einer Herabsetzung des Wertes historischer Zustände und Charaktere für die Dichtung, bei der nicht nur die Leistungen der neuesten archäologischen Erzählungskunst oder vielmehr Unkunst, sondern auch Shakespeares chronikalische Dramen, Goethes „Götz" und Schillers „Fiesko," Walter Scotts Romane und Scheffels „Ekkehard" in nichts sinken.

Nun sind wir allerdings überzeugt, daß diese Kritik lediglich die herrschende Verwirrung vermehren hilft. Sie kann die Empfänglichkeit für echte poetische Werke schmälern, in denen das verpönte Element vorhanden ist, aber sie wird ein gewisses Publikum niemals überzeugen, daß der schlechte, poetisch wertlose historische Roman um nichts vornehmer sei, als das armseligste Familienblaustrumpfgewäsch. Vor allem aber ist die Vertauschung poetisch unbelebter historischer Elemente mit poetisch unbelebten naturwissenschaftlichen weder ein Fortschritt, noch ein Gewinn. Die unerläßlichste Forderung bleibt auch hier, daß alle Empirie des Dichters dem poetischen Zwecke untergeordnet sein, daß alle Kenntnis physiologischer und psychologischer Einzelheiten einer lebendigen Gesamtanschauung einverleibt werden soll, daß die poetische Form unter keinen Umständen ein Vorwand, sondern eine innere, aus der Natur des dargestellten Lebens herausgewachsene Notwendigkeit sein muß. Der undichterische Vorsatz, sei er sozialpolitischer oder physiologischer Natur, wird jederzeit ebensowohl ein unzulängliches Kunstwerk bewirken, als der politisch tendenziöse oder der moralisirend tendenziöse Vorsatz. Überall wo das poetische Lebensgefühl, die Ganzheit der dichterischen Anschauung und Darstellung in vermeintlich wichtigeren Einzelheiten untergeht, wo der Dichter — und wäre es auch nur der Romanschriftsteller — die Ergebnisse seiner Studien oder Erfahrungen unverarbeitet in seine Darstellung hineinwirft, überall wo die dramatische oder erzählende Form zum Vehikel von Wahrheiten oder Irrtümern dient, die in rein wissenschaftlicher Form viel eindringlicher oder bestechender vorgetragen werden können, sind die Grenzen der Dichtung überschritten. Der Vorteil, den die neuesten pathologischen Grenzverletzer vor den älteren moralisirenden, historischen oder völkerkundigen Grenzverletzern voraus haben, liegt nur darin, daß die Stücke unverarbeiteter Psychiatrie, Physiologie oder Kriminalstatistik nicht so rasch entdeckt werden, nicht so klar sichtbar sind, als Stücke unverarbeiteter Archäologie und Kulturgeschichte. Hier sind große Täuschungen möglich, das Gefühl der Neuheit und Spannung, das durch gestaltlose, unsinnliche Hereinziehung wissenschaftlicher Erkenntnisse bei den meisten Lesern erweckt wird, läßt die Einsicht für den Grundmangel nicht so leicht aufkommen. Die naturwissenschaftliche Empirie, die nicht Poesie geworden ist, ist nicht weniger aufdringlich als die geschichtliche, aber sie scheint auch für geistvollere Leser zurückhaltender oder mehr zur Sache gehörig, als die Mitteilungen aus Hofmemoiren und Kriegsgeschichten, weil sie vorgiebt, dem rein Menschlichen näher zu stehen. Ist der klare Nachweis, daß die dichterische Grundidee, die Handlung und Charakteristik des vorhandenen wissenschaftlichen Apparats nicht bedurft, daß das Übergewicht desselben die poetische Wirkung beeinträchtigt oder geradezu verkümmert hat, schon gegenüber den geschichtlichen Elementen ziemlich schwierig, läßt sich das bestimmte Gefühl, daß eine Grenzüberschreitung stattgefunden habe, sehr schlecht Seite für Seite nachweisen, so erhöht sich

gegenüber den naturwissenschaftlichen Elementen die Schwierigkeit noch um ein Beträchtliches. Immerhin aber darf die litterarische Kritik nicht auf ihr Recht verzichten, die poetische Einheit des Kunstwerks in einem wie dem andern Falle zu fordern und an die Grenzen zu mahnen, die man gern verwischen oder gar leugnen möchte.

(Schluß folgt)

Streifzüge durch die französische Litteratur der Gegenwart

Von E. J. Groth

2

Auf dem Gebiete der litterarischen Kritik herrscht gegenwärtig in Frankreich eine rege Thätigkeit; das oberflächliche Feuilletongeschwätz und die ästhetische Salonplauderei, die selbst in ernsthaft zu nehmenden Handbüchern der Litteratur fortgesetzt wurde, scheint immermehr tiefergehenden Studien Platz zu machen. Man fängt in Frankreich nachgerade an, die Bedeutung und den Wert gründlicher litterargeschichtlicher Untersuchungen für die Erkenntnis des gesamten Kulturlebens zu begreifen und zu würdigen; man giebt allmählich die Ansicht auf, daß der Anfang der französischen Litteratur erst von dem sechzehnten Jahrhundert, dem Zeitalter der Renaissance, zu rechnen sei, wie es die klassisch-doktrinären Kunstrichter gethan haben und noch zu thun pflegen; man nimmt sich endlich die Mühe, das Mittelalter mit seinen charakteristischen, aus dem ureignen Volksgeiste hervorgegangenen Schöpfungen zu verstehen und in ihnen die Wurzeln zu erkennen, aus denen die französische Litteratur hervorgesprossen ist.

Mit Verwunderung hat man eine Reihe auffallender Ähnlichkeiten zwischen den litterarischen Strömungen in unserm Jahrhundert und der mittelalterlichen Poesie entdeckt. Hier wie dort erscheint dieselbe absolute Freiheit von jedem Regelzwange, eine gleiche einseitige Herrschaft der epischen Dichtung, dasselbe Vorwalten der sinnlichen Liebe als dichterischer Stoff, eine ähnliche Richtung zum kräftigen Realismus und verschwommenen Mystizismus, kurz, man ist mit dem Geiste des Mittelalters vertrauter geworden, als es frühere Jahrhunderte waren.

Diese Änderung in der landläufigen Ansicht über die Entwicklungsgeschichte der französischen Litteratur, diese fruchtbare Verbindung der Renaissance mit dem lange vernachlässigten Mittelalter, das durch die Zeit Ludwigs XIV., durch die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts und durch die Revolution dem modernen Bewußtsein ganz entrückt war, und endlich die Erkenntnis des sich gleich bleibenden französischen Genius durch alle Jahrhunderte hindurch — la généalogie des intelligences —, das sind unschätzbare Errungenschaften der jungen romanistischen Wissenschaft.

Wenn auch diejenigen — sagt Gaston Paris in seinem vortrefflichen Buche La Poésie du Moyen-âge (Paris, 1887) —, welche mit Eifer die Kenntnis und den Geschmack an den mittelalterlichen Dichtungen verbreiten, noch immer gegen die Teilnahmlosigkeit des Publikums zu kämpfen haben, so stoßen sie doch nicht mehr in der Kritik auf jenen blinden und heftigen Widerstand, der sich den ersten Versuchen entgegenstellte. Notre horizon littéraire s'est singulièrement élargi depuis cinquante ans: nous avons appris à connaître, à goûter les formes les plus variées qu'a revêtues l'éternelle recherche de l'émotion esthétique; la „littérature du monde“ que rêvait Goethe existe réellement pour tous les esprits cultivés . . . Vouloir exclure de cette attention universelle uniquement le moyen âge, et précisément le moyen âge français, semblerait aujourd'hui aussi vain que puéril.

Ein großer Teil des französischen Publikums steht allerdings interesselos vor der neuentdeckten mittelalterlichen Litteratur, weil ihm in seiner nervösen Überreizung der Sinn für das Einfache, Reine und wahrhaft Dichterische abhanden gekommen ist, oder auch weil Frankreich gerade den deutschen Forschern nicht zum geringsten den Aufschluß über die Grundlagen seiner eignen Litteratur zu verdanken hat. Man wehrt sich gegen dieses vermeintliche Danaergeschenk und spöttelt in thörichter Weise über die scheinbar nutzlose Beschäftigung mit alten Handschriften und über die unerhörte Verschwendung an Fleiß und Arbeitskraft in den wissenschaftlichen Textausgaben.

Seitdem man uns klar gemacht hat, — urteilt der Kritiker des Journal des Débats —, daß nur die Privatdozenten (les privatdocents) den Sieg bei Sedan erfochten haben, bilden sich viele wackere Köpfe ein, ein indirektes, aber sicheres Mittel de préparer la revanche, bestünde darin, griechische, lateinische und romanische Texte herauszugeben, und so ist denn die Gelahrtheit in Frankreich eingedrungen. Sie herrscht in der École normale und in den Fakultäten. Sie herrscht sogar in den Lyceen, wo man Philosophie in der achten Klasse treibt, wo man die Bübchen mit großen Halskragen und kurzen Höschen einführt in die nouvelle méthode.

Und einer der traurigsten Bönhasen kritischer Zunft, Ernest Combes, ruft in seinen Profils et types de la littérature allemande seinen Landsleuten zu: Laßt euch nicht durch den großartigen Anstrich der deutschen Wissenschaft

täuschen. Sie ist ein plumpes, breithüftiges Weib, das schlecht gekämmt und schlecht gewaschen ist und eher zur Viehmagd (!) als zur Blumenhändlerin geboren zu sein scheint. Wenn man, meint Combes, in den gelehrten deutschen Ausgaben das müssige Beiwerk streiche, so stelle sich der Phönix als ganz gewöhnlicher Haushahn heraus.

Aber solchen Angriffen war jede Wissenschaft ausgesetzt, sie werden losgelassen und sind, um einen artilleristischen Ausdruck zu gebrauchen, ebenso wirkungslose, wie matte Blindgänger.

Die Romanisten haben es wenigstens verstanden, selbst den hartnäckigsten Schildträgern des französischen Klassizismus Achtung vor den in ihrer Weise großartigen und wichtigen Schöpfungen des Mittelalters abzuringen. Während die deutschen Granaten im Jahre 1870—71 auf den Boulevards der französischen Hauptstadt krepirten, hielt Gaston Paris im Collège de France seine Vorlesungen über die Chanson de Roland und die französische Nationalität. Mit Begeisterung wies er in jenen Tagen, wo selbst verständige Männer an der Lebenskraft Frankreichs verzweifelten, auf die erhabenen Züge hin, die schon in den alten Heldengesängen als echt französische Charaktereigenschaften hervortreten: L'amour, l'honneur et le dévouement! Ce qui nous manque, mais ce qu'il est en notre pouvoir de nous donner, c'est l'amour de notre vie nationale, l'attachement à nos institutions, le sentiment profond de notre solidarité. Il faut aimer notre vie nationale dans toutes ses variétés locales, dans toutes ses phases historiques, décentraliser notre passé aussi bien que notre présent . . . Il faut qu'une éducation mieux comprise redonne aux âmes cette unité que le moyen-âge leur assurait dans l'Église, et qui ne peut aujourd'hui se reconstituer que dans la science.

Wie die unglücklichen Jahre der Napoleonischen Fremdherrschaft Deutschland mittelbar dahin geführt haben, Mut und Kraft aus den großartigen Zeugnissen unsrer mittelalterlichen Kultur zu schöpfen, wie wir uns in jenen Schreckenstagen, von unsern Romantikern und Germanisten geleitet, über die unerschütterlichen Grundlagen unsrer nationalen Lebensberechtigung eine herzerhebende Gewißheit verschafft haben, so sind auch für die ruhig denkenden Franzosen — leider giebts ihrer nicht viele — die ungeahnten und niederschmetternden Ereignisse des deutsch-französischen Krieges eine ernste Mahnung geworden, den Gang der nationalen Entwicklung Frankreichs von den Ursprüngen an gewissenhaft zu prüfen und zurückzukehren zu dem ewigen Jungbrunnen gesunder Volksbildung.

Auf dem Gebiete der politischen Geschichte hat Fustel de Coulanges neuerdings versucht, in seiner Histoire des institutions politiques de l'ancienne France. La monarchie franque (Paris, 1888) neue Grundlagen des französischen Nationalbewußtseins im Mittelalter zu gewinnen, und zwar unter Verwerfung der deutschen Forschungen; auf litterarischem Gebiete ist diese Grundlage mit der

uneigennützigen Hilfe deutscher Gelehrten von Gaston Paris ausgebaut worden, welcher, in der Schule eines Dietz zum Romanisten gebildet, mit den umfangreichen Kenntnissen seines Vaters Paulin Paris die wissenschaftliche „Akribie" unsrer Forscher vereinigt.

Aber nicht nur das Feld der französischen Litteraturgeschichte ist damit bedeutend erweitert und das ganze Mittelalter über den Häuptern der klassischen Periode in den Rahmen der nationalen Dichtung aufgenommen worden, sondern auch die Grundsätze der litterargeschichtlichen Auffassung, die Methode der litterarischen Kritik haben in Frankreich eine große Wandlung erfahren. Man hat sich allmählich daran gewöhnt, die Litteraturgeschichte im innigen Zusammenhang mit allen andern Kraftquellen der menschlichen Gesittung zu betrachten, ihr nicht mehr eine évolution du dedans zuzuschreiben, sondern in ihr lediglich ein Endergebnis zu sehen, das Sammelbecken aller klaren und unklaren Ströme im Kulturleben einer Nation. Diese zusammenwirkenden Ströme müssen naturgemäß ihren Ursprung in dem Überlieferten und Übernommenen finden, in dem Einflusse des Auslandes, in den Einwirkungen der philosophischen Systeme, des religiösen, wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens, allein ihre eigenartige Entwicklung und Vereinigung wird von dem vielgestaltigen Boden der politischen Geschichte unbedingt abhängen. Denn nur auf dem Grunde eines gesunden staatlichen Lebens, das in ruhiger Entfaltung vorwärts schreitet, kann sich aus jenen Kräften eine gesunde und dauernde Litteratur bilden. Wir finden auch hier Strudel, Stromschnellen und Katarakte, aber auch Stauungen, Versandungen und Versumpfungen; und nicht zum geringsten Teil bewirken die Bodenverhältnisse der politischen Geschichte die wechselnden litterarischen Zustände.

Es giebt Zeiten, die durch ein aufgeregtes staatliches Leben, eine fieberhafte Kraftanspannung, ein gewaltsames Überstürzen charakterisirt sind, Zeiten, in denen sich die litterarischen Strömungen plötzlich verlieren, wie die Kontinentalflüsse in den asiatischen Wüstenstrichen. Derartige für das innere Glück eines Volkes verhängnisvolle Aufsaugungen finden wir in Frankreich im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert während des hundertjährigen Krieges mit England, im sechzehnten Jahrhundert zur Zeit der Hugenottenkämpfe, im siebzehnten während der Unruhen der Fronde, Ende des achtzehnten und Anfang des neunzehnten Jahrhunderts während der Revolution und der Napoleonischen Kriege. Und auch die Gegenwart mit ihrer politischen Zersplitterung, Unruhe und Ziellosigkeit beeinträchtigt im höchsten Grade eine fruchtbare Gestaltung des geistigen Lebens.*)

*) Sind wir aber in Deutschland besser daran? Das künstliche Hineintragen der sinnlos aufgebauschten politischen Zänkereien in das geistige Leben unsers Volkes, die gewohnheitsmäßige Aufregung und Maßlosigkeit bei nichtssagenden parlamentarischen Vorfällen hat schon lange bei uns die Pflege der schönen Litteratur aus den Kreisen der Männer in die Gemächer der Frauen gedrängt. Die ganze deutsche Nationallitteratur der Gegenwart ist trotz Wilden-

Allein wo auf der einen Seite Ermattung, auf der andern Anmaßung, überall aber Verwirrung erscheint, da eröffnet sich für kritische Waffengänge ein fruchtbares Feld, und so finden wir denn in der jüngsten Zeit nicht allein den eigenartigen, aber interessanten Versuch, eine französische Litteraturgeschichte zusammenzustellen, in der die zeitgenössischen Kritiker zu Worte kommen und mit ihren Grundsätzen, Anschauungen und Urteilen ein seltsames Mosaik bilden: La littérature française par les critiques contemporains, recueillis par Chauvin et Le Bidois (Paris, 1887—1888), sondern wir sehen auch eine beständig wachsende Reihe von alten und jungen Recken sich oft mit wenig Witz und viel Behagen auf dem kritischen Kampfring tummeln.

Nach Paul Alberts Ausspruch gehört die litterarische Kritik in Frankreich mit zu den Ruhmesthaten unsers Jahrhunderts: un genre qui n'est pas une des moindres gloires du XIX^e^ siècle. Sie ist, wie die ganze französische Romantik — le romantisme — anzusehen als ein Erzeugnis und eine Rückwirkung des eklektischen Geistes, der in den zwanziger Jahren gegen die einseitige Verranntheit des Klassizismus auftrat und in Victor Cousins philosophischen Theorien seinen allgemeinen Ausdruck erhielt.

Infolge der Napoleonischen Heerfahrten durch Europa, infolge der längeren Berührung und Bekanntschaft mit andern Völkern und deren Kulturleben war bei den Franzosen das Bestreben immer mächtiger geworden, alle geistigen Ströme der zivilisirten Welt in die französische Litteratur hineinzuleiten. Wie die Römer aus den eroberten Ländern sämtliche Schätze, Kunstwerke und Götzenbilder nach Italien schleppten, so brachten die Franzosen aus ihren Kriegszügen und Verbannungen viele geistigen Errungenschaften, Eigentümlichkeiten und Stimmungen fremder Nationen in ihr Vaterland mit. Daher ist auch die ganze französische Romantik nach Form und Inhalt weiter nichts als ein großartiger Reinigungssee, worin sich alle philosophischen, künstlerischen und dichterischen Strömungen der europäischen Völkerschaften mit französischem Grundwasser vereinigten. Gegen Schiller und Goethe, Calderon und Shakespeare, Byron und Scott, Alfieri und Manzoni, Puschkin und die Skandinavier gab es keine Kontinentalsperre. Zwar schrieen noch im Jahre 1823 die doktrinären Kritiker: A bas Shakespeare! C'est un aide de camp de Wellington! Aber die Rufer zum Streite waren ohnmächtig geworden; eine neue Schule, von eklektischem Geiste erfüllt, hatte sich gebildet, an ihrer Spitze die Mitarbeiter des Globe: Vitet, Magnin, Dubois und Sainte-Beuve.

---

bruch u. a. dank der politischen Kannegießerei eine Frauenlitteratur geworden, die nur für Frauen und zum größten Teil auch von Frauen geschrieben wird. Ein Staatsbürger, der am Kneiptisch ernsthaft genommen werden will, muß genau wissen, wie viel Wahlstimmen dieser und jener Abgeordnete erhalten hat, aber er würde mitleidig belächelt werden, wollte er sein Interesse für litterarisches oder wissenschaftliches Leben zeigen oder in der Litteratur und Wissenschaft etwas andres sehen als ein bloßes Geschäft.

Schon im Jahre 1814 war eine Übersetzung von Schlegels Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur in Frankreich erschienen. Sie wurden mit Beifall aufgenommen und mit Eifer verarbeitet. Die geschichtliche und ästhetische Auffassung erhielt mit einem Schlage eine Richtung, die weit abwich von den herkömmlichen, oft hochtrabenden, aber seichten Darstellungen eines La Harpe, Geoffroy, des roi du feuilleton, und Fontanes. Die herrschenden Grundsätze und Theorien eines Boileau und Le Batteux wurden durch die Einwirkungen des Auslandes über den Haufen geworfen, und weite Perspektiven erschlossen sich den litterarischen Studien. Guizot, Cousin, Villemain, die zu gleicher Zeit an der Sorbonne wirkten, während der Restauration abgesetzt und im Jahre 1828 wieder zurückberufen wurden, waren die Vertreter des neu erwachenden wissenschaftlichen Geistes in Frankreich, Guizot auf dem Felde der politischen Geschichte, Cousin als Begründer der Geschichte der Philosophie in Frankreich und Villemain auf dem litterarischen Gebiete als Schöpfer des genre littéraire.

Villemain brachte zuerst die dichterischen Erscheinungen in engen Zusammenhang mit den geschichtlichen; er zog zur Erklärung schriftstellerischer Verhältnisse und Persönlichkeiten den geschichtlichen Hintergrund, die bestimmenden Zeitumstände herbei; er setzte Schrifttum und Geschichte in lebendige Wechselwirkung. Sein Grundsatz war: Nul grand écrivain n'est né de lui-même. Tout l'a préparé, son temps comme ses études. Mit diesem Ausspruch hat Villemain das fruchtbarste Prinzip der modernen litterarischen Forschung aufgestellt und damit die Kritik zum Range der Geschichte erhoben. Selbst sein berühmtester Vorgänger La Harpe, der Verfasser eines sechzehnbändigen Werkes: Lycée ou Cours de littérature ancienne et moderne, hatte es noch nicht verstanden, den charakteristischen Geist einer ganzen Epoche zu erfassen und den Werdegang eines Genies zu ergründen. Villemain, le premier d'entre les modernes, sagt Le Bidois, a employé son pinceau à un tableau d'ensemble. Il ne s'est pas attardé aux détails, comme ses devanciers. Pour remplir sa toile, il a représenté à la fois — mais sur des plans divers — des hommes de toutes les tailles, des génies de toute grandeur. Sa simplicité recèle beaucoup d'art, et, sous un air de grâce et d'abandon, il a un fin sentiment des proportions de l'exacte ressemblance. Le dessin est ferme et délicat tout ensemble, le coloris très doux. Il semble qu'il ait fait de la critique à fresque.

Aber Villemain besaß kein Verständnis für den Geist seiner eignen Zeit; er wurde den akademischen Respekt vor der geweihten Überlieferung nicht los und hielt sich fern von den litterarischen Kämpfen, die in den zwanziger Jahren zwischen Klassizismus und Romantik in heftigster Weise ausbrachen.

Um so energischer trat Désiré Nisard, le maître de la critique doctrinale, den Neuerungsbestrebungen entgegen, besonders in seinem Manifeste contre la

littérature facile. Er hatte sich durch ein gewissenhaftes Studium der klassischen Schöpfungen auf Grund spiritualistischer Philosophie ein Ideal von dem französischen Genius geschaffen, an dem er in einseitiger Weise alle Erscheinungen der Litteratur maß und würdigte. Für ihn war lediglich das poetische Werk der Ausgangspunkt der kritischen Betrachtung; der geschichtliche Hintergrund und die Persönlichkeit des Schriftstellers kamen dabei wenig oder gar nicht zur Geltung. Seine systematische Vernarrtheit in den esprit français machte seine Histoire de la littérature française parteiisch, unvollständig und wissenschaftlich wertlos. Der esprit national ist sein Dogma, und wer sich dagegen versündigt, wird in Acht und Bann gethan. Trotzdem gilt Nisards Litteraturgeschichte noch bei vielen Geistern in Frankreich als klassisch: C'est un livre classique entre tous et dans la pleine acception du mot, c'est-à-dire un modèle, un modèle de critique et de style, un trésor de jugements sains et fortement motivés, plus encore, un véritable et immortel monument.

Auf Seiten der romantischen Schule stand in den dreißiger Jahren Sainte-Beuve. Er hatte sich Villemains Grundanschauung zu eigen gemacht, daß alle Züge in einem großen Schriftsteller durch seine Zeit und seine Studien bestimmt würden; daher nahm er nicht das dichterische Werk, sondern die Individualität des Verfassers zum Ausgangspunkte seiner kritischen Untersuchung. Ein Kunstwerk kann man wohl als solches ohne Rücksicht auf den Ursprung genießen; allein richtig zu beurteilen vermag man es erst dann, wenn man das ganze Wesen des Künstlers kennt, seinen Lebensgang, seinen Charakter, seine Gewohnheiten, seinen moralischen Zustand. Es genügt nicht, den Schriftsteller in seinen Werken zu studiren, man muß ihn in seinem eignen Lande kennen lernen, in seiner Abstammung und Verwandtschaft, in seinen Zeitgenossen, seinen Anhängern und Gegnern. Bei jedem Geiste, den Sainte-Beuve beurteilen wollte, legte er sich außerdem folgende Fragen vor: Was hielt er von der Religion? Wie wirkte auf ihn der Anblick der Natur? Wie verhielt er sich zu den Frauen? Zur Geldfrage? War er reich? War er arm? Wie war seine Diät? Wie war seine tägliche Lebensweise? Endlich, welches war sein Laster und seine Schwäche? denn jeder Mensch hat eine Schwäche. So wurden die biographischen Einzelheiten die Grundsteine seiner Kritik. Aber er ging noch weiter. Wo man bis dahin in der geistigen und sittlichen Welt nur Zufall, Laune und Widerspruch gefunden hatte, da suchte Sainte-Beuve Gesetzmäßigkeit, Ordnung und Übereinstimmung aufzustellen.

Im Pflanzen- und Tierreich werden aus den Individuen Klassen, Familien, Geschlechter gebildet. Dem entsprechend wollte er auch die Geister eklektisch zusammenfassen und gruppiren. Zwar trat ihm bei dieser Arbeit die menschliche Willensfreiheit oft störend entgegen, aber er hoffte, daß die Wissenschaft auch in dieses dunkle, scheinbar gesetzlose Reich eindringen und feste Grundsätze liefern würde. L'homme moral est plus complexe, sagt er, il a

ce qu'on nomme liberté, ce qui, dans tous les cas, suppose une grande mobilité de combinaisons possibles. Mais avec le temps on arrivera, j'imagine, à constituer plus largement la science du moraliste. Plus tard on découvrira les grandes divisions naturelles qui répondent aux familles d'esprit.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

La Germania di Heine. In den ersten Tagen des Dezembers 1888 ist bekanntlich der Berlinische Korrespondent des radikalen, irredentistisch-französischen Mailänder Secolo aus Berlin und dem preußischen Staatsgebiete ausgewiesen worden. Man fragte sich, ähnlich wie es bei dem viel besprochenen Falle Cirmeni geschehen war, was wohl der eigentliche politische Gedanke einer Maßregel sein könne, die doch in jedem Falle unsre internationalen Beziehungen, sowie die Empfindlichkeit der Presse überhaupt nicht eben freundlich berührt. Ehe es gelingt, in diesem Punkte klar zu sehen, hat man sich billig der Kritik zu enthalten. Das ist ja einleuchtend, daß es sich nicht lediglich um einen Akt der Polizeigewalt handelt, daß die Reichsregierung etwas damit sagen will, und es ist von vornherein anzunehmen, daß sie sich also auch die Folgen vorgestellt haben wird und der Verantwortung ihres Schrittes bewußt ist.

Unmittelbar verständlicher war die Ausweisung Cirmenis, des Diritto-Korrespondenten, und Herr Mancini hatte denn auch den Wink richtig verstanden, denn sein Mundstück und Reptilienblatt, um das geschmacklose Wort der fortschrittlichen und radikalen Presse zu gebrauchen, war eben der Diritto. Herr Mancini sollte begreifen, daß man zu seinen schönen Freundschaftsversicherungen kein volles Vertrauen haben konnte, wenn in seinem Leiborgan täglich die Haltung der verbündeten Regierungen als eine freiheitsmörderische (liberticida) in Briefen aus Berlin, sei es nun wirklich von Cirmeni geschriebenen, sei es von der Redaktion des Diritto dreist auf sein Konto gesetzten Machwerken, bezeichnet wurde. Wo die Anregung damals zu suchen war, ob sie auf die Berichte unsrer politischen Agenten zurück zu führen ist, entzieht sich unsrer Kenntnis, wahrscheinlicher ist es jedoch, daß man mit Bedenken wegen des ja leicht vorauszusehenden Eindrucks nicht werden zurückgehalten haben.

Heute haben wir es jedoch mit einem Organe der berüchtigten casa Sonzogno, einem leider viel gelesenen Radaublatte der niedrigsten Art, zu thun. Herr Crispi, der gegenwärtige Leiter der italienischen Politik, der eben erst weit über sein etwa vorhandenes Reklamebedürfnis hinaus von deutscher Seite ausgezeichnet worden ist, kann, selbst wenn er in seiner Vergangenheit Beziehungen gehabt hätte, an die er sich nicht gern erinnern läßt, doch nicht in den Verdacht kommen, das wüste Treiben unreifer Krakehler zu begünstigen, einer Gesellschaft, die dem eignen Könige zuruft: Abbasso il colonello austriaco, nieder mit dem

österreichischen Hauptmann! Und ob diese ragazzacci ihn bei uns zu kompromittiren geeignet sind, wird er selber erwägen.

Ein netter Junge, wie der Berliner sagt, ist Herr Paronelli aber doch. „In Freiheit" (In libertà) überschreibt er seinen ersten Brief seit der Hedschra, Basel, am 14. Dezember. Der ehemalige Vorstand der Berliner Società operaia italiana atmet tief auf, da er den freien Boden der Schweiz unter den Füßen fühlt, glücklich entronnen, wie er ist, der alles freie Leben des Geistes zertretenden Tyrannei des uomo fatale, unsers großen Kanzlers, dem er ja lassen will, daß er einigen Anteil an der Begründung des Reiches hat. Aber was ist das auch für ein Reich? Ein Reich, in dem die Preßtrabanten Bismarcks, die Angeber und Polizeispitzel Richthofens jede Regung des Volkswillens knebeln. Aber der Tag wird kommen, wo der Wille dieses lieben Volkes, der Germania di Heine, sich selbst dem jungen Kaiser — der Bube wagt ihn als Re caporale zu beschimpfen — aufzwingen wird. Dann wirds wieder hübsch in dem armen Lande werden, das jetzt, höchst schaudervoll zu sagen, dem semitischen Lotterpoeten Heinrich Heine ein Standbild verweigert.

Das ist nicht übel, nicht wahr? Als ob Bismarck und die Reichsregierung mit der verkrachten, wenigstens vertagten Judenspekulation des Düsseldorfer Denkmals das Geringste zu thun hätte!

Ungemein tief blicken läßt aber die Behauptung des unschuldigen Freundes Deutschlands, der Germania di Heine, nicht der Germania del nervoso Bismarck, mit dem Tode Kaiser Friedrichs sei die wahre Allianz (alleanza vera) der Völker illusorisch geworden (sfatata).

So sehr wir aber Herrn Paronelli den Genuß der „Freiheit" gönnen, so wollen wir damit doch nicht sagen, daß die jedenfalls verdiente Ausweisung auch nach jeder Richtung hin klug war. Es sind auch deutsche Mitarbeiter italienischer Zeitungen in ganz ähnlicher Weise thätig, und am Ende sagen wir auch nicht lauter Liebenswürdigkeiten von der bella Italia. Daß aber die Maßregel vom Standpunkte des Völkerrechts ganz unanfechtbar ist, hat Herr Crispi anläßlich einer Interpellation bereits eingeräumt; er wird jetzt auch einsehen, daß sie keinen ganz harmlosen Menschen traf, und wenn es die Italiener erhebt, daß sie „doch bessere Menschen" sind, tanto meglio per essi.

Die Hampelmänner. Unter dem Namen Hampelmann hat Karl Malß, der Verfasser der vortrefflichen Komödie „Der alte Bürgerkapitain," das Frankfurter Spießbürgertum personifizirt. Der „baumwollene Warenhändler, Frankforter Borjer un Lieutenant im Leschbattalion" ist ein harmloser Schwätzer, immer aufgelegt zu Abenteuern, verurteilt, immer „geuhzt" zu werden, und „sich doch amesirend" — oder vielmehr, so war er in den stillen Zeiten nach den Befreiungskriegen. Daß der Fortschritt ihn nicht unberührt gelassen hatte, wurde Malß selbst noch gewahr, der 1844 nach der Enthüllung des Goethedenkmals es schon nötig fand, den Hampelmännern eine Lektion zu erteilen, die an „Gethee," wie der echte Frankfurter seinen großen Landsmann nennt, auszusetzen hatten, daß er kein Demokrat war.

Ei loßt doch, ich bitt' euch, e Jedem sein Spaß,
Der än' gefällt gern bei Hof, der anner uff der Gaß

rief er ihnen damals zu. Das Jahr 1848 vollends fand Herrn Hampelmann gänzlich auf der Höhe der Situation. Er war überzeugt, daß der Römerberg wieder der Mittelpunkt der Welt geworden sei, in viel höherem Grade, als in den Tagen der Kaiserkrönungen. Denn die Hampelmänner von ehedem hatten

nur die Staatskarossen angestaunt oder bekrittelt, in den Händen ihrer Enkel von 1848 lag, ihrer Meinung nach, die Entscheidung über das Wohl und Wehe zunächst Deutschlands und dann der übrigen Staaten. Hatte schon einige Jahre früher ihr Vertreter auf der Bühne sich gerühmt, „ein scharf ausgeprägte politische Meinung und des Maul uff dem rechte Fleck" zu haben, wie hätten diese Eigenschaften im Völkerfrühling versagen sollen! Die Hampelmänner waren für die Freiheit, die ungeteilte, ganze, und daher auch damit einverstanden, daß die Juden gleichberechtigt würden, z. B. auf der Promenade spazieren durften, während ihnen bis dahin nur die Fahrstraße vergönnt gewesen war. Als aber in den Märztagen ein jüdischer Volksredner begeistert ausrief: „Wir sind alle Brüder, alle gleich!" wurde diese Anmaßung doch entschieden zurückgewiesen.

In diesem Punkte verstanden auch die fortgeschrittensten Hampelmänner keinen Spaß. Mochte ein Staatsrechtslehrer wie Zöpfl noch so gründlich nachweisen, daß die in der freien Stadt Frankfurt den Israeliten, Landbewohnern und Beisassen verliehene Gleichstellung mit den christlichen Staatsbürgern trotz der Ungiltigkeitserklärung des betreffenden Gesetzes von 1849 durch den Bundestag noch giltig sei, und mochten die Demokraten noch so empört thun über den Bundestagsbeschluß und die Nabgiebigkeit des Senats, im Stillen waren sie damit doch ganz einverstanden. Es gab Wirtshäuser, in denen kein Jude erwarten konnte, bedient zu werden, und als der Besitzer eines Vergnügungslokales seiner Abneigung gegen jüdische Gäste auf jede, auch die unziemlichste, Weise Ausdruck gab, hatte er die ganze Stadt auf seiner Seite. Fremde, die andrer Meinung waren, wurden bedeutet, daß sie von Frankfurter Angelegenheiten nichts verstünden; denn „e Jud is en Dos"*), sagt der Leibschütz bei Malß, und sprach damit die allgemeine Ueberzeugung aus. Einen so eingefleischten Judenhaß hätte man schwerlich anderswo gefunden.

Aber alles das liegt um ein Menschenalter hinter uns, und das Verhältnis hat sich vollständig umgekehrt. Im Reichstage und im Landtage wird die Stadt Frankfurt abwechselnd durch Demokraten und Sozialdemokraten vertreten, aber immer durch Juden, und als die deutschgesinnten Bewohner der Stadt einmal den ernstlichen Versuch machten, den „demokratischen" Ring zu sprengen, stellten sie Lasker als ihren Kandidaten auf!

Wie das gekommen ist, ist leicht zu erkennen. Wer könnte es den Frankfurtern verargen, daß sie den Verlust ihrer Unabhängigkeit noch immer nicht verschmerzt haben? Eine so schöne Stadt, durch ihre Lage in jeder Hinsicht ausgezeichnet, wohlhabend, reich an den bedeutendsten Erinnerungen, überdies bis kurz vor dem Kriege noch ganz mittelalterlich abgeschlossen, eine solche Stadt mußte wohl einen starken Lokalpatriotismus und einen Bürgerstolz erzeugen, denen man selbst übertreibende Aeußerungen zugute halten darf. So nannte ein Frankfurter, der, um nicht preußisch zu werden, ausgewandert ist (natürlich nach Frankreich), seine Vaterstadt ein „Athen." Und auf die bescheidene Frage nach den Aehnlichkeiten beider Städte führte er in erster Linie das „Freie deutsche Hochstift" als Seitenstück der platonischen Akademie an. Daran hatten wir allerdings nicht gedacht! Vereine, die jedermann für einen Jahresbeitrag Gelegenheit bieten, sich über Wissenswertes und Nichtwissenswertes Vorträge halten zu lassen, giebt es wohl in jeder Stadt, aber kein zweiter hat sich einen so volltönenden Namen bei-

*) Beiläufig: Dos kann, wie in Sachsen Luder, vielerlei Bedeutungen haben, vom gröbsten Schimpf bis zur freundlichsten Schmeichelei.

gelegt, und kein andrer genießt die — die Götter wissen, wodurch verdiente — Ehre, im Geburtshause Goethes zu tagen. Wir haben uns oft über den Zusammenhang zwischen diesem Hochstift und diesem Nationalheiligtum der Deutschen unsre Gedanken gemacht, denn wir besuchen Frankfurt gern, so oft sich die Gelegenheit dazu bietet, und versäumen nie einen Abstecher nach den Großen Hirschgraben. Da blühte denn bei der letzten Anwesenheit eine angenehme Ueberraschung. Wir vermißten die ruhmbedürftigen Personen, die, wahrscheinlich lauter „Meister," früher gewürdigt waren, im Bilde die Wände des größten Zimmers im Goethehause zu — zieren. Die Kastellanin, deren bescheidene Zurückhaltung um so angenehmer auffiel, als wir kurz vorher in Weimar durch die überlaut vorgetragene litterarhistorische Weisheit der Diener belästigt worden waren, verstand die fragenden Blicke und beantwortete sie mit der Erklärung, es hätten sich zu viele Besucher über die Anwesenheit der Bilder an diesem Platze aufgehalten, und deshalb seien sie in das Hofzimmer verbannt worden.

Da also hat man eine Lächerlichkeit erkannt und beseitigt; möchte sich die Erkenntnis nur auch in wichtigeren Angelegenheiten einstellen! Die verständigen Leute haben sich allmählich in das Unabänderliche gefunden und gelernt, Vorteile und Nachteile der neuen Ordnung abzuwägen. Aber Verstand — das Wort Sapiehas auf dem polnischen Reichstage bleibt ja ewig wahr. Der urteilslosen Menge, der Hampelmänner, hat die oppositionelle Presse sich im günstigen Augenblicke zu bemächtigen gewußt, und mit einem Talent, dem nur ein Gleichgewicht an andern Qualitäten zu wünschen bliebe, schürt und kitzelt sie und reibt immer wieder ätzende Stoffe in die Wunden, die sonst längst verharscht sein würden. Die Heimatlosen bedienen sich für ihre Zwecke der Anhänglichkeit der andern an ihren Boden, die Internationalen werfen sich zu Verteidigern der Nation auf, Menschen, deren Ideale sich in das eine Wort Freihandel zusammenfassen lassen, spannen das Pfahlbürgertum vor ihren Karren. Fragt man, worüber sie eigentlich zu klagen haben, ob sie leugnen können, daß Frankfurt unter preußischer Herrschaft aus einer Mittelstadt eine große, die am meisten großstädtische in Süddeutschland geworden ist, die Einwohnerzahl sich verdoppelt hat, anstatt des prophezeiten Ruins des bürgerlichen Wohlstandes das Gegenteil eingetreten ist — so antwortet Herr Hampelmann, darin zeige sich ja eben die preußische Bosheit, nicht einmal den Grund zur Klage gönne man den Mißhandelten. Und dann plappert er so gut als möglich die Phrasen nach, die ihm sein Leibblatt vorgesagt hat, z. B. „In zwei Lager teilt sich die Nation, in dem einen vereinigt sich alles, was nach Licht, nach Recht, nach Freiheit ringt, in dem andern ist zusammengeballt, was mit schlauer List oder brutaler Gewalt die Geister knechten möchte." Der das geschrieben hat, war sich ohne Zweifel vollauf bewußt, den ärgsten Unsinn zu Papier zu bringen, allein, er kennt seine Hampelmänner, die sich in ihrem „Kolleg" als solche „Ringer" fühlen und die Fäuste ballen gegen die „zusammengeballten" Tyrannen. Ja, das Blättche, das gibts dene Preiße! Und der Bismarck, der alle Welt uhzt, der kennt die echten Republikaner noch nicht. En Dos is der Jud', Gott sells wisse.

Herr Hampelmann lebt aber auch in der Litteratur fort. Da erscheint ein „Witzblatt," das früher wirklich witzig war, gegenwärtig aber nur noch gemein ist. Ueber die Frankfurter Gemarkung kommt es glücklicherweise nicht hinaus, und auch dort lernt es der Fremde nur durch Zufall kennen, da es in anständigen Gasthöfen offenbar nicht gehalten wird. Uns zeigte ein Frankfurter — natürlich kein Hampelmann — eine Nummer davon, in der die Figur des alten Hampel-

mann, wie er auf dem Theater erscheint, in der Tracht der dreißiger Jahre abgebildet ist und dazu herhalten muß, den frechsten Hohn über — den Buß- und Bettag auszugießen. Unwillkürlich legte man sich die Frage vor, welch ein Wutgeheul ausbrechen würde, wenn nur der zehnte Teil solcher Verunglimpfung sich gegen einen jüdischen Festtag kehren würde. Aber so weit ist es gekommen, daß eine Gesellschaft, die sich über Knechtung beschwert, es wagen darf, die christliche Mehrheit in ihren religiösen Gefühlen aufs unerhörteste zu verletzen. Und weshalb? Was kümmert sie ein Tag für stille, christliche Sammlung? Verlangt jemand, daß sie sich ebenfalls stiller Betrachtung hingeben sollen? Das nicht, aber — es darf nicht gearbeitet, d. h. gehandelt werden! Nun wissen wir doch, worauf es sich bezieht, daß mit brutaler Gewalt die Geister geknechtet werden sollen.

Ehrlicher alter Malß, könntest du sehen, in welcher schmachvollen Weise deine Schöpfungen gemißbraucht werden!

Litteratur

Geschichte des Aberglaubens von D. S. Rubin. Aus dem Hebräischen übersetzt von J. Stern. Leipzig, Thiele, 1888

Von einer „Geschichte" des Aberglaubens, d. h. von einer Darstellung des Ursprungs und der Entwicklung des neben den jetzigen Religionen der Menschheit hergehenden Restes früheren Volksglaubens, ist hier nicht die Rede. Vielmehr ist die kleine Schrift ein ziemlich willkürlich in Kapitel gebrachtes Sammelsurium von abergläubischen Meinungen und Bräuchen der verschiedenen Zeiten und Völker, die völlig kritiklos behandelt werden, unter denen sich aber mancherlei Interessantes aus dem Talmud findet. Der Verfasser ist wohl ein polnischer Rabbiner, aber einer von der aufgeklärten und halbgebildeten Sorte.

Zur Kulturgeschichte in Oesterreich-Ungarn, 1848—1888. Von G. Wolf. Wien, Hölders Verlag, 1888

Der Verfasser schildert auf Grund von Archivalien und eignen Erfahrungen, wie Kaiser Franz Josef „den Juden in seinem Reiche die Gleichberechtigung mit den andern Staatsbürgern gewährte" und „das Werk, das sein großer Ahnherr Josef II. begonnen, zum glänzenden Abschlusse brachte." In der That glänzend für die dortige Judenschaft, aber vielfach verderblich für die übrige Bevölkerung, die seitdem namentlich in Ungarn schwer unter den Folgen der betreffenden Maßregeln zu leiden hatte. Die Schrift zerfällt in fünf Abschnitte, von denen der erste sich mit den früheren Verhältnissen, der zweite mit dem „Werke der Befreiung," der dritte mit Kultus und Kultur unter den österreichischen Juden, der nächste mit dem Gemeindewesen und den Wohlthätigkeitsanstalten derselben und der letzte mit ihrer gesellschaftlichen Stellung beschäftigt. Die Darstellung des Ver-

fassers ist, wie bei allen seinen literarischen Leistungen, mangelhaft, er liebt die Phrase und die rosarote Farbe und versteht sein Material nicht wirksam zu ordnen.

Vom Kreml zur Alhambra. Kulturstudien von Max Nordau. 3. verbesserte Auflage. Leipzig, Elischers Nachfolger, 1889

Der Verfasser ist durch sein sensationelles Buch „Die conventionellen Lügen der Culturmenschheit“ in die Mode gekommen, obwohl es nicht viel mehr als eine Reihe von Arbeiten feuilletonistischen Charakters ist und auf wissenschaftlichen Wert nur geringen Anspruch hat. Auch hier finden wir nicht viel, was besondern Wert hätte und das Buch von der gewöhnlichen Sorte der Reisebeschreibungen für den Markt unterschiede. Man amüsirt sich wohl über das eine und andre, zu lernen aber ist aus diesen Kapiteln fast nichts, und viele Gegenstände, die in ihnen besprochen werden, sind schon besser geschildert und tiefer beurteilt worden. Leichte Waare also, welche die im Vorworte pomphaft angekündigten Vorsätze des Verfassers nicht erfüllt, sondern neben ihnen nur noch leichter und oberflächlicher erscheint. Wann wird unser Publikum sich endlich von solcher geistreichelnden, aber im Grunde nichtigen Bücherschreiberei abwenden?

Beiträge zur Kirchen- und Schulgeschichte des Herzogtums Braunschweig von Friedrich Koldewey. Wolfenbüttel, J. Zwißler, 1888

Der Verfasser hat sich durch zahlreiche andre Schriften über die beiden hier von ihm besprochenen Gebiete vorteilhaft bekannt gemacht und kann als Autorität auf ihnen gelten. Hier bietet er denen, die sich für derartige Gegenstände geschichtlicher Forschung und Darstellung interessiren, sieben Abhandlungen, von denen einige, wie gleich die erste: Bugenhagen und die Stadt Braunschweig, dann die dritte: die Ritterakademie zu Wolfenbüttel, die fünfte: J. H. Campe als Vorkämpfer für die Reinheit der Muttersprache, und die letzte, die vom Gandersheimer Paedagogium illustre handelt, gewiß auch in weiteren Kreisen gern werden gelesen werden, da sie den Vorzug sorgfältigen Quellenstudiums mit dem einer klaren und lebendigen Schreibweise verbinden, die durchaus nicht allen unsern Historikern in in genügendem Maße eigen ist, ja häufiger als billig vermißt wird.

Grundzüge der Litteraturgeschichte von Dr. Gottlob Egelhaaf, Professor am Karls-Gymnasium zu Stuttgart. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1888

Dies bereits in sechster Auflage erscheinende Schul- und Handbuch scheint in Süddeutschland völlig unsre Pischon, Kluge, Hahn u. s. w. zu vertreten. Seine Vorzüge sind eben, nicht bloß von einem Schulmanne, sondern von einem vielthätigen Gelehrten und zugleich geschickten Schriftsteller entworfen zu sein. Außerdem verdankt es seine Farbe der glücklichen Einwebung schlagender, durchaus nicht immer allbekannter Citate und Aussprüche, die meist mehr zur Charakterisirung und Einprägung beitragen, als die gewöhnlichen schablonenhaften Schlagwörter und trockenen Uebersichten der Examenlitteraturgeschichten.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Das ungarische Unterrichtswesen

Vor einiger Zeit machte durch die Blätter die Nachricht die Runde, der ungarische Kultusminister Trefort habe an den deutschen Kaiser Friedrich III. seinen Bericht über das ungarische Unterrichtswesen gesendet und dafür den allerhöchsten Dank empfangen. Es waren damit jene „Auszüge" gemeint, die in deutscher Sprache von dem ungarischen Kultusministerium zweifellos zu dem Zwecke herausgegeben werden, daß Deutschland von der Kulturarbeit Ungarns auf diesem Gebiete Kenntnis nehme.

Die folgenden Mitteilungen wollen gleichfalls hierzu beitragen. Sie stützen sich auf die amtlich herausgegebenen, vor kurzem erschienenen „Auszüge aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahresbericht des königlich ungarischen Ministers für Kultus und Unterricht über das ungarische Unterrichtswesen in den Studienjahren 1884—87." Diese Auszüge behandeln das Volksschulwesen in den Jahren 1884—86, die Mittelschulen und höhern Lehranstalten in den Jahren 1885—87.

Als Zweck dieser Auszüge wird im Vorwort zu dem fünfzehnten Jahresbericht folgendes bezeichnet: „Schulmänner, Gelehrte und Schriftsteller des Auslandes haben den kulturellen (sic) Bestrebungen und Institutionen Ungarns bei manchen Anlässen Aufmerksamkeit geschenkt. Allein die Auffassung und Beurteilung der bestehenden Verhältnisse, der (?) Bestrebungen und Errungenschaften gründete sich vielfach auf äußerst spärliche und lückenhafte Informationen, auf wenige aus dem realen Zusammenhang herausgerissene und auch an sich den Thatsachen nur teilweise entsprechende Daten, ja zuweilen wohl auch auf die übertriebene Schätzung einzelner Erscheinungen von vorübergehender oder spezifisch lokaler Bedeutung. In manchem Falle standen hierbei zum Überfluß Partei- und Nationalitätenfragen im Vordergrunde, und dann

fügte es sich zuweilen, daß — wie es in solchen Fällen nur zu leicht geschieht — Neigungen und Abneigungen den Ausschlag gaben. Der Wunsch, den ausländischen Fachkreisen einen zureichenderen (!) Einblick in die verschiedenartigen Zweige des ungarischen Bildungswesen zu gewähren und so eine unbefangene Beurteilung der bisherigen Leistungen und der auszufüllenden Lücken zu ermöglichen, hat den königlich ungarischen Minister für Kultus und Unterricht schon bei mehreren früheren Anlässen dazu bewogen, eine deutsche Ausgabe seines dem Reichstag vorgelegten Jahresberichtes zu veranstalten. Derselbe Wunsch und der erfreuliche Umstand, daß den vorhergehenden Publikationen in jenen (!) Kreisen, für welche sie bestimmt waren, vielfach Aufmerksamkeit geschenkt und von verschiedenen Seiten sympathisches Interesse entgegengebracht wurden, haben zu den vorliegenden Publikationen, zur Veranstaltung einer deutschen Ausgabe veranlaßt. Die vorliegende Publikation bietet keine vollinhaltliche (!) Reproduktion der dem Reichstag vorgelegten Jahresberichte, sondern nur einen Auszug, eine abgekürzte Ausgabe desselben. Es muß jedoch bemerkt werden, daß nennenswerte und nicht bloß sprachliche Kürzungen und Streichungen im ganzen nur bei Einzelheiten von völlig untergeordneter Bedeutung vorgenommen wurden."

Hiernach ist es selbstverständlich, wenn Nationalitätenfragen mit Vorsicht behandelt werden. Es wäre allerdings seltsam, wenn man von Seiten der ungarischen Regierung selbst dem Auslande die unwiderlegliche Thatsache verkünden wollte, daß die deutschen Volksschulen in Ungarn in den Jahren 1869—1886 von 1232 auf 668 zurückgegangen sind! Und darum wird die Thatsache weise verschwiegen. Für den Kenner wirkt es erheiternd, wenn er in dem Auszuge aus dem fünfzehnten Jahresbericht die Tabellen über 1884—1885 und 1883—1884 neben einander gestellt sieht und mit größern Lettern nachgewiesen findet, daß in dem betreffenden Schuljahre die deutschen Schulen von 676 auf 678, also um zwei, gestiegen sind. Weil sie aber nach dem sechzehnten Jahresbericht auf 668 gesunken sind, wird diese Tabelle in dem Auszuge, der ja nur das Ausland aufklären soll, wieder verschwiegen!

Aber gerade diese verschwiegenen Ziffern beweisen, was die Nichtmagyaren seit Jahren offen und laut beklagen, daß sie in ihren Kulturbestrebungen mit Gewalt niedergehalten werden. Dem Kultusminister Trefort ist bei seinem Tode in allen ungarischen Blättern ein volles Lob gesungen worden; dies Lob ist vollauf berechtigt, sofern es die Hebung der magyarischen Kultur betrifft. Die der Nichtmagyaren ist durch seine Thätigkeit schwer geschädigt und eingeengt worden. Beweise dafür bringt auch der Auszug aus den amtlichen Berichten, wie diese selbst.

Unter den 13749603 Einwohnern Ungarns gab es 1886 2324735 schulpflichtige Kinder und 1870083 schulbesuchende. Die besten Schulbesucher sind, wie auch bisher, die Deutschen; von 1000 schulpflichtigen Kindern

besuchten bei den Deutschen 908 die Schule, bei den Slovaken 844, bei den Magyaren 836.

Volksschulen gab es 1886 16417; darunter waren 739 Staatsschulen. In Ungarn haben nämlich die Konfessionen das Recht, Schulen zu erhalten und zu errichten. Erwägt man, daß die Konfessionen zum großen Teil auch mit den Nationalitäten zusammenfallen, und daß der Staat, wenn auch gegen das Gesetz, nur magyarische Anstalten errichtet, so ist es klar, welche große Bedeutung für das nationale Leben jenes Recht hat. Wenn also 1886 128 neue Staatsschulen errichtet worden sind, so sind das immer zugleich 128 neue Magyarisirungsanstalten. Das wird noch klarer, wenn erwogen wird, wo diese Schulen errichtet worden sind. Noch giebt es in Ungarn mehr als 300 Gemeinden, die keine Schulen haben; aber nicht dorthin werden neue Anstalten gelegt, sondern in national gemischte Bezirke. Darnach kann man erraten, was es heißt, wenn gesagt wird, die Staatsschulen würden dort errichtet, „wo die den pädagogischen und gesetzlichen Anforderungen zu entsprechen unvermögenden (!) konfessionellen Schulen zur Befolgung des guten Beispiels angeeifert werden müssen.“ Wo soll das gute Beispiel liegen? Daß die Staatsschulen in Ungarn mit ihren Lehrerinnen nicht immer mustergiltig sind, wird niemand leugnen, aber dem Auslande zu sagen, daß man auf diese Weise magyarisire, ist freilich nicht geraten.

Die weitaus größte Mehrzahl der Volksschulen sind gemischte Schulen. Zwar gebietet § 29 des 38. Gesetzartikels von 1868, daß Knaben und Mädchen, so weit es möglich ist, abgesondert unterrichtet werden sollen, aber der Minister selbst erklärt, daß er das für undurchführbar halte.

Dafür hat aber der Staat sich viel Mühe gegeben, in der letzten Zeit auf Staatskosten höhere Mädchenschulen zu errichten. Allerdings ist auch ihr Hauptzweck nicht auf dem Gebiete der Erziehung zu suchen. Es sind durchweg magyarische Anstalten, die Hälfte ihrer Zöglinge aber sind Deutsche — man betrachtet eben auch ihre Arbeit wesentlich vom Standpunkte der nationalmagyarischen Kulturarbeit.

Unter den Lehrkräften werden auch 2960 Lehrerinnen angeführt. Der Auszug deutet an, daß bereits eine Überproduktion von Lehrerinnen vorhanden sei. Von den Erfahrungen, die man mit ihnen gemacht hat, wird nicht gesprochen. Und doch wäre es der Mühe wert. Diese Erfahrungen sind im allgemeinen betrübend, die Schulinspektoren wissen neben ergötzlichen auch traurige Dinge darüber zu erzählen.

Von den 16417 Volksschulen waren 12771 einklassig, 2068 zweiklassig, die übrigen drei- und mehrklassig.

Ein besondres Gewicht wird, seit er geschaffen worden ist, auf die Ausführung des 18. Gesetzartikels von 1879 gelegt; die Berichte des Ministers behandeln den Gegenstand stets sehr ausführlich. Dieser 18. Gesetzartikel

von 1879 handelt über den obligatorischen Unterricht in der magyarischen Sprache in allen Volksschulen und ordnet an, daß in allen Volksschulen Ungarns unter den Unterrichtsgegenständen sich auch die magyarische Sprache befinden müsse, und zwar seien zur sofortigen Aufnahme dieses Unterrichtsgegenstandes diejenigen Schulen verpflichtet, in denen ein des Magyarischen kundiger Lehrer angestellt sei, oder ein Lehrer, der seit 1873 die Lehrerbildungsanstalt verlassen habe. In allen andern Schulen soll der Unterricht nur dann begonnen werden, wenn der Lehrer ihn zu erteilen befähigt ist. Es ist nun bezeichnend, daß für diejenigen Lehrer, die zum Teil für den magyarischen Unterricht nicht befähigt waren, zum Teil, weil sie vor 1873 angestellt waren, auch nicht dazu verpflichtet waren, magyarische Sprachkurse abgehalten wurden, die in sechs Wochen sie befähigen sollten, den Unterricht zu erteilen. Und es ist wieder außerordentlich bezeichnend, daß der Minister über diese Veranstaltung schreibt: „Wiewohl betreffs des Unterrichtsergebnisses dieser kurzbemessenen Kurse unter den gegebenen Verhältnissen keine sanguinischen Hoffnungen gehegt werden konnten, that ich dies in der festen Überzeugung, daß der Gewinn des intellektuellen und vielleicht noch mehr des ethischen Endresultates nicht ausbleiben könne." Was hinter diesem Wortschwall steckt, ahnt man wohl; daß es undeutlich ausgedrückt ist, geschah natürlich mit Rücksicht auf das Ausland.

Wie völlig bar jedes pädagogischen Bedenkens, mehr noch nationaler Bedenken die ungarischen Schulleiter sind, das zeigt sich eben in der Behandlung des magyarischen Unterrichts. Nicht genug, daß die Kulturentwicklung der Nichtmagyaren in außerordentlicher Weise gehemmt und eingeengt worden ist durch die Einführung des magyarischen Unterrichts, auf den nutzlos — denn es ist Einbildung, zu glauben, der Bauerbursche, der im Verkehr kein Wort magyarisch hört, werde diese schwere Sprache in der Schule lernen — so viel Zeit verwendet wird, die besser auf andres verwendet werden könnte, nicht genug, daß dieser Zwang das Seine dazu beiträgt, den Widerwillen gegen diese Sprache bis in die letzte Bauernhütte zu verbreiten, schreibt der Bericht auch an einer Stelle wörtlich, die mangelhafte Erfüllung des Gesetzes habe ihren Grund „nicht immer und nicht überall in der mangelnden magyarischen Sprachkenntnis des Lehrers, sondern auch in andern Faktoren"; darauf weise auch der Umstand hin, „daß es im Jahre 1885—86 5125 Volksschulen ohne magyarische Unterrichtssprache gegeben habe, während nur 2458 Lehrer der magyarischen Sprache nicht in dem Maße kundig seien, um darin unterrichten zu können."

Das ist nun zunächst darauf berechnet, das Ausland glauben zu machen, die Schulen der Konfessionen hielten sich nicht an das Gesetz, während thatsächlich von ihnen keins verletzt wird. Dann aber scheint aus der Darstellung die Auffassung der leitenden Kreise durch, als ob mit jenem Gesetz, das ausdrücklich die magyarische Sprache nur zu einem Unterrichtsgegenstande macht, diese

zur Unterrichtssprache gemacht worden wäre. Wird es denn wirklich geplant, allen Schulen die magyarische Unterrichtssprache aufzuzwingen? Gegen dieses Gesetz, das als Zweck in pharisäischer Weise angiebt, allen Bewohnern Ungarns die „Möglichkeit" zu gewähren, sich die magyarische Sprache anzueignen, ist durch nachträgliche ministerielle Verordnung der Unterricht in allen nichtmagyarischen Schulen zu einem zweisprachigen gemacht worden, und jetzt sollen alle Lehrer gezwungen werden, den Unterricht bloß magyarisch zu erteilen! Das Ausland kann nur staunen über solche Gesetzesachtung!

Darüber schweigt der Auszug natürlich, wie der Staat u. a. die Bestimmung des § 17 des 44. Gesetzartikels von 1868 ausführt, worin es heißt: „Der Minister für öffentlichen Unterricht ist verpflichtet, in den Staatslehranstalten möglichst dafür zu sorgen, daß die Bürger einer jeden Nationalität des Landes, wenn sie in größern Massen zusammenleben, in der Nähe der von ihnen bewohnten Gegend sich in ihrer Muttersprache bilden können bis dahin, wo die höhere akademische Bildung beginnt." Da der Auszug keine einzige nichtmagyarische Realschule kennt, so ist wohl der Schluß gestattet, daß der Minister diese gesetzliche Bestimmung einfach unbeachtet läßt.

Was für eine Verwüstung aber diese Magyarisirung der Schulen in Ungarn nach sich ziehen muß, das mag man an einzelnen Thatsachen sehen. In Ofen-Pest, wo noch 120000 Deutsche wohnen, darunter viele Tausend Reichsdeutsche, giebt es keine einzige deutsche Schule! Unter solchen Umständen ist es aber natürlich, daß bei der nächsten Generation eine Volkszählung wieder einen furchtbaren Verlust u. a. auch der Deutschen in Ungarn zeigen wird! So schwillt die Zahl der Renegaten an, die sich im Verrat am Volkstum überbieten, und die den Mantel nach dem Winde hängen.

Wie sehr die „Gesellschaft" dieses Streben unterstützt, dafür bringt jeder Tag Beispiele. Das Pesti Naplo vom 3. Dezember 1881 schrieb: „Beim Volksschulunterricht zeigen sich zwei Haupterfordernisse, das eine ist: daß das Volk magyarisch lerne," und nach der Ansicht Bela Grünwalds (!) hat das Gymnasium eine Hauptaufgabe in der Magyarisirung. Haben doch die unter dem gleißenden Namen „Kulturvereine" arbeitenden magyarischen Vereine keinen andern Zweck als Magyarisirung. Sprach doch bei der letzten Generalversammlung des „siebenbürgischen Kulturvereins" in Kronstadt, der so viel Staub aufgewirbelt hat, weil die Rumänen und Sachsen Kronstadts, wie nicht anders zu erwarten war, sich durchaus ablehnend gegen den Verein verhalten hatten, einer der Wortführer, Graf St. Karoly: „Wer dieses Land bewohnt, genießt die Rechte dieser Nation .... Ist es unbillig, ungerecht, wenn wir von diesen Leuten verlangen, daß sie im Kreise ihrer Kinder die Verbreitung der Staatssprache, der magyarischen, gestatten?" und der Reichstagsabgeordnete J. Horvath sagte: „Wir nehmen all das, was wir brauchen, um eine Nation, ein Staat sein zu können, jedermann weg, der es nicht freiwillig geben will."

Es ist ein schwerer Fehler der ungarischen Unterrichtsverwaltung, daß sie ihre Aufgabe in der Hebung der „magyarischen Kultur," und zwar ausschließlich dieser sieht. Wie weit muß es doch mit der Begriffsverwirrung schon gekommen sein, wenn der Verein der ungarischen Mittelschulprofessoren im Laufe dieses Sommers bei der Generalversammlung in Pest den Antrag annehmen und dem Minister zur Durchführung empfehlen konnte: es möchte hinfort der Unterricht in der deutschen Sprache aus allen nichtmagyarischen Lehranstalten verbannt werden; denn die Nationalitäten hätten genug, wenn sie ihre Kultur von der „herrschenden Nation" empfingen, die allein berechtigt sei, sich die höhere Kultur, wie das Deutsche sie doch auch in Ungarn allein zu geben im Stande ist, anzueignen!

Der Stand der wenigen deutschen Volksschulen wird jährlich dadurch noch schwieriger, daß es in ganz Ungarn keine deutschen Volksschullehrer-Bildungsanstalten giebt; nur die Siebenbürger Sachsen erhalten sich ihre Seminarien. Man kann sich also denken, wie es mit den deutschen Kenntnissen und dem deutschen Unterricht solcher Lehrer beschaffen ist. Zuerst geht der Knabe durch eine halbmagyarisirte „Volksschule"; dann geht er in ein ganz magyarisirtes Lehrerseminar, legt magyarische Prüfungen ab und soll dann — eine deutsche Schule leiten!

Diesen Charakter der ungarischen Unterrichtspolitik zeigt u. a. auch ihr Verhalten gegen die Kindergärten. Zunächst erklärt der Auszug, die Kinderbewahranstalten seien ein „brennendes Bedürfnis" in Ungarn. Im Zusammenhange damit hat dann der Staat bis 1886 41 solche Anstalten errichtet, nach den Worten des Auszugs „allemal an Orten, wo es das Staats- und Gesellschaftsinteresse unbedingt erfordert." Es ist schade, daß dieses „Staats- und Gesellschaftsinteresse" nicht näher dargelegt ist. Die Leser im Auslande werden sich wundern, wenn sie erfahren, daß diese Anstalten vor allem in — gemischtsprachigen Gegenden errichtet worden sind, wo der Zweck offen und geheim der ist, die Kinder der Nichtmagyaren schon im frühesten Alter der magyarischen Sprache zu gewinnen! Noch mehr, der Minister hat sich nicht gescheut, allen nichtmagyarischen Kindergärten, soweit sie von Einzelnen und Konfessionen u. s. f. erhalten werden, zu befehlen, mit den nichtmagyarischen Kindern auch in diesen Anstalten schon magyarisch zu sprechen! Es wäre lächerlich, wenn es nicht traurig wäre.

Mittelschulen, d. i. Gymnasien und Realschulen, gab es in den Jahren 1885—87 in Ungarn 178, und zwar 150 Gymnasien und 28 Realschulen. Staatliche Anstalten waren hiervon bloß 29, aus dem katholischen Studienfonds wurden 18 erhalten, katholisch waren 42, von den autonomen Konfessionen wurden 59 erhalten, kommunal waren 26 u. s. w. Man sieht, der Staat hat es sich leicht gemacht: Konfessionen und Stiftungen bezahlen die weitaus größte Mehrzahl, und der Staat — verfügt über sie. Denn ein weitgehendes

Verfügungsrecht hat sich der Staat durch das „Mittelschulgesetz" von 1883 angeeignet. Die geistlichen Orden haben an vielen Anstalten das Lehramt inne: die Piaristen ausschließlich und mit andern an 24 Anstalten, die Benediktiner an 6 u. s. f.

Die Unterrichtssprache ist an 122 Mittelschulen nur das Magyarische, an weitern 38 ist es die Hauptsprache; an neun Zehnteln sämtlicher Mittelschulen ist also die Unterrichtssprache magyarisch und nur in 18 Schulen nicht magyarisch. Aber auch unter diesen 18 Anstalten wird an 7 Anstalten das Magyarische als zweite Unterrichtssprache gebraucht, so daß also bloß an 11 Anstalten der Unterricht nicht in magyarischer Sprache erteilt wird. Auch dort aber bildet diese Sprache einen Unterrichtsgegenstand mit nicht niedrig gesteckten Zielen. Die 11 Anstalten aber mit nichtmagyarischer Unterrichtssprache teilen sich in 7 mit der deutschen und 4 mit der rumänischen Unterrichtssprache. Die 7 deutschen Anstalten sind die der evangelischen Landeskirche in Siebenbürgen gehörigen Anstalten der Siebenbürger Sachsen. Es giebt also in ganz Ungarn, abgesehen von diesen sächsischen Gymnasien, keine mit deutscher Unterrichtssprache! Stutzig macht den Leser, daß einmal im Zusammenhange mit den konfessionellen Anstalten im Auszug ein Unterschied gemacht wird zwischen konfessionellen Anstalten, die von staatlichem Interesse sind, und solchen, denen „kein staatliches Interesse" zukommt. Der Auszug wie der Bericht verschweigt auch hier, was damit gemeint ist. Aber der Leser kann es erraten, welche Anstalten gemeint sind. So zeigt sich eben auch hier, wie trotz des Nationalitätengesetzes die Bedürfnisse der Nichtmagyaren in ganz andrer Weise behandelt werden, als die des magyarischen Volkes! Es ist doch ein schreiendes Mißverhältnis ohne Gleichen, daß für den weitaus größern Teil der Bürger Ungarns nur 11 Schulen in ihrer Muttersprache die höhere Bildung vermitteln, während der kleinere Teil, die „Magyaren," deren 160 besitzen, und zwar zum guten Teil aus den Steuergulden der Nichtmagyaren erhalten!

Daß die Juden in Ungarn eine sehr große Rolle spielen, ist bekannt. Es ist nicht uninteressant, daß sie die Schulen sehr zahlreich besuchen; jeder fünfte Schüler der Mittelschulen ist ein Jude. Nebenbei bemerkt: von allen jüdischen volksschulpflichtiven Kindern bekannten sich 84 % als Magyaren!

Einen seltsamen Eindruck muß es auf Kenner der Schule und ihrer Arbeit machen, wenn sie im Auszug mit großer Zuversicht ein Urteil darüber gefällt sehen, in wie viel Schulen Rechnen und Geschichte, Lesen und Schreiben u. s. f. „pädagogisch richtig" gelehrt worden ist. Es ist doch einfach lächerlich, das statistisch nachweisen zu wollen. Interessant ist, daß die Berichte den evangelisch-sächsischen Lehranstalten in Siebenbürgen das Zeugnis ausstellen, daß sie den höchsten und strengsten Maßstab an die Schüler anlegen, indem sie die Leistungen am wenigsten hoch zensiren.

Es ist schade, daß der Auszug nichts näheres darüber mitteilt, mit welchen Erfolgen der deutsche Unterricht in den magyarischen Lehranstalten erteilt wird. Wenn die Nichtmagyaren klagen, daß sie den Zwang magyarischen Unterrichts als Druck empfinden, wird ihnen gewöhnlich entgegengehalten, in den magyarischen Anstalten würde auch deutsch unterrichtet, und dem Auslande gegenüber wird diese Thatsache immer als Beweis der Deutschfreundlichkeit angeführt. Die Schulinspektoren stellen durchgehends fest, daß in diesem deutschen Unterricht nahezu nichts geleistet wird, und es ist eine nicht zu leugnende Thatsache, daß die jüngere Generation des magyarischen Volkes viel weniger deutsch versteht als die frühere!

Es giebt in Ungarn zwei Universitäten (die Pester und die Klausenburger, die letztere nicht vollständig). Beide sind magyarisch, für beide hat der Staat außerordentlich viel gethan. Hier sind die Juden noch zahlreicher als an den Mittelschulen, fast jeder dritte Hörer ist ein Jude (unter 1000 Hörern 314 Juden).

Theologische Anstalten, von den Konfessionen erhalten, gab es 53, Rechtsakademien, von denen einzelne gleichfalls von den Konfessionen erhalten werden, 11. Die Rechtsakademie in Hermannstadt ist aufgelöst worden. Was über die andern Schulen — industrielle Fachschulen u. s. f. — gesagt ist, übergehen wir. Die Arbeit Ungarns auf diesem Gebiete ist zweifellos bedeutend; was für Haus- und Kunstindustrie, für Taubstummen-, Blindenanstalten u. dergl. gethan wird, ist allen Lobes wert. Um so bedauerlicher ist es, daß alle Hebung der Kultur immer wieder von den leitenden Personen in Ungarn nur unter dem falschen Gesichtspunkte der Hebung der magyarischen Kultur betrachtet wird.

Solange in so schreiender Weise auch auf dem Gebiete des Unterrichts die Magyarisirungsbestrebungen vorherrschen und über Billigkeit und Gesetz den Sieg davon tragen, wird das Ausland alle Berichte über die „Erfolge“ dieses Unterrichts mit sehr geteiltem Herzen aufnehmen, besonders Deutschland, wo man diese Bestrebungen am schmerzlichsten empfindet.

Deutschland und die Südafrikanische Republik

2

In den zahlreichen Gaben, welche die Natur in den Boersstaaten und ihrer Nachbarschaft dem Menschen bietet, gehören auch die Diamanten und das Gold. Die Gegenden, in denen bis jetzt die meisten Diamanten gefunden wurden, liegen im westlichen Teile des Landes zwischen den Flüssen Vaal und Oranje und waren früher im unbestrittenen Besitze des Oranje-Freistaates, der ihrer, als diese Schätze entdeckt wurden, von Seiten Englands durch einfache Proklamation beraubt und erst später einigermaßen dafür entschädigt wurde. Er konnte sich jedoch über den Verlust trösten; denn die betreffenden Funde brachten nur Reichtum für einzelne, aber keinen Segen für die Gesamtheit, namentlich verbesserten sie nicht die dortigen gesellschaftlichen Zustände. Sie lockten bald Haufen von Gesindel herbei, das nicht arbeitete, sondern dies den Kaffern überließ, denen es die gefundenen Edelsteine abzuschwindeln verstand und so leichten und sichern Gewinn erzielte, der dann verpraßt wurde. Der Preis für Waaren und Genüsse, der Lohn für Verrichtungen stieg zu unsinniger Höhe, und es kam zu einer großen Anzahl betrügerischer Gründungen, die Hunderte von Leichtgläubigen zu Grunde richteten. Erst in den letzten fünf oder sechs Jahren haben sich die Dinge dort gebessert, die Preise der Diamanten sind gestiegen, die für die zum Minenbetrieb nötigen Dinge gesunken, die Lebensbedürfnisse wohlfeiler geworden, das Aufsuchen der edlen Steine wird wissenschaftlicher betrieben. Es bestehen jetzt 4 Landminen, zu Dutoitspan, Old de Boers, Bulfontein und Kimberley, in denen statt des früheren Tagebaus Tiefbau mit Maschinen eingeführt ist. Neben ihnen werden bei Klip drift oder Barkly Flußdiamanten durch Wäschereien gewonnen. Die Minen von Kimberley sind die reichsten, sie haben in den 17 Jahren ihres Bestehens Steine im Werte von 50 Millionen Pfd. Sterl. geliefert. Den Wert derjenigen, welche von den Postämtern der im Oranje-Freistaat gelegenen Minen ausgeführt werden, schätzt der letzte Bericht auf 3 Millionen Mark jährlich.

Gold wurde seit 1865 am Tatiflusse im Matabelelande und seit 1869 auch innerhalb der Grenzen der Südafrikanischen Republik gegraben und gewaschen,

und zwar hier zuerst auf einem Hügelrücken im Norden des Oliphantsflusses. 1871 entdeckte der Engländer Button Gold auf einer Farm bei Marabastadt. Das erste Waschgold fand man 1873 im Lydenburger Bezirk am Ostabhange der Drakenberge, etwa 150 englische Meilen von der Delagoabucht. Seitdem ist man auch in andre Gegenden der Südafrikanischen Republik auf goldhaltigen Quarz gestoßen: so im Bezirk Waterberg auf der Farm Buffelsport, bei Schonerspruit, in den Dwarsbergen, im Bezirk Mariko und in Blue Bank. Die letzten Entdeckungen dieser Art sind die Kaapschen Goldfelder, die 1882, und die am Komati sowie die bei Witwatersrand, die 1886 erschlossen wurden. Der Verfasser der Schrift, der wir folgen, verbreitet sich über diese Funde und ihre Ausbeutung sehr ausführlich und giebt namentlich genaue Berichte über die Funde am Kaapflusse, wo man in den Jahren 1882 bis 1884 sowohl Alluvialgold als mächtige und sehr reichhaltige Quarzadern mit dem edeln Metalle entdeckte und zu bearbeiten anfing, zu welchem Zwecke sich zahlreiche Gesellschaften bildeten. Besonders glänzende Ergebnisse lieferten die Goldgruben auf Moodies Farmen, die bei Barberton und vor allen die an der Bergkette von Scheba, die sich 4500 Fuß über die Meeresfläche erhebt. In einer Zeitung des Transvaallandes wurde vor kurzem von einem Sachverständigen eine Schätzung der voraussichtlichen Produktion auf den Kaapschen Goldfeldern für die nahe Zeit veröffentlicht, wo die von den hier arbeitenden Gesellschaften bestellten Maschinen in vollem Gange sein werden. Nach dieser Schätzung, der die bisherigen Ergebnisse zu Grunde gelegt sind, und bei der die Menge des monatlich zu mahlenden Gesteins nach der Stärke der bearbeiteten Quarzadern und den größern oder geringern Schwierigkeiten der Förderung berechnet ist, wird die monatliche Goldproduktion dieser Minen und Erzmühlen für die nächsten Jahre auf 16,350 Unzen angeschlagen, die einen Wert von 57,050 Pfd. Sterl. oder 1 141 000 Mark haben, und hiervon fallen auf die Gesellschaften von Moodies Farm 2350, auf die zu Barberton 14 000, auf die zu den letztern gehörigen allein 2000 Unzen. Nachdem die Regierung der Südafrikanischen Republik lange Zeit den dortigen Goldfeldern wenig Beachtung zugewendet hatte, hat sie sich seit fünf Jahren der Angelegenheit mehr angenommen. 1883 erließ sie ein vom Volksrat beschlossenes Gesetz, und 1885 und 86 wurde es durch Novellen ergänzt und verbessert. Es zählt in seiner gegenwärtigen Fassung 91 Artikel, von denen der erste bestimmt, daß das Graben nach Edelsteinen und Edelmetallen Regal des Staates ist, während die übrigen sich mit der Lösung von Schürfscheinen, dem Abstecken von Grubenfeldern, den Ansprüchen der Eigentümer von Grundstücken, wo Gold in abbauwürdiger Menge gefunden wird, der Anstellung von Bergkommissaren und andern Beamten für die öffentlichen Goldfelder beschäftigen.

Wir kommen nun zu dem Kapitel über Handel und Industrie, Warenerzeugung und Warenbedarf, Aus- und Einfuhr in den Staaten der Boers,

insbesondere in der Südafrikanischen Republik und im Hinblick auf das Deutsche Reich, wobei wir vorausschicken, daß die Kapregierung früher diese Nachbarländer dadurch zu schädigen suchte, daß sie hohe Einfuhrzölle für alle zur See eintreffenden Güter erhob, welche die Boers teilweise mitbezahlen mußten, indem sie diese Einfuhr verteuerten, wogegen jetzt dort und in Natal nur noch ein bescheidener Durchgangszoll zu entrichten ist. Was die Versendung deutscher Erzeugnisse nach Südafrika betrifft, so ist man bis jetzt auf die dahin fahrenden englischen Dampfergesellschaften angewiesen gewesen, von denen die Union Steamship Company von unsrer Schrift den deutschen Häusern besonders empfohlen wird. Sie läßt aller 28 Tage von Hamburg und aller 14 Tage von London einen Dampfer nach sämtlichen Häfen Südafrikas abgehen und hat somit eine unmittelbare Verbindung Deutschlands mit den beiden Boersrepubliken über die Delagoabucht hergestellt. Ihr Frachttarif und ihre Passagierpreise werden von Klössel in einem Anhange mitgeteilt. Erst nach Vollendung der Eisenbahn von Lorenco Marques an der Delagoabucht bis nach Pretoria wird man von einer direkten Verbindung der Südafrikanischen Republik mit der Küste sprechen können. Bisher ging der Handel über die Häfen von Natal und der Kapkolonie, und so lassen sich über den bisherigen Handel mit Deutschland keine bestimmten und von dem Verkehr Deutschlands mit den genannten englischen Kolonien getrennten Angaben machen. Aber nach den Mitteilungen des Berliner Reichsamtes für das Innere unterliegt es keinem Zweifel, daß der Absatz deutscher Fabrikate nach Südafrika großer Ausdehnung fähig ist, und daß viele von den Erzeugnissen unsers Gewerbfleißes mit denen der fremdländischen Industrie erfolgreich konkurriren können, ist gleichfalls sicher. Nur müssen unsre Fabrikanten sich nach dem dortigen Geschmack richten und sich wegen Geschäftsverbindungen nicht mit ihren Anfragen an die dortigen Importeure wenden, die grundsätzlich nicht leicht zu neuen Bezugsquellen übergehen, sondern an deren Vertreter in Europa, die aus Erfahrung den Bedarf der südafrikanischen Märkte kennen und bei Angeboten von einem ihnen bisher unbekannten Fabrikanten dessen Erzeugnisse sofort auf ihre Gangbarkeit prüfen und mit kleinen Versuchssendungen nach Südafrika beginnen können.

Als die wichtigsten Artikel der deutschen Einfuhr über Kapstadt waren bisher zu nennen: Baumwollenstoffe, Eisen- und Glaswaaren, Bier, Zement, Dynamit, Zichorien, Möbel, Pianos, Lichte, Lampen und Spielzeug. Das deutsche Bier erfreut sich in ganz Südafrika großer Beliebtheit, und obwohl in der Kapstadt vier bedeutende Brauereien bestehen, die ein sehr wohlfeiles Getränk liefern, wird die Einfuhr deutschen Flaschenbieres in den letzten Jahren gestiegen sein, besonders in der östlichen Provinz und in Natal, von wo aus die Goldfelder der Südafrikanischen Republik damit versorgt werden. Von Spirituosen werden von Hamburg Cognac, Genever und Boonekamp in kleinen Mengen eingeführt, desgleichen Essig, Apollinaris, Friedrichshaller Bitter-

wasser und Harzer Sauerbrunnen. Holsteinischer Schinken wird als „westfälischer“ in kleinen Portionen aus Hamburg bezogen und verkauft sich recht gut. Von Backobst bezieht man getrocknete Pflaumen gleichfalls aus Hamburg sowie aus Braunschweig. Cigarren kommen aus den Hansestädten an der Nordseeküste, Cigaretten aus Dresden. Itzehoe, Lüneburg und Stettin liefern Zement, der neben englischem und belgischem guten Absatz findet. Bei einem Versuche mit deutschen Ölfarben stellte sich heraus, daß sie billiger und ebenso gut als die englischen waren, nur war die Verpackung unpraktisch und zu kostspielig. Anilinfarben sandten in geringen Mengen Hamburg, Hannover und Elberfeld. Zinkbleche, die aus Schlesien stammen, werden flott verkauft. Kleine Posten von Rüböl werden von Hamburg, größere von Maschinenöl aus Berlin und Bremen eingeführt. Die Diamantenbergwerke von Kimberley und die Goldgruben der Südafrikanischen Republik haben starken Bedarf von Dynamit, der sich mit jedem Jahre gesteigert hat und zum guten Teil mit deutschem Fabrikat gedeckt wird. Von Wollwaren liefert Deutschland die sogenannte Berlin Wool in ziemlich bedeutender Menge, von seidenen und halbseidenen Zeugen kommt deutsches Fabrikat nur unter englischer Marke auf den südafrikanischen Markt. Deutsche Dreskins und Buckskins sind beliebt und begehrt, und dasselbe gilt von unsern Kattundrucken. Sachsen liefert Spitzen, Schürzen, Kragen und Manschetten, Süddeutschland fertige Anzüge, Berlin Kinderkleider und ebenfalls Kragen und Manschetten sowie andre fertige Wäsche. Halbseidene und baumwollene Regen- und Sonnenschirme werden aus Berlin und Sachsen bezogen, Galanteriewaren in Leder, Geldtäschchen und Albums aus Berlin und Offenbach. Hölzerne Haushaltungsgegenstände schicken Chemnitz und Nürnberg, Schnitzereien Sachsen, Schlesien und Berlin, das auch Goldleisten sendet. Sehr beliebt sind die Pianofortes; sie kommen aus Berlin, Leipzig, Stuttgart, Hannover und Weimar. Ein deutscher Artikel, der ziemlich stark eingeführt wird, sind musikalische Instrumente, Mund- und Ziehharmonikas, wie sie in Klingenthal und Markneukirchen fabrizirt werden. Bezugsquellen für Möbel aus gebogenem Holze sind neben Österreich auch Dresden und Rabenau. Deutscher Draht, besonders verzinkter und mit Stacheln versehener Draht zur Verzäunung, konkurrirt erfolgreich mit dem englischen. Gold- und Silberwaren werden aus England bezogen, doch ist darunter viel deutsches Fabrikat mit englischer Marke. Gegenstände von Neusilber und Alfenide werden zu einem kleinen Teile aus Berlin, Eßlingen und Sachsen geliefert. Rheinische und westfälische Eisen- und Messerschmiedewaren, desgleichen Waren aus Zinn und Blech, emaillirte und verzinnte, haben sich neben den englischen Beliebtheit erworben. Auch deutsches Hohlglas (Geschirr und Nippes), das im Geschmack dem englischen überlegen ist, ferner Steingut und Thonwaren, namentlich Tassen, Wasserkrüge und Waschgeschirre aus sächsischen, thüringischen und schlesischen Fabriken, spielen auf den Märkten des

Kaps eine große Rolle. Die dort eingeführten Taschenuhren sind hauptsächlich deutschen Ursprungs, und dasselbe gilt von den Posamentierwaren. An der Einfuhr von Strümpfen und baumwollenen Handschuhen war Deutschland bisher nur mäßig beteiligt, doch sind die Aussichten für diesen Artikel nicht ungünstig, wenn die Fabrikanten sich mehr nach dem englischen Geschmacke richten wollten. Auf dem Gebiete der Spiel- und Kurzwaren beherrscht die deutsche Ware fast ausschließlich den Markt; dagegen ist Deutschland an der Einfuhr von Nähmaschinen nur mit etwa $^1/_6$ beteiligt. $^2/_3$ der Einfuhr von Lampen kommen aus Berlin, Erfurt und Elberfeld, und ebenso besteht die Einfuhr von Lichten großenteils in deutschen Paraffinkerzen, während die Stearinkerzen meist aus Holland kommen.

Von den über d'Urban — Port Natal — eingeführten deutschen Waren werden im letzten Konsulatsberichte vorzüglich Lampen und ähnliche Metallwaren, emaillirtes Eisengeschirr, Albums und Kurzwaren, Akkordeons und Harmonikas, Paraffinlichte, Bier und Cigarren erwähnt. Tuche, Decken, Baumwollenstoffe, Strumpfwaren, Besatzartikel, Hohlglas und manche andern Fabrikate sind ohne Zweifel gleichfalls reichlich vertreten, werden aber meistens von Londoner Kommissionslagern bezogen und sind in Bezug auf ihren deutschen Ursprung nur dem Fachmanne erkennbar. Auf einem Markte wie d'Urban, wo durchweg englischer Geschmack herrscht, finden nichtenglische Erzeugnisse der Industrie nur schwer Eingang. Dies gilt besonders von Massenartikeln, wie Decken von Wolle oder Baumwolle, Kattun, Shirting, wohlfeilen Flanellen, fertigen Bezügen, groben Eisenwaren, verzinntem Wellblech, Eisendraht, gewöhnlichen Konserven, die von bekannten englischen und amerikanischen Spezialfabrikanten unter derselben Handelsmarke und stets in derselben Güte geliefert werden. Da auch sehr billige Preise berechnet werden, so sind die Importeure wenig geneigt, ihre sich „schlank“ verkaufenden Bezüge von bewährten Lieferanten einzustellen und eine neue unsichere Marke aufzunehmen, die erst eine Prüfung zu bestehen hat. Deshalb verfehlen die meisten Preiskurante und Zirkulare, die von Deutschland hierher gesandt werden, ihren Zweck, selbst Muster helfen nicht viel, und so bleiben nur zwei Wege offen, die Erfolge verheißen: Konsignation oder Bereisung des Landes durch eine zu Geschäften wohlgeeignete Persönlichkeit.

In Port Elisabeth ist in folgenden Artikeln der Einfuhr eine Zunahme zu bemerken gewesen: Dynamit und Sprengpulver (der Verbrauch vermehrt sich mit jedem Jahre und ist seit 1880 um das fünffache gestiegen), Maschinen für den Grubenbau der Goldfelder (ebenfalls rasch gewachsener Import), Zucker, Wein, Kaffee, Rohtabak, Cigarretten, Wagen und Karren. Über den Handel und Verkehr des deutschen Reiches mit dem Oranje-Freistaat läßt sich, wie unser Konsul in Bloemfontein schreibt, nichts Bestimmtes berichten, weil keine Aufzeichnungen bestehen, nach denen sich die Frage beantworten ließe. Was sich sagen läßt, beruht nur auf Schätzung. Ausfuhrartikel des Freistaates

sind: Wolle, etwa 85000 Ballen zu 400 Pfund, größtenteils gewaschen (in welchem Zustande sie 1887 einen Wert von 12½ Pence das Pfund hatte), Straußenfedern für ungefähr 10000 Pfd. Sterl., Felle, Häute und Hörner für 25000 Pfd. Sterl. und Diamanten im Gewicht von circa 90000 Karat und im Werte von 150000 Pfd. Sterl., endlich Pferde, Schafe und Rindvieh, die ebenso wie der Überschuß an Getreide, den man erzielt, nach den Diamantenfeldern des Griqualandes gehen, während die Wolle größtenteils nach Port Elisabeth gebracht und von diesem Markte teils nach England, teils nach Deutschland verschifft wird. Die Diamanten, Straußenfedern, Felle und Hörner gehen gleichfalls über Port Elisabeth nach Europa. Die Einfuhr hat nach den Angaben unsers Verfassers einen Wert von 800000 bis eine Million Pfd. Sterl., und es wird fast jedes Bedürfnis eingeführt, das über Getreide und Vieh hinausgeht; denn das Land besitzt gar keine Industrie, ja selbst australische Butter, amerikanischer Mais und europäische Butter finden hier Abnehmer. Der Oranje-Freistaat kann daher als ein sehr günstiges Gebiet für den Handel mit dem deutschen Reiche angesehen werden. Die Schwierigkeiten, die seiner Ausbreitung dort noch im Wege stehen, würden sich überwinden lassen, wenn deutsche Handelshäuser sich ernstlich und mit einiger Ausdauer bemühen wollten, in der Kapkolonie (d. h. in Port Elisabeth oder in East London) oder auch in der Grenzprovinz Natal (d. h. in Durban) festen Fuß zu fassen — der Handel mit den Boers zwischen dem Oranje- und dem Vaalflusse würde ihnen dann geradezu in den Schoß fallen —, oder wenn große deutsche Firmen sich dazu verstünden, hier bereits bestehende kaufmännische Geschäfte mit Kapital und Waren zu unterstützen. Unerläßlich würde dabei freilich sein, daß man zunächst einige tüchtige Fachleute in das Land schickte, um dessen Bedürfnisse zu studiren, und später regelmäßig Geschäftsreisende die gewonnenen Kunden besuchen ließe. Deutschland hat gleichwohl schon jetzt Teil am dortigen Handel, wenn auch nur mittelbar; denn es ist Thatsache, daß eine Menge bei uns erzeugter Waren, z. B. Wollen-, Leinen- und Baumwollengewebe, ihren Weg aus der Kapkolonie hierher nimmt; aber freilich gehen diese Fabrikate zuerst in englische Hände und werden dort sogar mit einer englischen Handelsmarke versehen. Zur Herstellung und Erhaltung unmittelbarer Geschäftsverbindungen zwischen deutschen Fabrikanten und Kaufleuten und hiesigen Abnehmern wäre außer genauer Kenntnis der hier vorhandenen Bedürfnisse erstens noch sorgfältigste Ausführung der erteilten Aufträge und zweitens eine Verpackung der betreffenden Sendungen erforderlich, welche die zur Beförderung verfügbaren Wege, die meist schlecht beschaffen sind, und die Transportmittel, die in plumpen Ochsenwagen bestehen, berücksichtigt.

Was die Südafrikanische Republik betrifft, so haben die dort entdeckten Goldfelder, wie schon erwähnt, in den letzten Jahren einen großen Aufschwung genommen. Dazu kommt, daß unternehmende Leute sich bemühten, auch im

Süden des Vaal nach Gold zu suchen, und daß sie damit Erfolg gehabt haben, so daß man auch hier eine Goldindustrie von großem Maßstabe erstehen sehen wird. Es werden dann sehr bedeutende Aufträge für die zu dieser Industrie notwendigen Werkzeuge, Hacken, Schaufeln, Schubkarren, Schienen, Träger, Transportwagen, Lokomotiven, Stampfmaschinen zum Zerkleinern des Erzes, Lokomobilen zu deren Betrieb, überhaupt für alles, was Bergwerke bedürfen, erfolgen müssen; denn bis jetzt sind nur sehr wenige Alluvialfelder entdeckt worden.

Ferner sollten die deutschen Fabrikanten und Kaufleute ihr Augenmerk richten auf die im Freistaate am Oranjeflusse bestehende Bewegung zu Gunsten der Anlegung einer Eisenbahn von Philippopolis an diesem Flusse zum Anschlusse an die Kolonialbahn, die von Colesberg über Bloemfontein, Winburg und Kroonstadt an den Vaal führen soll, von wo man nach Pretoria weiter zu bauen beabsichtigt. Die Entfernung vom Oranje bis zum Vaal beträgt ungefähr 63 deutsche Meilen. Eine zweite Schienenstraße wird angestrebt zum Anschluß an Natal und eine dritte, die von Bloemfontein nach den Diamantenfeldern von Kimberley führen und sich dort an die Linie Kimberley-Kapetown anschließen soll.

Wieder ein andres Feld, auf dem sich die deutsche Industrie Beschäftigung und Gewinn verschaffen kann, wenn sie es geschickt anfängt, ist das der Acker- und Gartenwirtschaft. Der Bedarf an Stacheldraht wächst fortwährend, und die Zeit ist nicht mehr fern, in der man allgemein daran gehen wird, die einzelnen Farmen in beiden Republiken der Boers mit diesem sehr praktischen Drahte einzuzäunen. Auch nach Handpumpen der verschiedensten Art ist reichlich Nachfrage, und der Bedarf an Windmühlen zur Berieselung und Entwässerung der Felder und zum Mahlen des Getreides mehrt sich, und wenn hier die amerikanische Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen ist, so hat eine Hamburger Firma den Kampf bereits aufgenommen und ist durch guten Erfolg für das Wagnis belohnt worden. Diese Artikel ließen sich direkt absetzen, nur müßten die betreffenden Fabrikanten illustrirte Kataloge und Preislisten herstellen lassen und diese regelmäßig alle Vierteljahre hierhin versenden, auch müßten sie sie in englischer Sprache abfassen. Ein weiteres Mittel zur Ausbreitung des deutschen Handels in den Ländern der Boers und namentlich im Oranje-Freistaate wäre ein langer Zahlungstermin. Die englischen Häuser gewähren 5, bisweilen sogar 10 Prozent Diskonto für Kassengeschäfte; in der Regel aber wird gegen Wechsel auf 90 Tage gehandelt. Solange andre Fabrikanten sich nicht wenigstens zu gleich langen Terminen herbeilassen und in andern Beziehungen dem Abnehmer entgegenkommen, wird das englische Haus stets vorgezogen werden. Der Geldverkehr wird durch die Nationalbank und die Bank of Africa vermittelt. Der Diskont für Wechsel auf London schwankt zwischen 1/4 und 1/2 Prozent. der gewöhnliche Zinsfuß im Lande

war früher 8 Prozent, hat sich jedoch, seitdem die genannten beiden Banken den ihrigen auf 9 bis 10 Prozent erhöhten, auf dieselbe Höhe erhoben. Für laufende Rechnungen berechneten die Banken 7 Prozent. Aufgefallen ist, daß deutsche Banken Wechsel oder Anweisungen auf englische mit Vorliebe in französischer Sprache ausstellten — ein Verfahren, das selbstverständlich Nachteile im Gefolge hat. Gerügt wird endlich, daß es deutsche Handelshäuser oft nicht für der Mühe wert hielten, auf Anfragen, die von hier aus an sie ergingen, zu antworten oder wenigstens den Empfang des Briefes anzuzeigen. Wollte man sich nach diesen konsularischen Winken und Ratschlägen richten, so wäre ein reichlicher Anteil am Handel mit dem Oranje-Freistaat den deutschen Fabrikanten und Kaufleuten schon für eine nahe Zukunft mit Sicherheit zu versprechen.

Die Südafrikanische Republik hat mit Großbritannien einen Staatsvertrag (27. Februar 1884), mit dem Oranje-Freistaat einen Freundschaftsvertrag (17. August 1886) und mit Portugal (11. Dezember 1875), Frankreich (27. Juli 1887) und dem Deutschen Reiche (22. Januar 1885) Handelsverträge abgeschlossen. Ein Auszug des Wichtigsten aus dem letztgenannten möge unsre Mitteilungen über jenen zukunftsreichen und für unsre Auswanderung, unsre Industrie und unsern Handel bedeutsamen Staat, der für uns vielleicht bald auch in andrer Hinsicht Wert gewinnen wird, abschließen. Es heißt darin: 1. Artikel: Zwischen dem Deutschen Reiche und der Südafrikanischen Republik soll fortdauernd Friede und Freundschaft und zwischen den Angehörigen der beiden Länder Freiheit des Handels bestehen. Die Angehörigen eines jeden der vertragschließenden Teile sollen in dem Gebiete des andern hinsichtlich der Ausübung ihrer Religion sowie in Bezug auf Handel und Gewerbebetrieb dieselben Rechte und Begünstigungen aller Art genießen, welche den Inländern zustehen oder zustehen werden, und keinen andern Abgaben, Auflagen, Beschränkungen oder Verpflichtungen unterliegen als denjenigen, welchen die Angehörigen der meistbegünstigten Nation unterworfen sind oder sein werden." Der 2. Artikel spricht den Deutschen in der Südafrikanischen Republik und den Bürgern der letztern in Deutschland in Betreff der Wahl ihres Wohnsitzes, ihres Reisens, ihres Handels, ihres Erwerbes und Besitzes von Vermögen und ihrer Verfügung über solches gleiche Rechte mit den Inländern zu. Der 3. bestimmt, daß sie wie diese volle Freiheit haben sollen, ihre Geschäfte entweder in Person oder durch selbst erwählte Agenten zu regeln, ohne verpflichtet zu sein, hierfür bevorrechtigten Einzelnen oder Körperschaften eine Schadloshaltung oder Vergütung zu entrichten, die nicht auch von den Inländern zu zahlen wäre. Sie sollen ferner nach diesem Artikel freien Zutritt zu den Gerichten haben und bei Verteidigung ihrer Rechte alle Befreiungen und Vorrechte genießen, deren sich die Inländer erfreuen. Im 4. Artikel heißt es: „Aktiengesellschaften und sonstige kommerzielle, industrielle oder finanzielle

Gesellschaften, welche in dem Gebiete des einen der vertragschließenden Teile nach Maßgabe der dort geltenden Gesetze errichtet worden sind, sollen in dem Gebiete des andern alle Rechte ausüben dürfen, welche den gleichartigen Gesellschaften der meistbegünstigten Nation zustehen." Nach dem 5. Artikel sollen die Angehörigen jedes der beiden Teile auf dem Gebiete des andern hinsichtlich des Kriegsdienstes und jedes gerichtlichen, administrativen oder munizipalen Dienstes, sowie aller Requisitionen, Zwangsanleihen und sonstigen Lasten, die infolge außergewöhnlicher Umstände auferlegt werden, dieselben Rechte haben, wie die Angehörigen der meistbegünstigten Nation. Sie sollen weder persönlich noch in Betreff ihres Besitzes mit andern Verpflichtungen, Beschränkungen oder Abgaben belegt werden dürfen als die Inländer. Der 6. Artikel betrifft den gegenseitigen Schutz der Modelle, Muster und Handelszeichen, der eintreten soll, wenn er in der Südafrikanischen Republik gesetzlich geregelt sein wird. Im 7. Artikel wird bestimmt: „Kein Ein-, Aus- oder Durchfuhrverbot darf von einem der vertragschließenden Teile dem andern gegenüber erlassen werden, welches nicht entweder gleichzeitig oder doch unter gleichen Voraussetzungen auch auf andre Nationen Anwendung findet." Hinsichtlich der Ein-, Aus- und Durchfuhr der Waren, der zu entrichtenden Zölle und der Zollförmlichkeiten verpflichten sich die Vertragschließenden, einander unverzüglich an jeder Begünstigung und Befreiung, an jedem Zugeständnis und jeder Herabsetzung der Ein- oder Ausfuhrzölle teilnehmen zu lassen, die er einer dritten Macht eingeräumt hat oder einräumen wird. Begünstigungen, die einer der Vertragschließenden unmittelbaren Nachbarn zur Erleichterung des Grenzverkehrs gewährt, können von dem andern so lange nicht beansprucht werden, als diese Begünstigungen auch den übrigen nicht angrenzenden Staaten, Kolonien und Schutzländern von solchen vorenthalten bleiben. Der nächstfolgende Artikel handelt von der Bestellung der Konsularbeamten und sagt in seinem ersten Paragraphen: „Jeder der vertragschließenden Teile kann in den Handelsplätzen des Gebietes des andern Teiles Generalkonsuln, Konsuln, Vizekonsuln oder Konsoluragenten anstellen . . . . Sie treten ihre Thätigkeit an, sobald sie von der Regierung des Landes, in welchem ihnen ihr Amtssitz angewiesen ist, anerkannt worden sind. Das Exequatur soll ihnen kostenfrei erteilt werden.*) Die Artikel 9 bis 30 beschäftigen sich mit den Rechten, Befugnissen und Pflichten dieser Beamten und mit dem Beistande, der ihnen bei ihren Geschäften amtlicher Art von Seiten der Behörden des betreffenden Staates zu leisten sein soll. Sie sollen von der Einquartierung und den Militärlasten überhaupt, desgleichen von allen Staats- und Ge-

*) Die konsularischen Geschäfte des Deutschen Reiches in der Südafrikanischen Republik werden jetzt von dem Generalkonsulate in Kapstadt und von dem Vizekonsul Nitschl in Pretoria versehen, die der Republik in Deutschland von dem in Haag wohnenden Ministerresidenten derselben, D. Jonkheer Beelaerts van Blokland.

meindesteuern befreit sein, soweit sie nicht Grundbesitzer, Handeltreibende oder Gewerbsleute sind, in welchen Fällen sie denselben Lasten unterworfen sind, welche die Inländer in einer dieser Eigenschaften zu tragen haben. Sie dürfen nur für Handlungen verhaftet werden, welche die Strafgesetzgebung des Landes, wo sie ihren Amtssitz haben, als Verbrechen bestraft. Sie dürfen an ihren Wohnungen Wappen und Flagge des Staates, den sie vertreten, anbringen; doch begründen diese Abzeichen kein Asylrecht. Ihre Amtsräume und dienstlichen Archive sollen jederzeit unverletzlich sein; die darin niedergelegten Papiere und Bücher dürfen in keinem Falle untersucht oder mit Beschlag belegt werden. Die Konsuln sind befugt, die Erklärungen aufzunehmen, welche Reisende, Handeltreibende oder sonstige Angehörige des Staates, der sie ernannt hat, abzugeben haben und deren letztwillige Verfügungen zu beurkunden. Sie wirken ferner als Standesbeamte dieses Staates bei Geburten, Heiraten und Sterbefällen von Angehörigen in dem Staate, wo sich ihr Amtssitz befindet. In allen Fragen, zu denen die Eröffnung, Verwaltung und Liquidirung der Nachlässe von Angehörigen eines der beiden Staaten in dem andern Anlaß geben können, vertreten die betreffenden konsularischen Beamten die Erben von Rechtswegen und sind amtlich als deren Bevollmächtigte anzuerkennen, ohne daß sie die Verpflichtung hätten, ihren Auftrag durch eine besondere Urkunde nachzuweisen. Sie sollen demzufolge in Person oder durch Vertreter, die sie aus den landesgesetzlich dazu geeigneten Personen auswählen, vor den zuständigen Behörden auftreten können, um in jeder sich auf den Nachlaß beziehenden Angelegenheit die Interessen der Erben wahrzunehmen, deren Rechte geltend zu machen und sich auf die dagegen erhobenen Ansprüche einzulassen.

Der 31. Artikel sagt: „Über die gegenseitige Auslieferung von Verbrechern sowie über die Erledigung von Requisitionen in Strafsachen wird zwischen den vertragschließenden Teilen eine besondere Vereinbarung getroffen werden. Bis diese in Kraft tritt, sollen dem Deutschen Reiche in der Südafrikanischen Republik dieselben Rechte und Begünstigungen, welche von dieser Republik einem andern Staate in diesen Beziehungen eingeräumt sind oder in Zukunft eingeräumt werden, insoweit zustehen, als von Seiten des Deutschen Reiches bei Stellung des Antrages für gleichartige Fälle der Südafrikanischen Republik die Gegenseitigkeit zugesichert wird." Nach dem Schlußartikel soll der Vertrag sobald als möglich ratifizirt werden und einen Monat nach Auswechselung der Ratifikationen für zehn Jahre in Kraft treten. Hat ein Jahr vor Ablauf dieses Zeitraumes keiner der beiden Vertragschließenden amtlich die Absicht ausgesprochen, die Wirksamkeit des Vertrages aufhören zu lassen, so soll er von dem Tage an, wo er von einem der beiden Teile gekündigt wird, noch ein Jahr in Geltung bleiben. Der Vertrag wurde von Graf Herbert von Bismarck als Bevollmächtigtem des Deutschen Reiches und von Jonkheer Beelaerts van Blokland als Beauftragtem der Südafrikanischen Republik ab-

geschlossen und unterzeichnet, und die Auswechselung der Ratifikationen fand am 24. Juni 1886 in Berlin statt. Wir haben Grund zu hoffen, daß er in den zehn Jahren von diesem Datum ab nicht gekündigt werden, sondern bestehen bleiben und erneuert werden wird — vielleicht mit Erweiterungen nützlich für beide Teile.

Zu Körners Toni und Zriny

Von Reinhard Kade

Alles „forscht Goethe" heutzutage. Lessing ist ganz ins Hintertreffen geraten, und Schiller und seine geistigen Nachfahren bleiben erst recht links liegen. Da wird es fast ein Lächeln erregen, wenn sich einer weitab von dem großen Strome mit Theodor Körner beschäftigt. Wenn dieser eine gar noch hinzufügt, daß er einem weiteren Leserkreise eine kleine Quellenforschung über Körner bieten will, so wird vielleicht gar ein Naserümpfen draus werden. Und doch, ich denke, man braucht Körner nicht immer nur von der ästhetischen Seite anzufassen, ihn mit oft recht fadenscheinigen Redensarten als Freiheitshelden und deutschen Tyrtäus zu rühmen. Denn seine Dichtungen geben so vielfachen Stoff zu wissenschaftlicher Vertiefung, geben anderseits so manche Nuß zu knacken auf, daß es schon nicht ganz leicht hält, die geistigen Wege des Dichters bis zu Ende zu verfolgen. Diese reizvolle Wanderung zu den Quellen Körnerscher Dichtung soll hier einmal an einzelnen Beispielen angetreten werden. Ferne sei es, daß ich damit das Wohlgefallen an dem naturfrischen Jüngling irgendwie stören oder verkleinern wollte. Nein, ich will, über dem Persönlichen stehend, nur einige Thatsachen zur Entstehungsgeschichte besonders zweier Körnerscher Dramen, der „Toni" und des „Zriny," beibringen und dabei den Leser einen Blick in die geistige Werkstatt des Dichters werfen lassen.

Im Jahre 1812 war Körners Thätigkeit in Wien eine geradezu staunenerregende. Er arbeitete ja nie sehr langsam, und der Vater meinte sogar zu Schiller, sein Karl habe ziemliche Gewandtheit und Schnelligkeit für körperliche und geistige Thätigkeit. Aber solche Schaffenskraft, wie in Wien, konnte gefährlich erscheinen. In der Weihnachtszeit von 1811 entstanden die zwei kleinen Lustspiele „Die Braut" und „Der grüne Domino," und in sieben Stunden das „Fischermädchen," ein Operntext für den Komponisten Steinacker. Am 8. Januar 1812 wurde der „Nachtwächter" fertig, im Laufe des Januar wurde

das Drama „Toni“ vollendet, und am 22. Februar die „Sühne“ abgeschlossen. Im März folgen die geschichtlichen Vorarbeiten zum „Zriny,“ dieser wird zu Ende geführt, mehrere Lustspiele gehen nebenher, und die Dramen „Hedwig“ und „Rosamunde“ schließen die lange Reihe von 1812 ab.

Diese Fruchtbarkeit, die an die „Geistesgegenwart eines Improvisators“ erinnert, hatte natürlich in erster Linie einen sehr einfachen Grund: lange verhaltene Gedanken wollten heraus aus dem Kopfe, und was der Geist lange ausgereift hatte, gab er in schneller Geburt wieder. Überdies fühlte sich Körners Gemüt durch eine warme Liebesneigung wunderbar angeregt. Eine weitere Erklärung für diese Schnelligkeit liegt darin, daß Körner für seine Arbeiten entweder, wie im „Nachtwächter,“ eigne Erlebnisse benutzte, oder die Erzeugnisse andrer Dichter verwertete und weniger Neudichter als Nachdichter war. Das that er bei der „Hedwig,“ wo er Schillers Plan zu einem zweiten Teil der „Räuber“ benutzte. Das that er noch viel mehr bei der „Toni,“ die er bekanntlich nach Heinrich Kleists Novelle „Die Verlobung auf St. Domingo“ arbeitete, welche Kleist während seines Dresdener Aufenthaltes (1807—1809) und seines häufigen Verkehrs im Elternhause Körners geschaffen und vielleicht im Entwurf dem jungen Körner mitgeteilt hatte.

Gerade bei diesem ersten größeren Drama, zu dem solche Dresdener Erinnerungen den Anlaß gegeben haben mögen, können wir Körners Denken und Dichten auf seinen geheimsten Wegen belauschen. An einigen Stellen gießt er die Worte Kleists nur in Verse um und schöpft die poesiegetränkte Novelle für seine eigne Kunstleistung aus. Man denke nur an die liebliche Stelle bei Kleist, wo Toni, die junge Mestize, leise das Zimmer des Geliebten öffnet und vor das Bett tritt, auf dem er vom Monde beschienen in tiefen Schlaf versenkt ruht. „Ein tiefer Traum, von dem sie Gegenstand zu sein schien, beschäftigte ihn; sie konnte sich nicht entschließen, ihn aus den Himmeln lieblicher Einbildung in die Tiefe einer gemeinen und elenden Wirklichkeit herabzureißen.“ Fast mit denselben Worten heißt es bei Körner:

Und liebe Bilder gaukeln um ihn her,
Vielleicht mein Bild, vielleicht der Liebe Wehen,
So mag er schlummern, nicht mein zitternd Wort
Soll ihn aus seiner Seligkeit erwecken.
Ich will ihn nicht ins rauhe Leben ziehen!
Er mag noch träumen von des Himmels Frieden.

Eine solche Vorlage beschleunigt aber nicht nur die Arbeit, sie führt auch, wenn die Naturen sich nicht ganz decken, leicht zur Verflachung. Das ist leider hier eingetroffen. Körners Wesen wollte dem Stoffe kräftige Wirkungen ablocken, wollte Theatercoups, Kleist wollte größte, peinlichste Naturtreue. Daher bei Kleist überall feinste Begründung, bei Körner häufig Unwahrscheinlichkeiten in der Motivirung. Darunter dürfen wir es in Körners Stück rechnen, daß

Toni von vornherein auf Seite der Weißen steht. Sie muß folgerichtiger Weise die Weißen hassen, muß schon oft zum Fange der Christen verwendet worden sein, damit die durchbrechende Leidenschaftlichkeit zu dem weißen Fremdling um so gewaltiger wirke. So ists bei Kleist. Und wie fein hat dieser den Drang der Natur begründet: Sie liebt Gustav gar nicht gleich, nur erfaßt sie Mitleid — wie Desdemona —, als sie von ihm hört, daß die gute Marianne, seine Geliebte, sich in den Stürmen der französischen Revolution für ihn in edelmütigster Weise geopfert hat. Auch ihn überrascht gleich bei der ersten Begegnung die Ähnlichkeit mit jener toten Marianne und erhebt seinen allmählich erwachenden, natürlichen Trieb für sie zu einer reinen vergeistigten Neigung. Nun rührt sein schmerzlicher Verlust des ersten Weibes ihr Herz in seltsamer Bewegung, nun schmiegt sie sich gleichsam als Ersatz für die verlorene Geliebte an seine Brust, nun bedauert sie ihn, und da ist dann bei Frauen auch die Liebe nicht weit. Ganz selbstvergessen giebt sie sich ihm hin, gewährt ihm sogar die letzte Gunst, die ihr bei Todesstrafe verboten war den Fremden zu erweisen. Das alles unterdrückt Körner, zum Teil durch Theaterrücksichten bewogen, und beraubt sich so des tieferen seelischen Hintergrundes. Toni will den Mann allerdings auch aus Liebe retten, aber daß seine Rettung für sie gewissermaßen nun Selbstrettung wird, daß sie um ihres eignen Falles willen das äußerste, wie eine wirkliche Gattin, für den Geliebten wagt, das fehlt wieder. Diesen heiligen Trieben folgend fesselt sie ferner bei Kleist den Geliebten auf dem Lager, erheuchelt vor dem Negerhauptmann Hoango einen Anschlag des Unglücklichen auf die Mutter Babekan, den Körner übergeht; aber sie geht nicht so weit, den Rat zu geben, Gustav solle seine eignen Freunde durch einen Brief ins Haus des Verderbens locken; das hieße geradezu unmenschlich gehandelt, und passend teilt Kleist einen solchen teuflischen Mordgedanken der schwarzen Babekan zu.

Denn diese ist bei Kleist wirklich, was sie sein soll: teuflisch. Sie errät die Gedanken. Sie weiß, daß Toni in der Nacht zu Gustavs Kammer geschlichen ist, ohne daß die Liebende von der Lauscherin etwas gemerkt hat. Sie stellt sich, als ob auch sie unter dem Banne der Weißenverfolgung stehe, und ist doch eine wütende Fanatikerin. Sie übersieht mit haarscharfem Blick das ganze Spiel der Liebenden. So erscheint sie bei Kleist als ein weiblicher Mohr (Fiesko), während man sie bei Körner nur in das Fach einer hämischen Alten verweisen kann.

Nachdem Toni in der Novelle den Geliebten in der höchsten Gefahr selbst gebunden hat, ihn sichtlich in die Hände der Feinde liefert, da bleibt diesem nichts übrig, als an der Liebe des Mädchens zu zweifeln und sich an ihr für den Trug zu rächen. Das ist echt menschlich, echt kleistisch: er tötet sie zuerst und dann sich selbst, statt, wie bei Körner, ruhig und ganz unheldenhaft auf dem Bette dazuliegen und dann — man weiß nicht recht, wie das

ohne vorherige Lösung der Bande geschehen kann — seiner Retterin in die Arme zu fliegen.

Nach einem gräßlich anschaulichen Nachtkampfe und dem Tode der beiden endigt bei Kleist die düster eingeleitete Erzählung auch mit dem allein möglichen ernsten Schlusse. Der fröhliche Ausgang Körners scheint wirklich ein Vergehen an dem Wesen des Stoffes. Die Ehe der beiden Menschen, über der keine hochzeitsegnenden Mächte gewaltet haben, muß, wie die Romeos und Julias, ohne Segen für sie enden. Daß der Tod dieser beiden Menschen durch das gleiche Schicksal des lebensmüden Kleist und der Henriette Vogel noch ein ganz andres Licht erhält, daß auch Kleist, wie Gustav in der Novelle, erst mit kältestem Blute die Geliebte durchs Herz schoß und dann sich selber, wieder wie Gustav, die Kugel durch den Mund in den Kopf jagte: alles das entging dem lebensfrohen Körner außerdem noch. Er fand in Kleists Ende „nur das überspannt flache Wesen der Preußen deutlich ausgedrückt“! So nimmt sich Körners Schluß zur „Toni“ etwa so aus wie Nicolais Parodie auf „Werthers Leiden.“

Von kleineren Feinheiten gar nicht zu reden. So mußte die echt-kleistische romantische Badeszene,*) wie das blühende Mädchen vor dem Jüngling kniet, ihm die Füße wäscht, und er dabei ihren ganzen jungfräulichen Liebreiz überschaut, auf der Bühne fallen. So geht auch das schöne Spiel mit dem Brief, den Gustav an seine Genossen geschrieben und Toni der bösen Babekan entwendet hat, bei Körner verloren. Und wie geschichtlich wirksam macht sich die Einleitung bei Kleist! Da steht die üppige Landschaft der Insel St. Domingo, der Groll der Ansässigen gegen die Weißhäute, die Geschichte des Sklavenaufstandes leibhaftig vor unsern Augen. In der Körnerschen Exposition erkennt man sie fast gar nicht oder muß sie sich erst allmählich zusammenstoppeln.

Diese kalte Zergliederung war nötig, um auf der einen Seite den meisterhaften, naturgetreuen Prosaiker, auf der andern den schwärmerischen, anfangenden Dramatiker zu kennzeichnen. Ich lasse Körner allen seinen Ruhm gerne, unterschreibe gern, daß er „in der Leichtigkeit und dem Flusse der Jamben weiter gekommen“ ist, und daß man dem schönen Monologe der Heldin „die besondre Mühe“ wohl anmerkt. (Brief an die Eltern.) Aber er vergriff das Thema, das bei Kleist lautete: Der Fluch des Mißtrauens, und machte einen Sieg der Liebe daraus.

Entzieht sich das nächste Stück der Körnerschen Muse aus dem Wiener Aufenthalt, die „Sühne,“ in ihrer Entstehungsart fast ganz unsern Blicken, so können wir den jungen Dichter um so mehr bei seinem nächsten und seinem besten Drama überwachen, bei seinem „Zriny.“

*) Auch die ursprüngliche Badeszene im „Käthchen von Heilbronn“ hatte Kleist aus ähnlichen Bedenken ändern müssen.

Auch hier arbeitete er wieder, nachdem er das Stoffliche überwunden hatte, erstaunlich schnell. Noch am 26. Februar 1812 hofft er, seinen nächsten Vorwurf zu einem Stück in der Geschichte Tirols zu finden; Mitte März (15.) ist schon „der ungarische Leonidas, Graf Zriny," sein Augenmerk. Es ist seiner Ansicht nach ein Stoff, der alle möglichen Vorzüge einer dramatischen Bearbeitung in sich hat. Den 9. März beabsichtigt er, den Plan zum „Zriny" Goethen nach Karlsbad zu schicken. Unterm 29. März dankt er dem Vater für die Mühe, ihm die Quellen aufgeschrieben zu haben. Am 18. April will er mit frischem Mute an das neue Stück gehen. Keine zwei Monate, und am 6. Juni ist es mit ihm und dem „Zriny" zum Durchbruch gekommen. „Am verwichenen Mittwoch hab' ich angefangen auszuarbeiten und bin jetzt beim zweiten Aufzuge." Achtzehn Tage später (24. Juni) steht er bereits im vierten Aufzuge. „Der Soliman ist glücklich zur Leiche gemacht." Mit dem fünften Akt, den er „schon viel im Kopf bearbeitet hat, denkt er übermorgen fertig zu sein." Das geschah denn auch (27. Juni) und im Juli bittet ihn Schlegel um einige Szenen für sein „Museum." Die Zeit der Ausarbeitung erstreckt sich also nur auf drei Wochen, während die Vorarbeiten volle zwei Monate in Anspruch nahmen.

So sehr die Schnelligkeit des eigentlichen Dichtens verwundert, so erklärlich ist die verhältnismäßig lange Dauer des Stoffsammelns. Sie hängt zusammen mit der Schwierigkeit, die ihm die Quellen boten. Diese waren teils czechisch geschrieben, und das verstand natürlich Körner nicht. So vor allem das Epos Szigethi vesredelem, der „Sturz Szigeths" von Niklas Zriny, dem Urenkel des berühmten Helden, das in dessen: Adriai tengerneh Sirenája, in den „Sirenen des Adriatischen Meeres," enthalten war (Wien, 1651). Auf die Spur führte ihn jedenfalls Gebhardis Geschichte von Ungarn, wo im 2. Bande (S. 361) der Fall Szigeths behandelt und oft auf Schwandtners Scriptores rerum Hungaricarum verwiesen wird. Bei Schwandtner (I. S. 723) fand er eine lateinisch geschriebene: Historia Szigethi totius Sclavoniae fortissimi propugnaculi a Solymanno Turcarum imperatore anno 1566 capti . . . per M. Samuelem Budinam Labacensem jam olim in Latinum conversa. (Ein älterer Abdruck davon auch in Nik. Reusners Rerum memorabilium . . . exegesis, 1603. S. 138—157.)

Dies ist offenbar jene ungarische Chronik, deren Körner in einem Briefe an den Vater gedenkt (29. März 1812), und sie hat er nachweislich benutzt, wenn ihm das Latein auch einige Mühe kosten mochte, da er bei seinem Hauslehrer Küttner alles eher als seine Schuldigkeit in den Sprachen gethan hatte. Die Benutzung des Budina geht mit Gewißheit aus einigen Zügen hervor, die er nur hier geschöpft haben kann. So schreibt in wörtlichster Übersetzung der alte Chronist: „Deswegen, um des größern Gehorsams und der Furcht willen, ließ Zrini einen Fußsoldaten, weil er das Schwert auf

einen Woywoden gezückt und aus der Scheide gezogen hatte, auf dem Markt der größern Stadt hinrichten; ebenso belegte er einen Aga oder Kapitän mit der Todesstrafe wegen dessen hervorstechender Gottlosigkeit und grenzenloser Schmähungen, die er auf dem Wege nach Szigeth ausgestoßen hatte." Giebt das nicht fast täuschend Körner wieder, wenn es heißt:

Der Tod des Schützen, der am Schloßthor heut
Wider den Dwako seinen Degen zog,
Verbürge euch die Strenge meines Worts.
Mit ihm sterb' auch der Janitscharenhauptmann,
Der schwarze Läst'rung wider unsern Glauben
Aus seiner gottverfluchten Lippe stieß.

Aus Budina konnte er auch das treulose Spiel kennen lernen, das sich der Großwesir nach Solimans Tode erlaubt, indem er dessen Ableben verheimlicht, einige Wesire besticht und, „damit es nicht auskomme und den andern bekannt werde, den Doktor, der Soliman behandelte, in nächtlicher Weile heimlich tötete."

Die Kämmerlinge sind von mir erkauft.
Mehr sollen's nicht erfahren. Doch den Juden
Bringt dieser Dolch zum Schweigen.

Lernte freilich Körner das Werk des Budina nicht aus Schwandtners, sondern aus Reusners Sammelwerk kennen, so konnte er auch von der dort befindlichen Beschreibung der Belagerung Sigeths durch den Grafen Fr. Forgach (Zigethi descriptio et obsidionis eius epitome) Einsicht nehmen und darin die Geschichte von der Gefangennehmung von Zrinys Sohn und die großen Versprechungen des Sultans hinsichtlich des Königreichs Kroatien finden.

Sehen wir aber von Forgach ab, so bleibt Budina Körners nächster Anhalt, er bot ihm sogar die meisten Namen. Bei Budina begegnen schon der Casparus Alapianus, der Wolffgangus Paprutowitschius, der Bassa Sokolowitschius, der Beglierbegus von Anatolien (Natolien bei Körner), der Aliportuk, bellicarum et munitionum praefectus, Mustafa, Franciscus Scherenkus und selbst Laurentius Juranitsch.

Aber die Namen des Hauptmanns Peter Vilacky, der Gattin Eva und der Tochter Helene hat er weder hier noch sonstwo finden können. Denn eines Vilacky gedenkt die Historie nicht. Eine lebende Tochter Zrinys führen die Quellen nicht mit Namen auf, und nur am Schluß wird von Budina die erste Gemahlin Katharina de Frangepanibus genannt, die auch Körner vorbringt.

Daß die zweite Frau, wie bei Körner, Eva geb. Rosenberg und ihre Tochter Helene geheißen habe, weiß ich aus der Geschichte nicht zu belegen. Am fragwürdigsten bleibt der Sohn Georg, von dem man nach Körners Darstellung nicht weiß, aus welcher der beiden Ehen Zrinys er stammt. Er

stehe, heißt es (II, 5), bei des Kaisers Leibwacht und werde späterhin als Gefangener wahrscheinlich unter Martern getötet werden (III, 9.). Dann ruft Zriny noch einmal aus, das Vaterland gelte ihm mehr als des Sohnes Leben. (III, 10). Seine Frau steht dabei; sie kann nichts von der Gefangennehmung, nichts von dem Martertod des Sohnes wissen, und doch erkundigt sie sich nicht mit einem Worte nach einer sie so nahe berührenden Familienangelegenheit.

Solche Härten hätte sich selbst ein Anfänger nicht erlaubt, wenn seine Gedanken nicht beeinflußt worden wären durch — eine zweite, wesentliche Quelle. Wir konnten eine solche Vorlage schon aus der großen Schaffensgeschwindigkeit vermuten. Die Vermutung wird zur Gewißheit, und jene Härten erklären sich.

Diese Vorlage ist ein Werk des heute ganz vergessenen Dichters F. A. C. Werthes. Über sein Leben hier nur einige Mitteilungen. Er war am 12. Oktober 1748 zu Buttenhausen in Württemberg geboren. Bekannt mit den Göttinger Hainbündlern, wurde er 1781 Professor der italienischen Litteratur zu Stuttgart, lebte von 1784—1794 in Pest und privatisirte seit 1797 in Stuttgart, wo er das Regierungsblatt leitete und als Hofrat 1817 starb. Er hat „Hirtenlieder" und „Lieder eines Mädchens" gedichtet, mit italienischen Übersetzungen, wie der Werke des Gozzi, sich befaßt und vor allem viele Dramen geschrieben; ich nenne nur „Rudolf von Habsburg" 1775, „Deukalion" 1777, „Hermione", „Die Klause." Körner kannte ihn schon genauer, wie er denn seiner Zeit ziemlich bekannt gewesen sein muß. Als Körner noch den Plan eines „Konradin" im Auge hatte, schwebte ihm offenbar das Drama jenes Werthes aus dem Jahre 1800 vor: „Conradin von Schwaben," wenn auch sein Versuch dazu, der Monolog der Hedwig, keine Spuren eines näheren Einflusses bekundet.

Nun kam er aber mit diesem Geiste in nähere Berührung. Auf seiner Suche nach Stoffen muß er auch die Bibliothek des k. k. Hofburgtheaters durchgemustert haben, wo ihm in einem größern Sammelbande verschiedene Schauspiele aufstießen. Darunter entdeckte er das Büchlein des Werthes mit dem Titel, den ich hier genau hersetze, weil er noch nirgends vollständig veröffentlicht worden ist, und Exemplare zu den größten Seltenheiten gehören:*)

Niklas Zrini | oder die | Belagerung von Sigeth. | Ein | historisches Trauerspiel | in drey Aufzügen. | Von | Friedrich August Clemens Werthes. | (Vignette: ein Medaillon mit dem nach rechts gewandten Bilde Zrinis, das mit Eichenlaub geschmückt ist. Darüber gekreuzte Lanzen, Schild, Keule.) | Wien, | Bey Johann Paul Krauß | 1790. | 8⁰. 85 Seiten.

---

*) Ein Exemplar im Körner-Museum zu Dresden, Geschenk des Geh. Rats Blassak, versehen mit dem Stempel des Hofburgtheaters, gewiß eine Dublette. Die Bibliotheken von Berlin, Dresden, Leipzig besitzen das Buch nicht.

Körner las es, las es sehr genau! Gab ihm auch Budina die geschichtliche Stütze, so doch erst Werthes' Werk die poetische Anregung und vielfach neue Gedanken. Einige Litterarhistoriker haben denn auch geahnt, daß dieses Stück möglicherweise Einfluß auf Körners Zriny ausgeübt habe. So deckt sich der neueste Herausgeber des „Zriny", Professor Tomanetz (1887) hinter der Bemerkung, Körner habe die Daten nicht aus Reusner selbst, sondern aus zweiter Hand kennen gelernt. Dicht vor der Entdeckung stand K. Geiger, als er (Schnorrs Archiv III, 339) meinte: „Sollte Körner Werthes die Anregung zu seinem Zriny verdanken?" So ist es in der That.

(Schluß folgt)

Streifzüge durch die französische Litteratur der Gegenwart

Von E. J. Groth

3

Sainte-Beuve hätte bei seinem beispiellosen Wissen und bei dieser klaren Methode der erste Kritiker unsers Jahrhunderts werden können, allein hierzu fehlten ihm die notwendigsten Eigenschaften: ein bestimmter Charakter und sittliche Grundsätze. Kein Schriftsteller hat so viel Wandlungen durchgemacht wie Sainte-Beuve, keiner hat sich mit ähnlicher Bereitwilligkeit allen geistigen Strömungen des Jahrhunderts überlassen; er ist nach einander Materialist, Romantiker, Spiritualist, Sainte-Simonist, Kalvinist, Jansenist, orthodoxer Katholik, Skeptiker, Atheist und Positivist gewesen. Er behauptete zwar, daß er bei allen Systemänderungen doch immer derselbe geblieben sei, daß er sich immer nur der Speckschwarte genähert habe, aber sich niemals in der Rattenfalle habe fangen lassen, aber er ist doch ehrlich genug, die Selbsterkenntnis auszusprechen: Je suis l'esprit le plus rompu et le plus brisé aux métamorphoses.

Die Erklärung für diese seltsame Erscheinung liegt nicht fern. Die meisten französischen Denker waren im Anfang unsers Jahrhunderts darüber einig, daß keines unter allen philosophischen Systemen das richtige sei; ja man hatte allmählich jeden Versuch aufgegeben, nach dem richtigen überhaupt noch zu forschen. So blieben denn nur noch zwei Möglichkeiten übrig: entweder waren alle

Systeme grundfalsch, oder alle enthielten etwas von dem einen richtigen. Von jener Auffassung, daß alle falsch seien, ging der Positivismus Auguste Comtes aus; auf dieser Voraussetzung, daß in allen ein paar Bausteine zum richtigen lägen, fußte der Eklektizismus Victor Cousins. Es handelte sich nur darum, jedem System das richtige zu entnehmen, das gesundene Material zu vereinigen und daraus, wie Paul Janet sagt, eine philosophie conciliatrice zu konstruiren. (Vergl. Revue des deux Mondes, 1. August 1887, La Philosophie d'Auguste Comte.)

Cousin versuchte die Begründung dieser Philosophie — er scheiterte damit. Sainte-Beuve, sein Schüler, verpflanzte den Eklektizismus in die litterarische Kritik — er scheiterte damit. Er wollte aus allen Tendenzen das richtige herausheben und wurde unentschieden und kurzsichtig; er wollte bis auf die geringsten Einzelheiten genau sein und wurde indiskret und schmähsüchtig; er wollte unparteiisch sein, selbst in sittlichen Fragen, und wurde charakterlos; er wollte überall festen Fuß fassen und verlor überall den Boden.

Es ist boshaft, aber nicht ganz unrichtig, wenn Paul Albert von ihm sagt: Sainte-Beuve à l'air d'un valet de chambre du grand homme, de l'esclave, placé sur le char à côté du triomphateur. Allein trotz seiner Fehler hat Sainte-Beuve doch einen gewaltigen Einfluß auf die Entwicklung der litterarischen Kritik in Frankreich ausgeübt, namentlich durch die Causeries du Lundi und die Nouveaux Lundis.

Hier führt er Staatsmänner und Geistliche, Schriftsteller und Feldherren, Fürsten und Frauengestalten, die Vergangenheit und die Gegenwart, Frankreich und das Ausland in fesselnden Wandelbildern vor. Um ein derartiges, vielseitiges Werk zu Stande zu bringen — sagt Chauvin — das sich auf alle Zeiten und alle Länder bezog, war eine genaue und ungeheure Belesenheit notwendig, eine hartnäckige Arbeit, eine unvergleichliche Diagnostik, eine Geschmeidigkeit des Talents, sich an alle Formen anzuschmiegen, für so viele verschiedenartige Berühmtheiten den richtigen Maßstab zu finden, eine Fruchtbarkeit des Pinsels, eine Feinheit des Tones und des Striches, um die unendlich vielen Eigenheiten aller jener Gestalten wiederzugeben, endlich eine Sprache, die reich und bestimmt, klar und farbig, edel und vertraulich sein kann . . . Sein Werk ist eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung, mehr als dies, eine unvergleichliche Gallerie, in der zur hohen Freude gebildeter Geister wunderbare Gestalten der Litteratur und Geschichte wiederaufleben, interessante Persönlichkeiten, die unter dem Staube der Vergangenheit begraben zu sein schienen.

Die méthode naturelle, die Sainte-Beuve mit der Sicherheit eines Virtuosen anwendete, suchte Taine wissenschaftlich zu begründen. Taine steht im schärfsten Gegensatz zu Nisard. Während dieser die Litteraturgeschichte dogmatisch-spiritualistisch behandelt, geht Taine von rein materialistischen Voraus-

setzungen aus und überträgt die exakte Methode der Naturwissenschaften auf die Erforschung des künstlerischen, geschichtlichen und philosophischen Lebens. Hatte Nisard das dichterische Erzeugnis von allen seinen Wurzeln und Bedingungen gelöst und es an sich als das Werk des freien menschlichen Geistes betrachtet, so greift Taine das litterarische Objekt von der entgegengesetzten Seite an, geht auf den Ursprung desselben zurück und sucht die Eigentümlichkeiten des Kunstwerkes aus dem auf materiellen Ursachen ruhenden Wesen und aus den Triebkräften im Menschen zu entwickeln. Que les faits soient physiques ou moraux, il n'importe, ils ont toujours des causes. Il y en a pour l'ambition, pour le courage, pour la véracité, comme pour la digestion, pour le mouvement musculaire, pour la chaleur animale. Le vice et la vertu sont des produits comme le vitriole et le sucre.

Demnach ist nach Taine die ganze Litteraturgeschichte weiter nichts als ein Problem der physiologischen und psychologischen Mechanik. Das, was Sainte-Beuve noch an den Idealismus fesselte, die Willensfreiheit, wird von Taine nicht anerkannt und ebenfalls auf mechanische Bedingungen zurückgeführt. Der Geist ist nichts als ein Produkt der Gehirnfunktionen; diese hängen wieder in ihren Wirkungen ab von der Gehirnsubstanz und dem Blutlauf; Gehirn und Blut sind aber das Endergebnis einer Reihe zusammenwirkender mechanischer Kräfte: der Rasse, des Klimas, des Bodens, der Umgebung (milieu social).

So ist denn die Maschine geheizt; es kommt nur darauf an, sie in Bewegung zu setzen, und dazu nimmt Taine eine Kraft, faculté-maîtresse, an. Diese faculté-maîtresse unterscheidet den schöpferischen Geist von allen andern; sie giebt ihm den ersten Stoß und die Richtung. Ist die bestimmte Bewegung und die Richtung da, so bleibt der produktive Geist darin unabänderlich und unbewußt bei allen seinen Erzeugnissen. Taine kommt also mit seiner psychologischen Mechanik zu einem krassen Determinismus. Er gelangt, vom Materialismus ausgehend, zu Schopenhauers Formel: Das Genie produzirt aus derselben Notwendigkeit, mit welcher der Baum seine Früchte trägt. Aber Schopenhauer fand im Genie die absolute Loslösung des Intellekts aus dem Banne, aus der Abhängigkeit von dem Willen, dem materiellen eigentlichen Menschen; und eben weil der Wille der eigentliche Mensch ist, schreibt Schopenhauer die willensreine Erkenntnis, die willenslose Auffassung der Ideen einem vom eigentlichen Menschen verschiedenen übermenschlichen Wesen zu, dem Genius. Nur durch das Wirken des Genius, die Inspiration, entsteht ein Kunstwerk. Bei Taine bleibt nach seiner genauen positiven Analyse des dichterischen Geistes in der Retorte ein unlöslicher Rest zurück, um den sich der Kritiker nicht weiter kümmert, der aber, gerade weil er nicht „positiv“ ist, das Kennzeichen des künstlerischen Geistes bildet.

Taine hat diese Lehre, deren Prinzipien er in dem Buche L'Intelligence auseinandersetzt, zuerst in seiner These La Fontaine et ses Fables im Jahre 1853

angewendet, um die den Litterarhistorikern rätselhaft erschienene Individualität des Dichters zu erklären. Er findet in La Fontaine das notwendige Gesamtprodukt einer nüchternen, verschlagenen und boshaften Rasse, die in der Champagne wohnt, eines gemäßigten Klimas, das weder starke Kälte noch große Hitze kennt, eines hügeligen Bodens mit einfacher Schönheit und flüchtigen Reizen, endlich einer Reihe von gesellschaftlichen Verhältnissen, von denen der Dichter in der Provinz und in Paris beeinflußt wurde. So kommt Taine zu dem Schluß: Il a fait des fables, comme les vers à soie font leurs cocons et comme les abeilles font leurs ruches; mit andern Worten: La Fontaine ist weiter nichts als eine aus Fleischfasern bestehende Fabel-Dichtmaschine.

Mit derselben Methode sucht Taine in seinem Hauptwerke das Wesen der englischen Litteratur zu ergründen. Wie oft er sich aber dabei trotz seiner wissenschaftlichen Voraussetzungen verrennt, zeigt sein schiefes Urteil und seine Voreingenommenheit gegenüber der altenglischen Litteratur. Er legt an die alten Heldengesänge den Maßstab moderner ästhetischer Geschmacksbildung und vergißt, daß ein Litterarhistoriker vor allem zu untersuchen hat, welche Bedeutung das Werk für seine eigne Zeit gehabt hat, und dann erst, was es noch für uns sein kann. Aus dieser Voreingenommenheit ergiebt sich unzweifelhaft, daß sich Taine, ähnlich wie Nisard, a priori eine Idee von dem englischen Genius gebildet und erst hieraus auf die Bedingungen und die gestaltenden Mittel einen Rückschluß gemacht hat. Daher wird hier ebenso wie bei Nisard alles verurteilt und verbannt, was nicht dem englischen Genius auf den Leib zu ziehen ist; d. h. Taine gerät mit seiner wissenschaftlich-positivistischen Methode in dieselbe Engherzigkeit, Parteilichkeit und Unvollständigkeit wie Nisard mit seinen dogmatisch-spiritualistischen Grundsätzen.

Taine scheint diesen Mangel an seinen litterarischen Untersuchungen auch erkannt zu haben; wenigstens hat er sich zum Verdruß der Naturalisten, die ihn gern als ihren Ästhetiker auf den Schild heben möchten, seit langer Zeit von der litterarischen Kritik zurückgezogen und sich mit größerm Erfolge der Geschichte und der Philosophie gewidmet. C'est M. Taine, sagt der Chorführer des Naturalismus, qui est actuellement le chef de notre critique, il est à regretter qu'il s'enferme dans l'histoire et la philosophie, au lieu de se mêler à notre vie militante, au lieu de diriger l'opinion comme Sainte-Beuve, en jugeant les petits et les grands (natürlich Zola!) de notre littérature. (Zola, Le Roman expérimental S. 221.)

So sehen wir denn in Frankreich die drei nach einander herrschenden philosophischen Richtungen: Spiritualismus, Eklektizismus und Positivismus auch in der litterarischen Kritik leitend hervortreten. Nisard war mit seiner dogmatisch-spiritualistischen Methode von dem Kunstwerk ausgegangen, Sainte-Beuve mit seiner biographisch-eklektischen von der Individualität des Dichters, Taine mit seinen wissenschaftlich-positivistischen Grundsätzen von den physio-

logischen Grundbedingungen des schöpferischen Geistes. Es blieb zur Erklärung und Würdigung eines Schriftstellers also nur noch ein Ausgangspunkt übrig, nämlich der vom Beurteiler selbst.

In der That ist auch dieser kritische Versuch neuerdings gemacht worden. Paul Bourget ist der Begründer der critique egotiste; in seinen Essais de psychologie contemporaine geht er von sich selbst aus und findet in seinem eignen Wesen eine Reihe das ganze gegenwärtige Zeitalter charakterisirender Ideen, Seelenzustände und Bestrebungen. Er sucht die durcheinander geschlungenen Fäden des psychologischen Gewebes in seinem Mikrokosmos zu entwirren, die Hauptrichtungen, ob gesunder oder krankhafter Natur, bloß zu legen, und so, von einer subjektiven Kritik ausgehend, die psychologischen und pathologischen Rätsel der modernen Kulturwelt zu lösen.

Durch eine derartige Analyse findet Bourget als ein hervorragendes Merkmal der âme moderne den unverkennbaren Hang zum Mystizismus, verbunden mit einer künstlich gesteigerten, ungesunden Sinnlichkeit, und als Ursache für diese Erscheinung die stetig wachsende Nervosität und die Abnahme der reinen Lebenssäfte. Es ist ein Verzweiflungskampf zwischen dem moralischen Bewußtsein und einer vom gesteigerten Nervenkitzel verfolgten Phantasie, eine Entrüstungsqual unersättlicher Wollust über die Impotenz der erschlafften Kulturmuskeln, jene sinnliche Ruhelosigkeit, von der Beaumarchais sagt:

> En désirant je sens que je jouis,
> En jouissant je sens que je désire!

oder um mit Faust zu reden:

> So tauml' ich von Begierde zu Genuß,
> Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde.

Paul Bourget bezeichnet als Hauptvertreter dieser mystisch-sinnlichen Richtung Baudelaire, den Dichter der Mal aux fleurs, und Dumas fils.

Ein andres zersetzendes Element in dem geistigen und sittlichen Leben der Gegenwart ist der bildungssüchtige Dilettantismus, cette disposition d'esprit, très intelligente à la fois et très voluptueuse qui nous incline tour à tour vers les formes diverses de la vie et nous conduit à nous prêter à toutes ces formes sans nous donner à aucune. In diesem ruhelosen geistigen Umherschweifen sieht Bourget die Erklärung für die melancholische Stimmung unsrer Zeit, aber auch für die auffallende Aussonderung der aristocratie intellectuelle, Züge, die besonders deutlich bei Renan und den Goncourts hervortreten.

Zu dem baudelairisme und renanisme kommt noch das gefährliche, eine nationale Kraftentfaltung verhindernde Weltbürgertum, beylisme, das am ausgeprägtesten Stendhal (Henri Beyle) darstellt, und das in der Auslandssucht, dem exotisme eines Pierre Loti, gegenwärtig seinen litterarischen Ausdruck findet. Ebenso verwirrend und nachteilig für eine gesunde Lebensgestaltung

wirken die Folgen, welche die exakten Wissenschaften auf phantasiebegabte Geister, wie Taine, Leconte de Lisle und Flaubert, ausgeübt haben, wirken die sozialen Kämpfe, die zwischen den demokratischen Tendenzen und unsrer Überkultur immer offner und mächtiger hervorbrechen, wirkt schließlich die niederschmetternde Erkenntnis von der Hoffnungslosigkeit und Unzulänglichkeit des menschlichen Geistes. Erkennen heißt leiden — wo soll das enden?

So wird der Schopenhauersche Pessimismus für Paul Bourget der Hintergrund für seine „egotistische“ Kritik. Die tragische Morgenröte des Pessimismus (l'aube tragique du pessimisme), ruft Bourget aus, steigt empor, diese Morgenröte aus Blut und Thränen; wie das Licht eines erwachenden Tages, so berührt sie leise nach und nach mit ihren roten Farbentönen die erhabensten Geister unsers Jahrhunderts, die den Gipfel bilden, zu denen die Augen der kommenden Menschen sich andachtsvoll erheben.

Es ist in der Geschichte der litterarischen Kritik in Frankreich eine eigentümliche und sehr beachtenswerte Erscheinung, daß keine philosophische Strömung vorübergegangen ist, ohne auf die ästhetische Beurteilung einen bestimmenden Einfluß ausgeübt zu haben — ein Beweis mehr, wie unrichtig es ist, von einer Nutzlosigkeit, Ohnmacht oder Unzulänglichkeit der Philosophie für das moderne Leben zu reden.

Auch Schopenhauer gewinnt, nachdem der Comtesche Positivismus abgewirtschaftet hat, immer mehr an Boden. Seitdem Caro in seinem Buche Le Pessimisme au XIX^e^ siècle und Ribot in dem seinigen La Philosophie de Schopenhauer zum Teil gegen ihren Willen die Philosophie des Frankfurter Weisen jenseits des Rheines bekannt gemacht haben, üben die originellen Ergebnisse Schopenhauers, besonders seine Metaphysik der Geschlechtsliebe, einen bedeutenden Einfluß auf die Litteratur Frankreichs aus. Selbst seine Willensmetaphysik, die durch Cateuzènes Übersetzung: Monde comme volonté et comme représentation dem größern Publikum näher gebracht worden ist, hat sich bereits viele Anhänger erworben, so daß die Revue des deux Mondes das Geständnis macht: Il se pourrait bien, que Schopenhauer fût un jour, avec Darwin, l'homme dont les idées auront exercé sur cette fin de siècle la plus profonde influence (1. Oktober 1886). Es fehlt nur noch, daß ein französischer Kritiker Hartmanns phänomenologische Behandlungsweise aufnimmt und die ganze Litteratur aus dem Entwicklungsgange der Geschichte und aus der Organisation und den Bedürfnissen des menschlichen Geistes ableitet.

Jedenfalls hat Paul Bourget mit seiner psychologischen Methode einen Schritt weiter gethan als Nisard, Sainte-Beuve und Taine; seine Bedeutung muß anerkannt werden, wenn er auch naturgemäß wenig Nachfolger zählen wird. Um so zahlreicher sind die Anhänger jener drei Kunstrichter. An Nisard schließt sich in den Hauptzügen die ganze doktrinär-klassische Gruppe mit Scherer,

Brunetière, Caro, Montégut, Faguet, Fournel u. a., an Sainte-Beuve mit geringern oder größern Abweichungen Weiß, Pontmartin, Jules Lemaître; an Taine die ganze Schule der Naturalisten. Von allen sind in der letzten Zeit besonders fruchtbar gewesen: Brunetière, Faguet und Jules Lemaître. In frühern Abhandlungen haben wir ihrer bereits Erwähnung gethan und gedenken auch später noch auf sie zurückzukommen. Jedenfalls sei gleich hier hervorgehoben, daß sie alle von dem hohen Ernst ihrer Aufgabe erfüllt sind und nicht aus der Kritik eine Waffe schmieden, um vorgefaßte Meinungen zu verteidigen oder unliebsame Gegner niederzustoßen — wie es Zola in seinen kritischen „Sauhieben" thut. Es gehört denn doch ein gutes Teil Verbohrtheit dazu, um sich zu dem Ausrufe zu versteigen: La République vivra ou la République ne vivra pas, selon qu'elle acceptera ou qu'elle rejettera notre méthode. La République sera naturaliste ou elle ne sera pas! Wir fürchten, sie wird auch mit dem Naturalismus nicht bestehen können.

Neben diesen Kritikern treibt noch eine ganze Schar kleiner Spukgeister ihr Unwesen auf dem französischen Parnaß. Jeder geschichtlichen Auffassung bar, frei von dem Ballast philosophischer Bildung, betrachten sie das Feld der Kritik als eine Stätte, auf der sie den sonst nicht unterzubringenden Schutt herausgebuddelten Esprits abladen können; unfähig, dem Geistesfluge eines wahren Dichters, wenn auch nur mit den Augen, zu folgen, unfähig, sich dem Zauber einer großen Persönlichkeit hinzugeben, finden sie ihre kritische Befriedigung nach einem treffenden Worte Coppées darin, d'éplucher les queues des lions, pour y chercher des puces.

Schade, daß eine ganze Reihe deutscher Kunstrichter sich gerade diese litterarischen Troßbuben zum Vorbilde nimmt! Sie sind die blagueurs, von denen auch die hämischen und albernen Angriffe auf die ihnen unverständliche philologische Behandlungsweise der Litteraturgeschichte ausgehen, auf jene neue, schon von Sainte-Beuve angekündigte und gefürchtete Schule, in der — wie sie meinen — die Gelehrsamkeit Ersatz für den Mangel an Ideen und Talent bieten soll, die sich auf der Jagd nach Ineditis abhetze und die Eigenschaften des esprit français unter dem pédantisme germanique zu ersticken drohe. Es ist diesen Chauvinisten entsetzlich, daß Taine sagen kann: De 1780—1830 l'Allemange a produit toutes les idées de notre âge historique, et pendant un demi-siècle encore, pendant un siècle peut-être, notre grande affaire sera de les repenser. Das klingt ihnen wie ein Majestätsverbrechen am esprit français.

Nun, solange Männer wie Léon Gautier und Gaston Paris an der Spitze der philologischen Kritik stehen, hat Frankreich von dieser Seite her für den französischen Genius nichts zu fürchten. Aber an den verwünschten Gedanken wird es sich nachgerade gewöhnen müssen, daß der weltbeherrschende esprit français seine Rolle ausgespielt hat, daß mit der „intellektuellen Efflorescenz"

der französischen Nation die mächtigen Kulturaufgaben unsrer Zeit nicht mehr zu lösen sind, daß heutzutage ganz andre Tugenden und Tüchtigkeiten ins Feld geführt werden müssen, wenn man „an der Spitze der Zivilisation marschieren" will.

Die gemißhandelten Unabhängigen

Wir Wilden sind doch bessre Menschen! Sollten die reichstreuen Parteien einmal in die Gewalt der Freisinnigen geraten, so würden sie auf keine Gnade zu rechnen haben. Wir aber — es ist ein Fehler, in der Politik soll man nicht empfindsam sein — wir können uns bei dem Anblick des heruntergekommenen Freisinns nicht des Mitleids erwehren. Da hielt der Generalissimus Richter Heerschau über seine Getreuen, und zu dem Zwecke mußte er sich doch aufs hohe Roß setzen; doch während der brave general seinen Rappen tummeln kann, hatte unser armer Richter nur den siech und lahm zur Welt gekommenen unglücklichen Klepper „Angstprodukt" zur Verfügung. Wie weit ist es mit ihm gekommen, wenn er diesem zu Tode gehetzten Gaul noch immer nicht das Gnadenbrot gewähren darf! Man sagt doch sonst, gut gegangen sei besser als schlecht geritten, und so beritten sein, das kann unmöglich zur Erhöhung des Ansehens beitragen; irgend ein Bekannter aus der Gilde der Roßtäuscher würde ja wohl aus Gefälligkeit für Paradezwecke einen etwas weniger ruppigen Rosinante herleihen. Immerhin ist es hübsch von Herrn Richter, daß er trotz alles Mißgeschickes noch immer „Stolz" empfindet, an der Spitze der freisinnigen Presse zu marschieren; „ein Jude bleibe ich doch," sagte jener, „bin ich lieber gleich stolz darauf." In der That sind es stattliche Kämpen, die er kommandirt, die Volk-Israels-Zeitung — das Tageblatt, das eine so unerschöpfliche Phantasie hat, wie jener Aufschneider, der die ungläubigen Zuhörer durch die Wendung zu verblüffen liebte: „ich habs von einem, der mirs selbst gesagt hat" —, der Paul-Louis-Börsen-Kurier, die Nation (der Ton ist auf den Artikel zu legen), und dazu noch, wofür weder in Falstaffs noch in Spiegelbergs Kompagnie gesorgt war, eine liebe Tante Marketenderin; „stehen dir in einem Renommee vierzig Meilen weit, das nicht zu begreifen ist," oder wie der Herr Hauptmann sagt: „das ist die unabhängige Presse, welche auch dem mächtigsten Manne in Europa die Wahrheit zu sagen wagt."

Ja freilich, unabhängig wie gewisse italienische Blätter, die auf Kosten ihrer Regierung Frankreich verherrlichen, unabhängig von dem, was man Nationalgefühl nennt. Wie berechtigt ist der Stolz auf diese Presse, die unwandelbar auf der Seite des Auslandes stand, wo dieses thatsächlich oder scheinbar Deutschland entgegentrat, die immer bereit war, die Aussprüche des eignen Landes als unberechtigt, die eigne Regierung als im Gegensatz zur öffentlichen Meinung und zum Interesse des Reiches darzustellen, immer bereit, dieser Regierung Hindernisse anzudichten oder doch wenigstens den leitenden Staatsmann zu kränken, zu ärgern, zu verdächtigen. So oft der Reichskanzler ins Spiel komme, werde der Ton der Verhandlungen „gehässig," sagt Herr Richter. Leider nur zu wahr! Denn so wie die Herren sich an den Schreibtisch setzen oder sich zum Reden erheben, erscheint vor ihrem „geistigen" Auge der verhaßte Kanzler, und da wird natürlich der Ton „gehässig." Der Mann steht ihnen auch überall im Wege. Wie berechtigt erscheint Herrn Richters Stolz, wenn man sich nur der Daten des letzten Jahres erinnert! Mackenzie, Battenberg, Tagebuch, Sansibar, Morier — welche Blätter im Ruhmeskranze der „freisinnigen" Presse! Und wenn auch jede Kampagne jammervoll ausging, wenn die medizinische Wissenschaft der ganzen Welt, England und Frankreich nicht ausgenommen, den angebeteten Chirurgen als das kennzeichnet, was er ist: durch brutale Thatsachen läßt sich die Überzeugung nicht erschüttern. Stolz darf der Hauptmann sein auf eine solche Truppe, wir werden nicht so leicht ihresgleichen sehen.

Und, sagt Herr Richter, wenn es nicht mehr gestattet sein soll, der Regierung Steine in den Weg zu werfen, Mißtrauen gegen sie zu säen im Inland und im Auslande, das Vertrauen auf die Macht und die Einigkeit des Reiches zu erschüttern, dann verliert der ganze Parlamentarismus seinen Wert. Den Parlamentarismus müssen wir haben, er ist Selbstzweck, was nützt uns das Reich, wenn es nicht parlamentarisch gerollt ist? Nur schade, daß die Verblendung immer weiter um sich greift. In Frankreich haben es die dortigen Freisinnigen beinahe schon zum Ideal des Parlamentarismus gebracht; nach jeder Abstimmung ein neues Regiment vom Staatsoberhaupt bis zum Flurschützen, und um vor diesem idealen Zustande bewahrt zu werden, ist die Bevölkerung drauf und dran, sich einem Boulanger in die Arme zu werfen. Es sind schlechte Zeiten.

Darum ist auch Herr Bamberger, dem Karl Marx einmal den Titel „Stern Gescheiteles" kostenfrei verliehen hat, nicht mehr so stolz wie sein capitano, sondern elegisch. Wir sind eine kleine gemißhandelte Partei. Aber Herr Bamberger! Sind denn die Freisinnigen nicht die Nation, das Volk, oder wenigstens „das wahre Volk?" Eine kleine Partei, diese Bezeichnung dürfte bisher doch nur auf die angewandt werden, die sich gegen das Evangelium von Manchester verstockt zeigen. Oder sollte die Richtersche Angst wirklich

dermaßen um sich gegriffen haben, daß nur noch das kleine Häuflein freisinniger Parlamentarier und Zeitungsschreiber mutig geblieben wäre? Doch giebt es einen Punkt, auf dem auch Herrn Bambergers Stolz wieder lebendig wird, die Erinnerung daran, daß er zur Schadenfreude aller Feinde und Neider Deutschlands in der Samoafrage einen Erfolg errungen hat. Man könnte wirklich glauben, die Regierung mute Herrn Bamberger zu, bewehrt wie dereinst nach Kirchheim-Bolanden, jetzt nach Samoa oder nach Afrika zu ziehen, mit solcher Nervosität erfüllen ihn die Kolonialangelegenheiten. Und er braucht sich doch wahrlich nicht zu beunruhigen; wenn wirklich unternehmende Deutsche, die unter den früheren Verhältnissen Pionierarbeit für Engländer und Amerikaner verrichtet oder gar Dienste in Algier genommen haben würden, sich jetzt den deutschen Schutzgebieten zuwenden, es werden immer noch genug übrig bleiben, daß weder die Börse noch die Zeitungsredaktionen über Mangel an Kräften zu klagen haben.

Herr Rickert, der in unbewachten Augenblicken sich dann und wann seiner besseren Zeiten erinnert, sprach im vergangenen Sommer irgendwo aus, die Freisinnigen müßten anders werden, dann würde ihnen die Jugend auch wieder zufallen (man darf die Kinder nie ohne Aufsicht lassen! soll Herr Richter, als er das las, ausgerufen haben). Ja wohl, ganz anders. Kann die Jugend Achtung gewinnen vor einer Partei, deren Organe ihre ganze Aufgabe darin erblicken, zu stänkern, aus dem Hause zu tratschen, mit pfiffigem Augenzwinkern und halben Worten anzudeuten, daß sie um finstere Geheimnisse wissen, und die, wenn eine feste Hand sie am Kragen packt, plötzlich finden, die Sache sei genugsam erörtert, man möge sie ruhen lassen und Frieden halten? Graut denn Herrn Rickert nicht selbst vor solcher Gesellschaft? Möge er nur das seinige thun, um seine Partei zu der Einsicht zu bringen, daß Umkehr not thue. Es würde auch der deutschen Sprache zugute kommen, die in Gefahr ist, die Wörter Demokrat, Liberalismus, Fortschritt, Freisinn und deren Familien gänzlich zu verlieren, da niemand mehr Lust hat, sich freisinnig u. s. w. zu nennen, weil er dadurch in den Verdacht kommen könnte, zur Richterschen Bannerschaft zu gehören. Wenn schließlich Herr Richter allein übrig bleiben sollte, so würde er ja mit um so größerem Stolze auf die Einigkeit in seiner Partei hinweisen können.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Englische Politik. Die soeben ausgegebene Nummer der Wesminster Review bringt an erster Stelle einen Artikel, der ebenso charakteristisch für englische Anschauungen wie beachtenswert für die ist, die etwa noch glauben sollten, daß bei der, vielleicht noch auf Jahre hinausgeschobenen, aber doch sicher in absehbarer Zeit eintretenden Neuordnung der europäischen Machtverhältnisse England irgend eine Rolle spielen werde. Es wird ja niemand den Verfasser des Artikels als befugt ansehen, die Ansichten der jetzigen englischen Regierung wiederzugeben; daß er aber den Gefühlen der Mehrheit des Volkes entspricht, ist sicher, wenn auch die Folgerungen, zu denen er schließlich gelangt, sein Eigentum sind.

Der Artikel beginnt mit der bekannten englischen Klage über Kriege, die in dynastischem Interesse geführt werden, wobei besonders Friedrich der Große schlecht wegkommt — eine köstliche Naivität, wenn man bedenkt, daß einmal England Friedrichs, allerdings sehr unzuverlässiger, Bundesgenosse im siebenjährigen Kriege war und den König unaufhörlich dazu drängte, seine ganze Macht gegen Frankreich zu wenden, damit die friedliebenden Briten ungestört die französischen Kolonien wegnehmen konnten —, giebt dann eine Uebersicht über die Zahl der von den europäischen Mächten unter den Waffen gehaltenen Soldaten und fährt folgendermaßen fort:

„Man hat berechnet, daß einschließlich der Nordamerikaner etwa hundert und fünf Millionen Menschen englisch sprechen und der angelsächsischen Rasse angehören. Setzen wir nun voraus, daß England mitsamt seinen Kolonien ein Parlament beschickte, das die gemeinsamen Angelegenheiten des Reiches zu verwalten hätte, so würde dadurch eine engere Verbindung der Teile unter einander herbeigeführt, zahlreiche handelspolitische Nützlichkeitseinrichtungen ermöglicht und die Wahrscheinlichkeit wirksamer Verteidigungsmaßregeln gegeben sein. In Indien sind schon zweihundertundsiebenzig Millionen Eingeborener mittelbar oder unmittelbar von England abhängig, und wenn diese auch bis jetzt noch nicht politisch reif sind, so ist doch die Zeit vorauszusehen, wo sie ebenfalls in dem erwähnten allgemeinen Parlamente vertreten sein könnten."

Dann wird weiter ausgeführt, dieses ungeheuere Reich könnte sich mit Nordamerika dazu vereinigen, alle etwa auf einen Krieg hinführenden Zwistigkeiten auf dem Wege schiedsrichterlichen Ausspruchs entscheiden zu lassen, wobei die Wahrscheinlichkeit dafür sprechen dürfte, daß die kleineren, nicht angelsächsischen, Völker sich jenem Bundesverhältnis anschließen würden. Dann würden sich die übrigen vier oder fünf europäischen Regierungen doch wohl ernstlich die Frage vorlegen, ob sie noch weiterhin die Millionen ausgeben sollen, die ihnen ihre ungeheueren stehenden Heere bis jetzt kosten, statt sich jenem Friedensbunde anzuschließen.

Man sieht, daß nur eins für den Erfinder dieses wunderbaren Planes feststeht, daß nämlich England keinen Pfennig mehr als jetzt für Armeezwecke ausgeben soll, das heißt, daß es aus dem europäischen Staatensystem ausscheiden soll. Ueber die harte geschichtliche Notwendigkeit, die die Großmächte Europas zur Anspannung aller verfügbaren militärischen Kräfte zwingt, schweigt der Aufsatz vollständig, auf die Möglichkeit, daß ein nicht, oder nicht genügend verteidigtes Land, wie England, in einem allgemeinen Kriege zertrümmert werden kann, nimmt er keine Rücksicht,

dafür wirft er aber, nach englischer Art, den Festlandsmächten einen Zwitrachtsapfel hin, der sie vermutlich zum Kampfe gegen einander reizen und von der Betrachtung englischer Schwäche ablenken soll.

Eine der segensreichsten Folgen jener schiedsrichterlichen Regelung staatlicher Zwistigkeiten nämlich sieht der Verfasser in der Möglichkeit, Länder, die jetzt unter dem Joche einer unproduktiver Barbarei und eines bildungsfeindlichen Fanatismus seufzen, den Kulturstaaten Europas auszuantworten. Hierin wird ein Ablenken der Kräfte von Europa, das heißt vom Kriege, erblickt. Dort winken friedliche Palmen, die ohne Blutvergießen erworben werden können.

Leider fügt der Verfasser nicht hinzu, welchen Teil der Beute England selbst für sich dabei in Anspruch nehmen würde, so interessant es auch wäre, zu erfahren, nach welchem noch nicht England unterworfenen Teile des Erdballs die unersättliche britische Habsucht ihre Hände ausstreckt.

Die Klatschsucht der Presse. Auch in unsrer stillen Kreisstadt hat sich kürzlich ein Elender gefunden, der mit dem Rufe: „Ich bin Jack, der —" Frauen, Kinder und Dienstmädchen schreckte. Ausbreitung der Kunde von jenem Scheusal selbst unter Unmündigen, frivole Nachäffung desselben durch Lumpe, das ist die liebliche Frucht der Klatschsucht der Presse, die sich nicht scheut — und leider sind auch anständige Zeitungen nicht frei davon! —, die bekannten widerwärtigen und empörenden Vorkommnisse in der englischen Hauptstadt und so manche ähnlich anmutende Schandgeschichte von „Lustmorden" u. s. w. mit aller Sorgfalt zu verzeichnen und damit auch ihren geistig und sittlich widerstandslosesten Lesern vor die Augen zu bringen. Das Mäntelchen sittlicher Entrüstung, das all diese Blätter und Blättchen sich bei solchen Gelegenheiten umzuhängen pflegen, ist recht fadenscheinig und läßt die Sucht, durch anstößige Berichte den Lesern zu gefallen, nur um so deutlicher durchscheinen. In so manchem dieser Artikelchen „seh' ich geheime Lust begehrlich zittern." Und dabei erwäge man, in welch verborgene Winkel, zu welch sittlich wehrlosen oder bereits verwahrlosten Lesern und Leserinnen der Segen unsrer „Wurstblättchen" dringt!

Aber ganz abgesehen von dem sittlichen Gifte, das hier in viele arglose Herzen getragen wird, hat die Sache noch eine andre, sehr ernsthafte Seite. Man beklagt und bekämpft nicht nur das Unwesen der sogenannten „Kriminalstudenten," d. h. derjenigen Leute, die durch aufmerksames Besuchen der Strafgerichtsverhandlungen sich für spätere eigne Fälle ihr Verhalten einüben, sondern man hat es sogar für nötig gehalten, obwohl sittlicher Anstand hier allein die Richtschnur bilden sollte, durch Gesetz diesen Anstand zu erzwingen: das Reichsgesetz vom 5. April 1888 hat anknüpfend an § 184 des Reichsstrafgesetzbuchs anordnen müssen, daß gleiche Strafe, wie den Verbreiter unzüchtiger Schriften, denjenigen treffe, der „aus Gerichtsverhandlungen, für welche wegen Gefährdung der Sittlichkeit die Oeffentlichkeit ausgeschlossen war, oder den diesen Verhandlungen zu Grunde liegenden amtlichen Schriftstücken öffentlich Mitteilungen macht, welche geeignet sind, Aergernis zu erregen."

Trotzdem würdigen sich die Zeitungen fast täglich durch ihre Berichte über Morde, Lustmorde und sonstige Greuelthaten wie zum Hohn auf dieses Gesetz zu einer Schule des Lasters herab. Denn das Laster entnimmt ihnen nicht nur Winke und Ratschläge zur sichern Vollführung eigner Unthaten, sondern entzündet sich überhaupt erst an ihnen. Das Verbrechen selbst, ehe es sich vor dem Richterstuhle zu verantworten hat, darf in aller Ausführlichkeit nacherzählt werden, wo

Mitteilungen über das Verbrechen auf Grund der Gerichtsverhandlungen, die doch wenigstens als Schlußpunkt über die sühnende Strafe berichten könnten, verboten sind!

Die Wirkungen dieses Mißstandes lassen sich nicht verkennen. So dürften sich die mannigfachen Selbstmorde Halberwachsener zum Teil daraus erklären: diese geistige Seuche wirkt ansteckend durch das Mittel der Zeitungen, die von solchen Fällen erzählen. Wie will man es sonst erklären, daß ganz obskure Burschen vom Lande, die sich doch von den Erzählungen Zolas oder Sacher Masochs nichts träumen ließen, auf das viehische Verbrechen des Lustmordes verfielen? Es ist kein Zweifel, daß den Verbreitern solcher Schandgeschichten eine Mitschuld an deren Wiederholung zufällt. Früher wurden die Verbrechen im Dunkeln begangen; nur in örtlicher Nähe breiteten sich sozusagen die Wellenringe der Aufregung und der Erschütterung des sittlichen Bewußtseins aus. Höchstens durch die Schauerbilder auf Jahrmärkten wurden sie in halb harmloser, halb lächerlicher Form bekannt. Dem ist jetzt nicht mehr so. Nicht nur die „Gerichtszeitungen“ (mit ihren häufig so schiefen und juristisch pointelosen Berichten ein Spott der Rechtskundigen!), die „Kriminalnovellen,“ der „Pitaval“ u. s. w. sorgen für gründliche und dauernde Verbreitung, sondern vor allem die Tagespresse.

Durch die ins Ungemessene gestiegene Verbreitung der Presse hat gewissermaßen die Raumbeschränkung für Thaten und ausgesprochene Gedanken aufgehört: beide werden alsbald das Gemeingut ungezählter Mitwissenden. Hierin — das brauche ich wohl nicht zu sagen — liegt ja ein früher nie geahnter Segen, aber auch eine erschreckende Gefahr. Auf die Länge werden ihr nur sittlich starke Völker nicht erliegen.

Sich nun mit Ermahnungen an das Anstandsgefühl wenden, um solche Auswüchse der Zeitungsberichterstattung auszumerzen, wird wenig Erfolg haben. Und mit Schaffung und Anwendung gesetzlicher Zwangsmittel alsbald zur Rute zu greifen, hat auch wenig Einladendes. Eine Handhabe, deren Anwendung wenigstens etwas Erfolg verspräche, bieten die „Kreisblätter.“ Kann ihnen die Verwaltungsbehörde aus thatsächlichen Gründen gewisse Vorschriften über Inhalt und Charakter geben, so wäre es dringend wünschenswert, diese Leitung erstreckte sich auch auf das hier Besprochene. Mag das auch etwas nach Zensur schmecken — so thöricht sind die Männer, die sie erfanden, auch nicht gewesen, daß nicht ein Korn Wahrheit in der Zensur liegen sollte.

Neudrucke. In den letzten Jahren ist neben den vielfachen litterarischen Erneuerungen und Auffrischungen eine förmliche Litteratur von „Neudrucken“ herangewachsen. Wie uns scheint, nicht ohne Beziehung zu der gegenwärtigen Schätzung der neugedruckten Litteratur. Diese Neudrucke sind der sprechendste Beleg für die nach rückwärts gekehrte Haltung unsrer litterarischen Zeit. Es ist auch gar nichts dagegen zu sagen, daß sie statt widerstehende oder saftlose Neulingsspeise zu verdauen, es vorzieht — wiederzukäuen. Es fehlt nicht an gleichen Anzeichen in England, Frankreich und Italien. Wenn wir nicht irren, war es sogar der Anstoß einer englischen Firma (London, Murray), der den Gedanken in Aufnahme brachte, seltene Bücher vergangener Litteraturperioden in neuen Drucken auch bibliothekfernen Litteraturfreunden zugänglich zu machen. Auch wo gerade keine litterarischen Schätze zu heben waren, wirkte in manchen Fällen die Besorgnis vor litterarischem Verlust, vor dem bekanntlich der Bücherdruck kein unbedingtes Schutzmittel ist. Wie der Geschichtskundige weiß, ist kein Buch so nichtssagend und so schlecht, daß nicht unter Umständen sein Verlust zu bedauern wäre.

In Deutschland, dem Philologenlande, ist die Sache methodisch angegriffen worden. Nicht bloß der alte Druck, auch das Bild einer ganzen alten Litteratur sollte neubelebt werden. Goedeke und Tittmann hatten noch in der Form von Neuausgaben mit dem 16. und 17. Jahrhundert begonnen. Bereits nach dem neuen Grundsatz typographischer Nachbildung folgten auf demselben Gebiete die Braunschen „Neudrucke" (Halle, Niemeyer). Neuerdings scheint die gesamte Neudruckslitteratur in dem großen Verlagsmittelpunkt für neuere Philologie Gebrüder Henninger in Heilbronn gleichfalls einen Mittelpunkt gefunden zu haben. Hier lag es nahe, auch die ausländischen Litteraturen mit Rücksicht auf die höhere Schullektüre, aber auch auf die litterarhistorische Forschung und Liebhaberei heranzuziehn. Und so können wir uns dank dem unermüdlichen Eifer dieses Verlages bereits einer Reihe kritischer Neuausgaben neuerer französischer und englischer Sprach- und Litteraturdenkmale rühmen, die, durchweg von tüchtig geschulten Fachgelehrten, zum Teil den in erster Reihe stehenden Forschern besorgt, in ihrer Auswahl, Zuverlässigkeit und Billigkeit in den litterarischen Heimatländern nicht ihresgleichen finden. Die englischen Litteraturdenkmale führten sich ein mit den durch die Beschäftigung mit Shakespeare weiten Kreisen bekannten Marksteinen der englischen Theatergeschichte, den Dramen Gorboduc or Ferrex and Porrex und Marlowes Tamburlaine. Die Herausgeber sind Toulmin Smith und Albrecht Wagner, eine historisch-kritische Ausgabe von Marlowes übrigen Werken hat Breymann in München übernommen. Der für den Gesellschaftston eines ganzen Jahrhunderts vorbildliche Roman Euphues von John Lyly (dem Vater des „Euphuismus") verbunden mit (leider nur) einem Kapitel der Sidneyschen Arkadia, des in den deutschen Litteraturvereinen des 17. Jahrhunderts mehrmals in die Wirklichkeit übersetzten Schäferromans, liegt mit einer erschöpfenden Einleitung und Noten von Friedrich Landmann vor. Von den frühern französischen Erscheinungen erwähnen wir Wendelin Försters treuen Abdruck der ersten Gesamtausgabe der Tragödien Robert Garniers (Paris 1585), des bedeutendsten vorklassischen Dramatikers Frankreichs. Ein für das klassische Drama sehr bemerkenswertes (als solches schon Voltaire auffälliges) Stück, die Sophonisbe des angeblich von Deutschen stammenden Jean de Mairet (1635) brachte dies Jahr die etwas einseitig auf das Bibliographische sich beschränkende Ausgabe von Karl Vollmöller in Göttingen, des Leiters der beiden Sammlungen. Litterarhistorisch unterrichtender ist die Behandlung eines wunderlichen Heiligen der französischen Renaissancelitteratur, des für eine hellenisch-metrisch-musikalische Zukunftspoesie begeisterten Jean Antoine de Baïf durch Ernst Johann Groth. Das von ihm herausgegebene Werk Baïfs, eine Uebersetzung des Psalters, ruft die Beziehungen in Erinnerung, welche gerade diese französische Reformationslitteratur zu Deutschland hat. Der Autor ist übrigens von Seiten der deutschen Litteraturgeschichte nicht so vernachlässigt, als der Herausgeber beklagt. Dieser Baïf ist übrigens zugleich einer jener französischen Zukunftsorthographen, die in jener Zeit (16. Jahrhundert) auch zu uns (Paul Schede-Melissus) Ableger sandten. Gegenwärtig finden sie diesseits des Rheines zum mindesten begeisterten Anklang, wie hier Wendelin Försters Auffrischung des Tretté (so!) de la Grammere Francoeze von Louis Meigret (1550) beweist, gleichfalls einem Reformator der französischen Rechtschreibung (im Sinne der Lautschreibung), der etwas überschwänglich „zu den wahrhaft großen Männern, die als Apostel neuer, wahrer Ideen (!) mit dem Unverstand und der gewohnheitsmäßigen Denkfaulheit in Kampf gerieten," gerechnet wird. Ein neuer Fischart für diese modernen orthographischen Ketzer! Uns will es doch scheinen, daß „das Land, das Staatsformen und Dynastien wie

Handschuhe wechselt," seine Gründe haben muß, weshalb es sich gegen seine mehr oder minder radikalen orthographischen Prätendenten so auffällig spröde verhält. Will man sehen, wohin die französische Sprache bei völlig „korrekter" Laut- oder besser Klangschreibung gelangt und sich einen erheiternden Eindruck verschaffen, so greife man z. B. zu dem sonst sehr nützlichen und natürlich nicht in dieser Absicht zusammengestellten Büchlein Phrases de tous les jours par Felix Franke (gleichfalls bei Henninger in Heilbronn, zweite Ausgabe 1888). Hier sind obligate Redensarten des täglichen Verkehrs für den Deutschen in üblicher Schrift und jener „nüancirten" Aussprache nebeneinandergestellt, mit der wir von unsern pflichteifrigen Romanisten auf den Gymnasien genug gequält werden — leider meist ohne sie zu lernen. Der Anblick der „nüancirten" Aussprachseiten ist hier, wie gesagt, unbezahlbar.

Wir schließen mit der vorläufig neuesten Erscheinung auf dem Gebiete der Neudrucke — wir glauben nicht, daß die Bewegung damit bereits erschöpft sei — den „Berliner Neudrucken" der Gebrüder Paetel in Berlin. Man verspricht „eine Reihe von Werken, die selten geworden, bedeutsam oder seltsam gewesen und geblieben sind, und die daneben einen wichtigen Einfluß auf die Kultur- und Litteraturströmungen ihre Zeit ausgeübt haben," aber — dies Programm ein wenig auf seinen ersten Teil beschränkend — mit dem Zusatz: „in enger Beziehung zu Berlin stehende Werke" und noch dazu „zunächst der eigentlichen klassischen Epoche," die von 1740—1815 bestimmt wird. In den angekündigten Werken hat man freilich den Zeitraum bereits nach rückwärts überschritten, mehr nach unsrer Zeit zu dürften „Berliner Neudrucke" kaum nötig sein. Die beiden vorliegenden ersten Bändchen bringen Friedrich Nicolais „Kleinen, feynen Almanach" von 1777 und 1778, jene aus einem bedeutsamen Zeitraum der deutschen Litteraturgeschichte bekannte Satire auf Herder-Goethes Volksliederstimmung, halb buchhändlerisch-spekulative Nachahmung, halb litterarisches Pamphlet des der „rohen, abergläubischen" Volksdichtung abgeneigten Berliner Aufklärers. Der Herausgeber, Georg Ellinger, hat in seiner litterarhistorischen Einleitung „oft Gesagtes" gut wiederholt, außerdem aber hier und in einem bibliographisch-textvergleichenden Anhange reiches Material und eine stattliche Anzahl gelungener Quellennachweise niedergelegt. Unter den in Aussicht gestellten Gaben ragt besonders die nächste „Der gelehrte Artikel der Vossischen Zeitung während Lessings Leitung (1748—1755)" hervor. Der Preis der Bändchen ist etwas hoch, er ist zwar bei Entnahme von ganzen Serien herabgesetzt, wir glauben jedoch, daß dies bei dem spezifisch Berlinischen bez. märkischen Interesse einzelner Teile nicht für alle Käufer in Deutschland eine Erleichterung ist.

Der Weltsprachenschwindel. Ins Schrankenlose oder zurück ins Beschränkteste — zwischen diesen beiden Richtungen schwankt unsre Zeit fortwährend hin und her. Hier rühmen sich Parteien, „kein Vaterland" zu haben, dort will ein Krähwinkel als politische Individualität anerkannt werden; hier ungezügelte Konkurrenz, dort Einschnürung in spanische Stiefel; hier Materialismus, dort starrste Orthodoxie u. s. w. Darf es wunder nehmen, daß auch auf dem Sprachgebiete beide Strömungen sich bemerkbar machen? Auf der einen Seite schießen die künstlichen Weltsprachen auf, auf der andern suchen Völker sich sprachlich abzusperren. Mit der Volapükelei sich zu befassen —, d. h. zu beweisen, daß Volapük ein großer Humbug ist —, möchte man ernsthafter Männer nicht würdig finden. Denn für jemand, der ruhiger Ueberlegung fähig ist, bedarf das doch keines Beweises. Man braucht vom Wesen und der Geschichte der Sprache wenig oder

nichts zu verstehen, und wird sich doch sagen, daß Herr Schleyer und sein Anhang eine Kleinigkeit übersehen haben, die verschiedene Aussprache derselben Lautzeichen bei verschiedenen Völkern und das gänzliche Fehlen gewisser Vokale und Konsonanten in manchen Sprachen. Wir wissen wohl, das Kongresse abgehalten worden sind, auf denen die Jünger des Propheten von Konstanz, die aus verschiedenen Gegenden Deutschlands zusammengekommen waren, im Volapük Reden gehalten und gethan haben, als ob sie einander verstünden. Allein man lasse einmal nicht eingeschworene Leute aus Schwaben, Westfalen, Sachsen, Hannover, Pommern, Ostpreußen, Oberösterreich, dann aus Spanien, Italien, Frankreich, England, Holland, Schweden, Rußland, Syrien u. s. w. die hier folgende Strophe aus der preußischen Volkshymne hersagen: wie anders würde sie in jedem einzelnen Munde lauten!

Flam sanik! glutolöd!
glutolöl litolöd
  plo reg e län!
Tän ostalobs valiks
plo man bal lanimiks,
obludobs kopimiks,
  plo tlon e län!

Nur darin würden wohl alle übereinstimmen, daß man, ohne sich die Zunge zu zerbrechen, das plo tlon, obludobs u. s. w. unmöglich korrekt herausbringen könne. Wir verdanken die Bekanntschaft mit dieser Wohllautsprobe einer kleinen Schrift von Dr. Karl Feyerabend: Der Weltsprachenschwindel (Heilbronn, Gebr. Henninger). Und eben sie ist es, welche die Frage anregte, ob es nicht Verschwendung sei, so viel Gelehrsamkeit und Scharfsinn zur Bekämpfung einer Phantasterei aufzubieten, die ja nach kurzer Zeit verpuffen muß, wie das Tischrücken und ähnliche Modethorheiten. Der Verfasser, der sich nicht ausschließlich gegen Schleyer, sondern auch gegen dessen zahlreiche Konkurrenten wendet, bietet damit die beste Gelegenheit, sich über die verschiedenen Formen, in denen die Epidemie auftritt, zu unterrichten, und für diesen Zweck kann die Schrift bestens empfohlen werden. Zugleich zeigt er aber, woher die Hilfe kommt. Vernunftgründe werden schwerlich ein Mitglied einer der Gilden bekehren, vielmehr machen die verschiedenen Gilden sich gegenseitig tot. Man wird da mitunter an die bekannte Narrenhausszene erinnert, in welcher einer mitleidig die Einbildungen der Unglücklichen bespricht und endlich sagt: „Der da glaubt gar, er sei der Kaiser von China, und der bin bekanntlich ich!" Die Schrift von Moser ist unlängst in diesem Blatte angezeigt worden. Ein andres Beispiel bietet Laudas Näheres und Weiteres zu unserm Weltsprachenprojekt (Berlin, Hennig). Der Verfasser erkennt ganz richtig alle Verkehrtheit des Volapük, will aber doch auf eben so künstlichem Wege eine Weltsprache zu Tage fördern. Das scheint der Stein der Weisen unsrer Zeit zu sein! Bei dieser Gelegenheit sei noch erwähnt, daß auch die verständigeren und bescheideneren Arkanisten sich der Täuschung hinzugeben pflegen, ihr Produkt werde von der Handelswelt für den internationalen Verkehr gern übernommen werden. Der Handel hat seine Weltsprachen, englisch, französisch, für den Orient italienisch, und im telegraphischem Verkehr kann ein großes Haus so wenig wie eine Regierung eine Sprache gebrauchen, die auch andre verstehen.

Den besprochenen Gegensatz liefert dann und wann die — im allgemeinen sehr berechtigte und von erfreulichen Erfolgen begleitete — Bewegung für Reinigung der deutschen Sprache. Die meisten Mitstreiter in diesem Kampfe sehen

nicht, ja sie haben zum Teil keine Ahnung davon, daß unsre Sprache von Tag zu Tage mehr durch viel schlimmere Dinge verunreinigt wird, als durch die Fremdwörter: durch grammatische Sudelei. Einzelne verfallen in den Fehler der alten Puristen, sie verkennen, daß es ein arger Rückschritt sein würde, wenn Deutschland durch Aufgeben der allgemein giltigen Fachausdrücke sich selbst den internationalen wissenschaftlichen Verkehr erschweren wollte. Solche Thorheit wollen wir den Völkern überlassen, um deren wissenschaftliche Arbeit sich die gebildete Welt nicht zu kümmern braucht. Es muß zugegeben werden, daß die Grenze zwischen dem Ballast und dem Notwendigen nicht immer leicht zu ziehen ist, aber in solchen Fällen wird man lieber ein Wort zu viel als eins zu wenig bewahren. Zum Beispiel. In dem Organ des Wiener Sprachvereins („Deutsche Zeitung") veröffentlicht ein Chemiker eine Liste von Fremdwörtern, die in den chemischen Gewerben gäng und gäbe und nach seiner Meinung durch deutsche zu ersetzen sind. Mit vielem kann man sich einverstanden erklären, in manchem geht er zu weit, so wenn Glasur ausgemerzt und durch Schmelzdecke oder Ueberglasung, Lüster durch Schimmer, Hautfarbe, Schmelzglanz, gaufriren durch pressen, musterpressen, Nüance durch Abtönung, Farbenverschiedenheit, Papiermaché durch Papiermasse, planiren und satiniren durch glätten ersetzt werden soll. Die deutschen Ausdrücke haben entweder bereits einen andern bestimmten Sinn, oder treffen nicht vollständig die Bedeutung der fremdsprachigen. Ebenso ist es mit den Uebersetzungen von Appretur, Areometer, Atom (Urteilchen — wobei man an ein kleines Urteil denkt!), Reagens und Reaktion, Reservage u. a., Fremdwörter, die den Vorzug haben, daß man in allen zivilisirten Ländern unter ihnen genau dasselbe versteht. Der Vorteil ist groß genug, um den Schaden aufzuwiegen. Oder sollen etwa aus der Botanik, Zoologie u. s. w. die lateinischen und griechischen (oder immerhin barbarischen) Benennungen verbannt werden? Gedenket des Wahlspruchs Solons!

Litteratur

Grundzüge der staatlichen und geistigen Entwicklung der europäischen Völker. Von Richard Mahrenholtz und August Wünsche. Oppeln und Leipzig, Eugen Francks Buchhandlung, 1888

Der Inhalt dieses Buches entspricht nicht recht dem Titel, nach welchem wir allgemeine Ergebnisse geschichtsphilosophischer Betrachtung erwarten, während hier weniger philosophirt als erzählt wird, und nur einige Hauptthatsachen des europäischen Staats- und Kulturlebens in einzelnen Bildern dargestellt werden. Doch sind diese Bilder, richtiger diese Skizzen, auf Grund so guter Kenntnis der Gegenstände und mit so geschickter Hand gezeichnet, daß wir auf jenen Umstand nicht viel Gewicht legen und das Buch als ein solches empfehlen dürfen, welches zwar nichts oder wenig neues, aber das dem gebildeten Publikum aus zusammenhängenden Geschichtswerken bekannte in ansprechender Form nochmals vorträgt. Der erste Abschnitt beschäftigt sich nach einem einleitenden Blick auf den sich auflösenden

Orient in drei Kapiteln mit den politischen Vorgängen Altgriechenlands, der Kultur der Griechen im allgemeinen und der Entwicklung des griechischen Dramas insbesondere. Der zweite behandelt zunächst das ältere Rom, dann die letzten Zeiten der römischen Republik und hierauf das Kaiserreich im ersten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung, worauf Mitteilungen über das Drama bei den Römern, aus der Zeit der „bessern" Kaiser und über die Folgen der Christianisirung des Reiches gemacht werden. Der dritte Abschnitt hat es mit der „europäisch-germanischen Welt" zu thun und zerfällt in eine Anzahl von Kapiteln, die vornehmlich die Völkerwanderung und ihre Folgen, die Germanen und das Christentum, die Bedrohung des letztern durch den Muhamedanismus, ferner Karl den Großen und die von ihm ausgehenden Kulturbestrebungen, Staat und Kirche unter den sächsischen und unter den fränkischen Kaisern, die Kreuzzüge, die Scholastik, Mystik und Poesie des Mittelalters, die Entwicklung des deutschen Städte- und Zunftwesens, Habsburgs Weltstellung, das Verderben der Kirche und die Versuche, sie zu reformiren, die Anfänge des Humanismus, endlich die Entdeckung der neuen Welt besprechen. Aus dem vierten Abschnitte heben wir als besonders gelungen die Kapitel über Luthers Bedeutung für die evangelische Kirche, über Frankreichs Emporkommen und Karls des Fünften Ausgang, über die türkische Macht und das katholische Spanien, über die Reaktion gegen das Volkstümliche im sechzehnten Jahrhundert, über das Zeitalter der Aufklärung, über Habsburgs Sinken und die Anfänge von Preußens Emporkommen, endlich die Aufsätze über den Entwicklungsgang der neuern deutschen Litteratur, des Dramas und der Oper hervor, mit denen dieser Abschnitt schließt. Die neueste Geschichte, die Ereignisse und Zustände des Zeitraumes, der mit der französischen Revolution von 1789 beginnt, ist nur in ihren Hauptthatsachen berücksichtigt, und ihre Darstellung endigt mit Blicken auf die Leistungen der Kunst im letztverflossenen und im tausendsten Jahrhundert, auf das geistige Leben der Gegenwart, auf die Tagespresse, die Tageslitteratur und den Zeitgeschmack. Der Schwerpunkt des Ganzen liegt im dritten und vierten Abschnitt, doch ist auch hier nur so weit, als es unbedingt erforderlich war, auf Einzelheiten eingegangen und nur das von bewährten Forschern gefundene und erkannte aufgenommen worden. Daß die Darstellung des geistigen Lebens der europäischen Völker, wie es vorzüglich in Poesie, Musik, Malerei und Bildhauerkunst zur Erscheinung kommt, ebensoviel Raum einnimmt wie die Schilderung der politischen Vorgänge, ist nur zu billigen, ebenso daß die Verfasser es für selbstverständlich angesehen haben, das Christentum in seiner Entwicklung als Lehre und Kirche und nach seinem Einflusse auf die gesamte Entwicklung des europäischen Kulturstandes zu schildern, wobei sie unter anderm auch einige der Hauptvertreter desselben, wie Paulus, Origenes, Augustinus und Luther eingehend würdigen, endlich daß sie nicht unterlassen haben, auch die Geistesarbeit der großen Denker, die den Versuch unternahmen, aus eigner Geisteskraft, mit den Mitteln der Spekulation, das Rätsel von Gott und der Welt zu lösen, mit möglichster Ausführlichkeit darzustellen.

Johann Georg Zimmer und die Romantiker. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik nebst bisher ungedruckten Briefen von Arnim, Böckh, Brentano, Görres, Marheineke, Fr. Perthes, F. C. Savigny, Brüder Schlegel, L. Tieck, de Wette u. a. Herausgegeben von Heinrich W. B. Zimmer. Frankfurt a. M., Heyder & Zimmer, 1888

Dem Bilde, das die Grenzboten vor kurzem von dem Verleger unsrer Klassiker, Johann Friedrich Cotta, gaben, können wir an der Hand des vorliegenden Buches alsbald das des recht eigentlich so zu bezeichnenden Buchhändlers der Romantik

folgen lassen. Zwar nicht die Gesamtheit der Bestrebungen, die man in der Litteraturgeschichte als „romantische Schule“ zusammenfaßt, aber gerade ihr Höhe- und eigentlicher Mittelpunkt, die sogenannte „Heidelberger Romantik“ hat in dem Heidelberger Buchhändler ihren geschäftlichen Vertreter gefunden. Mit Arnims und Brentanos „Wunderhorn“ hat Zimmer 1806 seinen Verlag begründet, bei ihm erschien 1808 die denkwürdige „Zeitung für Einsiedler,“ in der unsre heutige germanische Wissenschaft ihre sichtbare Geburtsstätte erblicken darf. Hier traten im vollzähligen Bunde der Romantiker die Brüder Grimm als Forscher und Ludwig Uhland als Dichter zum erstenmale vor eine selbst im Verhältnis zu dem gewöhnlichen Lose des geistig Bedeutsamen hervorragend beschränkte Oeffentlichkeit. Die Bekanntschaft Arnims und Brentanos, die damals in Heidelberg im „Faulpelz“ hausten, vereinigte nach und nach alle Häupter der neuen Richtung, auch Jean Paul, in dem jungen Verlage. Aber auch mit der Wissenschaft erhielt er bald Fühlung in den gleichfalls vom romantischen Geist durchwehten „Heidelberger Jahrbüchern,“ an deren Redaktion sich die hervorragendsten jungen Dozenten der damals eben erneuerten alten Universität beteiligten. Der Ertrag dieser auch persönlich in einer höchst angeregten „Lesegesellschaft“ gepflegten Verbindung war für den jungen, gebildeten, feinblickenden Buchhändler die Lebensfreundschaft des Meisters der Altertumswissenschaft, August Böckh, und namentlich des großen Rechtslehrers Savigny. Aus einer kleinen Sortimentsfiliale des gleichfalls jung beginnenden Frankfurters J. C. B. Mohr, der die dortige Aug. Hermannsche Buchhandlung übernommen hatte, wußte der von Haus aus mittellose (aus einer kinderreichen hessischen Müllerfamilie stammende) thätige Buchhändler in wenigen Jahren den mit den bedeutendsten Erzeugnissen deutscher Dichtung und Wissenschaft verknüpften Verlag von „Mohr & Zimmer“ zu machen. Die Zeitverhältnisse waren die denkbar ungünstigsten. Mit dem Jahre der Begründung der Firma riß der Krieg in Deutschland nicht mehr ab. Die Briefe sind voll von Postbeschwerden und der Angst um verloren gegangene Manuskripte. Die Messen waren ungünstig, selbst die befreundeten Schriftsteller (Arnim) warnen vor „allem neuen Verlag“, da es doch „gewiß ist, daß wenig Leute mehr im Stande sind Bücher zu kaufen.“ „Meine Lage ist sehr trübe; ob ich etwas habe, ob ich nichts habe, weiß ich nicht,“ schreibt damals sein eng befreundeter früherer Prinzipal Friedrich Perthes, der wackere, erste Begründer einer Organisation des deutschen Buchhandels. Aber gerade jener Zeit entstammt Perthes' Aufsatz über den deutschen Buchhandel als Nationalinstitut: „Der deutsche Buchhandel ist das einzige noch vorhandene Band, welches die ganze Nation umfaßt . . . er allein kann die deutsche Gelehrtenrepublik retten, und das ist meine Aufgabe für dieses Leben.“ „Die bedeutendsten Bücher, die jeder lesen möchte, sind hier oft gar nicht aufzutreiben, schreibt Arnim 1808 aus Berlin, doch unternehmen die Buchhändler über Erwarten viel.“ Daß Zimmers Verlag im Absatz bevorzugt war, wird durch den Berliner Buchhändler G. Reimer 1811 bezeugt. Gleichwohl kam er aus den Sorgen nicht heraus. Zu unverhältnismäßig wuchs die Ausdehnung des Verlags gegenüber den vorhandenen Mitteln. Aus Perthes' Briefen sind Warnungen deutlich vernehmbar. Aber nicht genug, daß Zimmer die große Arbeitslast seines Berufes unter diesen Umständen bewältigte, er machte das Unmögliche möglich, in dieser Lage als 35jähriger Familienvater den Entschluß zu fassen, Theologie zu studiren und sich dem Pfarramte zu widmen. Er setzte ihn in dreijähriger angestrengter Arbeit durch, meldete sich 1814 zum Examen mit einer Schrift „Die Bestimmung des evangelischen Geistlichen“ und war bei dem Entgegenkommen der geistlichen Behörde schon 1815

Pfarrer zu Schriesheim an der Bergstraße. Die ersten Monate verwaltete er sein Amt noch von Heidelberg aus: in der Woche arbeitete er in der Buchhandlung, und Sonntags früh ging er nach Schriesheim, um der Gemeinde zu predigen! Das Pfarrhausidyll, das ihm inmitten seiner Geschäftsunruhe bei dem Vater seiner Frau entgegentrat, hatte es der tiefreligiösen Natur des erfolgreichen Buchhändlers angethan. Sein Gesellschafter Mohr hatte 1811 das Frankfurter Geschäft aufgegeben und war nach Heidelberg gezogen. Als Ersatz für sich zog Zimmer seinen Freund Winter aus Heilbronn in die Handlung. Aber Mohr und Winter vertrugen sich nicht und trennten sich schon nach wenigen Jahren. Zimmer vertauschte sein kleines Pfarramt bald mit einer Stelle in Worms, wurde dann Dechant am Marienstifte zu Lich und schließlich an Passavants, des Goethefreundes, Stelle Pfarrer der deutsch-reformirten Gemeinde zu Frankfurt a. M., wo er 1853 starb.

Ein schönes Stück deutscher Tüchtigkeit und deutschen Ernstes, dies Buchhändlerleben! Der Sohn, dem aus einer Bearbeitung für die „Allgemeine deutsche Biographie" der Gedanke zu diesem umfangreicheren Lebensbilde erwachsen ist und der sich damit an eine blutsverwandte Nachkommenschaft von gegenwärtig 103 Seelen (ein kleines Publikum für sich) wenden kann, hätte bei dieser Wahrung der Familientradition ruhig das Schwergewicht ganz auf deren Helden vereinigen können, statt durch Auszüge aus bekannten Werken über die Romantiker in Kunst, Dichtung und Wissenschaft, Notizen über die Freiheitssänger, berühmte Theologen u. a. es stark zu seinen Ungunsten zu verschieben. Wie gern erführe man statt dessen lieber etwas über die geschäftlichen Unterlagen der mitgeteilten brieflichen Verhandlungen. Ein sehr trauriger, anscheinend vorschußbanger Brief Brentanos aus Berlin 1811, in dem er erklärt, daß er „Frühstück und Abendbrot abgeschafft habe und „rohen Landtabak à 8 gr. das Pfd. rauche," ist z. B. völlig unverständlich. Brentano bezeichnete sich übrigens Zimmer gegenüber, als ihn bei einer Vorstellung ein Buchhändler als Kollegen anredete, berichtigend als „einen von denen, welche die Buchhändler zu Grunde richten." Man war nicht mehr so anspruchslos wie ehedem im Poetenvölkchen. Das beweisen außer Arnims Briefen besonders die A. W. Schlegels. Dem gegenüber mutet es rührend an, wenn Perthes an Zimmer mit wichtiger Miene den Absatz von 25 Exemplaren des Wunderhorns berichtet. Aber nicht bloß geschäftliche Sachen werden in diesen Geschäftsbriefen erörtert. Besonders schöne Proben davon geben die Briefe Tiecks (über die Wissenschaft der Poesie als psychologia vera), Böckhs (über das romantische Treiben in Berlin) vornehmlich aber Savignys, Perthes' und der theologischen Freunde. Und so belegen diese Buchhändlerbriefe unbewußt, was Perthes in einem derselben ausspricht: „Jeder, er treibe in der Welt, was er wolle, soll von diesem Treiben ein Ideales formiren und in sich tragen."

Was dünket euch um Heine? Ein Bekenntnis von **Xanthippus**. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1888

Dies Buch ist eine Kampf- und Tendenzschrift und will als solche beurteilt sein. Sie entstand in der Zeit der wie auf Verabredung bei möglichst unpassender Gelegenheit (dem Freiwerden der Werke Heines für den Buchhandel!) emporlodernden Heinebegeisterung, einer Begeisterung, die nicht ohne „merkantile" und allerlei sonstige, nicht gerade angenehme Beigeschmäcke war. Solche Schriften gewinnen ein andres Ansehen, sobald sie ihre Wirkung gethan haben, und auch dem Verfasser der vorliegenden wird sein Thema nun nicht mehr in dem Lichte erscheinen,

in dem die damalige Stimmung es (nicht so unberechtigt) erscheinen ließ. Das kräftige Wörtlein war aber rechtzeitig am Platze und hat Widerhall genug gefunden. Jetzt gilt von ihm bereits das journalistisch — aber nur hinterher — vielfach anwendbare Wort des Spatzenschießens mit Kanonenkugeln. Um so mehr, da es auch noch schwerlötige Gelehrsamkeit eines feinfühligen Sprachfreundes enthält, die mit Heine oft wenig zu thun hat. Auch wird Heine nicht gerade an seinen verwundbarsten Stellen angegriffen. Die kritisirten Sprachsünden werden meist zugleich bei Goethe und Schiller gerügt. Abhängigkeit von Goethe ist oft unabweisbar. Heines litterarische Erscheinung ist überhaupt mehr in der Leichtfertigkeit der Gesinnung und der häufigen Flachheit der philosophischen und poetischen Anschauungsweise, als gerade im sprachlichen Ausdruck anzugreifen, in dem er ja merkwürdigerweise von fast pedantischer Sorgfalt sein konnte.

Cesario. Erzählung in Versen von Otto Roquette. Stuttgart, Cotta, 1888

Einer Dichtung Roquettes, der seinen Einzug in die Litteratur so glänzend mit „Waldmeisters Brautfahrt" gehalten hat, tritt man mit gewissen Erwartungen entgegen, und auch der Umstand, daß das Buch bei Cotta erschienen ist, ist eine Empfehlung. Deshalb hat es uns seltsam berührt, zu sehen, daß Roquette eine Wandlung durchgemacht hat, die keinen Fortschritt bedeutet. Der Verleger hat alles gethan, um dem Werke eine seines Verlages würdige Ausstattung zu geben; die Hülle ist schön, aber der Inhalt ist höchstens erheiternd, wenigstens zu Anfang, denn nach und nach wirkt die Eintönigkeit der Dichtung doch ermüdend. Die Erzählung ist ein matter Aufguß von Friedrich Halms „Wildfeuer," flach, ohne poetische Steigerung und nicht im Stande, tieferes Interesse zu erwecken.

Ein Gelehrter, oder besser gesagt ein Bücherwurm,

> Sein ganzes Leben (war) bibliothekarisch,
> Und alles, was er trieb, war antiquarisch,

der sich namentlich mit Sanskrit beschäftigt, hat früh seine Frau verloren, die ihm ein Zwillingspaar hinterlassen hat, einen Knaben und ein Mädchen. Da er viel herumreist, wobei er auch „die Pforte zum Himalayasprachenarsenal" erblickt, steckt er das Mädchen in Knabenkleider. Die beiden Kinder sind einander so ähnlich, daß,

> wer der Knab von beiden,
> Der Vater konnt' es oft nicht unterscheiden.

Natürlich erwerben sie schon als Kinder die Wissenschaft des Vaters und

> wissen, eh sie's zehnte Jahr erreichen,
> Bescheid schon im Sanskrit und Sprachvergleichen. (!)

Im übrigen interessiren sie sich sehr für die bildenden Künste — wahre Wunderkinder —, und der Knabe (Askan) möchte in Rom bleiben, um Künstler zu werden. Der Vater gestattet es nicht, sondern reist immer weiter, bis er endlich in Venedig stirbt. Das muß er thun, denn sonst kämen die beiden Kinder nie in die Lage, nach Dresden zu fahren, wo Askan sich der Kunst widmen will, während seine Schwester Fides, da sie nur noch einen kleinen Rest ihres Vermögens besitzt, der nicht zum Ankauf einer Frauenkleidung ausreicht, als Cesario, wie sie nach Shakespeares „Was ihr wollt" genannt wird, in ihrer Knabentracht bleibt. Das Kapital scheint aber immerhin noch groß genug zu sein, denn Askan hinterlegt es in einer Bank, um nur die Zinsen zu verbrauchen.

Im Bankhause lernt ihn Herr Ulrich, der Held der Erzählung, kennen; d. h. eigentlich

> theilt er (Ulrich) den Rang
> Für diesesmal mit vier bis fünf Personen,

und der Dichter erklärt die vier bis fünf Personen für gleichberechtigt im poetischen Heldentum. Ulrich ist Bankbeamter und Dr. jur.

> Gebildet ist er sehr. Spielt gut die Geige,
> Und für Gelegenheiten reimt er auch
> Nicht übel, ohne die Poetensteige (sic)
> Aufwärts zu klimmen bis zum Lorbeerstrauch.

Zum Glück ist er auch noch ledig, denn sonst wäre ja die ganze Handlung nicht möglich.

Eines Abends ist er in der Oper; im Zwischenakte geht er hinab „in die Treppenhalle," wo sich „der Galerieentstiegne" und der „Befrackte des ersten Ranges" zusammen finden; hier trifft er Askan, wie er meint, und spricht mit ihm ein paar Worte. Da verschwindet der Junge, und zu Ulrich tritt

> mit Späherblicken
> Dem Knaben folgend (Kneifer auf der Nas')

Herr Guido.

> Er war Baron, doch nicht von den gebornen,
> Und fand er sonst das Leben schon genießlich,
> Lebt' als Baron er dem Genuß ausschließlich.

Dieser meint, Askan müsse ein verkleidetes Mädchen sein. Ulrich erschrickt, weil er „stets mit dem Knaben frei und rückhaltlos gesprochen" habe, sagt aber:

> Ihr Schreckschuß (ist) mir kein Terror Panicus!
> Ich weiß, der Jung' ist Lehrling beim Mechanikus.

Er läßt darauf Guido stehen,

> da zugleich die Glocke
> Zu seinem Sperrsitz ruft im untern Stocke.

Nach Schluß des Theaters will er den Knaben erwarten, doch trifft er ihn nicht und geht schließlich, da es schlechtes Wetter ist,

> Kaloschenfroh durch Nacht und Pfützengreuel.

Darauf vergehen einige Tage,

> Und unversehens mußte Ulrich reisen
> In eiligstem Geschäft. Denn X für U
> Wollt' eine Bank in Warschau sich erlauben.

Während der Fahrt denkt er über das Problem, ob Knabe oder Mädchen? viel nach.

> Und sicher, daß vom Schlaf die Zeit er borgt,
> Da, zu dem Aerger über Warschaus Banken,
> Im Busen ihm der neue Zweifel worgt (!)

Nach seiner Rückkehr trifft er Askan und Pseudoaskan (Cesario) im Museum und wird nun aufgeklärt. Er dankt ihnen, heißt sie mit Vertrauen

> Zu Schutz und Freundens(sic)pflichten auf ihn bauen,

und darauf feiern sie diesen Tag „einfach, aber froh" in einem „Mühlenthal"!

Dies ist der Wendepunkt. Ulrich und Cesario ahnen schon, daß sie sich lieben werden. Ulrich beschließt, seine Schwester Rosamunde,

(Sie ist noch wunderhübsch mit fünfunddreißig,
Meist frohen Mutes und im Hause fleißig)

ins Vertrauen zu ziehen. Doch als er anfängt,

Blickt sie ihn an mit lächelndem Erwarten
Und sieht im Geist schon die Verlobungskarten.

Er aber wünscht nur, daß Fides zu ihr ins Haus komme — als Mädchen, während Askan bei Guntram („einem Künstler großen Stils, Bildhauer") lernen soll. Sie sagt nicht sofort zu, und Ulrich reist, da Bewegung gesund ist, wieder ab, wegen eines „verzwickten Falles." In der Eisenbahn schreibt er („obgleich's im Fahren kaum ermächtlich") an seine Schwester einen Brief und an Askan „ein Kärtchen." Bei seiner Rückkehr findet er niemand in der Stadt; Askan ist ausgezogen. Bei Rosamunden ist „nur die alte Kinderfrau, die äußerst taube" zu finden, die „in Guntrams Hausentfaltung den Gnadenlohn genoß." Sie teilt ihm mit, alle seien in der Sommerfrische.

Das war nun dieses! Ulrich spannt die Segel
Der Hoffnung, die noch ganz ihm nicht verdirbt,
Nach jener Wirtschaft, wo im Kampf der Kegel
Man froh sich um den Hammelpreis bewirbt.

Hier will er den ehemaligen Wirt Askans treffen, aber er kommt zu spät, alles ist fort. Acht Tage später erfährt Ulrich, daß Fides im Hause Guntrams aufgenommen ist. Er fährt aufs Land, ist überrascht, Fides in Frauenkleidern zu sehen und entzückt von ihrer Schönheit. Askan ist inzwischen Schüler Guntrams geworden und „kopirt den Aeschines," was ihm keine Freude macht,

denn lange ward ihm kund,
Daß dieser Tückebold an Herz und Nieren
Sich dem Demosthenes entgegensetzte
Und so zu dessen Tod das Messer wetzte.

Auf dem Heimwege steigt ihm Herr Guido nach, da er ihn für ein Mädchen hält. Guido will ihn umarmen, bekommt aber „einen Faustschlag männlichen Geschlechts auf seine Nase."

Nun kommt der Winter. Fides lernt tanzen und wird bald Ballkönigin. Auf einem Maskenballe trifft sie Guido, der sie anredet; Ulrich kommt hinzu und sagt „ganz laut": Herr Guido werde ihm noch Genüge leisten, „denn diese Dam' ist meine Braut!" Im Nebenzimmer folgt darauf die wirkliche Verlobung.

Dies ist der Inhalt, die Handlung, wenn man es so nennen darf. Ueber die Form sich ein Urteil zu bilden, werden die angeführten Stellen genügen. Man könnte dieses neueste Werk Roquettes am besten in die Litteratur der „Münchner Bilderbogen" einreihen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Grenzboten

5

Der Freisinn und die Frauenfrage

Die freisinnige Partei fängt an, positiv zu werden. Nachdem ihr stets verneinender Geist in allen politischen Fragen zur matten Grabesstimme geworden ist, die nach dem Trägheitsgesetze ihre alten düstern Beschwörungsformeln weiter murmelt, nachdem die Freisinnigen besonders bei den letzten Kolonialverhandlungen vollständig aus dem Sattel geworfen worden sind, schieben sie ihr Kampfroß auf den Tummelplatz der gesellschaftlichen Probleme und suchen auf diesem Gebiete wiederzugewinnen, was sie an Einfluß auf parlamentarischem verloren haben.

Wer aber einmal bis zum politischen Lungenpfeifer heruntergekommen ist, aus dem wird selbst auf frischen Futterstrichen kein wackrer Streiter mehr. Und so ist es denn für die Vorkämpfer der sogenannten Frauenfrage gerade keine große Empfehlung, daß sie sich unter die Fahne des Freisinns stellen, daß eine Reihe der freisinnigen Blätter, besonders Rickerts Sprachrohr, für die Bestrebungen eines emanzipirten Frauentums, für die Hirngespinste einer unzufriedenen alten Jungfer, trotz oder gerade wegen der ablehnenden Haltung der Regierung, die Lanzen einlegen.

Es ist seltsam: seitdem die Kaiserin Friedrich ihre Sympathien für die deutsche Frauenfrage ausgesprochen hat, hält sich die freisinnige Partei für berufen, diese Bewegung zu leiten und in echter Ritterlichkeit dem schüchternen deutschen Gretchen gegen den rohen Patron „Staat" den Arm zu bieten. Nach ihrer Ansicht kann die für unser Kulturleben immer gefährlicher werdende Frauenfrage nur dadurch zum guten Ende geführt werden, daß man den Frauen das wissenschaftliche Studium auf unsern Hochschulen freigiebt, daß man sie zu den Staatsprüfungen zuläßt, womöglich zu den Staatsämtern, zum freien Wettbewerb mit den Männern auf allen wissenschaftlichen Gebieten,

kurz, daß man den Frauen das „Recht auf Bildung“ nicht länger verkümmert. „Deutschland steht in Bezug auf wissenschaftliche Bildungsmittel für Frauen hinter allen andern Kulturnationen zurück,“ die armen Frauen werden hier „unter dem Drucke mittelalterlicher Fesseln“ gehalten, „die Frauenfrage ist eine internationale Frage,“ diese und andre, eine unglaubliche Verranntheit bezeichnende Wendungen schwirren gegenwärtig durch Broschüren (z. B. H. Lange, Frauenbildung, Berlin, 1889) und freisinnige Zeitungen.

Wenn wir in Deutschland überhaupt eine Frauenfrage haben, so kann es doch nur eine deutsche und keine internationale sein. Das Wort „Frauenfrage“ wird überhaupt zu einem wahren Rattenkönig aller möglichen Begriffsverwirrungen und Unsinnigkeiten gemacht. Daß es aber in Deutschland eine Frauenfrage als solche gar nicht giebt, hat schon Eduard von Hartmann in seiner „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins“ nachgewiesen; denn was man heutzutage volltönend als Frauenfrage erörtert, betrifft zunächst gar nicht die Frauen als solche, d. h. die Verheirateten, sondern einzig und allein die Jungfern oder die Unverheirateten. „Für die Frauen giebt es, nach Hartmann, nur eine Frage, das ist die Kinderfrage, oder um noch deutlicher zu sein, da es sich in erster Reihe darum handelt, die Kinder zu bekommen, die Gebärfrage.“ Für diese Frage tritt die Frau mit Leib und Leben ein, für diese Frage schlägt sie ihre heißen und langwierigen Schlachten im Wochenbett und in der Kinderstube. Nur in der Lösung dieser Aufgabe liegt die natürliche und ethische Kulturmission des Weibes, nur in der gesunden Erfüllung dieser Leistung die hohe und einzige Bedeutung des weiblichen Geschlechtes für unser staatliches Leben, für die Erhaltung und Erhöhung der Volkskraft im Kampfe der Völker ums Dasein. Das Weib hat, nur insoweit es Gattin und Mutter ist, vollberechtigten Anspruch auf Schutz und Hilfe des Staates, d. h. insofern es durch Familiengründung der Volkskraft die Reserven zum Kulturkampfe liefert. Denn auf dem gesunden Familienleben ruht die Macht einer Nation, und die Regierung, die das erkannt hat, wird auch die Gründung von Familien zu befördern wissen und dort die Kinderpflege und Kindererziehung übernehmen, wo die Eltern keine Gewähr dafür leisten. Nur in dieser Auffassung kann die Frauenfrage eine Bedeutung für den Staat haben. Aber die altgewordenen Mädchen, die nicht zu ihrem natürlichen Berufe der Familiengründung, der Mutterschaft, der Kinderpflege gelangt sind, verstecken sich hinter der alle weiblichen Vollkommenheiten einer Gattin, Mutter und Hauswirtin einschließenden Bezeichnung „Frau“ und thun, als ob der ganze Staat aus den Fugen gehen müßte, wenn er für ihre Lebenserleichterung nichts hergeben will, wenn er sich weigert, den weiblichen Wesen dieselben Rechte einzuräumen wie den Männern, wenn er davor zurückschreckt, Mädchengymnasien und Mädchenuniversitäten zu errichten.

Die kühle und abschlägige Antwort des preußischen Kultusministers auf die Frauenpetition, in der eine Hochschule nach dem englischen Muster (natürlich

englisch) von Newham und Girton College verlangt wird, hat daher bei allen klar denkenden Menschen aufrichtigen Beifall gefunden. Der Minister v. Goßler sagt in seiner Antwort auf die Forderung, studirte Lehrerinnen für die höhern Mädchenschulen heranzubilden: „Abgesehen von den schweren Bedenken, welche der beschriebene Bildungsgang im übrigen gegen sich hat, abgesehen von der Schwierigkeit, welche es bereiten würde, die Anstalten zu beschaffen, auf welchen sich die jungen Mädchen für das »scharfe« Aufnahme-Examen vorbereiten können, würde die verlangte ununterbrochene siebzehnjährige (vom 6. bis zum 23. Jahre) Lernarbeit die jungen Mädchen körperlich schwächen, geistig überreizen und außerdem sehr leicht dem Familienleben entfremden.“ Die Mädchen werden leider jetzt schon dem Familienleben entfremdet durch die Schule ebenso sehr, wie durch die verfehlte häusliche Erziehung, und nun soll sich an die Schuljahre noch eine Vorbereitungszeit für die Universität und dann ein dreijähriges Studium auf der Universität anschließen — das ist unerhört! Dann verlangen wir auch noch einen einjährigen Militärdienst der Mädchen bei der schweren Kavallerie oder Artillerie.

Aber Scherz beiseite. Glaubt man denn wirklich, daß ein normal angelegtes Mädchen mit allen seinen geistigen und physiologischen Eigenheiten die notwendigen Vorbedingungen zum wissenschaftlichen Studium mit sich bringe? Glaubt man denn, daß ein normal angelegtes Mädchen auf geistigem Gebiete den Wettkampf mit Männern auch nur in einem Fache aufnehmen könnte? Da wäre denn doch noch erst das Gutachten von Frauenärzten und Mädchenlehrern einzuziehen. Allein wir bestreiten schon ohne diese Gutachten entschieden, daß eine Lehrerin, die unter Verzicht auf ihre natürliche Bestimmung drei Jahre wissenschaftlich gearbeitet hat, noch die weiblichen Eigenschaften besitze, die wir in unsern Töchtern geweckt und entwickelt wissen wollen. Wir bestreiten entschieden, daß die Zulassung der Mädchen zum Studium auf der Hochschule für unsre Gesellschaft, für unser Gemeinwohl, für unser Vaterland von irgend welchen vorteilhaften Folgen sein könnte. Wir behaupten im Gegenteil, daß wir mit dieser Neuerung unzweifelhaft in russische Verhältnisse hineingeraten, daß unsre Mädchen dann ebenso wie die Russinnen dem krassen Nihilismus verfallen würden; abgesehen von den sittlichen Gefahren und den körperlichen Schädigungen, denen sie dabei ausgesetzt wären. Denn gerade der weibliche Organismus verträgt, wie der Irrenarzt Pelman in seiner Schrift „Nervosität und Erziehung“ nachgewiesen hat, am wenigsten eine Überanspannung des Gehirns.

Aber ein freisinniges Blatt sagt in Bezug auf die sittlichen Bedenken sehr optimistisch: „Wer ein bischen zu denken vermag, wird nicht meinen, daß auf der Universität, auf der Frauen und Männer zusammen arbeiten, durch Liebeleien die Würde der Wissenschaft leiden könne, sondern er wird hoffen, daß die gemeinsame Arbeit vielmehr die Liebe zu einer ernsten Sache zu machen geeignet sei.“ Sonderbarer freisinniger Schwärmer! Bei allem Idealismus,

den wir der Jugend zutrauen — an diese Liebe glauben wir nicht, so lange noch nicht die Religion des Skopzentums bei uns eingeführt ist. Wir glauben im Gegenteil, daß damit der Anfang zu einer verhängnisvollen Anarchie auf sittlichem Gebiete, zur Untergrabung des Familienlebens, zur freien Ehe, zu einem rücksichtslosen individuellen Eudämonismus gemacht werden würde, wie ihn Bauval in seinem Buche: Sanktionirte Lügen und Widersprüche in den Sittengesetzen (Leipzig, 1887) bereits predigt.

Eine „Frauenfrage" giebt es in Deutschland nicht, darüber sind wir mit Eduard von Hartmann einig; aber eine Jungfern- oder Mädchenfrage ist vorhanden, das unterliegt keinem Zweifel. Die Statistik vom Jahre 1885 giebt an, daß in Deutschland 988,376 Personen weiblichen Geschlechtes mehr waren als männlichen, von ihnen sind, wenn wir die Personen unter 16 und über 50 Jahren abrechnen, ungefähr 500,000 zu den Heiratsfähigen zu zählen, die also übrig bleiben dürften, wenn jeder Mann die Verpflichtung hätte, sich zu verheiraten. Thatsächlich bleiben aber nicht 500,000 Frauenzimmer ledig, sondern etwa 5,000,000, die in Deutschland nicht zur Erfüllung ihres natürlichen Berufes als Mutter in einer staatlich anerkannten Ehe gelangen. Das heißt, ungefähr 30 Prozent der ganzen weiblichen Bevölkerung in Deutschland trägt zur Vermehrung der Volkskraft nichts bei. Dieser Prozentsatz lediger Frauen läßt sich bedeutend verringern und die frei werdende, alles versuchende Arbeitskraft des weiblichen Geschlechtes wieder in die natürliche Berufsthätigkeit leiten, wenn der Staat die Eheschließungen und Familiengründungen begünstigt und fördert, wenn er auf das stetig wachsende Junggesellentum, namentlich in den bessern Berufskreisen, in irgend einer Art durch erhöhte Steuern u. dgl. einen Druck ausübt, und wenn er die Prostitution beschränkt, zu der jetzt mehr als 3 Prozent der weiblichen Bevölkerung (in Berlin mehr als 24000!) herabgesunken sind. Es könnte für eine Regierung keinen größern Mißgriff geben, als wenn er durch staatliche Einrichtungen noch künstlich dazu beitragen wollte, die Mädchen ihrem natürlichen Berufe zu entfremden und dadurch mittelbar die Abneigung der Männer vor einer Familiengründung zu verstärken. Der Staat hat im Gegenteil die Erziehung der weiblichen Jugend derart zu ordnen, daß ihr das Bewußtsein von der nationalen und kulturgemäßen Bedeutung ihrer natürlichen Leistungen immer klarer wird, daß die Mädchen zu körperlich gesunden, anspruchslosen und verständigen Frauen herangebildet werden, die endlich aufhören, ihre Trachten und Gewohnheiten von fremden Nationen herzuholen und ihre Lebensideale außerhalb des Familienglückes zu suchen, die statt einer mystisch-romantischen Altjungferndufelei eine gesunde, auf lebendigem Pflichtbewußtsein ruhende Lebensanschauung besitzen, die vor dem sittlichen Werte ihrer natürlichen Aufgaben wieder Respekt empfinden und erkennen, daß „die tüchtigste und am höchsten zu ehrende Frau diejenige ist, welche der Menschheit die größte Zahl besterzogener Kinder geschenkt hat" — kurz, deutsche

Frauen, die deutsch denken und deutsch empfinden, wie wir eine jetzt als Vorbild auf unserm Kaiserthrone sehen!

Wenn die Freisinnigen für ihre Töchter Universitäten wünschen, so mögen sie ihre Professoren aus eigner Tasche bezahlen. Wir unsrerseits stimmen mit Heinrich von Sybel überein, wenn er bei Gelegenheit der Mädchenbildung sagt: Ist die Schule absolvirt, was nach dem angegebenen Grundsatze mit dem 15. oder 16. Lebensjahre der Fall sein wird, so giebt es für das jetzt zur Jungfrau entwickelte Mädchen zunächst nur eine Hochschule und einen Professor: das Elternhaus und die Mutter.

Weiteres zum Versicherungswesen

1. Das Verhältnis der öffentlichen Feuerversicherungsanstalten zu einer Reichszentralstelle

Die Hauptschwierigkeiten, die der einheitlichen Regelung des Feuerversicherungswesens für das Deutsche Reich entgegenstehen, liegen in der eigenartigen Entwicklung, welche die öffentliche Feuerversicherung in den Einzelstaaten bisher genommen hat. Diese ist eine sehr ungleichmäßige, fast von Staat zu Staat verschiedene gewesen. In einer Reihe von Ländern bestehen reine Staatsanstalten, die meistens für die Gebäudeversicherung monopolisirt und auf diese allein beschränkt sind, zum Teil aber auch einzelne Zweige der Mobiliarversicherung betreiben. In andern Ländern, darunter Preußen, besteht eine große Anzahl provinzieller und städtischer Feuerversicherungsanstalten in Anlehnung an die Provinzial- und Städteverwaltungen, unter sich verschiedenartig organisirt und mit verschiedenartigen Befugnissen und Vorrechten ausgerüstet, teils nur auf die Gebäudeversicherung beschränkt, teils auch die Mobiliarversicherung umfassend. Alle diese Anstalten, von denen die meisten in veralteten, vielfach sogar gradezu zweckwidrigen Formen büreaukratisch verwaltet werden, sind selbst abgeneigt, irgend etwas von ihren Sonderrechten zu Gunsten der Reichsoberhoheit aufzugeben und sich den einheitlichen Normen derselben zu unterwerfen, auch beeinflussen sie natürlich die Anschauungen ihrer Regierungen in diesem Sinne um so leichter, als diese ebenfalls zum Teil nur ungern bereit sein werden, ein weiteres Stück ihrer Hoheitsrechte an das Reich abzugeben, obgleich sie sich durch Zustimmung zu Art. 4 der

Reichsverfassung auf dem hier in Betracht kommenden Gebiete im Prinzip dazu verpflichtet haben. Dieser Zustand, der sich im Zusammenhange mit der geschichtlichen Entwicklung der deutschen Einzelstaaten ausgebildet hat, verlangt, wenn man nach der bisherigen Politik der Reichsregierung annimmt, daß sie sich bei ihrem Vorgehen auf diesem Gebiete ebenfalls der willigen Mitwirkung möglichst aller Bundesstaaten versichern und daher ohne allzu gewaltsame Eingriffe in die bisherigen Zustände verfahren will, unbedingt eine weitgehende Rücksicht und sehr schonende Behandlung. Die Bethätigung einer solchen Politik würde nur darin gefunden werden können, daß man die bestehenden Formen für den öffentlichen Betrieb der Feuerversicherung ebenso gut wie die für den Privatbetrieb als gegebene Thatsachen ansieht und unangetastet läßt, und sich darauf beschränkt, für die Gegenwart die allernotwendigsten Normen für die Oberhoheit des Reiches zu schaffen und nur für die Zukunft sich den Weg zur allmählichen Besserung vorgefundener Mängel und zur Erweiterung der Reichskompetenzen offen zu halten. Hieraus würden sich folgende Grundzüge für die Reichsgesetzgebung gegenüber den öffentlichen Anstalten und ihren Regierungen ergeben:

1) Die Beibehaltung oder Beseitigung des Versicherungszwanges für Gebäude in seinem gegenwärtigen Umfange bleibt der Gesetzgebung der Einzelstaaten überlassen, dagegen kann dieser Versicherungszwang für Bezirke, in denen er bisher nicht besteht, nur mit Zustimmung des Reiches eingeführt werden.

2) Die Ausdehnung des Versicherungsbetriebes einer öffentlichen Anstalt auf Mobiliargegenstände darf, soweit sie nicht bereits erfolgt ist, ebenfalls nur mit Zustimmung des Reiches eingeführt werden.

3) Die reichsgesetzlichen Vorschriften zur Verhütung des Mißbrauchs der Feuerversicherung sowohl bezüglich des Immobiliars als auch des Mobiliars sind auch für die öffentlichen Anstalten maßgebend.

4) Die für statistische Zwecke reichsgesetzlich zu stellenden Forderungen sind auch von den öffentlichen Anstalten zu erfüllen.

5) Die Organisation der öffentlichen Anstalten im übrigen, insbesondere die Beibehaltung oder Beseitigung ihrer Vorrechte in Bezug auf die Zwangseinziehung der Beiträge und die Benutzung von Staats- und Kommunalbeamten und Behörden als Verwaltungsorganen bleibt der Gesetzgebung der Einzelstaaten vorbehalten. Als einzige Ausnahme hiervon könnte vielleicht die Aufhebung der Stempelfreiheit der öffentlichen Anstalten da, wo eine solche Freiheit besteht, reichsgesetzlich für den Fall angeordnet werden, daß eine einheitliche Stempelabgabe für Versicherungsurkunden von Reichs wegen eingeführt werden sollte.

Der Einfluß und der Verkehr des Reiches bez. der für das Feuerversicherungswesen einzurichtenden Zentralstelle mit den öffentlichen Anstalten würde hiernach nur ein mittelbarer sein können, insofern als die Vermittelung der zuständigen Landesregierungen dazu in Anspruch genommen werden müßte,

und würde auch sachlich nur sehr beschränkt sein, insofern, als die innern Einrichtungen der öffentlichen Anstalten und ihre zeitgemäße Fortbildung dem Einflusse des Reiches in der Hauptsache entzogen wären. Es ist aber in hohem Grade wünschenswert, daß das gerade Gegenteil stattfinde, dergestalt, daß die Einwirkung des Reiches auf die einzelnen Anstalten möglichst stark und unmittelbar ist, um sie zur Vervollkommnung ihrer Einrichtungen und zur weitern Ausdehnung ihres Wirkungskreises zu veranlassen, und so zur Lösung ihrer volkswirtschaftlichen Aufgaben und zum Wettstreit mit den Privatunternehmungen immer mehr zu befähigen. Die Möglichkeit hierzu ist gegeben, dadurch daß die Reichszentralstelle auf Grundlage einer Vereinbarung mit den einzelnen öffentlichen Anstalten diesen die Mittel bietet, die ihnen vermöge ihrer Organisation und ihres beschränkten Wirkungsgebietes im versicherungstechnischen Sinne anhaftenden natürlichen Mängel zu mindern, wenn nicht ganz zu beseitigen. In welcher Weise dies zu geschehen hat, wird durch eine kurze Darlegung dieser Mängel sofort klar werden. Diese bestehen in der Hauptsache in dem Unvermögen, eine genügende Verteilung der Gefahr, gegen welche Versicherung geleistet wird, herbeizuführen. Jedes Versicherungsunternehmen muß, wenn es dauernd und in sich lebensfähig sein will, im Stande sein, mit dem mathematischen Gesetz der großen Zahlen zu rechnen, es muß mit andern Worten eine genügend große Anzahl von Risiken gleicher Gattung und ungefähr gleicher Größe in sich aufnehmen, um zeitlich eine ungefähre Gleichmäßigkeit der Schadenfälle in Bezug auf ihre Zahl und Höhe zu erreichen. Ist diese Voraussetzung nicht vorhanden, so tritt ein Schwanken der Schädenziffer ein, dergestalt, daß sie zu einer Zeit weit über die Einnahmen hinausgehen, zu andrer Zeit weit dahinter zurückbleiben kann. Daß damit jede Sicherheit und Festigkeit des Unternehmens in sich verloren gehen muß, liegt auf der Hand. Die größeren Privatanstalten und namentlich die Erwerbsgesellschaften schützen sich gegen diese Möglichkeit dadurch, daß sie ihr Geschäftsgebiet möglichst weit ausdehnen, daß sie ihre Versicherungen an ein und demselben Flecke, soweit sie durch ein und denselben Brand in Mitleidenschaft gezogen werden können, beschränken, indem sie entweder über eine gewisse Summe hinaus keine weitern Versicherungen übernehmen, oder die über einen bestimmten Betrag hinaus übernommenen Versicherungen bei andern Gesellschaften „rückversichern." Alle diese Mittel fehlen den öffentlichen Anstalten entweder ganz, oder sie stehen ihnen nur in sehr geringem Maße zu Gebote. Sie können ihr Geschäftsgebiet nicht über die Grenzen ihres Landes, ihrer Provinz oder ihres Gemeindeverbandes ausdehnen, es liegt ihnen — allerdings unter mehr oder minder großen Einschränkungen — die Pflicht zur Annahme der ihnen angebotenen Versicherungen innerhalb ihres Gebietes ob, und es steht ihnen schließlich das Mittel der Rückversicherung, um ihre Verpflichtung an einem Orte zu vermindern, nur in sehr geringem Grade zu Gebote. In

Ansehung des letztern Punktes verliert der Vorwurf, der den öffentlichen Anstalten in letzter Zeit häufig und selbst aus Regierungskreisen gemacht worden ist, daß sie es ablehnten, auch die Mobiliarversicherung in den Bereich ihrer Wirksamkeit zu ziehen und damit in einen nachdrücklicheren Wettbewerb mit den Erwerbsgesellschaften zu treten, manches von seiner Berechtigung, denn es ist klar, daß eine umfassendere Aufnahme der Mobiliarversicherung neben der Gebäudeversicherung für die öffentlichen Anstalten stellenweise eine wesentlich höhere Anhäufung der Versicherungswerte nach sich ziehen und die Möglichkeit größerer Verluste durch einen Brand nahe rücken würde. Wie sollen sie aber ohne genügende Rückversicherung solchen Verlusten finanziell gewachsen bleiben?

Hier ist der Punkt, wo das Reich unterstützend für die öffentlichen Anstalten eintreten muß, indem es für sie eine Rückversicherungsstelle aus Reichsmitteln errichtet, an die sie die über eine gewisse Grenze hinausgehenden Beträge der auf einer Stelle angehäuften Versicherungswerte unter Vergütung der verhältnismäßigen Beitragsgelder der Versicherten abgeben können. Das Bedürfnis zu einer derartigen Rückversicherungsgelegenheit ist bei einem Teil der öffentlichen Anstalten, die auf eine Ausdehnung ihres Geschäftsumfanges kräftig hinarbeiten, und vorzugsweise bei denen, welche die Mobiliarversicherung in den Bereich ihrer Thätigkeit gezogen haben, bereits in so starkem Grade vorhanden gewesen, daß sie sich schon seit einer Reihe von Jahren zu einem Rückversicherungsverbande vereinigt haben, der freilich finanziell wohl zu schwach fundirt ist, um ein großes Risiko auf sich nehmen zu können, und der deshalb seinerseits wieder Rückversicherung (bei ausländischen Erwerbsgesellschaften!) hat suchen müssen, der seiner Aufgabe auch wohl wegen sonstiger Mängel in seiner Organisation nicht recht gewachsen ist. Dieses Bedürfnis wird ferner dadurch erwiesen, daß eine Reihe von öffentlichen Anstalten Rückversicherungsverträge mit Erwerbsgesellschaften geschlossen haben, und würde sich unzweifelhaft noch wesentlich verstärken, wenn die öffentlichen Anstalten immer mehr dazu übergingen, auch die Mobiliarversicherung zu betreiben.

Der durch das Reich einzurichtenden Rückversicherungsstelle für die öffentlichen Anstalten müßte allerdings von vornherein eine breite Grundlage dadurch gegeben werden, daß sie mit einem ausreichenden Einrichtungs-, Garantie- und Betriebsfonds von mehreren Millionen Mark ausgerüstet würde, damit sie, unbeschadet des Prinzips, daß sich die Anstalt durch die an sie zu zahlenden Beiträge in sich selbst erhalten soll, allen Möglichkeiten und größern Brandunfällen namentlich für die erste Zeit ihres Bestehens gewachsen bleibt. Die Heranziehung fachtechnisch geschulter und ausgebildeter Kräfte zur Verwaltung und Leitung der Anstalt würde ebenfalls eine Notwendigkeit sein.

Die Benutzung der Rückversicherungsstelle durch die öffentlichen Anstalten würde durch Vertragsabschluß mit jeder Anstalt zu regeln und es würden dafür

gewisse Bedingungen festzusetzen sein, durch die eine richtige Gefahrschätzung und dem entsprechende Klassifikationseinrichtungen sowie eine größere Anbequemung der öffentlichen Anstalten an die Bedürfnisse des Publikums möglichst sichergestellt wird. Auf solcher vertragsmäßigen Grundlage würde das Reich mit jeder öffentlichen Anstalt in unmittelbaren Verkehr treten und einen Einfluß auf die Gestaltung und Vervollkommnung des öffentlichen Feuerversicherungswesens dadurch, daß es ihm eine starke und zuverlässige Stütze für seinen Betrieb leiht, im Einverständnis mit den betreffenden Staatsregierungen, Provinzial- und Kommunalverwaltungen ohne Zweifel leicht gewinnen können. Damit würde das Reich die Vermittelung des Ausgleiches der Brandgefahr für die einzelnen Länder und Bezirke Deutschlands übernehmen und das öffentliche Feuerversicherungswesen im gesamten Reichsgebiete gleichzeitig mächtig fördern und in sich zusammenfassen. Der Beruf des Reiches hierzu kann nicht zweifelhaft erscheinen, und mit Rücksicht hierauf und auf die Gemeinnützigkeit des öffentlichen Feuerversicherungswesens würde sich die Aufwendung von Reichsmitteln vollauf rechtfertigen. Ohne eine solche Anlehnung an das Reich würden die öffentlichen Anstalten diejenigen technischen Hilfsmittel, welche die größeren Privatanstalten für ihren Betrieb in der Rückversicherung längst haben, und denen sie einen großen Teil ihrer Blüte verdanken, voraussichtlich nie in genügendem Maße besitzen und ihrer volkswirtschaftlichen Aufgabe vielleicht niemals in vollem Umfange gerecht werden können.

Die Gebietsentwicklung der Einzelstaaten Deutschlands

Von R. Pape

Das Großherzogtum Hessen

Es ist althergebracht, die Sondergeschichte Hessens mit dem altdeutschen Völkerstamme der Katten zu beginnen, deren Hauptfeste Mattium nach dem Berichte des Tacitus im Jahre 15 nach Christi Geburt durch Germanicus zerstört wurde. Dieses Mattium hat man in dem Dorfe Maden im Amte Gudensberg bei Fritzlar an der Eder wiederfinden wollen. Etwa um das Jahr 200 verschwindet der Name der Katten; sie hatten sich, vielleicht nur gezwungen, dem Völkerbündnisse der Franken angeschlossen, und das von ihnen bewohnte Gebiet an der Lahn, Eder und Fulda bis an die Werra hin bildete später einen Teil des Frankenreiches, und zwar nach der Teilung desselben, Austra-

siens. Unter den Gauen dieses Landes befindet sich der fränkische Hessengau oder auch wohl der Hessen-Frankengau genannt, und der Oberlahngau; der erstere entspricht ungefähr dem spätern Niederhessen, der letztere Oberhessen. In jenen Landen verbreitete der heil. Bonifazius das Christentum und gründete dort ein Bistum auf dem Buraberge bei Fritzlar, das aber bald wieder erlosch, und die Klöster Amöneburg und Fritzlar. Auch die Stiftung der Abteien Fulda und Hersfeld pflegt man wohl hierher zu ziehen, obwohl sie mit Hessen ursprünglich nichts zu thun haben. Bonifazius bezeichnet auch in einem Berichte an den Papst (738) zuerst das Land der Hessen oder Katten als ein gesondertes Gebiet. Der Zusammenhang der Hessen mit jenem altdeutschen Volksstamme ist also geschichtlich nicht sehr sicher begründet und mindestens sehr locker, wenn man auch annehmen will, daß jene Angabe des sogenannten Apostels der Deutschen nicht unbegründet sei. Wie das Land und seine Bewohner zu dem Namen Hessen gekommen sind, darüber habe ich nirgends eine befriedigende Erklärung finden können; denn die Ableitung: Chatti, Hatti, Hassi ist mir immer sehr gesucht erschienen.

Karl der Große setzte, wie in allen Gegenden seines Reiches, so auch im Hessenlande Grafen ein. Unter ihnen hervorragend ist um das Jahr 900 Konrad der Ältere de Hassia, der zu Fritzlar seinen Hof hielt; er fiel im Kampfe gegen Adalbert von Babenberg. Sein Sohn gleichen Namens wurde Herzog von Ostfranken, und im Jahre 911 nach dem Aussterben der Karolinger wurde er sogar zum deutschen Könige gewählt und regierte als Konrad I. bis 919. Die Erbgüter seines Hauses in Hessen, zu denen auch bereits Chasalla (Kassel) gerechnet wurde, überließ er seinen Brüdern Eberhard und Otto. Nach dem Tode Eberhards, der ebenfalls Herzog von Franken war, löste sich der Verband der hessischen Lande mit dem Herzogtum Franken fast vollständig, und die dort begüterten Grafengeschlechter wurden auf längere Zeit fast reichsunmittelbar.

Unter diesen Grafengeschlechtern, z. B. denen von Reichenbach, Ziegenhain, Felsberg, Schauenburg, Waldenstein, Bilstein, Schoneberg, werden auch vier Grafen in Niederhessen, alle Werner mit Namen, erwähnt. Jedoch nicht auf sie ist die Gründung des Reichsfürstentums Hessen zurückzuführen, sondern auf die Grafen von Gudensberg, die nach den bei ihnen üblichen Vornamen als die Gisonen bezeichnet werden. Die Erbtochter Gisos IV. von Gudensberg vermählte sich mit Ludwig III. (als Landgraf I.) von Thüringen und brachte ihm ihren väterlichen Besitz als Mitgift zu. Ihm und seinen Nachfolgern gelang es infolge dieser Heirat, nach und nach über die andern Adelsgeschlechter in hessischen Landen eine gewisse Oberhoheit zu erringen und, wie man wohl gesagt hat, als Großgrafen aufzutreten.

Im Jahre 1247 starben mit Heinrich Raspe die Landgrafen von Thüringen aus, und der thüringische Erbfolgestreit begann. Die Tochter des Landgrafen

Ludwigs IV. und der heiligen Elisabeth, Sophie, die Herzogin von Brabant, machte sofort für ihren Sohn Heinrich, genannt das Kind von Brabant, Ansprüche auf die erledigten Lande. Sie wurde unterstützt durch ihren Schwiegersohn, Albrecht den Großen von Braunschweig; aber ihr mächtiger Mitbewerber, Heinrich der Erlauchte von Meißen, brachte jenem eine entscheidende Niederlage bei Wettin bei (1263) und nahm ihn selbst gefangen. Um sich aus der Gefangenschaft zu lösen, mußte er verschiedenen Besitzungen seines Hauses an der Werra (Eschwege, Witzenhausen, Allendorf u. a.) entsagen. Dieses Gebiet nebst den hessischen Allodien und Lehen, namentlich die Grafschaft Gudensberg mit Kassel, Grebenstein, Homberg, Felsberg, Rotenburg, Marburg, Frankenberg fielen an die Herzogin von Brabant, die dafür allen ihren Ansprüchen auf Thüringen entsagen mußte.

Im Jahre 1265 übernahm ihr Sohn, Heinrich das Kind, nachdem er auf Brabant verzichtet hatte, die Regierung dieses Landes und verlegte seine Residenz nach dem schon erwähnten Chasalla, dessen Name, nach und nach in Kassel umgewandelt, vielleicht mit dem alten Namen Katten zusammenhängt. Dies ist in Wirklichkeit der Anfang Hessens als eines deutschen Einzelstaates, dessen Geschicke, wie das mehr oder weniger in allen Einzelstaaten der Fall ist, mit den Geschicken der regierenden Dynastie, nämlich des Hauses Brabant, zusammenfallen.

Die Lande, die jener Stifter des Geschlechtes beherrschte, wurden noch zu seinen Lebzeiten von König Adolf von Nassau, 1292, zu einem selbständigen Reichsfürstentum zusammengefaßt, das an dem reichsunmittelbaren Schlosse Boyneburg und der Stadt Eschwege haften sollte. Heinrich II., der Eiserne, von Hessen erlangte 1373 von Kaiser Karl IV. einen Reichslehensbrief, durch den das Reichsfürstentum, die alten angestammten sowohl wie die neuerworbenen Güter, zu einer unteilbaren Landgrafschaft erhoben wurden. Die zeitweiligen Gebietsteilungen, die in den folgenden zwei Jahrhunderten in dem Hause Brabant ebenso wenig fehlen wie bei andern deutschen Fürstengeschlechtern, übergehen wir hier. Die Landgrafen vergrößerten während dieser Zeit ihr Gebiet fortwährend, teils durch Erwerbung unmittelbarer Besitzungen, teils durch Ausdehnung der Lehns- oder Schutzherrlichkeit über benachbarte Landesteile. Durch Kauf gelangten in den Besitz der hessischen Fürsten: Schloß Spangenberg, ein Teil der Grafschaft Itter, die Hälfte von Schmalkalden, der Mitbesitz der Ganerbschaft Treffurt, die Halbherrschaft Lisberg, die Herrschaft Woltersdorf, das Amt Neuengleichen, die Hälfte der Herrschaft Eppstein oder Eppenstein am Taunus, mehrere pfälzische Lehen, unter denen Homburg vor der Höhe das wichtigste ist. Diese Fürsten wurden Schirmherren der Abtei Hersfeld und erlangten die Lehnshoheit über Waldeck, Plesse, Rietberg, Schaumburg u. s. w. Durch Erbverträge erwarben sie die Grafschaften Ziegenhain und Nidda nebst der andern Hälfte von Lisberg und die Grafschaft Schone-

berg (mit Hofgeismar, Helmarshausen u. s. w.). Landgraf Heinrich III., mit dem Beinamen der Reiche, erwarb durch seine Gemahlin Anna Ansprüche auf die Grafschaft Katzenellnbogen. Über den Besitz derselben entstand aber ein längerer Erbschaftsstreit mit den Grafen von Nassau-Dillenburg. Der Name dieser Grafschaft, die lateinisch Cattimelibocus heißt, wird von dem Berge Melibocus oder Malchen im Odenwalde, in der Nähe von Zwingenberg an der Bergstraße, und von den Katten abgeleitet. Freilich ist von den Stammsitzen dieses Volkes an der Fulda und Eder bis zur Bergstraße ziemlich weit, und wie Katten dorthingekommen sein sollen, ist nicht recht ersichtlich. Sie wurde eingeteilt in die obere Grafschaft mit Darmstadt, Trebur u. s. w., und die untere Grafschaft mit der Stammburg Katzenellnbogen*) südlich von Diez, Braubach mit der Marxburg, Nastätten, dem linksrheinischen Rheinfels u. a. Auffallend ist, daß die Burg Katzenellnbogen gar nicht in der oberen Grafschaft, also wenigstens in der Nähe des Odenwaldes, liegt, sondern ziemlich weit nordwärts vom Main. Jene ganze Namensableitung dürfte darum wohl etwas zweifelhaft erscheinen und ist vielleicht zu keinem andern Zwecke erfunden worden, als um die Überlieferung glaubwürdiger zu machen, daß die Hessen die richtigen Vertreter des alten Kattenstammes seien.

Der Fürst, der bei Beginn der Neuzeit das Hessenland beherrschte, Landgraf Philipp der Großmütige, ist unzweifelhaft der hervorragendste des ganzen Stammes. Seine bedeutende Einwirkung auf den Verlauf der Reformation in Deutschland, seine Stellung an der Spitze des Schmalkaldischen Bundes, seine Gefangennahme in der Moritzburg zu Halle sind aus der allgemeinen deutschen Geschichte bekannt genug. Nachdem er endlich, infolge des Passauer Vertrages, von Kaiser Karl V. aus der Haft entlassen worden war (3. September 1552), und sich wieder der Regierung seines Landes widmen konnte, beendigte er zunächst den Erbschaftsstreit wegen Katzenellnbogen mit den Grafen von Nassau. Diesen trat er zur Erledigung ihrer Ansprüche das hessische Viertel der Grafschaft Diez nebst den Ämtern Camberg, Weilnau, Wehrheim, Ellar, Driedorf und halb Hadamar ab. Dafür verblieb fortan die ganze obere und der übrige Teil der unteren Grafschaft Katzenellnbogen unbestritten in hessischem Besitze. Durch eine Erbverbrüderung mit den Grafen von Henneberg sicherte er sich den Anfall der ganzen Herrschaft Schmalkalden, der bereits 1583 erfolgte. Bekannt ist, daß Landgraf Philipp, außer seiner rechtmäßigen Gemahlin, Christine von Sachsen, mit ausdrücklicher Genehmigung Luthers und Melanchthons noch eine zweite Frau, Margarete von der Saal, geheiratet hatte. Die Söhne derselben machte er zu Grafen von Diez und

*) Nach Zerstörung der alten Burg baute ein Graf Johann gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts Neu-Katzenellnbogen, welches als „die Katz" bei St. Goarshausen jedem Besucher des Rheins bekannt sein dürfte.

Lisberg und stattete sie mit den Ämtern Bickenbach, Umstadt, Homburg v. d. Höhe, Lisberg, Ulrichstein, Schotten, Stromfeld aus. Der letzte Graf von Diez starb jedoch schon im Jahre 1603 kinderlos, und diese Gebiete wurden dann unter die noch vorhandenen Hauptlinien geteilt.

Das Testament Philipps des Großmütigen (gestorben 1567) muß einem Manne der Neuzeit, der einen Staat stets als ein unteilbares Ganzes anzusehen gewohnt ist, geradezu ungeheuerlich erscheinen, so willkürlich und rücksichtslos wird da mit Land und Leuten umgesprungen. Kaum ein Großgrundbesitzer, der mehrere Güter sein eigen nennt, würde so gehandelt haben. Nach den letzwilligen Verfügungen des Landgrafen Philipp erhielten von seinen vier Söhnen aus ebenbürtiger Ehe der älteste, Wilhelm IV., als Familienoberhaupt ebenso viel wie seine drei Brüder zusammen, nämlich die Hälfte des Gesamtbesitzes, der zweite die Hälfte vom Reste, ein Viertel vom Gesamtbesitze, die beiden andern dann wieder je die Hälfte vom Reste, also je ein Achtel des Gesamtbesitzes. Derartig verschmitzt ausgesonnene Erbverteilungen gehören freilich in jener guten alten Zeit nicht zu den Seltenheiten, sondern kommen unzählige Male vor. Man muß sich höchstens darüber wundern, daß die Gebietsverhältnisse im alten Reiche nicht noch viel verwickelter, verworrener und zerfahrener gewesen sind, als sie es in Wirklichkeit waren, und man möchte den „Finger Gottes“ darin finden, daß er eine große Anzahl von Nebenlinien möglichst bald wieder aussterben ließ.

Bei solchen Erbteilungen berechnete man nicht so sehr die Flächengröße des betreffenden Landes, auch nicht die Einwohnerzahl, sondern hauptsächlich die Steuerkraft; denn ausschlaggebend bei solchen Berechnungen war das Einkommen, das der biedere Landesvater aus seinem Gebiete ziehen konnte. So machte man es auch hier. Dennoch mußten manche Besitzungen und Berechtigungen den verschiedenen Linien gemeinsam bleiben. Wilhelm IV. erhielt das sogenannte Niederfürstentum und begründete die Linie Hessen-Kassel, die mit dem 1866 entsetzten Kurfürsten Friedrich Wilhelm ausgestorben ist. Ludwig IV., Testator, erhielt das sogenannte Oberfürstentum Hessen-Marburg nebst der Grafschaft Eppstein; nach seinem Tode, 1604, sollte sein Land zu gleichen Teilen an Kassel und Darmstadt fallen, doch entwickelte sich daraus erst der langwierige Marburger Erbschaftsstreit. Der dritte Sohn, Philipp II., wurde mit der niedern Grafschaft Katzenellnbogen abgefunden, starb jedoch bereits 1583, ohne Erben zu hinterlassen, und seine Besitzungen wurden unter Kassel und Darmstadt geteilt. Dem jüngsten Sohne, Georg I., fiel das letzte Achtel der väterlichen Erbschaft zu, nämlich die obere Grafschaft Katzenellnbogen mit Rüsselheim, Dornberg, Lichtenberg, Zwingenberg u. s. w. Er ist der Stammvater der noch jetzt blühenden großherzoglichen Linie Hessen oder, wie man früher zum Unterschiede von Kassel sagte, Hessen-Darmstadt; dies waren die beiden Hauptlinien, die seit 1604 zunächst noch allein vorhanden waren.,

Das Land der älteren hessischen Linie, Hessen-Kassel, oder, wie man später sagte, Kurhessen, bildet keinen eignen Staat des Deutschen Reiches mehr; was von seiner Gebietsentwicklung noch zu erwähnen ist, soll bei der Besprechung von Preußen, dem es seit 1866 angehört, dargelegt werden. Hier beschränken wir uns auf die Besprechung von Hessen-Darmstadt, wie man die Gebiete der jüngren Linie gemeinsam zu bezeichnen pflegte, obschon bei weitem der größte Teil derselben mit dem alten Hessen durchaus nichts zu thun hatte. Der Name des Stammlandes der Dynastie wurde eben auf ihre Besitzungen übertragen.

Nach dem Tode des Stifters Georgs I., der, wie schon erwähnt, einen Teil des Erbes seines älteren Bruders Philipp an sein Haus gebracht hatte, trat sofort wieder eine Länderteilung ein. Der bei weitem größere Teil der Landgrafschaft fiel zwar seinem ältesten Sohne Ludwig V. zu; der zweite Sohn begründete aber die Linie Butzbach, die jedoch schon mit 1643 mit dem Tode des Stifters wieder ausstarb; der dritte, Friedrich, begründete im Jahre 1612 die Linie Hessen-Homburg, die erst im Jahre 1866 ausgestorben ist, und über deren Geschicke seiner Zeit das Nötige gesagt werden soll.

(Schluß folgt)

Die Geschichte von dem kranken Königssohne

Von F. Kuntze

Wie heißt der Ziegenbart mit der Krone dort, der sich am Fuße des Bettes um seinen kranken Sohn abhärmt? Wie heißt die Schöne, die hereintritt und in ihren sittsamen Schelmenaugen Gift und Gegengift zugleich führt? Wie heißt der Pfuscher von Arzt, dem erst in diesem Augenblick ein Licht aufgeht, der das erste Mal in seinem Leben Gelegenheit findet, ein vernünftiges Rezept zu verordnen, eine Arznei zu reichen, die aus dem Grunde kurirt und die ebenso wohlschmeckend als heilsam ist?

So schwatzt im letzten Buche des Wilhelm Meister der leichtfertige Friedrich, indem er auf ein im Vorsaal hängendes Bild hinweist.

Ein Gemälde, das einen Vorgang wie den eben beschriebenen darstellt, giebt es nicht. Die Geschichte aber, auf die in jenen Worten angespielt wird, ist bekannt, es ist die Erzählung von dem kranken Königssohne, der von

glühender Leidenschaft für seine Stiefmutter verzehrt wird und, nachdem durch eine List des Arztes die Ursache seines Leidens entdeckt ist, Genesung findet, als ihm sein Vater mit unerhörter Großmut die Gattin überläßt. Die Geschichte ist oft erzählt worden; sie gleicht in dieser Beziehung den beliebtesten Novellenstoffen des Altertums, dem Apollonius von Tyrus, der Matrone von Ephesus u. a., unterscheidet sich jedoch dadurch von ihnen, daß sie Anspruch auf Glaubwürdigkeit macht. Denn sie bezieht sich nach der ältesten Überlieferung auf den König Seleukos I. von Syrien, den Gründer des berühmten nach ihm genannten Herrscherhauses, und seinen Sohn und Nachfolger Antiochos. Die schöne Frau aber, die „Gift und Gegengift in ihren Augen führt," ist Stratonike, die Tochter des Städtebezwingers Demetrios, des Seleukos jugendliche Gemahlin, dieselbe, die von Lukian auch als die Heldin der berüchtigten Kombabosgeschichte genannt wird. Der Arzt endlich, den der lose Friedrich so vorlaut abfertigt, ist der berühmte Erasistratos von Keos, der namentlich als Anatom gefeiert war und in seiner Wissenschaft eine besondere Schule gegründet hat.

Wer diese wunderbare Krankheitsgeschichte, die nach Lukian im Altertum sogar pantomimisch dargestellt wurde, auf ihren Wanderungen und Wandlungen begleiten will, muß vor allem den Plutarch aufschlagen, der sie im Leben des Demetrios (Kapitel 38) ausführlich erzählt hat.

Antiochos — so lesen wir da —, des Seleukos Sohn, liebte seine jugendliche Stiefmutter Stratonike. Anfangs suchte er seine unselige Leidenschaft zu unterdrücken. Als er aber ihre Unheilbarkeit erkannte, beschloß er sein Leben durch Zurückweisung aller Nahrung zu endigen und zu diesem Zwecke eine Krankheit zu heucheln. Aber der herbeigerufene Arzt Erasistratos erkannte alsbald, daß unglückliche Liebe der Grund des Leidens sei, nur der Gegenstand war ihm noch verborgen. Um der Sache auf den Grund zu kommen, unternahm er es, den Kranken sorgfältig zu beobachten und ganz besonders, wenn eine von den Schönheiten des Hofes ins Krankenzimmer trat, sein Antlitz und seine Bewegungen zu prüfen. Da zeigte sich nun in den meisten Fällen gar keine Veränderung im Verhalten des Prinzen. Nur wenn Stratonike, allein oder mit dem Seleukos, erschien, wurden die deutlichsten Spuren einer innern Unruhe sichtbar: es traten alle jene Anzeichen ein, von denen die Dichterin Sappho spricht:*) Stocken der Stimme, feurige Röte,

*) Doch mir schrickt im Busen das Herz zusammen,
Wenn Du nahst, beklommen versagt die Stimme
Jeglichen Laut mir.

Ach, der wortlos starrenden rinnt urplötzlich
Durch die Glieder fliegende Glut, verworren
Flirrt es mir vor Augen und dumpf betäubend
Klingt es im Ohr mir.

Schwinden der Sehkraft, heftiger Schweiß, lebhafter und unruhiger Pulsschlag, zuletzt gar Ohnmacht und Todesblässe. Nun stand es dem Erasitratos fest, daß der Prinz keine andre liebe als seine Stiefmutter. Doch schien es ihm mißlich, das Geheimnis zu verraten. Da er aber die Liebe des Königs zu seinem Sohne kannte, faßte er sich ein Herz und sagte: Liebeskummer ist die Ursache des Siechtums deines Sohnes, aber er ist leider unheilbar. Und auf die erschrockene Frage des Königs, warum denn der Kranke unheilbar sei, erwiderte der Arzt: Unheilbar deswegen, weil es meine eigne Gattin ist, für die der Jüngling entbrannt ist. Da sprach der König: Könntest du dich nicht entschließen, meinem Sohne zuliebe auf dein Weib zu verzichten, zumal da du siehst, wie groß meine Angst um diesen meinen einzigen Erben ist? Das würdest du selbst nicht thun, erwiderte Erasitratos, wenn Antiochos deine Gemahlin Stratonike liebte. Da rief der König: Freund, möchte doch ein Gott oder ein Mensch meines Sohnes Leidenschaft dahin lenken, denn ihm zuliebe wäre es eine Wonne, selbst mein Königreich hinzugeben! Als der König diese Worte mit leidenschaftlicher Bewegung und unter Thränen gesprochen hatte, ergriff Erasitratos seine Hand und sagte: Nun, so bedarf es keines Erasitratos mehr. Denn du, der du Vater, Gatte und König in einer Person bist, du bist auch der beste Arzt für deine Familie. Da berief Seleukos eine Versammlung seines Volkes und erklärte, er habe sich entschlossen, seinen Sohn mit Stratonike zu vermählen und beiden die Herrschaft von Oberasien zu übergeben. Von seinem Sohne sei er überzeugt, daß er sich ohne Widerspruch den Wünschen des Vaters fügen werde. Sollte aber seine Gemahlin an einem so unerhörten Verlangen Anstoß nehmen, so möchten die Freunde sie beruhigen und darauf hinweisen, daß die Befehle der Herrscher nicht nur gut und gerecht, sondern auch nützlich seien. Und so soll denn die Vermählung des Antiochos mit der Stratonike erfolgt sein.

Ebenso ausführlich und in allen wesentlichen wie unwesentlichen Zügen mit dem Plutarch übereinstimmend ist der Bericht des Appian, der in dem Buche seiner römischen Geschichte, das von den syrischen Angelegenheiten handelt, auch die seltsame Krankheitsgeschichte des Antiochos erzählt. Die Schilderung der seelischen Erregung und ihrer Anzeichen ist hier nicht ganz so drastisch, aber als der Arzt dem König den aufgefundenen Grund des Leidens entdeckt, bedient er sich fast derselben Worte wie der Plutarchische Erasitratos. Ausführlicher noch als beim Plutarch ist die Ansprache des Königs an sein Heer und die Mitteilung seiner großmütigen Entsagung, die aber auch beim Appian in den Satz zugespitzt wird, daß alles, was dem Könige gefalle, auch

Kalter Schweiß entrinnet der Stirn, die Glieder
Faßt ein Schauer, wallend enteilt des Blutes
Strom zurück, und eisige Todesblässe
Deckt mir die Wangen.

gerecht sei. Der Entschluß des Seleukos wird endlich von dem Berichterstatter als eine That gefeiert, die alle seine Siege weit überstrahle.

Etwas kürzer ist die Erzählung, die Lukian in der Abhandlung „Über die Göttin der Syrier" giebt. Aber die Übereinstimmung mit Plutarch ist auch hier augenfällig, und der abweichenden Züge giebt es nur wenige. Unerheblich ist es, wenn die Selbstmordgedanken des Prinzen verschwiegen werden, wenn die Personen des Hofes nicht zufällig, sondern auf Anordnung des Arztes, dessen Name übrigens nicht genannt wird, der Reihe nach ins Zimmer treten, wichtiger, wie wir sehen werden, daß der Arzt, um die seelische Erregung des Kranken festzustellen, die Hand auf dessen Herz gelegt hat, und während die Schönen eintreten und vorübergehen, den Schlag des Herzens beobachtet. Dagegen stimmt die Unterredung des Arztes mit dem König wieder Zug für Zug mit dem Plutarch. Auch hier der kluge Einfall des Arztes, die eigne Gattin vorzuschieben, um die Gesinnung des Königs zu prüfen. Aber wesentlich kürzer ist der Schluß, dem die Erwähnung der Volksversammlung und die königliche Ansprache fehlt, während der Verzicht auf die Herrschaft auf das ganze Reich des Seleukos ausgedehnt ist.

Noch größere Besonderheit zeigt der kurze Bericht, der sich im fünften Buche der Denkwürdigkeiten des Valerius Maximus findet und von allen uns erhaltenen der älteste ist. Antiochos — heißt er dort — sucht seine unerlaubte Liebe zu seiner Stiefmutter durch die Selbstüberwindung eines pflichttreuen Sohnes zu verbergen. Infolgedessen erkrankt er und liegt darnieder, einem Sterbenden gleich. Der Retter ist der Mathematiker Leptines oder, ut quidam dicunt, der Arzt Erasitratos. Dieser bemerkt, indem er am Bette des Kranken sitzt, wie das Gesicht des Jünglings beim Eintritt der Stratonike plötzlich von heißer Röte übergossen wird und der Atem schneller zu gehen beginnt als sonst, daß aber die Blässe und die gewöhnliche Atmung zurückkehrt, sobald die schöne Stiefmutter das Zimmer verlassen hat. Das bringt den Arzt auf die richtige Spur. Er faßt, so oft Stratonike ins Zimmer tritt, verstohlen den Arm des Kranken und befühlt den Puls. Aus dem Wechsel desselben erkennt er die Natur der Krankheit und ihre Ursache. Alsbald teilt er das Ergebnis seiner Beobachtung dem Seleukos mit, worauf dieser kein Bedenken trägt, dem geliebten Sohne die geliebte Gattin zu überlassen.

Man sieht, daß zur Zeit des Valerius, also im ersten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung, ja vielleicht noch bedeutend früher, die Überlieferung in Betreff der Persönlichkeit des Arztes bereits ins Schwanken geraten war, ferner daß die Untersuchung des Pulsschlages als das Mittel, das zur richtigen Diagnose führt, besonders betont wird. Dagegen fehlt in dem kurzen Berichte die mehrerwähnte List des Arztes, sein eignes Weib zu nennen, und das sich daran knüpfende Gespräch mit dem König, ferner die Angabe, daß der König samt

der Gattin auch einen Teil seines Reiches dem Sohne überlassen habe. Ja es wird dies ausdrücklich in Abrede gestellt durch den Übergang zur nächsten Geschichte, der durch folgende Gegenüberstellung gebildet wird: Aber Seleukos trat seinem Sohne seine Gemahlin, Ariobarzanes dem seinigen die Herrschaft von Kappadokien ab. Immerhin ist das Opfer auch so schon groß genug, und der lehrhafte Verfasser, der an dem Beispiel des Seleukos die Tugend der Entsagung verdeutlichen will, unterläßt nicht, hinzuzusetzen, daß Vaterliebe auch die größten Hindernisse zu überwinden vermöge.

Ist hier die Geschichte bereits auf eine bestimmte Moral zugeschnitten, so verliert sie in andern Berichten völlig den Charakter der Harmlosigkeit, der ihr ursprünglich eigen ist. So im „Ikaromenippos," einer Satire des Lukian. Menippos — so läßt der Verfasser ihn selbst erzählen — fliegt auf künstlich angehefteten Fittichen, dem eines Adlers und dem eines Geiers, in die Luft und erreicht, glücklicher als sein Vorbild Ikaros, den Mond. Von hier aus beobachtet er mit der Schärfe des Blickes, die von der Adlerschwinge in sein Auge gedrungen ist, das offene und mehr noch das geheime Treiben der Menschen auf der Erde. Da sieht er denn, wie Ptolemäos mit seiner Schwester Arsinoë buhlt*), wie dem Lysimachos sein eigner Sohn nach dem Leben trachtet, wie des Seleukos Sohn Antiochos seiner Stiefmutter Stratonike heimlich zunickt u. s. f.

Hier wird also bereits ein Einverständnis der Stratonike und eine heimliche Liebschaft angenommen. Doch ist dies eine Wendung, die sicherlich nur auf Rechnung des mutwilligen Dichters kommt und keineswegs zu dem Schlusse berechtigt, daß diese Auffassung zu Lukians Zeiten die allgemeine gewesen sei.

Eine noch schärfere Spitze erhält die Erzählung in dem „Misopogon," d. h. dem „Barthasser" des Kaisers Julian, jener berühmten Satire, die der „Philosoph auf dem Throne" gegen die Einwohner von Antiochia schleuderte, als sie ihn wegen seiner einfachen Lebensweise und seiner unweltmännischen Haltung verspotteten. Des Antiochos leidenschaftliche Liebe zu seiner Stiefmutter genügt dem Julian, um den Prinzen zu einem verworfenen Wüstling zu stempeln; will er doch seinen Widersachern klar machen, daß man von ihnen als den Nachkommen eines so sittenlosen Menschen wie Antiochos füglich nichts andres erwarten könne als Leichtfertigkeit, Üppigkeit und Genußsucht. Denn

*) Arsinoë, die Tochter des ersten Ptolemäos und der Berenike, wurde mit dem Diadochenkönig Lysimachos vermählt und wußte diesen durch allerlei Ränke dahin zu bringen, daß er seinen Sohn aus erster Ehe, Agathokles, töten ließ. Ob Lukian diesen im Sinne hat oder seinen Bruder Alexander, der nach dem Tode des Agathokles mit dessen Gattin Lysandra zum Seleukos floh, ist fraglich. Arsinoë vermählte sich nach des Lysimachos Tode mit ihrem leiblichen Bruder Ptolemäos II., der seitdem wie sie selbst den Beinamen φιλάδελφος erhielt. Vgl. Droysen, Geschichte des Hellenismus II, 322 ff.

wie in der Pflanzenwelt, so gelte auch im menschlichen Leben das Gesetz der Vererbung. Seine Widersacher wären Bewohner einer Stadt, die einem zügellosen Jüngling ihren Namen verdanke; er selbst stamme von den wilden Völkern des Donaulandes ab. Da sei es kein Wunder, daß man ihn bäuerisch, rauh, linkisch, unschön und altmodisch schelte. Übrigens erzählt er die Geschichte des verliebten Prinzen im wesentlichen in Übereinstimmung mit dem Lukian. Mit diesem hat seine Darstellung namentlich den Zug gemein, daß der Arzt, der auch hier Erasitratos genannt wird, mit der Hand das Herz des Kranken prüft, wenn die von ihm gerufenen Schönen ins Zimmer treten. Aber das darauf folgende Gespräch zwischen Arzt und König fehlt hier wie beim Valerius. Vollends abweichend und nur diesem Berichte eigen ist der Schluß. Julian erzählt, Antiochos habe sich geweigert, das Opfer des Vaters anzunehmen, erst nach dessen Tode habe er das ehemals hochherzig zurückgewiesene Geschenk gewaltsam an sich gebracht. Freilich wird die Geschichte auf diese Weise nicht nur widerspruchsvoll, sondern sie verliert auch ihren eigentlichen Sinn. Die plötzliche Großmut will zu dem Charakter des jungen Wüstlings nicht stimmen, und die Heilung des Prinzen, die zwar nicht förmlich erzählt, aber stillschweigend vorausgesetzt wird, entbehrt jeglicher Begründung.*)

Leicht begreiflich ist es, daß mit dem Wiederaufleben des klassischen Altertums auch die Geschichte des Antiochos und der Stratonike, nachdem sie im Mittelalter der Vergessenheit anheimgefallen war, wieder auftauchte, und man wundert sich nur, daß man ihren Spuren hier nicht öfter begegnet. Von den Schriftstellern des sonst so anekdotendurstigen sechzehnten Jahrhunderts ist es, wie es scheint, nur der alte Kirchhoff, der in seinem „Wendunmut" die seltsame Ergebenheit mit einiger Ausführlichkeit berichtet. Kirchhoffs Quelle ist, wie man auf den ersten Blick sieht, Plutarch. Wie dieser, spricht er von den Selbstmordgedanken des Antiochos und zieht die Liebesschmerzen der Sappho zum Vergleich heran. Er erwähnt auch den Einfall des Erasitratos, von seinem eignen Weibe zu reden, und läßt den König mit thränenden Augen die Bitte aussprechen, daß jener die Rettung, die er in der Hand halte, nicht versagen möge; worauf dann die bekannte Erklärung des Erasitratos folgt. „Das waren dem Seleuko angenehme Zeitung — schließt der Bericht — ließ diese sein Gemahl (die beiläufig gesagt stets Stratonices genannt wird) fahren und übergab sie seinem Sohn mit ausgerüster stattlicher Heyrath und hochzeytlichen Frewden." Aber der Verfasser brandmarkt die That durch ein paar erbauliche Verse, die

*) Bemerkt mag noch werden, daß Erasitratos hier als ein Samier bezeichnet wird, während sonst Keos als seine Heimat gilt, und daß einmal von dem sonst so belesenen Kaiser der Vater Homeros fälschlich zitirt wird. Denn die γυιοβόροι μελεδῶνες, von denen die Rede ist, werden nicht vom Homer, sondern vom Hesiod erwähnt; es sind die verzehrenden Liebessorgen, mit denen auf Befehl des Zeus Aphrodite das Menschengeschlecht ausgestattet hat.

im Anschluß an Röm. 1 und Ephes. 4 Vater und Sohn der Abgötterei und Blutschande beschuldigen. Ohne es zu wissen, tritt er mit diesem Urteil in die Fußtapfen des Heiden Julian.

Wie steht es nun mit der Glaubwürdigkeit unsrer Geschichte? Hat sich alles wirklich so zugetragen, wie es von der Mehrzahl der Berichterstatter überliefert worden ist? oder haben wir es mit einem Spiel der Phantasie, mit einem Gemisch von Wahrheit und Dichtung zu thun? Um diese Frage zu beantworten, haben wir zunächst die Überlieferung auf ihre Echtheit zu prüfen. Da ergiebt sich dann, wenn wir die mitgeteilten Berichte zusammenstellen, eine dreifach verschiedene Fassung. Man erkennt leicht, daß Plutarch, Appian und Lukian aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft haben, daß dagegen Valerius, der den Mathematiker Leptines als den Retter des Antiochos bezeichnet und von der Übergabe der Herrschaft nichts zu wissen scheint, einer andern Vorlage gefolgt sein muß, während Julian außer seiner Hauptquelle, dem Lukian, noch einen zweiten Gewährsmann zur Hand hatte, dem er die Nachricht entnahm, daß Antiochos erst nach des Seleukos Tode sich mit seiner Stiefmutter vermählt habe. Des Valerius Angaben sind, wie man leicht sieht, hier so unzuverlässig wie anderswo, werden aber wohl schließlich, wenn auch in getrübter Überlieferung, aus derselben Quelle geflossen sein, die der Darstellung der drei griechischen Gewährsmänner zu Grunde lag. Diese aber werden wir wohl, wie auch Rohde (Geschichte des griechischen Romans S. 51) anzunehmen scheint, in dem Geschichtswerke des Phylarchos vermuten dürfen, worin die Geschichte des dritten Jahrhunderts v. Chr. bis zur Schlacht bei Sellasia und dem Tode des Spartanerkönigs Kleomenes, d. h. bis zum Jahre 220, dargestellt ist.*) Damit wäre nun freilich kein sonderliches Zeugnis für die Echtheit unsrer Geschichte gewonnen. Denn die Glaubwürdigkeit des Phylarch ist schon im Altertum mehrfach in Zweifel gezogen worden, so vom Plutarch und besonders von seinem eignen jüngeren Zeitgenossen, dem Polybios. Polybios vergleicht ihn sogar einem dramatischen Dichter, der ohne Rücksicht auf die geschichtliche Wahrheit vor allem darnach trachte, die Seele des Hörers aufzuregen und zu erschüttern. Mag dies Urteil nun auch in seiner Allgemeinheit zu schroff sein — Polybios hatte guten Grund, dem Phylarch zu zürnen, weil dieser bei der Darstellung des Krieges, den des Polybios Landsleute, die Achäer, mit dem Kleomenes führten, offen für Kleomenes Partei ergriffen hatte —, so steht doch so viel fest, daß die Kritik nicht die starke Seite des Phylarchos war. Er liebt es, so viel sich aus den noch erhaltenen Bruchstücken erkennen läßt, seine Berichte mit Anekdoten auszuschmücken, die oft den Stempel der Erdichtung an der Stirn tragen und lediglich auf die Unterhaltung des Lesers berechnet sein konnten.

*) Wo nicht, so käme etwa Duris, geboren um 340, in Frage, mit dessen Zuverlässigkeit es übrigens nicht zum Besten bestellt ist.

Aber die Lust am Fabuliren haftet mit wenigen Ausnahmen der Geschichtsschreibung des Altertums überhaupt an. Und so braucht man die Zuverlässigkeit des Phylarch nicht schlechtweg in Zweifel zu ziehen, wenn er auch nachweislich seine Darstellung durch legendenartige Züge ausgeschmückt hat; wagt es doch auch Polybios nicht, sein abfälliges Urteil über die Darstellung des kleomenischen Krieges auf das ganze Geschichtswerk seines Gegners auszudehnen. Man wird also mit dem Zeugnis des Phylarch zu rechnen haben, wo es sich um die Mitteilung von Thatsachen handelt, zumal wenn seine Angaben mit der innern Wahrscheinlichkeit zusammenfallen.

Was nun zunächst als unzweifelhaft feststehend betrachtet werden kann, ist das, daß Seleukos mit seinem Sohne die Herrschaft über Asien geteilt hat. Diese Thatsache wird mehrfach erwähnt und ist auch an sich leicht zu verstehen. Denn es stellte sich, wie Droysen (Geschichte des Hellenismus II, S. 291) ausführt, bald die Notwendigkeit heraus, die Länder jenseits des Tigris, die von dem Strome der hellenischen Kultur noch unberührt geblieben waren, ja ihrem Eindringen widerstrebten, von den westlichen, dem griechischen Einfluß zugänglichen Landschaften zu trennen und unter eigne Verwaltung zu stellen. Es ist ferner keineswegs undenkbar, daß ein orientalischer Sultan der Diadochenzeit, wo die Weiber von Hof zu Hof versandt wurden wie Tauschware, seine jugendliche Gemahlin — kaum fünfzehn Jahre soll Stratonike bei ihrer Vermählung mit dem Seleukos gezählt haben (Droysen II, S. 292) —, die er lediglich aus politischen Rücksichten gewählt hatte, seinem Sohne überließ, wenn dieser sie leidenschaftlich liebte. Und wenn Julian die Sache anders, an sich nicht unglaublich, darstellt, so mag er einer in Antiochia umlaufenden Sonderüberlieferung gefolgt sein, die möglicherweise aus dem Bestreben entsprungen war, den anstößigen Handel einigermaßen zu mildern. Auch der Umstand, daß Diodor schlechtweg von der Stratonike als der Gemahlin des Antiochos spricht*), kann nicht ohne weiteres als ein argumentum ex silentio betrachtet werden. Denn das 21. Buch, wo sich die betreffende Angabe findet, ist nur in Trümmern erhalten und somit die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß von der Liebesgeschichte des Antiochos schon früher die Rede war, wenn nicht etwa die lakonische Fassung der Stelle auf Rechnung des Verfassers des Auszuges kommt. Wie die Sache liegt, kann man die Richtigkeit der Überlieferung in Zweifel ziehen; sie zu erschüttern, fehlt es an einer ausreichenden Unterlage

*) Als der Städtebezwinger Demetrios — erzählt Diodor (XXI, 20) — in die Hand des Seleukos gefallen war, wurde dieser besonders von Lysimachos, seinem Bundesgenossen, bestürmt, er möge den Gefangenen nicht entlassen, sondern womöglich töten. Seleukos aber fragte bei seinem Sohne Antiochos, der in Medien weilte, an, was er mit dem Gefangenen machen sollte. Er selbst war entschlossen, seine Schonung auf die Rücksichten zu schieben, die er seinem Sohne gegenüber zu nehmen habe, der mit der Tochter des Demetrios, Stratonike, vermählt sei und Kinder von ihr habe.

Anders steht es mit der vielbesprochenen Erkrankung und Heilung des Antiochos. Hier, wo es galt eine Situation auszumalen, blieb der Phantasie der Berichterstatter ein weites Feld, und Historiker wie Phylarch mögen ihre Freude daran gehabt haben, die Überlieferung ohne weitere Prüfung auf die Nachwelt zu bringen. In einem Punkte wenigstens glaubt man die Sagenbildung förmlich beim Werke zu ertappen. Das Gespräch des Arztes mit dem König erweist sich entschieden als eine ausschmückende Zuthat der dichtenden Phantasie, man müßte denn etwa glauben, daß Erasitratos ein Weib besessen habe, das jung, schön und liebenswürdig genug gewesen sei, einen Prinzen zu bezaubern, und daß er mit dieser seiner Gattin sich bereits eine gute Weile vor der Erkrankung des Königssohnes in Antiochien aufgehalten habe. Plinius berichtet im 29. Buche seiner Naturgeschichte zwar die Krankheit des Antiochos, mit dem Zusatze, Erasitratos habe für seine glückliche Kur hundert Talente empfangen, aber von der angeblichen Ursache des Leidens und seinem romanhaften Verlauf schweigt er gänzlich. Es wäre also gar nicht undenkbar, daß die vom Erasitratos geheilte Krankheit des Prinzen ursprünglich in gar keiner Beziehung zu der Liebesgeschichte gestanden habe, vielmehr erst später damit in Verbindung gebracht worden sei.

Nun sehen wir aber ferner, daß das Hauptmotiv der Geschichte, nämlich die durch Untersuchung des Pulsschlages ermittelte Krankheit eines Liebenden, auch in andern Erzählungen auftritt, in griechischen und namentlich auch in orientalischen. Von diesen beruht freilich die eine oder andre auf Nachbildung der Antiochosgeschichte, z. B. die von dem Verfasser der sogenannten Aristänetosbriefe mitgeteilte Anekdote, worin der aus Plutarch bekannte Vorfall lediglich auf erdichtete Personen übertragen wird. Ein Charikles tritt an die Stelle des Antiochos, sein Vater Polykles übernimmt die Rolle des Seleukos, Panakios, d. h. Heilmann, ist der Name des Arztes, und der einzige Unterschied besteht darin, daß die Geliebte nicht als die rechtmäßige Gattin, sondern als Kebsweib des Vaters bezeichnet wird. Wie beim Valerius, dient auch hier die Geschichte einer lehrhaften Absicht. Eutychobulos (Glücksrat) will nämlich seinem Freunde Akestodoros (Hilfreich) an einem Beispiele zeigen, daß auch Kunst und Wissenschaft, wenn sie Erfolg haben wollen, des Glückes und der Gelegenheit bedürfen. Alle ärztliche Kunst — so sagt er — wäre vergeblich gewesen, wenn nicht zufällig das geliebte Weib in das Zimmer des Kranken getreten wäre. Ebenso dürfte, was in einer unter dem Namen eines Soranos gehenden Biographie des Hippokrates von dem Makedonierkönige Perdikkas berichtet wird, auf die Antiochosgeschichte zurückzuführen sein, wenn nicht etwa beiden Erzählungen eine gemeinsame Quelle zu Grunde liegt. Perdikkas — heißt es — erkrankte nach dem Tode seines Vaters so schwer, daß alle Welt ihn für schwindsüchtig hielt. Aber der zu Hilfe gerufene Hippokrates erkannte, daß den Kranken ein seelisches Leiden bedränge, weil dieser sich in auffallender Weise entfärbte und

veränderte, als er das Kebsweib seines Vaters zu Gesicht bekam. Auf Grund dieser wichtigen Beobachtung stellt der berühmte Arzt den jungen König wieder her. Die Lösung wird in dem kurzen Bericht nur angedeutet, der im Unterschied von der Antiochosgeschichte die Leidenschaft des Königs erst nach dem Tode des Vaters aufflammen läßt. Die Beziehung der Erzählung auf den Perdikkas kennt übrigens schon Lukian. Im 35. Kapitel seiner Schrift: „Wie soll man Geschichte schreiben?" sagt er, um die Notwendigkeit einer Unterweisung für den angehenden Geschichtsschreiber durch ein Beispiel zu erweisen: Einen Schwindsüchtigen, wie Perdikkas, kann kein Arzt oder Turnmeister zum Olympiasieger machen, aber die Krankheit doch nach Maßgabe der gegebenen Bedingungen mit Hilfe seiner Kunst lindern, wenn wirklich — schaltet er ein — dieser es gewesen ist, der aus Liebe zu seiner Stiefmutter in Siechtum verfiel, und nicht etwa des Seleukos Sohn Antiochos. Man sieht, daß die von Lukian benutzte Vorlage sich der Antiochosgeschichte noch mehr näherte als die Erzählung des Pseudosoranos, Grund genug für ihn, an ihrer Echtheit zu zweifeln.

Vollkommen unabhängig erscheint dagegen das Grundmotiv unsrer Erzählung in einer Episode der „Äthiopischen Geschichten," einem Roman aus unbestimmter Zeit, als dessen Verfasser sich Heliodor, ein Phönikier aus Emesa, nennt.*) Chariklea, des delphischen Apollopriesters Charikles schöne Pflegetochter, erglüht — so lesen wir im vierten Buche der umfangreichen Erzählung — für den schönen Theagenes, dem sie als dem Sieger im Waffenlauf im Namen der Kampfrichter den Palmenzweig gereicht hat. Aber sie scheut sich, ihre wachsende Leidenschaft zu gestehen und verfällt deswegen in ein schmerzliches Siechtum. Daß sie liebt und wen sie liebt, hat bereits der Vertraute des Hauses, der ägyptische Seher Kalasiris, erkannt. Dennoch rät er dem Vater, den Zustand der Kranken genau zu prüfen. Da stellt denn der Arzt Akestinos die richtige Diagnose. Das ist keine Krankheit des Körpers, sagt er zum Vater gewendet, sondern ein Leiden der Seele, das kein Arzt heilen kann. Du selbst mußt dir den suchen, der im Stande ist, zu helfen. Abermals vertraut sich der Priester dem Kalasiris und gesteht dabei, er habe stets gewünscht und gehofft, daß seine Tochter seinen Neffen Alkamenes liebe, ja er habe sie diesem bereits zur Ehe versprochen. Da läßt sich leicht die Probe machen, erwidert der Gefragte, führe den Jüngling zu der Kranken und zeige ihn als den künftigen Verlobten. Aber die Wirkung ist eine andre, als der bekümmerte Vater gehofft hat. Als das Mädchen den ihr zugedachten Gemahl erblickt, schreit sie laut auf, wendet das Antlitz nach der entgegengesetzten Seite

*) Rohde (Gesch. d. griech. Romans S. 463 ff.) setzt ihn in die zweite Hälfte des vierten Jahrhunderts n. Chr. Über seine Person und den Charakter seines Werkes vergleiche man die ausgezeichnete Darstellung in dem eben genannten Buche S. 432 ff.

des Zimmers, legt die Hände wie eine Schlinge um den Hals und schwört, sich erwürgen zu wollen, wenn der aufdringliche Liebhaber nicht entfernt würde. Endlich entdeckt sie ihr Geheimnis dem Kalasiris, und so wird denn von den Liebenden unter dem Beistand des Alten ein Fluchtplan entworfen und ausgeführt. Der Abstand dieser Erzählung von allen früheren springt in die Augen. Hier handelt es sich um keine unerlaubte Liebe, um keine Entsagung, kein Opfer eines Besitzenden, und den Gegenstand der Leidenschaft bringt nicht der Arzt heraus, sondern das freiwillige Geständnis der Kranken. Nur die Pulsfühlung und die Diagnose stimmt; aber die Einführung des Akamenes in das Krankenzimmer hat eine lediglich negative Wirkung.*)

(Schluß folgt)

Zu Körners Toni und Zriny

Von Reinhard Kade

(Schluß)

Werthes schließt sich sehr eng der geschichtlichen Überlieferung an, übersetzt ganze Stücke aus den Chroniken des Budina und des Reusner, wie den großen Eid des Zriny und der Soldaten, und macht dadurch sein Drama mehr zu einem Geschichtswerk als zu einem fein angelegten Kunstwerke. Darum können wir fast behaupten, Körner habe nach der Lesung des Werthes gar nicht viel weiterer Geschichtsquellen bedurft, wenn wir die soeben genannten kleinen Züge weglassen, die er allerdings aus Budina und Forgach entlehnte; daß er manches, wie die Schilderung des Einzugs Solimans in Belgrad (I, 459) aus eigner Erfindung hinzuthat, kommt hier nicht in Betracht.

Sehen wir uns das Stück von Werthes etwas genauer an. Es ist in Prosa geschrieben. Der erste Akt spielt auf einem öffentlichen Platz in der Festung Sigeth. Auf der einen Seite Edelleute und Bürger der Altstadt, die auf den Ruf Zrinis gekommen sind; auf der andern ein Teil der Besatzung, an deren Spitze Sektschudi steht. Es naht der greise Christoph Horvath und

*) Daß der Verfasser des Aristenätosbriefes diese Geschichte kannte, hat schon der Herausgeber des Heliodor, Korais, erkannt. Jener hat aus dem Akestinos einen Panaikos gemacht und den Namen des Mädchens auf den liebeskranken Jüngling übertragen.

fragt erstaunt, weshalb die Türken so ruhig seien. Er erhält zur Antwort, sie hätten einen Brief an den Grafen geschickt, darin freien Abzug gewährt und dem Zrini viel Gold geboten, der werde jedoch gewiß nicht darauf eingehen, sondern lieber die alte Stadt ebenso verbrennen wie die neue (I, 1). Georg, Zrinis Sohn, und Alapi kommen hinzu, die mit Entsetzen gehört haben wollen, Zrini werde die Stadt übergeben. Georg ruft: „Rechnest du nicht auf den deutschen Kaiser?“ worauf ihm Alapi erklärt, auf den sei nicht zu hoffen; die Türken hätten schon das Wasser aus den Gräben abgeleitet, Hungersnot stehe bevor (I, 2). Da tritt Zrini mit seinen Waffenbrüdern Georg Czschaki, Martin Radvan, Franz Dando u. a. auf, und nachdem er die Freunde begrüßt hat, sucht er sie von der notwendigen Verbrennung der Altstadt zu überzeugen. Doch giebt er nach, als sich Sektschudi und alle andern für die Stadt verwenden, vereinigt aber die Anwesenden zu einem Schwur und spricht: „Wenn ich je meinen Schwur brechen oder durch irgend ein Zeichen mich geneigt zeigen sollte, ihn brechen zu wollen, wenn ihr nur den bloßen Gedanken bei mir wahrnehmet, die Treue, die ich dem Vaterlande und meinem König schuldig bin, zu verletzen und diese Festung, die mir gleichsam als ein hinterlegtes Gut in Verwahrung gegeben ist, einem andern zurückzugeben, dann sprech' ich euch selbst von allen euren Pflichten gegen mich los, dann hört auf, mich als euren Befehlshaber zu betrachten, dann seht mich als euren größten Feind an, dann haut mir diese rechte Hand ab, mit der ich meinem Fürsten ewige Treue geschworen, und eure Waffen, die jetzt nach Solimans Blut dürsten, mögen zuerst in meinem verräterischen Herzenblut gewaschen werden!“

Neu ermutigt wünschen Radvan und Dando einen Ausfall zu machen (I, 4), als ein Soldat mit einem Zettel an Zrini erscheint, der ihn zum Fürsten von Kroatien ernennt. Aber Zrini nimmt den Zettel und schießt ihn zur Antwort ins feindliche Lager. Ebenso kühn denken die Frauen: Katharina Zrini, Maria Sektschudi, Sophie Mailath, die Braut Georgs, die mit dem Rufe: „Liebe um Ehre und Ehre um Liebe!“ den Geliebten in den Kampf entläßt.

Der zweite Akt schildert uns die Sorge der Gräfin um ihren Sohn Georg, die noch wächst, als ein Pfeilbrief gebracht wird, der die Gefangennehmung Georgs berichtet. Sie malt sich aus, wie sie ihn zerstückeln und foltern werden, und will ihn erlösen, will den Gatten zur Übergabe bewegen, will Sophie für ihn bitten lassen. Sie beschwört die übrigen Frauen, bringt den zweiten Sohn, ihren Raphael, zum Vater, und als dieser den Kleinen bitten hört, fällt eine Thräne auf die Wange des Kindes. „Diese ist nicht von mir!“ ruft der Knabe, „Viktoria, Mutter!“ (II, 3).

Die Not in der Festung wird größer, es kommt zu einer Verschwörung, ein Teil der Besatzung murrt schon laut. Da ruft Zrini den Soldaten zu: „Seid ihrs, die ihre Posten und Hauptleute verlassen haben? Soldat: Wir finds. Z.: Habt eure Waffen von euch geworfen? S.: Haben. Z.: Und

geschworen, nicht wieder an eure Posten zu gehen? Z.: Wir gehen auch nicht. Z.: Den Eid, den ihr Gott und dem Kaiser geschworen, habt ihr vergessen? S.: Nicht vergessen. Aber uns auch nicht. Was hilfts, wenn wir alle unnützerweise so elendiglich umkommen? Z.: Ihr wollt also, daß ich die Festung übergeben soll? S.: Ergeben. Z.: Nicht wahr, die Türken haben euch Geld versprochen." S.: Gute Leute. Geld genug, und für unsre Weiber und Liebsten Perlen und Diamanten. Z.: Vielleicht schon hinaufgeworfen? S.: Dukaten! Z.: Und ihr habts angenommen? S.: Dukaten nimmt ein jeder. Z.: Glaubt ihr, sie werden euch ohne Gefahr durchziehen lassen? S.: Ohne Gefahr. Sie sind gar nicht so barbarisch, wie man glaubt. Und wenn wir bei ihnen bleiben wollen, sollen wir's gut und alles vollauf haben. Z.: Sagen sie. Gut. Ich will euch die Thore öffnen lassen. Geht zu euren guten Türken. Ich werde die Festung ohne euch verteidigen. Aber zuerst trete einer nach dem andern hervor, daß ich den Namen eines jeden aufzeichne; damit der König und die Nation diejenigen besonders kennen lerne, die in einer dringenden Not des Vaterlandes dasselbe aus Feigheit und niederträchtiger Geldsucht verlassen haben. Solche merkwürdige Namen kommen auch in entfernte Länder und auf späte künftige Zeit. Ihr könnt weltberühmt dadurch werden. Wer ist der erste? S.: Ich nicht. Z.: Keiner kommt. Ich errate die Ursache. Die Furcht des Todes ist dringend; diese Musterung ist euch zu weitläufig; ihr wollt geschwind erlöst werden. Es sei. So seht nur auf diese Weiber und Knaben hin und macht es ihnen nach. Zwar waren bisher eure Knie gewohnt, nur unter euren Musketen sich zu beugen, aber was thut man nicht für Gold oder gar für das Leben? Kniet wie diese Weiber und Knaben, bittet euren Kommandanten, als Feigherzige, Meineidige, Nichtsoldaten, als weinende Weiber und Knaben ausziehen zu dürfen. Weil ihrer mehr sind als wir? Machts die Menge oder der Mut? Was that Stephan Bodo zu Erlau mit seiner Handvoll Mannschaft gegen 125000 Türken? Haben diese der Besatzung nicht auch Geschenke und alles, was sie verlangten, angeboten? Und waren sie so feigherzig wie ihr? Nein, bei Gott. Hoch über die Festungswerke erhöhten sie auf Spießen eine Totenbahre, zum Zeichen, daß sie bereit wären, für ihren Fürsten und das Vaterland zu sterben! Armes Vaterland! Wie schändlich sind deine Söhne ausgeartet. Einst waren sie edel und groß, vom Kopf bis auf die Fußzehen stammfest und ohne Tadel. Hoch war ihr Sinn, bieder und stolz; ihr Geist wie Feuer, ihr Körper wie Eisen. Mäßigkeit, Übung und Ehrgeiz gaben ihnen Stärke. Itzt, heiliger Stephan, deinem Schatten sei es geklagt, itzt wirft die kleinste Gefahr sie zu Boden, itzt verkaufen sie um eine Handvoll Geld Ehre, Fürsten und Vaterland, unedel, feigherzig, unstät. Nein, es giebt keine Ungarn mehr. Weichlinge sind wir, Nichtswürdige, Auswürflinge, fremder Nationen Bastarde!"

Diese Schmähungen ertragen die Soldaten nicht, sie bitten um Verzeihung.

„Stehet auf und macht euer Verbrechen gut. Ihr habt viel gut zu machen. Ein Soldat muß nie an sein Leben, viel weniger an Geld, nur an seine Ehre denken. Diese kann leben, wenn auch er tot ist. Wir kämpfen mit Eisen und nicht mit Gold. Schweißtropfen sind unsre Perlen, und von Mut und Großmut funkelnde Augen unsre Diamanten. Geht, hinweg! Zurück an eure Posten!"

Während sie sich murrend fortbegeben, kehrt Georg wieder zurück, der durch einen unterirdischen Gang sich gerettet und eine goldene Kette erbeutet hat, die er Sophien mit den Worten umlegt: „Du bist gefangen!", worauf sie erwidert: „Weil du es nicht bist!" Aber es ist keine Hoffnung mehr übrig (II, 8), das beste Bollwerk ist in Flammen aufgegangen. Horvath und Sektschudi wünschen sich den Tod, der ihnen auch von den hereinstürmenden Türken zu teil wird (II, 11).

Der dritte Akt zeigt uns in stummer erster Szene zunächst Katharina, Maria Sektschudi, Sophie, Raphael und andre „in verschiedenen Stellungen von stummer, ermatteter Trostlosigkeit. Einige liegen auf ihren Gesichtern, sehen zuweilen blaß mit loshangenden Haaren in die Höhe, schaudern bei dem Anblick der auflodernden Flammen zusammen und verbergen sich plötzlich wieder. Die Kinder hängen sich an die Kleider ihrer Mütter oder liegen in ihrem Schoß." Auch des Georg bemächtigt sich Verzweiflung, als er die verweinte Sophie erblickt, die sterben soll, ehe sie gelebt hat (III, 2). Noch einmal erheitert sie Alapi durch ein vaterländisches Lied, und wie von Wahnsinn ergriffen tanzen sie, tanzen noch einmal nach den vaterländischen Klängen. Zrini kommt und ruft ihnen zu: „Ich bin Mensch, Gatte und Vater. Das Herz hat auch seine Thränen und bitterere als die Augen. Auf, meine Kinder, faßt euch, die Natur ist befriedigt. Schenken wir der Ehre und unsrer Pflicht die noch übrigen Augenblicke. Könige und Fürsten werden nach Jahrtausenden vergessen sein, und wir werden noch im Andenken der Nachwelt fortleben. Leben ohne Ehre ist Tod; ruhmvoller Tod ist der Anfang eines neuen unvergänglichen Lebens." Er wendet sich zum Lebewohl an seine Freunde und Soldaten, läßt sich von Scherenk rüsten und sich von diesem den ihm von Karl V. geschenkten Säbel reichen. Die Weiber sind mutig: „Verschiedenes Geschlecht macht Sinn und Herz nicht verschieden." Dann, unter einem Marsche, gehts in den Kampf. Die Gräfin blickt hinab, sie sieht den Mann nicht mehr, Türken kommen auf den Schauplatz und mit den Worten: „Selige Geister der Freiheit, nehmt mich auf!" zündet sie den Pulverturm an.

Wir erkennen sofort, wie wenig Abweichungen von der Geschichte sich Werthes erlaubt hat. Nur von einer Revolte lesen wir in den Quellen nichts, und nach Budina hat Zriny seine erste Frau, eben jene Katharina Frangipani, bereits verloren und lebt zur Zeit der Einnahme schon in einer zweiten Ehe, von der Werthes nichts erwähnt. Daß Georg der Geliebte der Sophie ist,

berichtet die Geschichte ebenfalls nicht; vor allem aber muß es als eine neue Zuthat von Werthes gelten, daß Zrinys Weib selber die Fackel in den Pulverturm schleudert. Aber gerade in den meisten dieser Abweichungen folgt Körner seinem Vorgänger aufs getreueste, unbekümmert um die geschichtliche Treue. Aus dem Liebesbunde Georgs und Sophiens stammt die Liebesepisode zwischen Helene und Juranitsch, nur daß sie nach Max und Thekla ausgeführt wird. Man vergleiche ferner das Schlußbild in beiden Dramen und sehe, ob es nicht Zug für Zug stimmt:

Werthes	Körner
Sie läßt die Fackel fallen. Man sieht eine starke Flamme und hört, indem der Vorhang fällt, einen heftigen Knall, zum Zeichen, daß der Pulverturm gesprengt sei.	Eva schleudert zugleich die Fackel in den Pulverturm; ein fürchterlicher Knall; das neue Schloß stürzt zusammen, und der Vorhang fällt schnell.

Nur also um sich nicht in die Karten sehen zu lassen, schrieb Körner an die Eltern (29. März 1812), das habe er aus einer „ungarischen Chronik.“

Solcher Entlehnungen finden sich aber nun zahlreiche; ich will einige als Beleg hersetzen.

Werthes	Körner
S. 16. Wer seinem Hauptmann Gehorsam weigert oder sich widersetzt, ist des Todes. Wer es wagt, mit den Feinden mündliche Unterredung zu halten, ist des Todes. Wer ein Schreiben der Türken annimmt und liest, ist auf der Stelle des Todes. Wer mit Pfeilen hineingeschossene Briefe findet, soll sie ohne Verschub seinem Hauptmann bringen und dieser sie verbrennen. Wer seinen Posten verläßt, soll erdrosselt werden.	II, V. 631. Wer seinen Obern den Gehorsam weigert, Der stirbt durchs Beil; wer den bestimmten Platz Auf Augenblicke nur verläßt, der stirbt Ohne Verhör, wenn kein Befehl gerufen. Wer einen Brief annimmt von Sarazenen, Stirbt als Verräter. Was vom Feinde kommt, Wird ungelesen in die Glut geworfen.
S. 17. Sollte mich von meinem Posten der Tod hinwegrufen, so erkläre ich Kaspar Alapi zu meinem Nachfolger und befehle euch, daß ihr ihm ebenso gehorsam seid wie mir.	II, V. 625. Wenn mir dann auch was menschliches begegnet, Und wenn ich früher fallen soll als ihr, So sei mein alter Waffenfreund Alapi Der Feste Hauptmann, dem gehorcht wie mir.
S. 55. Steckt eine Fahne so hoch ihr könnt aus, damit die Türken sie als ein schreckbares Himmelszeichen in der Luft flattern sehen.	II, V. 655. Ein großes Kreuz, das Zeichen unsers Glaubens, Sei blutigrot auf unser Thor gestellt. Das melde den verwegnen Türkenhunden, Wie und wofür der Ungar kämpft und stirbt.
S. 14. Vor Gott dem allmächtigen und euch schwör' ich, Niklas Zrini, und gelobe dem, der Millionen Heere in den Wolken mustert, dem König,	II, V. 662. Ich, Niklas, Graf von Zriny, schwöre Gott, Dem Kaiser und dem Vaterlande Treue Bis in den Tod. So mag der Himmel mich

Werthes

meinem Herrn und unserm teuren Vaterlande, sowie allen, die hier versammelt sind, daß ich euch nicht verlassen, sondern Glück und Unglück getreulich mit euch teilen, mit euch leben und sterben werde.

S. 75.

Könige und Fürsten werden nach Jahrtausenden vergessen sein, und wir werden noch im Andenken der Nachwelt fortleben.

S. 79.

Meine Säbel. Meinen Liebling werd' ich herauswählen. Diesen! Dich. Diesen erhielt ich aus Karls V. glorreicher Hand, nachdem ich beinahe noch als Knabe Solimans Heer von den Mauern Wiens hinweg jagte; immer warst du in den größten Gefahren mein Begleiter und Helfer. Zu allem, was ich habe, hast du mir geholfen. Du verdienst meinen letzten Ruhm mit mir zu teilen. Keine andre Waffen brauch' ich nicht. So leicht als möglich, um desto leichter der Sklaverei zu entgehen.

S. 79.

Zrini: Einen Beutel mit 100 Dukaten dem zur Belohnung, der meinen Leib begraben wird. Jetzt die Burgschlüssel. Solang' ich noch diese Hand und das Schwert habe, soll keiner euch mir entreißen.

S. 81.

Sophie: Was wird aus uns werden? Wie? Sklavinnen? Georg, töte mich lieber.

S. 77.

Zrini: Nun, Scherenki, bringe mein seidenes Kleid. Nach meinem Hochzeitstage ist dies der feierlichste Tag meines Lebens.

Körner

In meines Lebens letztem Kampf verlassen,
Wenn ich euch je verlasse, brüderlich
Nicht Sieg und Tod mit meinen Ungarn teile.

V, V. 61.

Die Stimme des Jahrhunderts wird verhallen
Und das Geschlecht versinken, das mich kennt,
Doch Enkel werden zu den Trümmern wallen,
Wo dankbar dann mich manche Lippe nennt.

V, V. 85.

Scherenk: Hier, edler Herr, sind eure Säbel. Wählt.
Zriny: Wohl kenn ich diesen. In der Schlacht bei Pest
Hab' ich ihn rühmlich eingeweiht. Er ist
Zu schwer für diesen Waffengang, ich muß
Den leichtern führen. Den da kenn' ich auch,
Er hat bei Esseg wacker mitgeholfen
Und meines Kaisers Liebe mir verdient.
Halt, der ist recht, den wähl' ich. Diesen Säbel
Gab mir mein edler Vater einst vor Wien.
Er hat die erste Ehre mir erkämpft,
Er soll mir auch um meine letzte kämpfen.

V, V. 114.

Scherenk: Hier sind die 100 Gulden, hier die Schlüssel
Der Burg, wie ihrs befahlt.
Zriny: Die Hunde sollen
Nicht sagen, 's sei der Müh nicht wert gewesen,
Des Niklas Zriny Leichnam auszuziehn.
Sie und die Schlüssel wahr' ich hier im Gürtel,
Die soll, beim Himmel, keiner von mir holen,
Eh sich der Tod in meine Brust gewühlt.

V, V. 260.

Helene: O töte mich . . . Oder soll der Großherr
Mich mit sich schleppen unter seine Sklaven?

V, V. 34.

Scherenk: Mit diesem Kleide da
Schmückt' ich Euch, Herr, zu Eurem zweiten Brauttag.

V, V. 47.

Zriny: Heut ist mein dritter Ehrentag; drum hab' ich
Mich bräutlich angethan.

Die Beispiele ließen sich noch vermehren. Ja die Ähnlichkeit erstreckt sich sogar auf einzelne Redewendungen. Wir kennen Körners Worte: „Geboren wird der Wurm und wird zertreten"; sie entsprechen völlig denen bei Werthes: „In der Erde stirbt das Vorbild der Sklaven, der Wurm, unter unsern Fersen." Auch den Wendelstieg, den Helene I, 7 erwähnt, hat Werthes schon in seiner „Schneckentreppe" (S. 62), und die Person des Georg wird erst durch Werthes ganz verständlich. Freilich, die drei Namen Eva, Helene, Vilacky fand Körner auch bei Werthes nicht, sie müssen auf Rechnung von Körners Erfindung gesetzt werden.

Denn die Phantasie wollen wir ihm bei seiner Zriny-Arbeit in dem stillen Dorfe Döbling unweit Wiens nicht abgesprochen haben. Die Szenen der Türken gab ihm Werthes nicht an die Hand, der strengste Ortseinheit beobachtet. Hier half ihm kein trockener Bericht des Forgach oder des Budina: beide hat er tief aus der Seele geschöpft und herrliche Ausbeute gefördert. Groß empfunden wirken die beiden Selbstgespräche des Soliman und des Zriny; Welches Ohr hätte sich nicht an ihnen gelabt, welcher Sinn sich nicht an ihnen erhoben?

Wir staunten über die Schnelligkeit von Körners Schaffen: 21 Tage der Zriny — so lange wie Händels Messias! Jetzt erklären wir sie uns aus der Vorlage von Werthes' Drama. Zum Teil wird sie übrigens auch erklärlich durch einzelne Flüchtigkeiten der Sprache. Kommt doch im Monolog des Soliman das Wort „Held" achtmal vor, und der Zusammensetzungen mit „Held" erscheinen gegen hundert! Dennoch sind Sprache, Bilder und dramatische Gestaltung so geschickt und kraftvoll, der Zug des ganzen so selbständig, daß kleinlicher Tadel lächerlich erscheinen würde.

Aber auch Werthes' Arbeit hat ihren Wert. Sie ist ja schlicht gehalten, erhebt sich nur an einer Stelle zu dichterischem Schwunge, wo Katharina ausruft (S. 38): „Die Freiheit selbst kann Fesseln tragen; der Nichtswürdige ist ohne Ketten Sklav; ein freier Sinn bleibt auch in Ketten frei." Sein Dialog klingt fast nüchtern und giebt dem Schauspieler nicht viel Gelegenheit sich zu zeigen. Aber hinter dieser lessingisirenden Prosa birgt sich oft ein großer Seelenkampf, und wie „Julius von Tarent" sich nicht vor der „Braut von Messina" zu schämen braucht, so darf auch Werthes getrost zu Körner aufblicken.

Das Zeitalter der Tenoristen

Ein späteres Geschlecht wird unsre Zeit leider nicht bloß die „Aera Bismarck“ nennen können. Wir sind überzeugt, wenn es nach einer Bezeichnung suchen wird, um den ganzen Gegensatz, in dem ihre (künstlich gezüchtete) künstlerische Versumpfung zu jener Höhenerscheinung des Menschengeistes steht, so wird es am allerehesten auf die Bezeichnung „Zeitalter der Tenoristen“ als die nach jeder Richtung hin schlagendste verfallen. Als der elende Ludwig XV. und seine Pompadour der politische Ausdruck der europäischen Kulturmacht war, da gab es das Zeitalter der Encyklopädisten, das alle Gebiete und Lebenskreise mit seiner geistigen Rührigkeit erfüllte, und wir, wir Söhne des neuen Deutschen Reiches, wir befinden uns eben im Zeitalter der Tenoristen. Muß das so sein? Bedingt etwa die Zusammenfassung der Lebensenergie des „Genius der Menschheit“ in gewaltigen Helden der That die völlige Auszehrung der rein geistigen Kraft, des „Intellekts,“ um mit Schopenhauer zu reden, und umgekehrt, wie man von gewisser Seite anzüglich mahnt? Das gerade Gegenteil beweisen die mit Perikles, Caesar, Karl dem Großen, den Hohenstaufen u. s. f. lebenden Geschlechter. Ein bedenklicheres Stadium der geistigen Auszehrung aber, als das, das sich gegenwärtig in dem Symptom der „Tenoristenwut“ ausspricht, wüßten wir uns — mit Verlaub — gar nicht zu denken, wenn wir nicht, wie gesagt, die leise Hoffnung hegten, daß es nur künstlich erzeugt sei und nur die Oberfläche beherrsche. Aber die beherrscht es, und zwar in so beängstigendem Grade, daß es für die gesunden Elemente allerhöchste Zeit ist, sich nach dieser Richtung endlich einmal gründlich zu regen, um dem Organismus seine Lebensfähigkeit zu bezeugen. Wir haben der von Jahr zu Jahr sich steigernden Tollhäuslerbegeisterung für diese modernen Kastraten bisher ruhig zugesehen, in der festen Zuversicht, dagegen wenigstens, als gegen einen zu offenkundigen, geradezu veitstanzähnlichen Massenirrsinn werde die „Volksseele“ von selbst einmal wuchtig reagiren, indem es die von der spontanen Hohen-C-Epilepsie befallenen Beifallsbrüller im Theater und Konzertsaal einfach an die Luft setze, oder die betreffenden Kassenstürmer und -stürmerinnen hinter Schloß und Riegel der Familienpolizei sperre. Aber die Sache wird mit jedem Tage schlimmer. Den ersten „Götzen“ des Publikums, bei dem die Manie einen gefährlichen Charakter annahm, hat die strafende

Nemesis — den Göttern sei Dank! — in Gestalt eines chronischen Katarrhs erreicht und hoffentlich für immer unschädlich gemacht. Aber fast zu gleicher Zeit war ein zweiter Baal-Melkart in dem hohen C des Herrn Mierzwinski aufgetaucht und feierte Orgien, die den rheinischen Götzen als kleinen Vizlipuzli erscheinen ließen. Das ist der Höhepunkt! sagte man sich. Ärger kann der Greuel doch nicht werden. Die silberblinkenden Schwanenritter mit der entsagungsvollen Vergangenheit und dem mystisch-segnenden „Elsa, ich liebe Dich!", die Tannhäuser mit der Harfe und der „Frau Venus" — du lieber Himmel, es ist ja übersüßer und übergähriger künstlicher Schaumwein; aber unsre Zeit trinkt ihn nun einmal für Champagner, darf sich also nicht wundern, wenn unsre Jungfräulein von jenen Rittern sich die Köpfe verdrehen lassen. Schlimmer schon sind die Siegmund und Siegfried und Tristan mit den Bärenfellen und der künstlichen Muskulatur, mit dem hohen C der Schopenhauerschen Philosophie und „weltatemswehenden Lust." Damit wäre es doch nun, sollte man meinen, genug und übergenug. Das reine, nackte, bloße hohe C in Trikots und Tressenwams, immer dieselbe männliche Schreipuppe als „Prophet" und „Manrico" und wieder als „Manrico" und „Prophet," das müßten doch selbst unsre Jungfräulein einmal satt bekommen. Aber umgekehrt! In alle Geschlechter und Lebensalter fährt diese — wir schonen das edle Wort — diese Frauenzimmerbegeisterung. Begeisterung? Diese hysterisch-epileptische, krampfzuckungsverblödete Veitstanzmanie und seine bestellten Wärtel und Vorpfeifer, die Herren Wolf und Angelo Neumann, und wie all die großen „Tierbändiger" heißen, jagen keuchend über den Erdball, um für ihre Kranken das heißbegehrte Stimulans zu ergattern. Und sie finden sich immer wieder, die hohen C's, sollten sie sie auch bei den Buschmännern auftreiben. Seht, da leuchten an den Säulen wieder die knallroten und blitzblauen Zettel mit einem beliebigen tönenden Namen, Carlo Brüllini, Esteban de Wimmerados oder gegenwärtig „germanisch" Werner Alberti. Aha! Da haben wirs, der neue Tenor! Wir schlagen die nächste Zeitung auf, gleich viel welche, die Frankfurter oder den Kieferstädtelschen Anzeiger — unter dem Strich, großgedruckt: „Wiener Hofoper. (Eigner Drahtbericht.) Der neue Tenor, Herr Carlo Brüllini oder Werner Alberti, hat also (also! das Also des Ereignisses) gesungen." Was er gesungen hat — unnötig zu sagen, natürlich den Manrico. „Die Erscheinung des neuen Sternes am Gesangshimmel (natürlich, die Erscheinung in erster Reihe) ist — was? — ist herzlich unbedeutend. Es macht einen fast (fast!) komischen Eindruck, diesen Knirps seine kolossale, zwei Schuh längere und breitere Partnerin, Frau Schläger, der er gerade bis an die Handschuhknöpfe reicht, in Liebesextase versetzen zu sehen. Seine Stimme (Schule, musikalische Bildung, Darstellung — giebts nicht!), seine Stimme ist geringfügig, brüchig, glanzlos." Na, da soll doch gleich — Stern am Gesangshimmel? „Das Publikum war auch sichtlich enttäuscht (ach?) und kargte mit seinem

Beifall. Da — im dritten Akt in der berühmten Stretta dringt plötzlich aus der Brust des kleinen Helden (aha! nicht mehr „Knirps!") rein, mächtig, glanzvoll — ein hohes C, so sinnberückend, so berauschend, daß sich der Anblick des Theaters wie mit einem Schlage ändert. Das Publikum bricht in „frenetischen Applaus aus" (so!), es jubelt, es lacht und weint (so!), es schreit Da capo und nach der Wiederholung immer wieder Da capo! Ja unser Held (nicht mehr „kleiner Held"!) hat eine Stimme, aber sie fängt erst an beim G und gipfelt im C. Und diese Stimme, es ist eine Stimme, eine Stimme —!" Und so fort im Veitstanz.

Lieber Leser, verehrungswürdige Leserin — denn auf dich rechnet man ganz besonders bei diesem Anruf des Menschenverstandes und der Menschenwürde — du weißt, man bindet dir hier keine Fabeln auf, so oder so ähnlich liesest du es ja jede „Saison" entweder in deiner Zeitung oder — so du zu der verständigen Minderheit gehörst, die sogenannte akademisch „langweilige" oder gar keine Zeitungen hält — doch jedenfalls im Reklameteil deines Konzert- oder Theaterzettels. Aber das mit dem Knirps und der brüchigen Stimme, das ist doch übertrieben! Nein, verehrungswürdige Leserin, das ist nicht übertrieben, das ist das Neue an dem bezeichneten Krankheitssymptom, der Punkt, mit dem uns eben das Stadium des ausgesprochenen Veitstanzes und Massenirrsinns (morbus Sti. Viti epidem.) erreicht zu sein scheint. Die Erscheinung giebt sich nach diesen Berichten über den neuesten Stern am Gesangshimmel, die wir schon seit einiger Zeit mit steigender Besorgnis verfolgen und in ihrer gräßlichen Quintessenz immer übereinstimmend finden, wirklich ganz nackt als das, wofür wir sie immer gehalten haben, für eine krankhafte Exaltation der Massen durch gewisse Töne der männlichen Fistelstimme. Vielleicht ist es vererbt — man nennt das überspringende Vererbung —, vielleicht schreibt es sich zurück auf die „excitirende Wirkung," die einst vor Jahrtausenden die verzückten Quiecktöne eines „stimmlich" hochbegabten Orangs auf die „bessere" Affengesellschaft der asiatischen Wälder hervorbrachte. Das hat nun so und so lange — ein kleines Jahrhunderttausendchen — geruht, und nun „spukt es wieder," wie unsre modernen darwinistischen Poeten sagen. Die silberne Rüstung, die Bärenfelle, die Trikots, und was sonst an einem musikalischen Bühnenwerk drum und dran hängt, das fällt jetzt alles weg, es bleibt die reine, bloße Schreipuppe mit der Falsettstimme, der quieckende Knirps, aber — mit dem hohen C. Exempla docent.

Man sage nicht, daß das doch immer so gewesen sei. Die rein sinnliche, mit dem Vergnügen des Wohlgeruchs ziemlich auf gleicher Stufe stehende Lust am bloßen sinnlichen Wohlklange der Menschenstimme hat es immer gegeben, und sie ist stets für etwas geistig sehr tiefstehendes von allen und gerade den musikfreundlichen geistig urteilsfähigen gehalten worden. Das Zeitalter der italienischen Kastraten und Primadonnen liegt ja noch gar nicht so weit hinter

uns, in dessen Musikbegeisterung nicht zum geringsten diese rein tierische Lust am bloßen Tone den Ausschlag gab. Der deutsche Geist, heißt es, hat uns davon befreit. Ja wohl, wir sehen es. Der Tempel, den Mozart auf den Grundpfeilern von Händel und Gluck baute, war gerade gut genug, daß der italienische Kastrat dadurch ein höheres Relief bekam: er wandelte sich in den primo tenore. Das war der Erfolg davon, daß Mozart mit dem verliebten Alt, der unausstehlichsten Hosenrolle, die Glucks „Orpheus" entstellt (und übrigens bezeichnend genug in Richard Wagners Adriano wieder auftaucht), endgiltig brach und den „deutschen Jüngling," wie man sich auszudrücken pflegt, in die Opernwelt einführte. Die paar deutschen Jünglinge Mozarts und Webers sind die Ehrenwächter für eine Legion männlicher Schreipuppen geworden, denen der alte Kastrat aus dem Falsett springt. Viel schlimmer ist es dadurch geworden. Die hohe Menschenstimme, die Frauenstimme und die Knabenstimme haben ja ein hohes Maß künstlerischer Berechtigung ganz für sich allein. Es ist zwar immer schöner, wenn sie im Dienste der Kunst stehen, aber sie fesseln doch auch dann noch künstlerisch, wenn sie bloß durch sich wirken, da oben in ihrer reinen, leichten, beschwingten Höhe sich nach Herzenslust austönen, nichts als austönen. Das hängt nicht bloß mit ihrer Stellung in diesen höchsten, alles beherrschenden, vergeistigten Regionen des Tonreiches zusammen, sondern auch mit ihrer natürlichen, menschlichen Individualität. Ein junges Weib und ein kleines Bürschchen, die mögen Triller schlagen, Läufer üben, helle Töne herausschmettern ohne Kunst wie ein Vögelchen, das stört uns nicht künstlerisch. Aber dem Manne wird schon ein hoher Meister seine Passagen und gelegentlich seinen zärtlichen Triller anordnen müssen, damit er nicht unnatürlich und darum lächerlich erscheine. Ein bloß trillerndes Weib ist unter Umständen ein Engel, ein bloß trillernder Mann ist unter allen Umständen ein Affe.

Aber die Sprünge und „Kickser," die diese Affen mit ihrer Stimme vollführen, bilden gegenwärtig den alles aufsaugenden Mittelpunkt des gesamten Musik- und Theaterlebens, ja man kann in gewissem übertragenen Sinne sagen, des gesamten Kunsttreibens. Die Sängerinnenschwärmerei früherer Zeiten, immer ein gutes Teil natürlicher und ziemlicher, ist völlig in den Hintergrund gedrängt von der Tenoristenwut unsrer Tage. In so ausschließlicher Weise macht sich das Unwesen breit, daß in nicht gerade kunstfeindlichen politischen Kreisen bereits die Einführung einer Tenoristensteuer — in erster Linie für das Publikum, aber auch für die Krösusse vom hohen C und ihre „Impressarios" — in ernstliche Erwägung gezogen wird. Den Andrang und Kassensturm würde eine solche Steuer nicht vermindern, im Gegenteil verstärken. Der verbotene Genuß würde noch reizvoller, noch „feiner" erscheinen. Denn die Feinheit, die diese blöde Kunstveranstaltung ganz besonders vor dem ihr ganz wesengleichen, andern Musendienst unsrer Zeit, dem Zirkus, voraus hat,

bildet nicht den geringsten Teil ihrer Anziehungskraft. Die unkünstlerische Masse hält sich eben an das für sie verständlichste in der Kunst, das Monströse einer solchen hohen Mannesstimme, und die Höhe ihres Marktpreises bildet für sie die greifbare Handhabe, an die ihr Interesse für die als fein geltenden Künste des Musikers und Mimen sich anklammern kann. Nun haben sie auch ihr Teil an den für sie oft so unverständlichen Operngenüssen, die ihnen meist nur auf ein langweiliges Gedudel und Geheul hinauskommen. Da aber — da ist der Tenor! Zwölf Mark haben wir bezahlt fürs Billet, jetzt, jetzt — da ist er! Jetzt fängt er an zu singen, jeder Ton fünfzig Pfennige, und nun endlich, da kommts, der große Luftsprung — C. Hurrah! Begeisterung, Entzücken, Enthusiasmus, alles möchte am liebsten auf dem Kopfe stehen. So was ist doch das Geld wert!

Wir wünschten, wir könntens überall so erklären. Das wäre lächerlich, dumm, aber nicht grade krankhaft, im oben angedeuteten Sinne nur ein oberflächliches Übel, groß gezüchtet von der Reklame der Impressarios, der schmachvollen Nichtswürdigkeit des größten Teiles der musikalischen und Theaterkritik, der Sensationsmache jener Zeitungen, die in herzbrechenden Novellettchen die Verheerungen der „Tenöre" im Weibervolke nicht stark genug schildern und weiter unten nicht stark genug für sie in die Posaune blasen können — kurz, jenem ganzen Gezücht, das uns immerhin ein Recht giebt, die Versumpfung unsrer künstlerischen Zustände noch immer für eine künstlich gemachte anzusehen. Aber leider haben wir Grund, zu fürchten, daß dies besondre Übel kein oberflächliches mehr sei, daß es wirklich eine Volkskrankheit bedeute oder auf dem besten Wege sei, eine zu werden. Besonders bei den lieben Weiblein! Zwar das ewig Weibliche erstreckt sich grade auf diesem Gebiete bekanntlich tief in das starke Geschlecht hinein. Man kann hier — besonders hier — sogar Excellenzen und Geheimräte Gespräche führen hören, die von „langem Haar und kurzem Verstand" Zeugnis ablegen — würden, wenn nicht die würdigen „hohen Stirnen" und meist in gleichem Verhältnis stehenden hohen Titel wären. So lange dies Operngeschwätz der fadesten Sorte einen solchen Raum in unsrer Geselligkeit einnimmt wie gegenwärtig, so lange es gar noch als „fein" gilt, die Fragen der „höhern Gesangskunst" (das ist nämlich im wesentlichen das hohe G, A, H, C, die vier Töne des neuesten Sternes am Gesangshimmel) mit einer Breite und Wichtigkeit wie tiefste Probleme zu erörtern, so lange ein Auftreten der Herren van Dyck, Winkelmann und wie sie alle heißen, wichtiger ist als die erste Aufführung von zehn neuen Opern, vor allen Dingen aber so lange diese hohen C's ganze Städte in Aufregung versetzen dürfen, so lange wird das nicht besser, sondern nur schlimmer werden. Wir haben gut uns aufhalten über die Yankees und ihre Dollarkunst. Wir machen es ja bereits nicht um ein Haar anders. Als die römischen Satiriker anfingen, sich über ihre „Tenöre" aufzuhalten, da hörte sie auch kein Mensch. Damals

aber standen schon die Germanen an den Grenzen Roms. Und die Nachkommen jener Germanen, die sich nun zwei Jahrtausende so ziemlich wacker gehalten haben, sollten sich nicht besinnen, die schönsten Verfallmoden bei sich einzuführen? Es sollte nicht möglich sein, die Schwätzer, die in anständiger Gesellschaft von diesem Thema anfangen, grade so anzusehen, als erörterten sie die Leistungen einer Luftspringerin? Es sollte nicht möglich sein, den werten Fräulein Töchtern das Betteln um ein Billet zu „van Dyck“ oder „Carlo Brüllini“ einfach zu verbieten und sie in eine ganz gewöhnliche Lohengrin- oder Troubadourvorstellung, besser aber in die Sinfonie oder ins Quartett zu führen? Es sollte nicht möglich sein, die von der hohen C-Seuche befallnen Brüller im Theater an die Luft zu setzen? Das sollte nicht möglich sein?

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Provinz Posen ist die einzige Provinz des preußischen Staates, die bisher noch von der Einführung der neuen Verwaltungsorganisation ausgeschlossen war. Der Versuch, die einschlagenden Gesetze auf Posen auszudehnen, ist zwar seit 1872 mehrfach gemacht worden, aber alle darauf bezüglichen Vorlagen sind nicht über die Kommissionsberatung hinausgekommen, weil man vor allem eine Kreisordnung für Posen schaffen wollte, und über diese mit Rücksicht auf die Verhältnisse Posens ein Einverständnis nicht zu erzielen war. Nun hat die Staatsregierung davon abgesehen, die Neuorganisation der Verwaltung in Posen mit der Einführung der Kreisordnung zu beginnen, sondern es soll der entgegengesetzte Weg eingeschlagen, d. h. es sollen zunächst die Gesetze über die allgemeine Landesverwaltung vom 30. Juli 1883 und über die Zuständigkeit der Verwaltungs- und Verwaltungsgerichtsbehörden vom 1. August 1883 mit den notwendigen Abänderungen eingeführt werden. Ein entsprechender Gesetzentwurf ist dem Landtage, und zwar zunächst dem Herrenhause vorgelegt worden, und da die Verhandlungen über diesen Entwurf jedenfalls sehr lebhaft zu werden versprechen, so dürfte es die Leser der grünen Hefte interessiren, etwas genaueres über diesen Entwurf und dessen Begründung zu erfahren.

Von besonderem Interesse sind zunächst die Gründe, die die Staatsregierung veranlaßt haben, den jetzigen Weg einzuschlagen und von der Einführung der Kreisordnung zunächst abzusehen. „Die besondern, aus den nationalen Gegensätzen in der Bevölkerung sich ergebenden Verhältnisse der Provinz Posen,“ sagt die Begründung des vorgelegten Gesetzentwurfs, „lassen es zur Zeit nicht angängig erscheinen, mit der Einführung einer dem Vorbilde der Kreisordnung vom 13. Dezember 1872 entsprechenden Kreisverfassung dort vorzugehen. Die Bedenken, die hiergegen geltend zu machen sind, liegen hauptsächlich in den Bestimmungen über

die Bildung der Kreisvertretungen. Bei der gegenwärtigen Zusammensetzung der Kreistage haben die virilstimmberechtigten Großgrundbesitzer über die weitaus größere Mehrzahl der Stimmen zu verfügen. Es fallen dort von 1428 Mitgliedern der Kreistage 1125 (78,8 %) auf den Großgrundbesitz, während 153 (10,7 %) dem Stande der Städte und 150 (10,5 %) dem Stande der Landgemeinden angehören. Die Einführung des Systems der neueren Kreisordnungen würde, bei 1102 Abgeordneten, für die Städte, die zum großen Teil einen dorfähnlichen Charakter haben, statt 153, 259 (23,5 %) Abgeordnete ergeben. Die Zahl der Abgeordneten des Großgrundbesitzes würde von 1125 auf 412 (37,4 %) sinken, die der Landgemeinden von 150 auf 431 (39,1 %) steigen. Unter den 1125 Abgeordneten des Großgrundbesitzes befinden sich gegenwärtig 628 Männer deutscher Nationalität; von den 412 Abgeordneten des Wahlverbandes des Großgrundbesitzes würden dagegen demnächst voraussichtlich 282 auf Deutsche fallen. Wenn daher auch eine geringe prozentuale Vermehrung des deutschen Elements — von 55,8 % auf 68,5 % — eintreten würde, so ist doch die Verminderung der absoluten Zahl der deutschen Vertreter des Großgrundbesitzes um 346 um so bedenklicher, als sich in der Vertretung der Landgemeinden das Verhältnis zu Gunsten des polnischen Elements ändern würde. Unter den Abgeordneten der Landgemeinden, von denen gegenwärtig 86 (57,3%) der deutschen und 64 (42,7%) der polnischen Nationalität angehören, würden sich nämlich demnächst voraussichtlich 197 (45,7%) Deutsche und 234 (54,3%) Polen befinden. Es würde daher das polnische Element im Wahlverbande der Landgemeinden absolut und relativ einen verhältnismäßig sehr erheblichen Zuwachs zu gewärtigen haben, der nach der nationalen Seite hin dadurch wesentlich an Bedeutung gewinnt, daß die Gesamtvertretung des Großgrundbesitzes von 78,8% auf 37,4% zurückgeht. Sowohl vom allgemeinen politischen, wie vom kommunalen und wirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet würde diese Verschiebung von den nachteiligsten Wirkungen begleitet sein. In einzelnen Kreisen, die jetzt eine deutsche Mehrheit besitzen, würde durch die Verstärkung des bäuerlichen Elements die polnische Minderheit in dem Großgrundbesitzerverbande einen derartigen Zuwachs erhalten, daß auf die bisherige deutsche Mehrheit nicht mehr zu rechnen wäre. In andern Kreisen, insbesondere in Grenzkreisen, würde sich das Verhältnis so gestalten, daß sämtliche Stimmen in dem Wahlverbande der Landgemeinden den Polen zufallen und diese dadurch in die Lage kommen würden, für sich allein ohne den Großgrundbesitz bei allen wichtigern Beschlüssen des Kreistages den Ausschlag zu geben. Bei dem verhältnismäßig niedrigen Bildungsstande, auf dem der der polnischen Nationalität angehörende Teil der ländlichen Bevölkerung der Provinz steht, würde aber hierin eine ernste Gefahr für die Zukunft der betreffenden Kreise liegen. Dasjenige Element, welches aus den Reihen der Bevölkerung den Kampf mit dem Polentum auf dem Lande mit Erfolg aufzunehmen im Stande ist und auch aufgenommen hat, ist der deutsche Großgrundbesitz. Diesem neue Kräfte zuzuführen und auf der andern Seite dem polnischen Großgrundbesitz sie zu entziehen, ist eine Aufgabe, die durch die Thätigkeit der Ansiedelungskommission neuerdings immer mehr ihrer Lösung entgegengeführt wird. Es würde hiermit unvereinbar und daher politisch verfehlt sein, den Einfluß der Großgrundbesitzer auf den Kreistagen, auf denen das deutsche Element stetig an Terrain gewinnt, zu Gunsten des bäuerlichen Standes zu vermindern."

Diese Begründung mag für den den Verhältnissen Posens ferner stehenden manches neue und überraschende enthalten, aber man kann sie nur für vollkommen

durchschlagend ansehen, wie auch niemand unter den obwaltenden Verhältnissen auf den Gedanken kommen dürfte, für die ländliche Ortspolizeiverwaltung an Stelle der jetzt in Thätigkeit befindlichen, vom Staate bestellten Distrikts-Kommissare die Amtsvorsteher der Kreisordnung zu setzen. Es ist deshalb sicher das richtigste, eine Kreisordnung und damit eine den Erlaß einer Kreisordnung zur wesentlichen Voraussetzung habende Provinzialordnung für die Provinz Posen zunächst nicht zu erlassen, sondern abzuwarten, ob die Verhältnisse mit der Zeit der Art werden, daß solche Gesetze erlassen werden können.

Aber es braucht deshalb in Posen nicht alles beim alten zu bleiben; es steht nichts im Wege, die Provinz der Vorteile der Verwaltungsgerichtsbarkeit teilhaftig werden zu lassen und die Organisation der allgemeinen Landesverwaltung im Interesse der einheitlichen Verwaltung des Staates der in dem gesamten übrigen Staatsgebiete bestehenden Organisation anzupassen. Dies versucht der dem Landtage vorgelegte Gesetzentwurf, und zwar, wie man wird sagen müssen, mit Glück.

Das Gesetz über die allgemeine Landesverwaltung konnte fast ganz, wie es ist, eingeführt werden, es bedurfte nur besondrer Bestimmungen bezüglich der Wahlen des Provinzialrats, des Bezirksausschusses und der Kreisvertretung. Der Provinzalrat und der Bezirksausschuß werden in allen Provinzen durch den Provinzialausschuß gewählt, dieser aber beruht auf der Provinzialordnung, und da diese, wie wir gesehen haben, in der Provinz Posen nicht eingeführt werden kann, so bleibt nichts übrig, als einen andern Wahlkörper an Stelle des Provinzialausschusses zu schaffen, als welcher sich am geeignetsten die provinzialständische Verwaltungskommission darbietet. Diese entspricht am meisten dem Provinzialausschuß und eignet sich infolge ihres häufigeren Zusammentretens auch besser dazu, als es der nur in längeren Zwischenräumen zusammentretende Provinziallandtag thun würde, an den man ja auch hätte denken können. Daß mit Rücksicht auf die posenschen Verhältnisse und die, wenn auch nicht gerade anzunehmende, aber doch auch nicht unbedingt auszuschließende Möglichkeit des Uebergreifens der polnischen Agitation auch auf dies Gebiet die Wahlen nicht wie in den übrigen Provinzen ganz frei sein können, sondern die Bestätigung der Wahlen — für die Mitglieder des Provinzialrates durch den Minister des Innern, für die Mitglieder des Bezirks-Ausschusses durch den Oberpräsidenten — hat vorbehalten bleiben müssen, ist bedauerlich, aber durchaus erklärlich.

Die Bestimmungen über die Zusammensetzung der Kreisvertretung sind in der Kreisordnung enthalten, und da diese nicht eingeführt werden kann, so muß zur Ergänzung der einzuführenden Gesetze selbständiges bestimmt werden. Die Bestimmungen der Kreisordnung einfach zu übernehmen, ging nicht an, da man den Kreistagen aus den angegebenen Gründen die Wahl des Kreisausschusses zur Zeit nicht überlassen kann; es liegt aber auch keine aus den Grundsätzen der Selbstverwaltung herzuleitende Veranlassung vor, den Kreistagen dieses Wahlrecht zu übertragen, da die Kreisausschüsse weniger im Interesse der Selbstverwaltung des Kreises als in Angelegenheiten der allgemeinen Landesverwaltung thätig sein sollen. Man ist deshalb auf den Ausweg gekommen, die Mitglieder des Kreisausschusses auf Grund einer vom Kreistag aufzustellenden, soweit nötig vom Provinzialrat zu vervollständigenden Vorschlagsliste vom Oberpräsidenten ernennen zu lassen, ein Verfahren, das dem bei der Ernennung der Amtmänner in Westfalen, der Bürgermeister in den Landbezirken der Rheinprovinz und der Amtsvorsteher in Schleswig-Holstein entspricht, da im übrigen die Bestimmungen über die Wählbarkeit, die Amtsdauer u. s. w. der Kreisausschußmitglieder, über die Vertretung des Vor-

sitzenden, sowie über die Dotation der Kreise genau den Bestimmungen der Kreisordnung für die östlichen Provinzen entsprechen.

Da man den Landkreisen nicht das Recht zur Wahl eines Kreisausschusses verleihen konnte, so durfte, der Gleichstellung halber, auch den beiden Stadtkreisen der Provinz, in Posen und Bromberg, nicht das Wahlrecht zur Bildung der Stadtausschüsse gewährt werden; es ist deshalb von der Bildung der Stadtausschüsse in diesen beiden Städten Abstand genommen worden und der Magistrat an die Stelle des Stadtausschusses getreten.

Wie man sieht, ist den Grundsätzen der neuen Verwaltungsgesetze, soweit irgend möglich, Rechnung getragen, und man darf sich deshalb der Hoffnung auf die Annahme des Gesetzentwurfes hingeben.

Zum Verständnis Grillparzers. Beinahe gleichzeitig mit einer in der Grillparzerlitteratur epochemachenden neuen (vierten) Ausgabe der sämtlichen Werke des großen österreichischen Dichters ist ein tiefsinniges Buch von Johannes Volkelt erschienen: Franz Grillparzer als Dichter des Tragischen. Nördlingen, Verlag der C. H. Beckschen Buchhandlung, 1888. Man kann sagen, seit dem Essay Scherers über Grillparzer (Vorträge und Aufsätze), seit den lärmvollen Huldigungen am achtzigsten Geburtstage des Dichters (1871) und seit der ersten Gesamtausgabe seiner Werke ist nicht so viel für die Kenntnis und Erkenntnis Grillparzers geschehen, als im letzten Jahre.

Die Lebensgeschichte Grillparzers hat August Sauer durch seine ebenso gedanken- als stoffreiche Einleitung zu der von ihm besorgten vierten Gesamtausgabe eigentlich erst auf die Beine gestellt. Das Buch Laubes, das sich für eine Biographie ausgab, hatte seinen Wert namentlich in der Mitteilung unbekannt gebliebener Schriftstücke (Tagebücher, Reisenotizen, Selbstkritiken) aus des Dichters überreichem Nachlaß; diese Stücke sind jetzt alle in die Werke Grillparzers eingereiht. Die Biographie, die der Grazer Adalbert Fäulhammer lieferte, war trotz alles aufgewendeten Fleißes kein befriedigendes Buch, weil es dem Künstler und Denker nicht gerecht geworden war, die schwierige Bildungsgeschichte eines so schwer zu fassenden Charakters wie Grillparzer nicht darzustellen vermochte. August Sauer hat demnach, ebenso wie Volkelt vielfach an Scherers Grundriß anknüpfend, etwas ganz Originales geleistet. Allerdings hatte er insofern leichte oder vielmehr günstige Arbeit, als er sich die vollste Einsicht in den großen Nachlaß der Schriften Grillparzers erwerben konnte, wobei ihm der dem Schatze als Hüter vorgesetzte Wiener Stadtbibliothekar Dr. Karl Glossy in freundschaftlicher Weise zur Seite stand. So vermochte Sauer den innern Entwicklungsgang Grillparzers in einer Weise zu verfolgen, wie kein andrer Litterarhistoriker vorher. Sauer hat die vielen Pläne, Fragmente, Skizzen zu unausgeführten Dramen Grillparzers sorgfältig studirt; er hat die ersten Entwürfe des Dichters vor sich gehabt; seine von der Herausgabe Raimunds herstammende genaue Kenntnis der litterarischen und theatralischen Zustände Wiens in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts kam ihm auch zugute; so war er in der Lage, uns Grillparzer bei der Arbeit zu zeigen, die Einflüsse der Umgebung abzuschätzen, die Wurzeln des Dichters in der Heimat und in der Zeit bloßzulegen. Diese Darstellung ist Sauer vorzüglich gelungen, wir gewinnen aus ihr ein überaus fesselndes und geradezu imponirendes Bild von der Schöpferkraft und Schaffenslust des jungen Grillparzer, etwa bis in das Jahr 1827. Eigentümlich ist es bei Grillparzer, daß er die Szenen und Figuren seiner Dramen so klar und so kräftig schaute, einzelne Motive als Bild so liebte,

daß er manchen Zug aus dem einen Plan, der nicht zur Ausführung kam, in einem andern Drama verwertete, z. B. das Motiv des plötzlich zur Sprache gelangenden Stummen aus einer geplanten „Krösus“-Tragödie im „Traum ein Leben.“ Ferner sehen wir, daß Grillparzer Stoffe, die er spät ausführte, lange Jahre mit sich trug, z. B. den Kaiser Rudolf II., „Der Traum ein Leben,“ Hero, auch Sappho. Dann, wenn ihn die dichterische Begeisterung erfaßte, schrieb er die bis ins Einzelne durchdachten und klar geschauten Stücke in überraschend kurzer Zeit nieder. Aber er muß auch da Skizzen hinterlassen haben, denn Sauer berichtet von fallen gelassenen Teilen der Medea-Trilogie. Bekanntlich wurde Grillparzer gerade während der Arbeit an dieser großen Dichtung von den schmerzlichsten Unfällen heimgesucht, die Inspiration wurde unterbrochen, auch eine Erholungsreise ins Ausland nützte nichts, bis ihn das zufällige Anhören eines Musikstückes von Mozart wieder in dieselbe Stimmung versetzte, die ihn bei der Konzeption der Trilogie erfüllt hatte, und nun konnte er die Tragödie zu Ende schreiben. Aber einzelne Motive gingen doch verloren, was Grillparzer selbst später beklagte, ohne daß die Kritiker ihm Recht geben konnten; denn diese merkten keinen Bruch. Sauer zählt diese Motive auf. Er weiß auch sehr unterrichtend über Grillparzers selig-unselige Liebesverhältnisse zu sprechen und nennt zum erstenmale die beteiligten Frauen mit vollem Namen; für die Erkenntnis der Kunst Grillparzers, die so sehr nach Wirklichkeit, nach Lebenswahrheit strebte, ist auch die Kenntnis seiner Modelle von Wert. Sauer ist ferner in der Lage, eine von Grillparzer selbst entworfene Analyse der Figuren des „Treuen Dieners“ zum Gebrauche der Schauspieler mitzuteilen, und bedauert mit Recht, daß nicht mehr solcher meisterhafter Selbstkritiken vorhanden sind. Noch viele wichtige Einzelheiten wären aus der gediegenen, einen reichen Stoff nur allzusehr zusammenpressenden Einleitung Sauers hervorzuheben; wir begnügen uns, auf ihren Wert hingewiesen zu haben, und wenden uns dem Buche Volkelts zu.

Wie sich Geschichte und Philosophie, die Wissenschaft des Werdens und die Wissenschaft des Seins unterscheiden, so die Darstellungen Sauers und Volkelts. Auch Volkelt giebt weit mehr, als er verspricht, behandelt den Dichter nicht einseitig, sondern nach jeder Richtung, aber die Methode ist eine andre, wenn auch beide Kritiker so ziemlich überall einverstanden sein dürften. Tiefer geht ohne Frage Volkelt: wo der Historiker aufhört, fängt der Philosoph an; die ästhetischen Urteile, die jener unmittelbar und je naiver, unbefangener, um so besser fällt, unterzieht der Philosoph wieder der Analyse und geht auf ihren letzten Grund in der Seele zurück. Durch dieses schärfere Eindringen in den Geist des Dichters kann er Thatsachen feststellen, die der Historiker durch den Fund eines vom Dichter selbst herrührenden Zeugnisses bestätigt. So ist z. B. folgendes merkwürdig: Sauer weiß zu berichten, daß sich Grillparzer in seiner Jugend mit Byron beschäftigte; eine Stelle aus dem (1812 erschienenen) „Childe Harold“ muß Grillparzer besonders bei der Konzeption seiner „Sappho“ beschäftigt haben:

Unsterblichkeit, wenn sie dem Lied beschieden,
Ist all die Seligkeit des Erdensohns hienieden.

Das stimmt ganz mit Volkelts Betrachtungen zusammen, der nachdrücklich wie kein Kritiker vor ihm den tragischen Gehalt der „Sappho“ dargestellt hat und die Verwandtschaft der beiden sehr unter der Hypochondrie leidenden Dichter Byron und Grillparzer auch berührt. Volkelt schließt sich, wie schon bemerkt, in den meisten Urteilen an Scherers fein empfundene, künstlerisch reproduzirende Darstellung an;

nur in der Kritik des Ottokar und Bankban ist sein Urteil entschieden anders, für den Dichter günstiger, und mit Recht. Volkelt macht aber auch zahlreiche neue Beobachtungen und fügt die Hauptzüge der merkwürdigen Natur Grillparzers zu einem Organismus zusammen. Er weist zunächst zwei verschiedene tragische Typen in der dramatischen Kunst und bei Grillparzer insbesondre nach: individuelle Tragik und allgemein-menschliche Tragik. Zur erstern gehören Tragödien wie „Ottokar," „Bankban," die „Ahnfrau," „Kaiser Rudolf;" zur andern „Sappho," „Medea," „Hero." Sodann weist Volkelt auf die Enge und Weite der Grillparzerschen Dichterphantasie hin. Grillparzers besondre Eigentümlichkeit ist, kühne Zusammensetzungen sowohl in den Charakteren selbst, als in der Zusammenstellung der Figuren in seinen Dramen zu wagen. Wie kühn z. B. ist es, einen so leicht komisch wirkenden Pedanten wie Bankban, den treuen Diener seines Herrn, zum tragischen Helden zu machen! Wie kühn ist die Synthese im Charakter der übermütigen, launischen, koketten, ewig wandelbaren und doch so natürlichen, anmutig fesselnden Rahel, der Jüdin von Toledo! Wie kühn ist die Episode Don Cäsars im „Bruderzwist," oder die Liebesgeschichte Kunigundens mit Zawisch im „Ottokar"! Welche Weite der Phantasie bekundet Grillparzer im „Goldnen Vließ," wo die Gegensätze von Kultur und Barbarentum das tragische Element bilden! Wie weit ist der Gesichtskreis des Dichters der „Sappho," die, ähnlich wie „Tasso," die Tragik des Dichtens vor Augen stellt. In der Heldin steht die höchste Bildung der naiven Natur Phaons und Melittas gegenüber. Das ist die Weite der Grillparzerschen Phantasie. Ihre Enge aber besteht darin, daß sie mitten in so großartigen Gegensätzen wie der Kultur und Barbarei im „Goldnen Vließ" doch nur private Charaktereigenschaften der Helden den Ausschlag geben läßt. Auf die Höhe der Weltgeschichte führt die Handlung des „Ottokar"; aber sie kann sich nicht darauf halten. Für die kulturgeschichtlichen Mächte hatte Grillparzer künstlerisch und theoretisch keinen Sinn, und das hängt mit seinem Privatcharakter zusammen, von dem auch die ganze Auffassung der Tragik herzuleiten ist. Sie stimmt, nach Volkelts geistvollem Nachweis, in merkwürdiger Weise mit jener tragischen Theorie überein, die der Pessimist Schopenhauer aufgestellt hat. Grillparzers Tragödien entlassen uns nicht immer mit dem befriedigenden Gefühl des selbst im Untergange des Einzelnen gesicherten Sieges des Rechtes, des Guten, der Freiheit; nur „Hero," „Sappho" stimmen so rein; der „Bruderzwist" führt uns gerade das Gegenteil vor Augen; wenig erhebend ist der Schluß der „Medea," auch der „Treue Diener" schließt nicht mit reinen Gefühlen. Grillparzer war überhaupt pessimistisch gestimmt: der Gerechte besteht nicht immer siegreich den Kampf mit der Welt. Mit dieser ethischen Grundanschauung hängt nach Volkelts Darlegung eine andre Eigentümlichkeit seiner Kunst zusammen. Mit Vorliebe stellt sie den Typus einer den Ansprüchen der Welt, des praktischen Lebens nicht gewachsenen Innerlichkeit dar: Sappho, Spielmann, Kaiser Rudolf, Medea u. s. f. Hier weist Volkelt auf das Grillparzer eigentümlichste tragische Problem hin; solch ein Charakter ist im tragischen Konflikt höchster Art eigentlich ohne Schuld, er ist tragisch bloß durch seine Existenz; er ist den gerechten Ansprüchen der Welt an ihn nicht gewachsen, wie etwa Hamlet. Und dieses höchste tragische Bild bietet uns Grillparzers eigne Persönlichkeit. Die hochgradige Feinfühligkeit, die leicht und mächtig erregbare Phantasie, die ihn künstlerisch so hoch stellten, gediehen ihm praktisch zum Unheil, denn er konnte die Kunst nicht kommandiren, er mußte auf die Inspiration warten, ohne die er sich so klein dünkte wie jeder andre gemeine Mann. Er fiel durch eine unselige Verkettung der Verhältnisse jahrelang in tiefe Schwermut. Seine künstlerisch idealisirende Phantasie machte ihn unfähig, auf die Dauer

seiner Geliebten treu zu bleiben, denn die Prosa zerstörte sein Idealbild und damit seine Gefühle für die wirkliche Person. Er geriet zuweilen in eine solche Schwäche, daß er sich nicht zur kleinsten Handlung aufraffen konnte: einen eingelaufnen Brief fürchtete er sich zu öffnen u. dergl. m. Dabei war aber sein Sinn immer auf die Kunst gerichtet; einzig und allein die Poesie war ihm Lebenszweck und Wert, und nur der Unsterblichbeit würdige Werke wollte er schaffen, er ließ garnichts drucken, was nicht die höchsten Ansprüche erheben oder befriedigen konnte. Er war ewig mit sich selbst unzufrieden und krittelte an seinen besten Leistungen, wie der „Hero," selbstquälerisch herum. Das ist das Bild seines tragischen Charakters, aus dem sich seine dichterischen Motive, seine Geschöpfe, seine Weltanschauung erklären lassen. Weil er selbst solch ein der Wirklichkeit nicht gewachsener Mensch war, darum empfand er die Tragik in der Ohnmacht des Einzelnen gegenüber der Welt. Er sah eine Notwendigkeit, gegen die die Freiheit nicht aufzukommen vermochte, er fühlte das Walten eines Schicksals, das sich wenig um den Gerechten kümmert. (Man könnte hier auch auf die Verwandschaft Turgenjews mit Grillparzer verweisen; denn in dieser Anschauung stimmen sie völlig überein.) Hier setzt Volkelt ein, um den Nachweis zu führen, daß die Schicksalsidee in der Ahnfrau keineswegs bloß auf äußere Eindrücke der Zeit, auf die litterarische Mode der zwanziger Jahre zurückzuführen sei, sondern daß schon in dem Jugendwerke sich des Dichters Charakter keimend offenbart habe. Ganz eng mit diesem Wesen hängt unter anderm Grillparzers Auffassung der Liebesleidenschaft, als eines blitzartig wirkenden Zaubers zusammen. Sehr glücklich weist auch hier Volkelt die Verwandtschaft des Dichters mit Schopenhauers Metaphysik der Liebe nach und zieht die herrliche Liebestragödie der Hero als besonders schlagendes Beispiel heran. Und noch weiter ging die Verwandtschaft: beide Männer waren Feinde der Geschichtsphilosophie und ihres Begründers Hegel. Grillparzer war Individualist, weil er Künstler war.

Doch genug der Andeutungen. Wer Grillparzer kennt, wird Volkelts aus einer jahrelangen Lektüre des Dichters hervorgegangene Studie mit großen Nutzen lesen, wenn auch ihre abstrakte Prosa sich schwieriger liest als die Gegenständlichkeit des Historikers Sauer. Beide haben sich viel Verdienste um den Dichter erworben, er hat endlich, nachdem er sein ganzes Leben hindurch unter den Schäden einer unverständigen Kritik zu leiden gehabt hatte, seine berufenen Herausgeber und Kritiker gefunden. Mögen diese so viel Gutes stiften, als die unberufnen Rezensenten früher Unheil angerichtet haben.

Post festum. (Ein Nachwort zum Rückerttage.) Hermann Grimm, bei dem man gewohnt ist, in einem wogenden Tumulte von allerhand Geistreichigkeiten manch scharf gedachtes, warm und frisch empfundenes, manches ehrliche und unerschrockene Wort zu finden, läßt sich im Maihefte der Deutschen Rundschau über Rückert vernehmen. Es ist, wie alles bei Grimm, stark subjektiv gefärbt, Rückert, wie „ich" ihn mir vorstelle. Dagegen wäre nichts zu sagen. Auch trifft ja die Schilderung des so energisch sich besondernden im ganzen zu. Aber ist es ganz richtig, wenn das für sich stehen eines solchen Menschen, der mit feinem Ohre jede Geistesstimme seiner Zeit erlauschte, in dessen Herzen jede Regung des Volksgemütes nachzitterte, als das Ergebnis seiner Anlage nicht nur, sondern auch als seine eigentliche Tendenz erscheint? Ich meine, es sei denn doch zweierlei, dem widerwärtigen Treiben der politischen Parteien und litterarischen Cliquen, dem gesellschaftlichen dolce dir niente sich seitab halten und auf die Wirkung ins Weite

seiner Nation verzichten. Dieses selbstmörderischen Quietismus kann kein Dichter sich schuldig machen.

Und in der That, man vertuscht damit nur eine tiefe Verschuldung unsers Volkes, die ja leider eine allgemeine zu sein scheint. Man weiß, wie schwer und doch resignirt Goethe selbst diese Lauheit, das Verkennen, ja den Haß seiner Zeitgenossen trug. „Deutscher Schriftsteller — deutscher Märtyrer," sagte er. Und Graf Schack hatte Grund, zu beseufzen, als Deutscher geboren zu sein.

Was aber war der Grund, weshalb gerade Rückert so in die Ecke geschoben wurde?

Man muß es einmal aussprechen. Er that nicht mit, als der politische Liberalismus die Führung des geistigen Lebens in Deutschland an sich gerissen hatte. Er galt für reaktionär und wurde geächtet nach dem Grundsatze: Wer nicht mit uns ist, der ist wider uns! Geister wie Gutzkow und Freiligrath gewannen dabei unverhältnismäßig, und der auch politisch charakterlose, doch liberal scheinende Witzbold Heine war oben auf.

Insbesondere das Berlinische Litteratenvolk, Nicolaiten, wie sie zu allen Zeiten hier gediehen, war still verschworen, Rückert, der gar noch mit König Friedrich Wilhelm IV. gelehrte Briefe wechselte, nicht in die Feder zu nehmen. Seit 1848 war Rückert für das litterarische Berlin eine Mumie. Aehnlich war es Eichendorff gegangen. Dabei giebt es Leute, die sich wundern, daß unsre Besten sich in Berlin nicht wohl fühlten. Es mag inzwischen auch anders geworden sein, aber unsern süddeutschen Brüdern, verdenken kann ich es nicht, wenn sie auch heute noch zu der angemaßten litterarischen und künstlerischen Hegemonie der „großen Wüste" kein Herz fassen mögen. Xs.

Zeitungsblüten. Von Zeit zu Zeit gehen durch die Tagesblätter die wunderbarsten Erzählungen, deren Eigentümlichkeit nur allzu sehr daran erinnert, daß ein großer Teil des Publikums seine gesamte Belehrung nicht mehr aus Büchern, sondern aus Veröffentlichungen bezieht, die nur für den Augenblick berechnet sind und nicht den leisesten Anspruch darauf machen, ernsthaft gelesen oder geprüft zu werden.

Daß neulich eine große Anzahl von Zeitungen die alte Schauermär wieder aufwärmte, wonach der Scharfrichter der ersten französischen Revolution bei einem im Versteck lebenden Priester alljährlich am Hinrichtungstage Ludwigs XVI. eine Messe für ihn lesen ließ, ist noch unschuldig; wer diesen albernen Sensationsspuk schon in seiner Jugend vor so und so viel Jahrzehnten gelesen hatte, konnte sich wenigstens daran erfreuen, daß der neueste Erzähler die Nachricht von einem Mitgliede der Familie der beiden Nonnen erhalten hatte, bei denen der Priester versteckt gewesen war. Heute aber belehren uns die Zeitungen über folgende wichtigen Dinge.

„Das Louvre-Museum in Paris hat eine kostbare Erwerbung gemacht, nämlich eine Rede von Hyperides, dem berühmten Zeitgenossen, Kollegen und Freunde des Demosthenes. Hyperides war freilich nicht so glücklich wie Demosthenes, denn seine Reden waren so ziemlich verschollen, namentlich nachdem die bekannten Exemplare derselben (so!) mit der Bibliothek des Mathias Corvinus von den Türken verbrannt worden waren. Die einzige Erinnerung an Hyperides blieb die Anekdote von der kühnen Art, wie er die Hetäre Phryne verteidigte, die der Gotteslästerung angeklagt war. Auf den Schluß seiner Rede verschob er nämlich das wirksamste Argument, indem er vor den Richtern den Körper seiner schönen Klientin enthüllte. Er gewann den

Prozeß, Phryne wurde freigesprochen, denn athenische Richter konnten nicht annehmen, daß ein so schönes Geschöpf die Götter habe beleidigen wollen. Diese Rede zur Vertheidigung Phrynes ist nun freilich nicht gefunden worden, wohl aber eine andre, nicht minder interessante, nämlich die Rede gegen Athenogenes, der in den damaligen erregten Zeiten eine ziemlich bedeutende politische Rolle spielte. Der zweite Konservator am Louvre-Museum, Herr Revillont, hat sie auf einem Papyrus in Oberägypten gefunden und für das Museum erworben."

Hiervon ist hoffentlich wenigstens das wahr, daß sich Bruchstücke der Reden (denn es sind zwei) gegen Athenogenes gefunden haben; fast alles andre aber ist einfach Unsinn: erstens, daß wir nichts von Hyperides besäßen, dessen neueste Ausgabe sich die gelehrten Herren Zeitungsschreiber für noch nicht anderthalbe Mark in der Teubnerschen Textausgabe kaufen können, und zweitens daß Mathias Corvinus einen vollständigen Hyperides, oder, wie es in dem klassischen Zeitungsstil heißt, die „bekannten Exemplare" seiner Reden besessen habe.

Erwiderung. In der mir erst jetzt zugehenden Nr. 52 der vorjährigen Grenzboten lese ich eine Entgegnung des Herrn Bettelheim auf meine Anzeige über sein Schriftchen „Volkstheater &c." Ohne hier den Anstoß zu einer langen Polemik geben zu wollen, bemerke ich, daß von meiner Seite kein Grund geboten worden ist, Raimund in die Entgegnung hereinzuziehen. Wenn Herr Bettelheim für Johann Strauß die Autoritäten von R. Wagner und Joh. Brahms anführt, scheint er mir eine notwendige Unterscheidung zu vergessen. Für Strauß den Walzerkomponisten bin ich eingenommen wie irgend einer; wenn ich aber den Operetten- und Opernkomponisten Strauß zurückweise, so glaube ich dies nicht trotz, sondern mit Wagner und Brahms zu thun. —r

Litteratur

Jüdische Geschichte von D. Eduard Krähe. Erster Teil: Von ihren Anfängen bis zu dem Untergange des Reiches Juda. Berlin, 1888, Oehmigkes Verlag

Der Verfasser kennt die Ergebnisse der neuesten wissenschaftlichen Untersuchungen seines Gegenstandes, wie es scheint, nur zum Teil, wenigstens benutzt er sie bei seiner Darstellung nicht in hinreichendem Maße, und so folgt sein Buch vielfach veralteten Anschauungen und erzählt eine große Anzahl von Dingen, die offenbar mythischen Charakter haben, als Geschichte, was oft so unbefangen und mit solcher Sicherheit geschieht, daß man meinen könnte, er berichte von Personen, Zuständen und Vorgängen der jüngsten Jahrzehnte, nicht von denen einer grauen, in ihrer Ueberlieferung wiederholt bewußt und unbewußt umgebildeten und dem Stande des damaligen Wissens und Bedürfens angepaßten Vorzeit.

Marksteine deutscher Kultur und Litteratur von Karl Weiß. Leipzig, Julius Bädeker, 1889

Für sein Programm, „Religion, Vaterlandsliebe, Tapferkeit, Bürgersinn und Familientreue“ durch die „Hochgedanken unsrer Litteratur“ zu befestigen, trägt dies ziemlich umfangreiche Buch doch einen zu flüchtigen Charakter. Wenn es nicht aus Vorträgen entstanden ist, so könnte es zu solchen dienen; es ist ganz im Tone populärster Wanderredner gehalten. Wert verleihen ihm die vielen Proben, deren Auswahl im allgemeinen glücklich ist, wenn sie auch meist seltsam abgerissen und zusammenhangslos auftreten.

Die zweite Ehe. Stiefenkel und Stiefkinder. Eine Beleuchtung vom sozialen und rechtlichen Standpunkte für alle, die es angeht. Von Ottomar Beta. Berlin, Decker, 1889

Gegen eine Wiederholung der Ehe ist schon oft aus verschiedenen Gründen gesprochen und gekämpft worden. Es ist bekannt, in welchem Rufe Stiefmütter stehen. Bei Beta findet man in geistreicher und pikanter Weise alle Bedenken vereinigt, die in der Geringschätzung des weiblichen Geschlechtes ihren gemeinsamen Boden haben. Wer also die schlechten Ansichten von dem weiblichen Geschlechte teilt, wird das Buch gern lesen, aber ein solcher braucht die Warnungen vor der zweiten Ehe kaum. Wer diese pessimistische Ansicht verwirft und trotz trauriger Exempel die Frauen zu verehren nicht umhin kann, wird sich auch von Betas Buch nicht irre machen lassen. Immerhin wollen wir auch einem solchen wünschen, daß ihn nie die Verhältnisse zwingen, zu einer zweiten Ehe zu schreiten.

Einige juristische Reformvorschläge des Verfassers lassen vermuten, daß er besser thäte, juristischen Gesinnungsgenossen dieses Gebiet zu überlassen.

Die Herbart-Zillerschen Grundsätze in ihrer Anwendung auf den Religions-Unterricht von Pfarrer Dr. Hermann Berger. Altenburg, Victor Dietz, 1888

Die Begeisterung für die von Herbart und seinem treuen Schüler Ziller ausgegangene pädagogische Reform hat ihren Höhenpunkt überschritten. Auch diese kleine Schrift bezeugt es durch ihre Verbindung großer Pietät mit nüchterner Kritik. Die wunderliche Ansicht Herbarts von dem Wesen der Seele und die damit zusammenhängende Ansicht von der Macht des Gedankenkreises ist aufgegeben. Der Einfall, daß das Kind (vom sechsten bis zum vierzehnten Jahre) dieselben Hauptentwicklungsstufen wie die Menschheit durchleben solle, ist zwar geistreich, aber unpraktisch, wie man schon aus Zillers Anwendungsversuch erkennen kann. Der Verfasser zeigt ganz richtig, daß die biblische Geschichte im Schema Zillers viel zu spät kommt, und daß die epischen Märchen nicht solchen Wert haben, daß sie den ersten Gesinnungsstoff bilden dürften. Er kommt wieder auf die alte Idee von „konzentrischen Kreisen“ des bildenden Unterrichtsstoffes zurück, wie er sich mit dem Gesichtskreis zugleich zu erweitern hat. Die sogenannten fünf Formalstufen behandelt er noch mit übertriebener Anerkennung; doch auf dieses Geheimnis der neuern Pädagogik wollen wir hier nicht weiter eingehen.

Theophilus, Das Faustdrama des deutschen Mittelalters übersetzt und mit einer erläuternden Einleitung versehen von Johannes Wedde. Hamburg, Hermann Grüning, 1888

An der Hand der Ausgabe von Hoffmann von Fallersleben wird hier eine Erneuerung des genannten niederdeutschen Schauspiels des späteren Mittelalters gegeben, gegen dessen allzu enge Verbindung mit dem Faustſtoff, wie sie sich nachgerade hier in der Auffassung weiterer Kreise spiegelt, man Einspruch erheben muß.

Die sehr zuversichtliche Einleitung schlingt, statt die Theophiluslegende zu erörtern, mühelos eine Kette zwischen Goethes Faust und dem Ormuzd und Ariman der Iranier mit allerlei Ausläufen sogar auf den „Militarismus." Nicht ohne einiges Wissen; aber so geht denn das doch nicht. Ob die für eine moderne Theaterregie eingerichteten Szenenvorschriften und dramatischen Bezeichnungen nicht eher den Eindruck des alten holzschnittmäßigen Mirakelspiels stören, statt ihn, wie sie offenbar bezwecken, zu beleben, wird jeder, der von mittelalterlicher Litteratur auch nur flüchtig Kenntnis hat, leicht entscheiden. Das gleiche gilt von der modernen, wenn auch nicht schlechten Uebersetzung.

Gluck. Von Heinrich Welti (Musiker-Biographien. 9. Band. Leipzig, Reclam.)

Weltis Biographie Glucks ist weder süßlich, noch mit reklamenhaften Beziehungen zu dem gegenwärtigen Musiktreiben ausgestattet. Ihr Verfasser ist ein tüchtiger Litteraturhistoriker, und schon dies hebt sein mit Liebe für den Musikreformator und sein vielverdrehtes Lebenswerk verfaßtes Büchlein über die große Masse der Musiklitteratur empor.

Akanthusblätter. Dichtungen aus Italien und Griechenland von Heinrich Vierordt. Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung, 1888

Die kleine, in der üblichen Weise der Miniaturbändchen ausgestattete Sammlung lyrischer Dichtungen gehört zu den zahlreichen Erzeugnissen, über die es schwer wird, etwas zutreffendes zu sagen, weil die freundliche Hervorhebung eines gewissen poetischen Sinnes, die Anerkennung, daß der Dichter seine Empfindungen und Eindrücke in runden, wohlgeglätteten und zum Teil auch wohllautenden Worten wiederzugeben versteht, ebenso wahr sind, als die Bemerkung, daß Vierordt noch keine ausgeprägte Individualität zeigt, daß er sich in Bild und Klang dem traditionell lyrischen noch allzusehr anschließt. Gedichte wie „Amorettenkauf", das „Römische Gedenkblatt an einen Philosophen, der Sänger werden wollte," oder auch eine Vision wie „Die Inseln der Cäsaren" erwecken die Hoffnung, daß dem liebenswürdigen Talent des Verfassers eine noch selbständigere und stärkere Entfaltung gegönnt sein werde.

Lars. Norwegisches Idyll von Bayard Taylor. Deutsch von Margaretha Jacobi. Stuttgart, Robert Lutz

Bayard Taylor ist unter den jüngern Dichtern der jungen nordamerikanischen Litteratur einer der talentvollsten und liebenswürdigsten, und obschon die Unruhe seines Reiselebens nur selten der poetischen Zusammenfassung seiner Kraft günstig war, so darf man doch sagen, daß das wenige, was er namentlich in gebundener Rede geschaffen hat, zu den bleibenden Besitztümern der amerikanischen Dichtung zählen wird. Den Uebertragungen von Gedichten Taylors durch Ad. Strodtmann, Friedrich Spielhagen u. a. schließt sich die vorliegende vortreffliche Uebersetzung einer der besten Dichtungen des Neuengländers an, das Idyll „Lars." Das Idyll schildert die Schicksale eines jungen Norwegers, der in Brosnovorgton in der Heimat eine Blutschuld auf sich ladet und nach Amerika flüchtend bei den Freunden (den Quäkern) Zuflucht, Seelenfrieden, ein liebendes Weib findet und sich zu einem Christen im Sinne der neuenglischen Puritaner läutert. Dann drängt es ihn heimwärts, um dort der wilden und blutigen Sitte seines Volkes zu widerstehen. Seine sittliche Hoheit besiegt den Rachegroll des überlebenden Bruders des einst von ihm erschlagenen, während die gläubige Milde seines Wei-

des Ruth sogar das Herz jener Brita gewinnt, um deretwillen er vor Jahren den Schiffer Pro erschlagen hat. Einem amerikanischen Dichter darf man es nicht verargen, daß er einen Sohn der alten Welt auf dem Boden der neuen Frieden und Heil gewinnen läßt, und das Ineinanderspielen von Motiven aus beiden Welten ist zum Teil sehr schön und ergreifend. Dem hübsch ausgestatteten Bändchen ist ein Lichtdruckbildnis Bayard Taylors vorangeheftet.

Gegen den Strom. Flugschriften einer litterarisch-künstlerischen Gesellschaft. Wien, Karl Gerolds Sohn 1888. Heft XVII. XVIII

Pikante Lektüre. Moderne Wohlthäter. Die neuesten Ausfälle der Wiener Catonen sind gegen zwei Erbübel der „Gesellschaft" gerichtet, die zu unsrer Zeit wieder die allerüppigsten und ganz eigenartige Formen angenommen haben. Der Vereinswohlthäter ist, wie die Vereine überhaupt, ja schon geraume Zeit das Stichblatt gesellschaftlicher Satire. Aber mit dem noch täglich anflutenden Kunstdilettantismus und der berufenen Kunstsimpelei hat er bekanntlich ein ganz besonders unwohlthätiges Feld seiner Wohlthätigkeit gefunden, die mehr oder weniger öffentliche Musik- und Theateraufführung. Ihr kann man wohl den „Bazar," dessen einnehmendste Schaustücke die verkaufenden Damen bilden, als gleichartig und gleichwertig anreihen. Diese Seiten der gesellschaftlichen Wohlthätigkeit gegen sich selbst, ihre Eitelkeit, Prunk- und Ehrgier sind am treffendsten (in der Geniefamilie) und sicher mit mehr Berechtigung angegriffen, als im besonderen die Anstrengungen der guten Wiener, den stark gesunkenen „feschen" Ruf ihrer einzigen Kaiserstadt wieder etwas aufzufrischen. Es mag sein, daß bei solchen Veranstaltungen, wie dem vielberühmtem „Frühlingsfest" des Wiener maître de plaisir, der Fürstin Pauline Metternich, nicht allzuviel herauskommt; daß es dem Publikum die spärliche Augenweide, den Korso der obern Zehntausend mitanzusehen, nur verteuert, plumpe Ehrsüchtige ruinirt und den vornehmen Genießern nicht einmal über die Langeweile hinweghilft. Aber es soll doch Geld unter die Leute gebracht haben und nicht blos unter die Blumenverkäufer, wie der Verfasser behauptet, mit einem allerdings sehr berechtigten Seitenhiebe auf diesen Sport unsrer „sinnigen, pietätvollen Zeit." Und das ist in Wien jetzt nötiger als je. Schließlich geht dem Wiener nichts über das, was er seine „Hetz" nennt, sei es wie es sei. Man darf bei solchen Dingen nicht immer gleich eine griesgrämliche Miene aufsetzen. Was rechte öffentliche Festfreude anlangt, da hat unsre Zeit gerade nicht viel Ueberschuß. Das zersplittert sich in dem vereinzelnden Kneipenleben, der Stammtischwirtschaft; in Deutschland das Erträgnis armer und gedrückter Jahrhunderte, zugleich der Spiegel der Zersplitterung im großen. Denn das war früher — vor dem dreißigjährigen Kriege — alles anders. Auch in der öffentlichen Organisation des Armenwesens scheint uns der menschenfreundliche Verfasser doch mit zu großer Vorliebe ins Schwarze zu sehen. Mag sein, daß Schlendrian, Peinlichkeit an unrechtem Ort und die bekannte „Pünktlichkeit" des österreichischen Instanzenganges hier mitunter Schuld trifft. Aber in der Hauptsache muß man doch zugeben, daß es eine Freude ist, z. B. die Armenhäuser gerade in den österreichischen Dörfern zu sehen. Das Pfründnerwesen scheint dort eher etwas zu weit zu gehen. Auf der andern Seite ist ein Aufruf an das Herz des einzelnen und seine Pflicht gegen die Gesellschaft gerade in unsrer Zeit der Organisation, die gar leicht zu trägem Verlaß auf die andern einladet, niemals überflüssig.

Bei dem andern Hefte wird die bloße Aufschrift „Pikante Lektüre" in der Litteraturperiode Zolas genügendes Verständnis finden. Aber nicht bloß der unter

dem Namen des Realismus gehende Schmutz und die zusammenhangslosen „Bravourarien des — Cynismus" bei Zola werden hier bloßgestellt. Es giebt einen ganzen Zweig der Litteratur — er wuchert heute ebenso auf den Eisenbahnen wie früher auf den „Rollwagen", hat aber die frühere bloße Rohheit in ein ekelhaftes Gift verwandelt —, der sich den Augen der litterarischen Gesellschaft entzieht. Er „blüht" für eine andre, die gewöhnlich sonst nichts weniger als litterarisch ist. Die „Blüten," die hier zur Probe gestellt sind, erwecken allerdings unheimliche Befürchtungen für die uns umgebende moralische Luft. Auch kann man hier in der Berechnung der Tragweite dieses Unwesens kaum zu weit gehen. Wohl aber in billigen Anklagen, die man hier gegen die Behörden erhebt, deren Machtbefugnisse nirgends zwiespältiger, undankbarer und begrenzter sind, als auf diesem leidigen Gebiete. Namentlich überrascht der wie ein Schlußeffekt aufgesparte Angriff gerade auf die deutsche Reichspolizei und den vielgescholtenen preußischen Minister, wo man doch in Wien alle Ursache hätte, vor den eignen Thüren — z. B. der dortigen Buchhandlungen — zu kehren. Ein so öffentlicher und ausgebreiteter Handel mit dieser Ware ist in Berlin denn doch unmöglich. Was aber ihren geheimen Vertrieb betrifft, so bleibt hier doch die Kontrolle, wie das der Natur der Polizei gemäß ist, in den Grenzen des Möglichen. Man kann doch nicht jede Postsendung daraufhin untersuchen, ob sie sittlich anstößig ist. Was aber das hier in Frage kommende Annoncenunwesen betrifft, so führt das ja auf ein ganz andres Thema, das dem sehr radikalen Verfasser wenig anmutend klingen wird. Was kann man dagegen thun, wenn dieses Zeug, wie in den Schulen, abschriftlich verbreitet wird? Es ist nicht die Aufgabe des Staates, das Individuum vor jeder nur möglichen moralischen Zugluft zu bewahren; er hat genug zu thun, die Stürme abzuwehren. Hier treten ganz andre Schutzmaßregeln ein, die körperliche und geistige Zucht der Schule, die Litteratur, das Haus. Aber freilich, solange die beiden letztern es sich angelegen sein lassen, der erstern in jedem Sinne entgegenzuwirken, solange z. B. eben jene „pikante Lektüre" als Beilage zu weitverbreiteten Zeitungen oder in ihnen selbst in Bild und Wort auf den Familientisch kommt, so lange mögen sich auch die Litteraten nicht über die verrotteten litterarischen Triebe ihrer Leser wundern. Sie haben sie selbst großgezogen. Aber wenn hier einmal Polizei einzuschreiten wagt — freilich dann gewöhnlich an unrechter Stelle, man kann doch nun einmal keine litterarhistorisch-ästhetischen Fachleute in jedem Amtsbezirk haben —, dann begrüßt den guten Willen Zeter und Mordio. Gleichwohl ist es ganz gut, daß dieser Punkt immer wieder einmal zur Sprache kommt. Auch die einleitenden Bemerkungen über die neben konventioneller Prüderie einhergehende auffallende Neigung zur Zote, die fortschreitende Lockerung der vornehmsten sittlichen Grundpfähle in unsrer Gesellschaft sind sehr angebracht. Freilich sind sie etwas craß dargestellt und ziemlich schief und unbegründet mit historischen Parallelen und sozialpolitischen Prophezeihungen verquickt.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Grenzboten
6

Die letzten Wahlen in Paris

Bei Gelegenheit der Weltausstellung, die Paris im Jahre 1878 veranstaltete, war Frankreich eitel Stolz und Befriedigung über die Verfassung, die es sich nach dem Sturze Napoleons gegeben hatte. Wie gut man es doch gemacht, das Werk, wie trefflich es sich bewährt, welchen Segen es dem Lande gebracht hatte! „Schaut her!", rief der Moniteur, „in sieben Jahren schon haben wir unsre Unfälle ausgeglichen," und jubelnd posaunte die République Française der Welt zu: „Die parlamentarische Republik hat sich jetzt den Völkern Europas vorgestellt; sie ist bestätigt." Der Minister Marcère sprach im Brusttone der Überzeugung: „Das Werk, das unsre Väter begonnen, ist vollendet; keine Kämpfe, keine Besiegten mehr!" Gambetta endlich, der Wortführer der damals herrschenden Partei, erklärte siegesstolz über die nunmehr verwirklichte ideale Staatsform, aber zugleich großmütig gegen die mit ihr noch nicht beglückten Nachbarn: „Bilden wir eine Musterregierung aus, die den Franzosen allein gehört, und treiben wir kein Ausfuhrgeschäft mit unsern Theorien."

Die letzten Jahre haben gezeigt, wie grundlos dieser Stolz war. Die Musterregierung Gambettas ist nicht zu Stande gekommen, und Marcères Ausruf: „Keine Kämpfe mehr!", der eine Prophezeihung sein sollte, ist nicht eingetroffen, sondern ein frommer Wunsch geblieben, der statt seiner Erfüllung das reine Gegenteil erlebt hat. An die Stelle kurzdauernder Befriedigung ist fast allgemeine Unzufriedenheit mit der bisherigen Weise der Regierung Frankreichs getreten; denn nur so ist der rasche und unaufhaltsame Erfolg Boulangers und seiner Partei, ist jetzt die ungeheure Mehrheit, mit der ihn Paris in die Deputirtenkammer gewählt hat, zu erklären. Der General ist ein Meister und Held der Reklame, und die Franzosen sind der Reklame zugänglicher als

irgend ein andres Volk, aber die Stärke des Agitators liegt doch in der Hauptsache darin, daß er die parlamentarische Regierung bekämpft, und daß er dem Volke Gründe für seine Feindschaft anführen kann, die es als Wahrheiten anerkennen muß. Daß auch die Lust am Wechsel, die die französische Nation in politischen Dingen charakterisirt, den Bestrebungen Boulangers zu gute kommt, unterliegt keinem Zweifel. Auch stimmten bei seiner letzten wie bei seinen frühern Wahlen sicherlich Anhänger der Monarchie, Bonapartisten und Orleanisten, also Gegner der Republik überhaupt, für ihn. Aber ebenso unzweifelhaft ist es, daß die Mehrzahl seiner Wähler mit ihrem Votum ausdrücken wollten, nur die Republik in ihrer jetzigen Gestalt, die Parlamentsherrschaft mit ihrer Ohnmacht, ihrer Unfruchtbarkeit, ihrer häßlichen Selbstsucht, die Regierung strebsamer und streitsüchtiger Advokaten und auf weitere Ausbeutung des Staates zur Füllung ihrer stets hungrigen Kasse bedachter Financiers müsse endlich beseitigt und durch eine ehrlichere und kräftigere Regierung ersetzt werden. Wie das zu bewerkstelligen sei, kümmerte die für Boulanger stimmenden zunächst wenig oder gar nicht. Ihr Stimmzettel enthielt in dem Namen Boulanger nur Negation, Abkehr von der Verfassung und unbestimmte Hoffnung auf Besserwerden durch irgend eine andre innerhalb der republikanischen Staatsidee, zu der sich ja auch ihr Kandidat bekannte. Daß dieser ihr aufrichtig ergeben sei, kann niemand annehmen, dem sein Lebensgang auch nur einigermaßen gegenwärtig ist. Jeder, dem er vor Augen steht, muß vielmehr wissen, daß Boulanger niemand ergeben ist als sich selbst, daß er das Strebertum in seiner gröbsten Bedeutung darstellt, daß er nur ein Ränkespinner ohne Grundsätze, wenn auch ein ungewöhnlich geschickter Ränkespinner ist. Durchaus gesinnungslos, war er allezeit bereit, wenn es ihm Vorteil bringen konnte, in politischen Dingen den Rock zu wechseln. Um Karriere zu machen, wandte er sich wohl ein halb Dutzend mal nach einander bald der, bald jener Partei zu, je nachdem sie bessere Förderung seiner Interessen zu verheißen schien. Die Verkündigung der Republik machte aus ihm einen eifrigen Republikaner, der der Nationalversammlung an der Spitze seines Regiments seine Ergebenheit für Leben und Tod in einer phrasenreichen Adresse aussprach. Aber nicht lange, so wechselte das Chamäleon abermals seine Farbe. Die Monarchisten gewannen Aussicht, sich zur Regierung verhelfen zu können, und siehe da, unter den ersten höhern Militärs, die ihnen zuliefen, war Ernest Boulanger, von jetzt an der gehorsamste Diener des Herzogs von Aumale. Doch aber über ein kleines, so wendete sich das Blatt oben von neuem, und mit ihm natürlich der Gernegroß unten, der jetzt schon gewohnheitsmäßig rückfällige Renegat Boulanger. Die Radikalen drängten sich empor und schienen Oberwasser zu bekommen, und sofort sah man den General Proteus sich in ihre Gefolgschaft mischen. Er schuldete dem Herzog von Aumale Dank für Gönnerschaft. Aber wozu Dank für vergangenes, wo besseres für die Zukunft winkte? und stracks ver-

stieß er, damals Kriegsminister, den Prinzen aus der Armee und zeterte gegen die Tücke der monarchischen Verschwörer, die der Republik nach dem Leben trachteten. Jeder dieser Farbenwechsel hatte seinen Lohn in Beförderung gefunden, und der Streber war damit an die Spitze des Heeres gelangt. Endlich wurde sein wahres Wesen und Ziel erkannt, indem er es durch unvorsichtige Dreistigkeit enthüllt hatte, und er that einen tiefen Fall. Doch solche Katzennaturen wie die seine leiden auch bei gefährlichem Sturz selten dauernden Schaden, und so kam er bald wieder auf die Beine. Rasch fand er sich in die neuen Verhältnisse, gewandt schlüpfte er in die Stellung, in der er sich wieder emporhelfen konnte, in die eines Abgeordneten, der die Wünsche aller mit der Verfassung und dem Parlament unzufriedenen vertrat. Er hatte dabei wieder einer Partei abtrünnig zu werden und in Clemenceau einen letzten Freund und Gönner zu verleugnen, aber er steht jetzt als Mundstück der Wechselsucht, die in Frankreich nach allen Ereignissen, welche sie befriedigen, immer wieder erwacht, wächst und aller zwei Jahrzehnte, zuweilen auch früher, eine Regierung, gleichviel ob monarchisch oder republikanisch, als Opfer verschlingt, als anerkannter Führer aller Unbefriedigten in Frankreich und damit als stärkster Gegner des französischen Parlamentarismus vor der Welt, der ihn zu bekämpfen wenigstens kein moralisches Recht hat, da er, genau besehen, in seinen Parteien kaum weniger von Selbstsucht getrieben wird und kaum weniger in Schein und Phrase lebt und arbeitet, als die Opposition Boulangers gegen ihn.

Die Wahl, die Boulanger zum Abgeordneten für Paris gemacht hat, ist ein Ereignis von Bedeutung, das als halbes Plebiszit des ganzen Landes bezeichnet werden kann. Sie hat in aller Ruhe und Ordnung stattgefunden, und ihr Ergebnis läßt keinen Zweifel und keine verschiedenen Deutungen zu, es ist vielmehr ein entschiedener Sieg des Generals und eine ebenso entschiedene Niederlage der Regierungspartei. Eine Wählerschaft von mehr als viermalhunderttausend Stimmen gab 244070 für Boulanger und nur 162520 für Jacques, den ministeriellen Gegenkandidaten ab, eine überwältigende, in Paris noch nie dagewesene Mehrheit bei ebenso unerhörter Beteiligung. Zu diesem Ausgange der Wahlschlacht haben die Mißgriffe der Republikaner so viel beigetragen, als die schlaue Taktik des Kandidaten ihrer Gegner. Die Republikaner durften keinen Radikalen wie Jacques aufstellen. Allerdings war dies ein Zugeständnis an die äußerste Linke, die dadurch für die Sache des Ministeriums gewonnen werden sollte, ein Zugeständnis, ohne welches Abfall oder Stimmenenthaltung dieser Parteigruppe zu befürchten war. Wenn man aber sah, daß der Name Boulanger mit Befürchtungen für die innere und äußere Sicherheit des Landes verknüpft war, mußte man auf den Wahlprogrammen und Glaubensbekenntnissen seines Gegners deutlich aussprechen und hervorheben, daß seine Wahl diese Sicherheit nicht gefährden würde, daß sie vielmehr diese Sicherheit, die von vielen Parisern der Ausstellung wegen hochgehalten

wird, erhöhe und verstärke. Sodann war Jacques ein im Vergleich mit Boulanger sehr wenig bekannter Name. Konnte die Regierung dem wählenden Publikum neben Boulanger keinen Mann von Ruf vorführen, so mußte ihr Kandidat wenigstens irgend eine Eigenschaft, die auf die Menge wirkt, besitzen, ein derber Kraftmensch, ein populärer Redner sein, wie sie die Demokraten verlangen. Aber Jacques konnte auch mit diesen Tugenden nicht dienen, und ebenso wenig ließ sich aus dem trocknen, nüchternen Manne ein Ideal machen, was sich bei Boulanger mit einiger Aufwendung von Phantasie ganz wohl bewerkstelligen ließ, zumal da das Vermögen, Helden der Schaubühne von wirklichen zu unterscheiden, bei den Parisern nicht sehr stark ausgebildet ist, und man einen von der letztern Art vorläufig gar nicht verlangt. Die Wähler Boulangers wollen mit ihrem Votum in ihrer Mehrzahl keinen Krieg, keinen zweiten Versuch, nach Berlin zu marschiren, vorbereiten, und ebenso wenig hat der von ihnen gewählte gegenwärtig kriegerische Absichten oder sonst Neigung, die Ruhe zu stören. Jedenfalls hat er sich dagegen verwahrt, und nicht nur die Börse glaubt ihm, sondern auch wir, und zwar deshalb, weil er mit solcher Neigung gegen sein eignes Interesse verstoßen, weil heute, am Vorabende der Weltausstellung, derartige Pläne hegen der helle Wahnsinn sein würde, ganz abgesehen davon, daß Boulanger sich bei einiger Selbsterkenntnis unmöglich für ein napoleonisches Genie halten kann, das allein hoffen dürfte, aus einem Kampfe mit dem Deutschen Reiche oder aus einem Staatsstreiche als Sieger, als Diktator und zuletzt als Kaiser hervorzugehen. Bessere Aussichten haben er und sein Anhang, wenn sie auf dem bisherigen friedlichen Wege weitergehen, auf der Bahn von Plebiszіten in einzelnen Wahlorten, die ein allgemeines Plebiszit vorbereiten, das nach Abänderung der Verfassung von ihm oder einem seiner Genossen beantragt werden wird. Auf diesen Weg verweist ihn, wie er andeutet, sein Gewissen, sein Pflichtgefühl gegenüber dem Vaterlande, noch mehr aber, wie wir nach seiner ganzen Vergangenheit schließen müssen, die Stimme kluger Selbstsucht.

Es wäre nicht billig und nicht zu beweisen, wenn man behaupten wollte, Paris habe sich bei der letzten Wahl für eine bestimmte Regierungsform entschieden; es hat aber allerdings damit eine Erklärung abgegeben, ob es die Art und Weise, wie die bestehenden republikanischen Einrichtungen bisher gehandhabt worden sind, gut heißt oder mißbilligt. Die, welche für Boulanger stimmten, wurden, wie gesagt, von sehr verschiedenen Beweggründen dazu veranlaßt. Aber der wichtigste derselben war unzweifelhaft und unbestritten Mißvergnügen und Verdruß über die Lage, in der sich Frankreich nach achtzehnjähriger parlamentarischer Regierung befindet, Unzufriedenheit mit den Parteien, die diese Regierung führten. Nicht Anhänger der Parteien, sondern eine andre Klasse von Staatsbürgern, die hier wie anderwärts selten zu Worte kommt, hat gesprochen und den Ausschlag gegeben, eine Klasse,

von der gewöhnlich nicht viel die Rede ist, obwohl sie überall mindestens ebenso viel Anspruch darauf hat, als das Volk zu gelten, als die politischen Handwerker der Parteien, die allein als Volk angesehen sein möchten. Diese stillen, für gewöhnlich gegen politische Fragen gleichgiltigen Schichten der Gesellschaft, die sich zu keinem Programm bekennen, keiner Fahne folgen, sich nicht an dem Getümmel und Gezänk der Parteien beteiligen, sondern ruhig ihrer Arbeit nachgehen, schaffen und erwerben, kommen nur bei besondern Gelegenheiten an die Wahlurne, geben aber dann, da sie die Mehrheit bilden, in der Regel die Entscheidung. Was ist es nun, das so viele von diesen ruhigen Wählern bewog, ihre Stimme einem Manne zu geben, dessen Denkart so verschieden von der ihrigen ist, einem ganz besonders unruhigem Geiste, dem man allerlei abenteuerliche Gelüste zuschreibt? Aller Wahrscheinlichkeit nach zunächst die Stellung, die Frankreich in Bezug auf die fremden Mächte einnimmt. Wie entschieden und aufrichtig auch diese Klasse der Franzosen den Gedanken eines Rachekrieges von der Hand weisen mag, sind doch alle mehr oder minder von dem Wunsche erfüllt, ihr Vaterland von den Nachbarvölkern wenigstens geachtet, noch lieber aber bewundert zu sehen. Die jetzige Republik mag nun stark sein und wohl im Stande, Frankreichs Ehre und Interesse bei Bedrohung mit Erfolg zu schützen; aber der Durchschnittsfranzose ist damit nicht zufrieden, bescheidenes Beiseitestehen bei den Welthändeln ist nicht nach seinem Geschmack, er empfindet nur laues Wohlgefallen selbst an der besten heimischen Regierung, wenn sie nach außen hin einflußlos und fast ohnmächtig ist, wie die jetzige parlamentarische Regierung seines Staates. So erklärt sich zum Teil der Zauber, den der rührige, strebsame und dreiste General mit seinen großen Worten selbst auf friedlich gesinnte Wähler ausübt. Er verspricht etwas, und er scheint nach seinen bisherigen Erfolgen den Leuten auch etwas halten zu können. Daß er bisher nur schwachen Gegnern gegenüber etwas vermochte, bleibt unbeachtet; er wird es schon fertig bringen, daß der Name Frankreichs wieder in Brillantfeuer strahlt. Daneben erfreut er sich unter der großen Masse aller Beliebtheit eines Agitators mit einem Programm voll unbestimmter Verheißungen und hochtönender Redensarten, die sich auf zehnfache Weise deuten lassen. Den Republikanern ist er darnach der Wortführer und Vorkämpfer der echten und unverfälschten Republik, denen, die einen Wechsel der Staatsform ersehnen und erstreben, ein geschworner Widersacher der Mängel der gegenwärtigen Regierungsweise, den Chauvinisten der Patriotenliga die Verkörperung alles dessen, was ihren Bestrebungen beim persönlichen Regiment am meisten frommen könnte. Fügen wir hinzu, daß keine der bisherigen Parteiregierungen, weder die opportunistische noch die radikale, sich bei der Masse Achtung und Liebe zu erwerben verstanden hat, so darf man sich kaum wundern, daß neben den Wählern, die außerhalb des Parteigetriebes standen, auch solche, welche sich daran zu beteiligen gewohnt sind, zu

Zehntausenden und aber Zehntausenden dem schillernden und vieldeutigen Kandidaten zum Siege verhelfen zu müssen meinten.

Der Erfolg Boulangers in Paris ist also ebenso begreiflich wie schwerwiegend, aber immerhin noch nicht so bedeutend für die Zukunft, als er vielen erscheint. Zwar widerspricht der Trost, daß Paris nicht ganz Frankreich sei, anscheinend der ganzen Geschichte dieses Landes. Der Einfluß, den die Hauptstadt auf das Land ausübt, beruht auf dessen politischer Entwicklung und dessen ganzer Staatseinrichtung, der straffen Zentralisation, kraft deren alle Fäden der Verwaltung in Paris zusammenlaufen, und bisher hat dieses System seine Wirkung noch niemals versagt. Der Nimbus, den der Mittelpunkt des Staates auf die Provinzen ausübte, seine Anziehungskraft, war bisher auch unter der Republik vielfach bestimmend und wird auch jetzt sich unzweifelhaft geltend machen. Aber erstens hält die von dem Agitator bedrohte Partei jetzt noch jene Fäden in der Hand, und eine Energie, die sich nicht an die Doktrin kehrt, wenn sie das Staatswohl gefährdet, könnte damit viel erreichen. Sodann haben sich die Zeiten und mit ihnen die Menschen gegenüber frühern Erfahrungen doch einigermaßen geändert. Aufmerksame und scharfblickende Beobachter behaupten, daß die französischen Provinzen jetzt nicht mehr so geneigt seien wie früher, in allen Stücken das nachzuthun, was sich den Boulevards und Faubourgs der Seinestadt als das Richtige empfohlen hat. Der Ausfall eines allgemeinen Plebiszits ist somit noch nicht mit Sicherheit voraus zu sagen. In dem Falle Napoleons III. hatte die Berufung an das Volk, deren Ergebnis ihm unbeschränkte Gewalt verlieh oder vielmehr ihn in der großen Gewalt, die er bereits an sich gerissen hatte, bestätigte und befestigte, nicht die Wirkung, daß die Provinzen der Führung der Hauptstadt folgten; denn diese hatte überhaupt keinen Willen, sie war gefesselt und geknebelt, die Provinzen aber wurden von oben herab durch allerlei Glanz verblendet und mit Versprechungen bethört und in günstige Stimmung für den Prätendenten hineingeschmeichelt. Heutzutage findet sich, wie man sagt, ein hinreichend großes Maß politischer Klugheit unter den Bewohnern der Provinzen, einer Klugheit, erwachsen und gereift unter bittern Erfahrungen, unter den Eindrücken der Despotie Napoleons, des von ihm und den Parisern heraufbeschworenen Krimkrieges und der Greuel der Kommune, lauter Erinnerungen, die es wo nicht wahrscheinlich, doch sehr möglich erscheinen lassen, daß eine Berufung an die gesamte Nation ein wesentlich andres Ergebnis liefern würde als das Verdikt von Paris, ja das Gegenteil des dortigen Wahlergebnisses. Immerhin aber bleiben die unmittelbaren Folgen dieses Verdikts schwer und in hohem Grade bedenklich. Boulanger tritt wieder in die Nationalversammlung als der Gewählte der Hauptstadt. Er spricht von jetzt an als ihr Wortführer, mit all dem Ansehen, welches ihm die unbestrittene Thatsache verleiht, daß die vornehmste Stadt Frankreichs ihm wohlüberlegt und in keiner Weise mit Gewaltmitteln beeinflußt ihre Vertretung über-

tragen hat. Viel wird darauf ankommen, welchen Gebrauch er von seinem Mandate machen wird. Er wird jetzt Farbe zu bekennen, aus dem Nebel vorwiegend negativer Phrasen herauszutreten und positive Vorschläge zu machen haben, wenn er nicht über kurz oder lang genötigt sein will, sich für bankerott zu erklären. Mit der bloßen Kritik, so berechtigt sie scheinen mag, mit der bloßen Opposition geht es nicht weiter, so sehr sie auch in Paris wie fast in allen größeren Städten beliebt, ja das eigentliche Charaktermerkmal und der politische Grundtrieb derselben ist. Nicht weniger wichtig ist, was die herrschenden Parteien, die Republikaner, in der nächsten Zukunft thun werden. Wir nannten rücksichtslose Energie das beste Hilfsmittel, aber wir sehen bis jetzt nur Bestürzung, Uneinigkeit und Unentschlossenheit nach der Niederlage, die den Abfall eines großen Teils ihrer Wählerschaft herbeiführte. An Ratschlägen fehlte es bei den seitdem fast unausgesetzten Verhandlungen der Parteiführer nicht, nur erwiesen sie sich bei näherer Beleuchtung allesamt entweder als unausführbar oder doch als unzureichend. Gewaltmaßregeln gegen den Agitator zu ergreifen, scheint nicht mehr an der Zeit. Noch vor Jahresfrist hätte man ihn damit unschädlich machen können, wenn man nicht zu zimperlich und zu feig gewesen wäre, die augenblickliche Unzufriedenheit des Publikums über scharfes Einschreiten und Zugreifen mit dem Gleichmut des Klügeren und Gereifteren austoben zu lassen, bis sie ruhig Blut gewann und zahm wurde. Jetzt scheint das zu spät, und nun soll Rückkehr von der Listenwahl zur Arrondissementswahl das Kraut fett machen. Wir halten die letzteren für die unzweifelhaft besseren und natürlicheren von beiden, da sie den kleineren Bezirken erlauben, Leute, die hier wohlbekannt sind, Vertrauensmänner des Kreises, als Kandidaten aufzustellen, und sie nicht nötigen, eine in Paris von den Führern politischer Klüngel und Gesinnungsgevatterschaften entworfene Liste blindlings anzunehmen, weil sie also eine Emanzipation von der Obmacht und Bevormundung der Pariser, ein Bruch mit der unheilvollen Zentralisation wenigstens in Wahlsachen sind. Allein es ist doch die Frage, ob Boulangers Agitation damit viel Abbruch geschehen wird.

Zuletzt noch eins, was wir oben nur berührten. Die Lust am Wechsel in der Politik ist verwandt mit der Selbstsucht, die dem Regierenden zuruft: „Steh auf, damit ich mich setzen kann,“ und mit der Sucht zum Widerspruche unter allen Umständen, die sich als Mannesstolz betrachtet sehen möchte, der niemals ja sagen darf, wenn Hochstehende, auch solche, denen man selbst emporgeholfen hat, etwas thun oder verlangen. Die Radikalen in Paris machen jetzt die Erfahrung, daß sich dieser Mannesstolz gegen sie kehrt wie früher gegen Napoleon und vorher gegen Ludwig Philipp und seine Minister. Die Regierung ist stets schuld an jedem Mißgeschick und muß darum durch eine andre ersetzt werden. Dasselbe gilt von dem gerade herrschenden System. Von diesem Standpunkte betrachtet muß jetzt in Frankreich die heutige Republik

nicht etwa bloß verändert, sondern beseitigt werden. Man will etwas ganz neues, und wenn es die Diktatur Boulangers wäre. Hat man sie, so fängt das alte Spiel natürlich von vorn an. Dann giebts Revision und Plebiszit, wenn der Diktator es nicht für geraten hält, statt der Stimmzettel Kartätschen sprechen zu lassen und so der ewigen Unruhe für einige Zeit Schweigen zu gebieten. Auch die Republik kann sich nur durch die äußerste Anwendung von Kraft halten. Nicht Redehelden und Phrasendreher wie Floquet, sondern Männer, die ebenso entschlossen wie klug sind, bedarf sie in ihrer Not, aber vergebens wird schon lange nach einem solchen Retter gesucht; denn auch Ferrys Energie erreicht das Kaliber nicht, das genügen würde.

Weiteres zum Versicherungswesen

2. Eine Feuerversicherungs- und Schäden-Statistik

Der Betrieb der Feuerversicherung in Deutschland, der öffentlichen wie der privaten, entbehrt bis heute der notwendigen wissenschaftlichen Grundlage.

Jedes Versicherungsobjekt trägt eine Gefahr für den Eintritt des Schadenereignisses in sich, deren Wahrscheinlichkeitsgrad für die Beitrags- oder Prämienleistung maßgebend sein soll. Dieser Grundsatz entspricht der Gerechtigkeit und ist der einzig rationelle für die Preisbemessung der Versicherung. Alle andern in dieser Beziehung aufgestellten Theorien, die von diesem Grundsatze abweichen, so namentlich die von Professor Wagner ausgesprochene Ansicht, man müsse einzelne Klassen von Versicherungsobjekten, die einen höhern Gefahrengrad in sich tragen, zu Lasten andrer Klassen von geringerem Gefahrengrade in der Preisbemessung für die Feuerversicherung bevorzugen, weil die gegenwärtigen Besitzer jener Versicherungsobjekte für deren aus der Vergangenheit überkommenen — vom Standpunkte des Feuerversicherers aus betrachtet — gefährlichen Zustand nicht verantwortlich sind und pekuniär nicht darunter leiden können, ist, solange man nicht ein Zwangsversicherungsmonopol einführen kann oder will, thatsächlich undurchführbar. Man würde mit Annahme einer derartigen Theorie auch den Anreiz, den eine gerechte, der Gefahr entsprechende Preisbemessung der Versicherung zur Verbesserung jener gefährlicheren Objekte durch das Verlangen nach möglichst billigen Versicherungs-

beiträgen sehr wirksam ausübt, zum Schaden einer fortschreitenden Entwicklung einfach beseitigen.

Eine dem Gefahrengrade jedes Versicherungsobjekts entsprechende oder doch möglichst nahe kommende Preisbemessung der Feuerversicherung ist also die Grundbedingung für ihren rationellen Betrieb. Grade der Umstand, daß die öffentlichen Anstalten in diesem Punkte im allgemeinen mangelhaftere Leistungen als die Privatanstalten aufweisen, ist eine der Hauptursachen, daß sie den Privatanstalten gegenüber nicht größere und schnellere Ausbreitung ihres Geschäfts gewinnen, und er wird ihnen allseitig zum Vorwurf gemacht. Aber auch bei den Privatanstalten ist die Preisbemessung der Versicherung keineswegs vollkommen und gerecht. Hier wird sie, wenigstens soweit die Erwerbsgesellschaften in Betracht kommen, durch das Streben nach möglichst hohen Prämien und durch die Konkurrenz um die einzelnen Versicherungsobjekte, also durch Umstände, die mit dem Gefahrengrade keinen unmittelbaren Zusammenhang haben, beeinträchtigt, und, was die Hauptsache ist, der Gefahrengrad jeder Klasse von Versicherungsobjekten ist auch den Privatanstalten nur höchst ungenügend bekannt, weil es an den Einrichtungen, die zur Ermittelung dieses Gefahrengrades erforderlich sind, bisher vollständig gefehlt hat. Der Natur der Sache nach leuchtet ohne weiteres ein, daß solche Einrichtungen nur in einer umfassenden vergleichenden Statistik der Feuerversicherungen, in Klassen möglichst gleichartiger Objekte zerlegt, und der auf jede Klasse fallenden Schadenfälle bestehen können. Nun führen zwar einzelne Anstalten für ihr eignes Geschäft eine solche Statistik, halten sie aber, um ihren Konkurrenten den vermeintlichen Nutzen derselben nicht zu teil werden zu lassen, sorgfältig geheim, und es läßt sich deshalb über den Wert oder Unwert der angewandten Methoden und ihrer Ergebnisse kein Urteil abgeben; außerdem ist es klar, daß eine Statistik der erwähnten Art, wenn sie sichre und richtige Schlüsse gestatten soll, nicht auf das Geschäft einer einzelnen Anstalt, das sich ja immer nur auf einen verhältnismäßig geringen Bruchteil der vorhandenen Versicherungsobjekte erstreckt, beschränkt bleiben darf, sondern so umfassend und allgemein wie möglich betrieben werden muß. Diese Erkenntnis ist den Privatanstalten nicht verborgen geblieben. Der Verband deutscher Privatfeuerversicherungsanstalten ist laut seinen Statuten ausgesprochnermaßen hauptsächlich zu dem Zwecke begründet worden, um eine gemeinsame Feuerversicherungsstatistik einzurichten und dazu auch die außerhalb des Verbandes stehenden, in Deutschland arbeitenden Anstalten heranzuziehn. Bis heute — in 16 Jahren — ist aber nicht das Geringste geschehen, um diesen Zweck zu verwirklichen. Auch die öffentlichen Anstalten sind auf diesem Felde so gut wie ganz unthätig geblieben.

Erwägt man nun, daß der Staat ein hohes Interesse daran hat, zu beaufsichtigen, in welcher Weise ein so allgemeines wirtschaftliches Bedürfnis wie die Feuerversicherung Befriedigung findet, daß es dazu kein gleich zuver-

lässiges Mittel giebt, als eingehende und sachgemäße statistische Beobachtungen, so wird man die Forderung berechtigt finden, daß sich das Reich der Sache annehme und die Feuerversicherungsanstalten gesetzlich zwinge, das zu der in Rede stehenden Statistik erforderliche Material zu liefern, und die Bearbeitung dieses Materials in die Hand nehme. Hieraus würden sich etwa folgende gesetzliche Bestimmungen ergeben.

Jede Feuerversicherungsanstalt im Deutschen Reiche ist verpflichtet, der Reichszentralstelle sei es unmittelbar, sei es durch Vermittlung der einzelstaatlichen Regierungsbehörden in bestimmten Zeiträumen (viertel-, halb- oder ganzjährlich) folgendes einzusenden:

1) Auszüge aus jedem Versicherungsabschlusse (in Zählkartenform), aus denen Gegenstand, Summe, Preis und Dauer der Versicherung sowie Ort, Bauart oder Beschaffenheit, Benutzung und Beschaffenheit der Versicherungslokalität hervorgeht.

2) Jede Veränderung einer Versicherung betreffs dieser Punkte.

3) Jedes vorzeitige Erlöschen einer Versicherung und den Zeitpunkt desselben.

4) Jede unveränderte Erneuerung einer Versicherung und die neue Dauer derselben unter Beziehung auf den ursprünglichen Auszug.

5) Auszüge aus jedem Schadenfall, die unter Hinweis auf den betreffenden Versicherungsauszug Zeitpunkt, Betrag, Entstehungsursache und die sonstigen wichtigeren begleitenden Umstände des Schadenereignisses enthalten müssen.

Für jeden dieser Fälle wären bestimmte Schemata vorzuschreiben.

Hiermit würde die Reichszentralstelle in den Stand gesetzt sein, eine Statistik in der Weise auszuarbeiten, daß die Versicherungen in Klassen gleichartiger Objekte vom versicherungstechnischen Standpunkte aus zusammengestellt und die auf jede Klasse fallenden Schäden ermittelt würden. Das sich daraus für jede Versicherungsklasse ergebende Verhältnis der Schäden zur Versicherungssumme würde dann, eine sachgemäße Bearbeitung des Materials vorausgesetzt, den Maßstab zur Beurteilung der von den Versicherungsanstalten, beziehungsweise von jeder Art derselben für jede Versicherungsklasse thatsächlich erhobenen Prämien oder Beiträge abgeben. Die Reichsregierung würde sich hiermit nicht nur die Hauptgrundlage für die wirksame Ausübung ihrer Oberaufsicht auf dem Gebiete des Feuerversicherungswesens schaffen, sondern auch größere Sicherheit für spätere Fortentwicklung der Gesetzgebung sowie für die Entscheidung der Frage gewinnen, ob und in welchem Umfange etwa die Aufnahme oder Erweiterung des staatlichen Betriebes der Feuerversicherung notwendig oder zweckmäßig wäre. Bei Veröffentlichung der Ergebnisse aus dieser Statistik wäre natürlich das Interesse der Feuerversicherungsanstalten insofern zu berücksichtigen, als daraus die Zusammensetzung des Geschäfts der einzelnen Anstalten nicht erkennbar sein dürfte, sondern nur der Versicherungsbestand jeder

der drei großen Arten von Anstalten (öffentliche, private Erwerbs- und private Gegenseitigkeitsanstalten) in seiner statistischen Zergliederung. Was schließlich die Kosten der ganzen Einrichtung betrifft, so würde es nur billig erscheinen, die Versicherungsanstalten selbst, da sie aus der Durchführung einer solchen Statistik großen Nutzen für ihre Geschäfte ziehen könnten, dazu heranzuziehen. Es bieten sich dazu verschiedene Wege dar, sei es, daß die für jede Anstalt statistisch zu bearbeitende Gesamtversicherungssumme als Maßstab der Kostenbeisteuer genommen wird, oder daß die Anzahl der von jeder Anstalt gelieferten statistischen Posten diesen Maßstab bildet, oder endlich, daß feste Beiträge in verschiedenen Abstufungen je nach der Größe des Geschäftsumfanges jeder Anstalt festgestellt und eingefordert werden.

Daß es von den segensreichsten Folgen für die Volkswirtschaft im deutschen Reiche sein müßte, wenn das Feuerversicherungswesen in dieser Weise auf eine wissenschaftliche Grundlage gestellt würde, die es ermöglichte, aus den gesammelten Erfahrungen der Vergangenheit mit größerer Sicherheit als bisher Schlüsse für die Zukunft zu ziehen, wird wohl kaum von irgend einer Seite bestritten werden.

Die Gebietsentwicklung der Einzelstaaten Deutschlands

Von R. Pape

Das Großherzogtum Hessen

(Schluß)

Unter den Landgrafen, die von 1596 bis 1790 regierten, wo Ludwig X., der letzte Landgraf und erste Großherzog, den Thron bestieg, hat das Land ebensowenig goldene Tage erlebt, wie die meisten andern Mittel- und Kleinstaaten Deutschlands, namentlich die im Südwesten des Reiches gelegenen. Der dreißigjährige Krieg, die Raubkriege Ludwigs XIV., der siebenjährige Krieg brachten Leiden aller Art. Fürstenwillkür und Hofverschwendung fehlten hier ebenso wenig wie in den meisten andern Ländern, deren Fürsten Ludwig XIV. oder XV. oder, zur Abwechslung einmal, Friedrich den Großen nachahmen wollten. Wenn man die Streitereien über die unbedeutende Kondominate mit Hessen-Kassel und Nassau übergeht, so verdienen nur zwei Gebietserwerbungen

Erwähnung. Der Marburger Erbschaftsstreit, dessen schon gedacht worden ist, hatte bereits 1625 einen vorläufigen Abschluß gefunden; endgiltig entschieden wurde er erst im westfälischen Frieden. Hessen-Kassel verzichtete auf alle Ansprüche auf die obere Grafschaft Katzenellenbogen, überließ von der untern Grafschaft noch Braubach und das Kirchspiel Katzenellenbogen an Darmstadt und trat diesem Gießen mit seinem Gebiete und die Hälfte des Marburger Gebiets, etwa die heutige Provinz Oberhessen, ab. Einen zweiten, nicht unansehnlichen Gebietszuwachs brachte der Hanauer Erbschaftsstreit. Die Grafen von Hanau (ursprünglich Hagenau), Nachkömmlinge der edeln Herren von Buchen, hatten, hauptsächlich durch glückliche Heiraten, nach und nach einen bedeutenden Hausbesitz zusammengebracht, der bald in einer Hand vereinigt, bald unter verschiedene Linien geteilt war. Die Gebietsverhältnisse dieses Geschlechtes sind aber so verzwickt, daß, wie man wohl scherzweise sagt, einer allein sich gar nicht durchfinden kann. Der Merkwürdigkeit wegen mag angeführt werden, daß die Herrschaft Münzenberg zeitweilig nach Vierundzwanzigsteln geteilt war, und daß, als schon einigermaßen Ordnung geschaffen war, Hanau $^{9}/_{24}$, Stollberg-Gedern $^{5}/_{24}$ und Solms $^{10}/_{24}$ dieser Herrschaft besaßen. Schließlich gab es zwei Hauptlinien, Hanau-Münzenberg, deren Besitzungen an der Kinzig, am Main und in der Wetterau, und Hanau-Lichtenberg, deren Besitzungen größtenteils im Nieder-Elsaß und in der heutigen preußischen Rheinprovinz lagen, teilweise aber auch am rechten Rheinufer, im heutigen Baden. Die Linie Lichtenberg starb schon 1642 aus, und nach weitschweifigen Verhandlungen einigten sich alle Prätendenten, zu denen auch Kursachsen gehörte, daß ihre Lande zunächst an die Linie Lichtenberg fielen. Als auch diese im Jahre 1736 ausstarb, fiel Hanau-Münzenberg an Kurhessen, Hanau-Lichtenberg an Hessen-Darmstadt, jedoch unter französischer Lehenshoheit.

Die größten Gebietsumwandlungen machte Hessen durch unter der Regierung des Landgrafen Ludwig X., des nachmaligen Großherzogs Ludwig I., der von 1790 bis 1830 regierte. Die durch die französische Revolution erregten Kriegsstürme zogen das Land natürlich sofort in Mitleidenschaft. Die linksrheinischen Besitzungen wurden von den französischen Heeren überschwemmt, und auch die rechtsrheinischen Gebiete wurden vielfach verwüstet, bis der Landgraf im Jahre 1799 mit Frankreich die Mainzer Neutralitätskonvention abschloß. Im Frieden von Lunéville verlor Hessen alle jenseits des Rheins gelegenen Teile der Grafschaft Hanau-Lichtenberg mit den Ämtern Buchsweiler, Ingweiler, Pfaffenhofen, Brumath, Wolfesheim, Westhofen, Wörth, Hatten, Offendorf, dazu alle seine übrigen linksrheinischen Besitzungen, darunter Pirmasens, das einst der Sitz einer eignen landgräflichen Linie gewesen war. Dazu mußte es auf der rechten Rheinseite die zur Grafschaft Lichtenberg gehörigen Ämter Willstett und Lichtenau an Baden, Braubach, Katzenellenbogen, die Herrschaft Eppstein, Anteile an Ems, Anrechte auf Hohenburg an Nassau abtreten.

Als Entschädigungen für diese Verluste brachte der Reichsdeputations-Hauptschluß (Februar 1803) die folgenden, südlich von der obern Grafschaft Katzenellenbogen gelegenen, vormals kurmainzischen Ämter: Gernsheim, Heppenheim mit der Starkenburg, Bensheim, Lorsch, Fürth, Steinheim, Alpenau, Hirschhorn nebst den eingeschlossenen Klöstern und den links am Main gelegenen Dörfern, die früher dem Domkapitel zu Mainz gehört hatten; die vormals pfälzischen Ämter Lindenfels, Umstadt, Otzberg, die rechtsrheinischen Teile der Ämter Oppenheim und Alzei, sowie des Bistums Worms; die Abteien Seligenstadt und Marienschloß, die Propstei Wimpfen, die Reichsstadt Friedberg, und endlich das bisher kurkölnische Herzogtum Westfalen mit allen eingeschlossenen Abteien und Klöstern und mit der Stadt Volkmarsen. Durch einen Austausch mit Baden kam noch die Reichsstadt Wimpfen dazu. Man teilte das Land damals in drei Provinzen: Oberhessen, Starkenburg (nach dem erwähnten, früher kurmainzischen Bergschlosse bei Heppenheim) und Westfalen.

Bald nach der Stiftung des Rheinbundes, dem Hessen sofort beitrat, nahm der Landgraf den Titel Großherzog Ludwig I. an. Zu Gunsten des neuen Großherzogtums wurden mediatisirt: die Landgrafen von Hessen-Homburg, denen allerdings eine ziemlich bedeutende Rente gezahlt werden mußte, die reichsgräflichen oder reichsfreiherrlichen Geschlechter Erbach, Löwenstein, Stollberg-Gedern, Solms, Leiningen, Sayn-Wittgenstein-Wittgenstein und Wittgenstein-Berleburg, Schlitz, Riedesel u. s. w. Dazu wurden ihm, neben der Reichsstadt Friedberg, auch die Reichsburg gleiches Namens mit Gebiet und das Freigericht Kaichen zugesprochen. An den Kriegen gegen Preußen und Österreich mußten die Darmstädter Truppen ebenso gut teilnehmen wie die der übrigen Rheinbundsstaaten. Bedeutende Belohnungen an Land und Leuten erlangte jedoch Hessen für die gebrachten Opfer nicht. Abgesehen von kleineren Gebietsaustauschungen mit Baden und Hessen, ginger in seinen Besitz über: die Deutsch-Ordens-Kommende Schiffenberg, die Ämter Babenhausen, Dorheim (ohne Nauheim), Rodheim, Herbstein und die Hoheit über die löwensteinschen Ämter Amorbach und Miltenberg, das wertheimsche Amt Heubach und die ritterschaftlichen Orte Lauterbach und Umpfenbach.

Erst nach der Schlacht bei Leipzig löste der Großherzog sein Verhältnis zu Napoleon und trat zu den Verbündeten über. Auf dem Wiener Kongreß wurde bestimmt, daß das Herzogtum Westfalen an Preußen fallen, und Hessen dafür mit linksrheinischem Gebiete, das bis dahin zum Gebiete des Donnersbergs gehört hatte, entschädigt werden sollte. Im Jahre 1816 ging daher das bezeichnete Herzogtum nebst der Hoheit über die Grafschaften Wittgenstein und Berleburg in preußischen Besitz über. Das Amt Dorheim kam an Kurhessen, Alzenau an Baiern. Die Souveränität von Hessen-Homburg wurde hergestellt, und Landgraf Friedrich V. trat am 7. Juli 1817 dem deutschen Bunde bei.

Dafür erhielt Hessen-Darmstadt die zur Bundesfestung bestimmte Stadt Mainz nebst Kastel und Kostheim, den Bezirk Alzei (ohne Kirchheim-Bolanden), die Kantone Worms und Pfeddersheim, die Salinen von Kreuznach, die kurhessische Hälfte von Vilbel, den Homburger Anteil an Peterweil, die Hoheit über die den fürstlichen und gräflichen Häusern Ysenburg gehörigen Ämter Offenbach, Dreieichenhayn, Wenings, Büdingen, Staden, Mockstadt, Marienborn, Ronneburg, Philippseich und über das den Reichsgrafen von Schönborn gehörige Amt Hausenstamm. Im folgenden Jahre gewann es durch Vertrag mit Baiern noch Mosbach und einige frühere Deutsch-Ordensgüter. Am 7. Juli 1816 hatte Ludwig I. den Titel Großherzog von Hessen und bei Rhein angenommen.

Das durch das Testament Philipps des Großmütigen ursprünglich der Darmstädter Linie zugeteilte Gebiet umfaßte 35 Quadratmeilen. Durch die Marburger und die Hanauer Erbschaft und die kleineren, oben namhaft gemachten Erwerbungen wuchs das Land bis zum Ausbruche der französischen Revolution bis auf 80 Quadratmeilen mit etwa 200000 Einwohnern. Davon mußten in den Jahren 1801 und 1802 etwa 38 Quadratmeilen mit 90000 Einwohnern abgetreten werden; die Entschädigung dafür berechnete man auf 104 Quadratmeilen mit etwa 200000 Einwohnern. Dazu kamen in den Jahren 1806—1810 etwa 52 Quadratmeilen mit ungefähr 150000 Einwohnern, allerdings meist mittelbarer Besitz. Das Großherzogtum umfaßte daher zu den Zeiten seiner größten Ausdehnung 196 Quadratmeilen mit 560000 Einwohnern. Der Wiener Kongreß verkleinerte dieses Gebiet bedeutend; das Herzogtum Westfalen allein umfaßte etwa 70 Quadratmeilen, Hessen-Homburg etwas über 5, während man die ganzen Neuerwerbungen nur auf 36 Quadratmeilen berechnete. Dagegen hatte das abgetretene Gebiet, größtenteils armes und unfruchtbares Bergland, nur 130000 Einwohner, während die neuerworbene Provinz damals 150000 (heutzutage über 260000) Menschen enthielt. Im Jahre 1817 belief sich die Größe des Staates auf $152^1/_2$ Quadratmeilen.

In diesem Gebietsstande trat bis 1866 keine Änderung ein. Am 24. März dieses Jahres starb der letzte Landgraf von Hessen-Homburg, und sein Gebiet, das man auf dem Wiener Kongreß durch Meisenheim vergrößert hatte, fiel an Darmstadt. In dem bald darauf ausbrechenden Kriege zwischen Preußen und Österreich nahm Hessen, geleitet durch den Minister von Dalwigk, sehr entschieden, ja geradezu hitzig Partei gegen den Staat, der die Schöpfung eines neuen Deutschlands auf seine Banner geschrieben hatte. Seine Truppen, die dem achten Bundesarmeekorps unter dem Prinzen Alexander von Hessen zugeteilt waren, schlugen sich zwar tapfer, ebenso wie die andern Süddeutschen. Aber abgesehen von andern Umständen, die hier nicht näher erörtert werden können, schon die berüchtigte Bundes-Strategie machte es unmöglich, in jenem Kampfe Lorbeeren zu pflücken. Am 3. September 1866 wurde der Friede abgeschlossen, den der vorher so übermütige Herr von Dalwigk hatte nachsuchen

müssen. Die zu zahlende Kriegsentschädigung betrug allerdings nur 3 Millionen Gulden; aber es mußten an Preußen abgetreten werden: die eben gewonnene Landgrafschaft Hessen-Homburg mit Meisenheim, die Kreise Biedenkropf und Vöhl, der nordwestliche Teil des Kreises Gießen, der Ortsbezirk Rödelheim und ein Teil von Niederursel. Dafür wurden als eine Art von Ersatz an Hessen zur bessern Abrundung seines Gebiets gegeben: die früher kurhessischen Orte und Bezirke Katzenberg, Maiheim, Tonis an der Lumbda, Massenheim, die früher nassauischen Orte Reichenheim und Harheim und die frankfurtischen Dortweil und Nieder-Erlenbach. Die Abtretungen an Preußen betrugen nahezu 20 (19,9) Quadratmeilen, wofür 1,25 Quadratmeilen zurückgegeben wurden. Die jetzige Größe des ganzes Staates berechnet man auf 139,4 Quadratmeilen mit annähernd 900 000 Einwohnern. Diese gehören zum überwiegend größten Teile dem rheinfränkischen Stamme an; in Wimpfen und seinem Gebiete wohnen Schwaben; als Abkömmlinge der alten Hessen können die Bewohner der Provinz Oberhessen angesehen werden, aber auch nur teilweise. Im alten Reiche hörten die Landesteile, die jetzt das Großherzogtum bilden, teils zum oberrheinischen Kreise, teils zum Kurkreise, teils zum fränkischen.

Durch die Stiftung des norddeutschen Bundes wurde Hessen in ein ganz eigentümliches, man könnte fast sagen widernatürliches Verhältnis gebracht. Wegen der allgemeinen politischen Lage, die ja bekannt ist, durfte damals Preußen seinen Machtbereich nicht geradezu und offen bis über den Main hinaus ausdehnen. Innerhalb der Grenzen des wohlgefügten und in Bezug auf das Gebiet in sich wohl abgeschlossenen Bundes konnte kein Landstrich liegen bleiben, der nicht dazu gehörte. So traf man denn den Ausweg, daß der Großherzog von Hessen mit seinen nordwärts vom Main gelegenen Besitzungen dem neuen Bunde beitreten mußte, während der südliche Teil seines Landes davon ausgeschlossen blieb. Dieses wunderliche Verhältnis, das übrigens in Wirklichkeit — man denke nur an die Schutz- und Trutzbündnisse mit den Südstaaten — nicht so widersinnig war, wie es einem oberflächlichen Beobachter wohl erscheinen mochte, dauerte jedoch nur wenige Jahre. In dem großen Nationalkriege haben, gleich den andern Süddeutschen, auch die Krieger aus Hessen die Blutbrüderschaft mit den Söhnen Alldeutschlands besiegelt, und eine solche Verbrüderung hält fest. Hessen gehört zum neuen Reiche und wird niemals wieder davon getrennt werden.

Die vier Staaten, zu denen sich das ehemalige Ländergewirr in Süddeutschland zusammengeschlossen hat, haben alle in den Zeiten des Rheinbundes, in den Zeiten der Franzosenschmach ihre Gebietsentwicklung, die für sie eine ungeheure Vergrößerung war, durchgemacht und im wesentlichen abgeschlossen. Daher läßt es sich begreifen, wenn auch keineswegs entschuldigen oder gar rechtfertigen, daß noch weit länger als ein Menschenalter unter den regierenden Kreisen Rheinbundsgelüste und unter breiten Schichten der Bevölkerungen

französische Sympathien vorhanden waren und laut ausgesprochen wurden. Wie stark das im Jahre 1866 und in der darauf folgenden Zeit geschah, ist den Ältern unter den Lesern noch frisch genug im Gedächtnisse. Doch diese unliebsamen Erinnerungen sollen hier nicht weiter erörtert werden; mögen sie vergessen sein auf immer! Heutzutage ist das anders geworden. Nirgends im weiten Deutschland ist die Liebe zum Vaterlande, die Begeisterung dafür wärmer und kräftiger als unter der nationalgesinnten Bevölkerung Süddeutschlands. Man sehe nur die wackern Pfälzer an, die seit langem keine andern Abgeordneten in den Reichstag senden als reichstreue Patrioten! Und wie das Volk, so die Fürsten. Entweder in Person oder vertreten durch den nächsten Agnaten standen sie alle um den Thron des jugendkräftigen Kaisers, als er seinen ersten Reichstag eröffnete, und boten ein Bild dar, wie es dem deutschen Volke in Jahrhunderten nicht gezeigt worden ist. Welch erhabenern, welch herzerfreuendern Anblick kann es geben, als die markige, ritterliche Heldengestalt des Prinzregenten von Baiern unmittelbar neben dem in Jugendblüte strahlenden Kaiser mit seinen klaren Augen und seinen festen und ernsten Zügen! Hohenzollern und Wittelsbach Hand in Hand! Und so alle die andern Vertretern des hohen Adels deutscher Nation. Sie halten treu zu Kaiser und Reich, und Kaiser und Reich hält sie. Mit Kaiser und Reich stehen sie unerschütterlich fest, sollte auch halb Europa in Waffen heranstürmen, das neue Reich zu zertrümmern.

Die Geschichte von dem kranken Königssohne

Von F. Kuntze

(Schluß)

Näher an die Antiochosgeschichte tritt ein Teil der uns aufbewahrten orientalischen Legenden heran. Da ist zunächst die Erzählung zu nennen, die an den Namen des Arabers Avicenna geknüpft ist, der als Philosoph und Arzt seiner Zeit weit und breit berühmt war.*) Der Herrscher von Georgien — heißt es da — hatte einen kranken Neffen, dem kein Arzt zu helfen vermochte. Da zog man den Avicenna zu Rate, der auf seinen Reisen zufällig ins Land gekommen

*) Er war geboren 980 n. Chr. Die hier mitgeteilte Erzählung findet sich bei Cardonne: Mélanges de la littérature orientale II, S. 154.

war. Dieser erkannte an dem Pulsschlage des Kranken sofort die Natur des Leidens und befahl dem Hausmeister, alle Gemächer des Palastes, die unter seiner Aufsicht stünden, der Reihe nach herzuzählen. Dies geschah, und schon dabei verriet eine lebhaftere Bewegung in dem Pulsschlage des Prinzen einen Teil des Geheimnisses. Als dann aber Avicenna sich die Namen aller Sklavinnen nennen ließ, die jene Gemächer bewohnten, erregte der Name der einen den Puls des jungen Mannes so heftig, daß alles ans Licht kam, was er zu verbergen suchte. Avicenna sah ein, daß die genannte junge Sklavin allein die Macht besitze, den Prinzen zu heilen. Allein dazu bedurfte es der Zustimmung des Sultans. Dieser ließ den fremden Arzt zu sich kommen und erkannte nun nach einem ihm früher einmal zugesandten Bildnis den berühmten Avicenna. Den Ausgang der Geschichte erfahren wir nicht, doch dürfte er leicht zu erraten sein.

An die Avicennalegende klingt eine im einzelnen hochpoetische Erzählung an, die der persische Dichter Mewlânâ Dschelâl-ed-dîn-Rûmi in seinen Mesnewi, d. h. Verszeilen, gegeben hat,*) die einzige von allen hierher gehörigen, die einen tragischen Ausgang nimmt. Sie lautet etwa so. Ein mächtiger König, „dem Welt und Glauben waren unterthan," zieht mit seinem Troß auf die Jagd und findet auf offenem Heerweg ein Mädchen, dessen liebliche Erscheinung sein Herz völlig bestrickt.

Des Königs Herz ward dieses Mägdleins Sklav,
Sein Herz tobt in der Brust, ein Vögelein
Im Käfig — er giebt Gold — die Maid ist sein.

Aber nicht lange soll er des köstlichen Besitzes sich erfreuen. Das Mädchen welkt, von einer verzehrenden Krankheit ergriffen, dahin, und die Kunst der Ärzte ist ohnmächtig, weil sie, wie der Dichter bemerkt, unterlassen haben, Gottes Segen anzurufen.

Auf jeden Heiltrank sich das Uebel mehrt,
Alle Gebete bleiben unerhört.
Zum Haar, zum Schatten wird die kranke Maid,
Zum Thränenstrom des Königs Aug und Leid.

Da wendet sich der König betend an die Gnade des Himmels und wird erhört. Im Traum erscheint ihm ein Greis, der ihm verkündigt, daß am nächsten Tage ein weiser Arzt zu ihm kommen werde; diesem solle er sich getrost anvertrauen. Der Traum geht in Erfüllung. Ein kleines Männlein, ernst und schlicht in seiner Haltung, stellt sich im Palaste ein. Da küßt der König voll freudiger Hoffnung Stirn und Hände des Gastes, führt ihn zum Ehrenplatze und heißt ihn als den Retter der Geliebten mit überschwänglichen Worten willkommen. Dann führt er den Weisen an das Lager des kranken Mädchens,

*) Er lebte im dreizehnten Jahrhundert. Seine Verszeilen sind übersetzt von G. Rosen. Leipzig, 1849.

der nun durch den Schlag des Pulses und die Farbe der Wangen auf die rechte Spur geführt wird. Denn

Liebe verraten schwere Seufzer ja,
Kein Leiden kommt der Liebe Leiden nah.

Nun erkundigt sich der Arzt nach der Heimat der Schönen, nach ihren Angehörigen, ihren Bekannten, nach den Ortschaften, wo sie ehemals geweilt hat, während er unausgesetzt Acht auf den Pulsschlag giebt. Aber der Puls bleibt ruhig, und die Farbe der Wangen unverändert,

Bis von dem wonnigen Samarkand er sprach.
Da bebt' ihr Puls, der Wangen Farbe schwand.
Ein Goldschmied aber lebt' in Samarkand.

Und als er durch weitere Fragen die Heimatsstadt des Mannes herausgebracht hat, ist ihm alles klar:

Jetzt, rief er, kenn' ich deiner Krankheit Wesen,
Und wie durch Zauberkraft sollst du genesen.

Nun macht der Arzt den Vorschlag, den Goldschmied aus Samarkand kommen zu lassen, damit das Mägdlein durch seine Gegenwart genese. Der König willigt ein. Aber es zeigt sich bald, daß er kein Seleukos ist, und daß seine Seele von der Tugend der Entsagung nichts weiß. Zwei Boten begeben sich nach Samarkand und überbringen dem Goldschmied kostbare Geschenke nebst der Einladung, an den Hof des Königs zu kommen, der von der Kunst des weltberühmten Mannes vernommen habe. Da verläßt der also geladene Weib und Kind und macht sich frohen Mutes auf den Weg, ohne zu ahnen, daß der König nach seinem Blute dürstet.

Da sprach der Greis zum Schah: Die Maid verehre
Dem fremden Herrn, daß sie ihm angehöre.
Vereint mit ihm erstarkt sie, und die Glut
Der Lieb' erlischt in des Genusses Flut.
Ihm gab der Schah die Mondgesichtige,
Zwei Herzen einend so, sehnsüchtige,
Sechs Monde lebten sie in Lust und Freude,
Bis ganz genas die Maid von ihrem Leide.

Dann aber mischt der Arzt dem Goldschmied einen Trank, nach dessen Genuß dieser hinsiecht und seine Schönheit gänzlich verliert. Da vergeht auch die Leidenschaft des Mädchens, und das beklagenswerte Opfer der Hinterlist des Herrschers quält sich langsam zu Tode. Der Schluß wird auch hier nach der Sitte orientalischer Dichter verschwiegen, er ergiebt sich von selbst. Aber, fügt der Dichter hinzu, der Arzt hat keine Sünde begangen. Was er that, war Gottes Gebot. Gott hat dem Könige den Traum gesandt und alles so gefügt, wie es kam. Gott ist allmächtig, und an seinem Willen darf man

nicht deuteln — eine wenig erbauliche, aber der fatalistischen Weltanschauung des Orients entsprechende Moral.

Mehr als einmal finden sich Variationen unsers Themas in den Märchen von Tausend und einer Nacht. Da heißt es in Nr. 462 der Ausgabe von Gallard und Gautier folgendermaßen. Eine Prinzessin sah einmal einen jungen wohlgekleideten Kaufmann und wurde von heftiger Neigung zu ihm ergriffen. In ihren Palast zurückgekehrt, wurde sie schwermütig und verlor alle Lust, Speise und Trank zu sich zu nehmen. Bald mußte sie das Bett hüten, ihre schöne Farbe schwand von den Wangen, kurz es zeigten sich die Anzeichen eines schweren Leidens. Da ließ die Mutter ein altes Weib kommen, das sich auf die Heilkunde verstand. Die Gerufene legte alsbald die Hand auf den Arm der schönen Kranken und überzeugte sich durch Untersuchung des Pulsschlages, daß hier nichts helfen könne als schleunige Vermählung mit dem heimlich geliebten. Aber die Prinzessin weigerte sich beharrlich, seinen Namen zu nennen. Erst nach zwanzig Tagen gestand sie den Grund ihres Leidens, nannte Namen und Wohnung des Geliebten und überließ der Mutter, diesen aufzusuchen und das Glück ihrer Tochter herbeizuführen.

Die eigentümliche Art, wie die Person des Geliebten festgestellt wird, fehlt hier wie in der folgenden Erzählung, die im Cabinet des fées (Bd. 41) mitgeteilt wird. Ein armer Holzhacker wird von einem Riesen mit einem Schatze beschenkt und gelangt dadurch zu solchem Reichtum, daß er seinen Kindern die vornehmste Erziehung zu teil werden lassen kann. Seine Tochter Billah-Dabil, ein Mädchen, schön wie der Tag, erblickt eines Tages, während sie in die Bäder geht, den Prinzen von Samarkand. Verzehrt von einem Feuer, das sie ihren Eltern nicht zu gestehen wagt, schwindet sie zusehends hin, und vergeblich bemühen sich die geschicktesten Ärzte von Samarkand, sie zu retten. Jedermann glaubt, sie sei dem Tode verfallen, und namenlos ist der Schmerz der Eltern. Da erscheint in der Gestalt einer alten Salbenhändlerin der Zauberer Mangraby. Nun folgt, wie sonst, die Untersuchung des Pulsschlages und die richtige Diagnose. Geheilt wird die Kranke schneller als sonst durch die bloße Aussicht, die Hand des Geliebten zu erhalten, und durch ein heilkräftiges Arzneimittel, das ihr der Zauberer reicht, worauf dann später die erwünschte Lösung erfolgt.

Auch das Motiv der Entsagung findet sich wenigstens in einer der Erzählungen aus Tausend und einer Nacht, der ausführlichsten von allen, die hier in Frage kommen. Es ist Nr. 547, betitelt Attaf ou l'homme généreux, die noch in einer etwas andern Fassung mit der Überschrift Le pouvoir du destin wiederkehrt (Cabinet des fées Bd. 38). Giafar, so beginnt die Geschichte, der Großwesir Harun al Raschids, muß eine Zeit lang die Heimat meiden und kommt nach Damaskus, wo er gastliche Aufnahme bei dem reichen Attaf findet. Da erblickt er eines Tages, während er durch die Straßen der

Stadt schlendert, an dem Fenster eines einsam gelegenen Gartenhäuschens ein schönes, junges Weib und wird alsbald von glühendem Verlangen nach ihrem Besitz ergriffen. Nun ist es aus mit seiner Ruhe und mit seiner Freude am Leben. Tiefe Schwermut verdüstert seine Seele, die sich bald bis zu schwerer Krankheit steigert. Ein von Attaf gesandter Arzt erforscht den Puls des Leidenden und läßt unter seinem Kopfkissen einen mit folgenden Worten beschriebenen Zettel zurück: „Die Krankheit ist ein heftiges Fieber, dessen Sitz im Herzen ist; es ist durch die Augen entstanden und kann nur durch den Gegenstand geheilt werden, der das Übel verursacht hat.“ Staunend ersieht Attaf am nächsten Tage aus dieser Mitteilung, wie es mit seinem Gaste steht. Weitere Fragen aber verschaffen ihm die Gewißheit, daß das von dem Fremden so heißgeliebte Weib keine andre ist als seine eigne Gemahlin, die von ihm getrennt in einem abgelegenen Hause wohnt. Schnell gefaßt, erklärt er dem Gastfreunde, er kenne die Geliebte und wisse, daß ihr Gatte nicht zögern werde, sich von ihr zu trennen. Er selbst aber werde dafür sorgen, daß der Vater des jungen Weibes, dem es bald zurückgegeben sein werde, niemand anders als dem Freunde die Tochter zur Gattin gebe. Was er versprochen hat, das hält er auch. Unter dem Vorwande, daß ihre Mutter erkrankt sei, schickt er seine Gemahlin in das elterliche Haus. Dann erscheint er selbst und erklärt dem Vater des Weibes auf dessen besorgte Frage, ob seine Tochter sich irgendwie vergangen habe: Nein, er sei vollkommen zufrieden mit dem Verhalten seiner Gattin, aber er habe geschworen, sich von ihr zu trennen. Mitgift und Scheidungsurkunde folgen dieser Erklärung ohne Verzug. Darauf versichert der großmütige Gastfreund dem Giafar noch einmal, daß die Geliebte ihm angehören werde, und giebt ihm dadurch seine Gesundheit zurück. Nun wirbt der schnell genesene um die Hand des verlassenen Weibes und kehrt mit ihr nach Bagdad zurück. Aber unterwegs erfährt er von der Neuvermählten, was er bisher noch nicht wußte, daß sie Attafs Gemahlin und ein Opfer von dessen unerschöpflicher Großmut geworden sei. Darauf erklärt er, auch seinerseits auf den Besitz des heißgeliebten Weibes verzichten zu wollen. Es versteht sich, daß die Geschichte nun mit einem Ende gut, alles gut schließt, obwohl es dem Attaf zunächst schlecht genug ergeht. Denn er wird durch die Ränke seiner Gegner seiner Stellung, seiner Güter, ja seiner Freiheit beraubt und nur durch die Redlichkeit eines Gefangenwärters vor dem Schlimmsten bewahrt. Seiner Bande ledig, kommt er nach Bagdad. Aber auch hier ergeht es ihm übel. Infolge verschiedner Umstände gerät er in die Hände der Obrigkeit, wird eingekerkert und soll hingerichtet werden. Da wird er durch einen Zufall von Giafar entdeckt, von dem er dann sein Weib und seine Schätze zurückerhält.

Aus den orientalischen Märchen ist unsre Geschichte auch in die Litteratur des Abendlandes verpflanzt worden. In einer Erzählung der Gesta Romanorum, der bekannten Anekdotensammlung des Mittelalters, die in der

Hauptsache wohl gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts entstanden ist, findet man das Motiv der Avicennalegende wieder, aber in einer Fassung, die zeigt, daß die Geschichte vorher schon durch viele Hände gegangen war. Die Szene ist gründlich verändert, und das Ganze nach dem Geschmack der höfischen Gesellschaft jener Tage zurecht gemacht. Ein Ritter — heißt es im 40. Kapitel — hat seine Gemahlin im Verdacht, daß sie einen andern mehr liebe als ihn. Er sagt ihr dies mehrmals geradezu, erhält aber stets die Antwort, sie liebe niemand außer ihrem Gemahl. Dieser aber vermag sich nicht dabei zu beruhigen, sondern wendet sich an einen erfahrenen Kleriker mit der Bitte, er möge ihm doch helfen, der Sache auf den Grund zu kommen. Dieser sagt, er müsse zuvor die Dame sehen und mit ihr sprechen, worauf ihn dann der Ritter zum Mahle einladet und ihm seinen Platz unmittelbar neben seiner Hausfrau anweist. Nun bringt der kluge Berater allmählich das Gespräch auf den angeblichen Geliebten der Dame. Zugleich ergreift er ihre Hand und merkt, daß der Puls während der Dauer des zuletzt begonnenen Gespräches durch seinen lebhafteren Gang die freudige Erregung der Frau bekundet. Er macht aber auch die Gegenprobe, indem er unmerklich das Gespräch auf den Gatten lenkt und nun wahrnimmt, wie die Wallungen sich legen und der Puls zu seinem gleichmäßigen Gange zurückkehrt. Da erkennt er denn, daß seine Tischnachbarin den andern, mit dem sie ins Gerede gekommen ist, wirklich mehr liebt als den eignen Gemahl, und so erfährt nun auch dieser, was er zu wissen begehrt.

Natürlich hat sich auch Boccaccio den dankbaren Stoff nicht entgehen lassen. Die achte Novelle des siebenten Buches bringt das Motiv der Pulsfühlung in einer Form, die wieder mehr an die Geschichte des Antiochos erinnert. Der Graf von Angers muß infolge von allerlei Hofkabalen mit seinen Kindern aus Frankreich fliehen, kommt nach England und irrt hier lange unerkannt umher. Er hat das Glück, daß seine Tochter von einer reichen Dame als Pflegekind angenommen wird. Als sie herangewachsen ist, entbrennt der einzige Sohn des Hauses in heftiger Liebe zu dem blühenden Mädchen, will seine Neigung aber nicht eingestehen, weil er den Widerstand seiner Eltern fürchten muß. Die Folge ist eine anscheinend hoffnungslose Erkrankung des Jünglings. Da kommt zufällig ein junger, gelehrter Arzt zugereist. Er untersucht den Zustand des Kranken und hält gerade dessen Hand in der seinigen, um den Pulsschlag zu beobachten, als plötzlich Jeanette — so heißt die heimlich geliebte — in das Zimmer tritt. Sofort beginnt der Puls des Kranken heftiger zu schlagen und beruhigt sich erst nach der Entfernung des Mädchens. Um jedoch sicher zu gehen, wiederholt der Arzt den Versuch. Er läßt das Mädchen unter irgend einem beliebigen Vorwande rufen: das Ergebnis ist dasselbe. Nun macht er den Eltern die Mitteilung von seiner Entdeckung, und sie geben nach vielen Schwierigkeiten notgedrungen ihre Einwilligung zu der Vermählung des

jungen Paares. Sie thun auch wohl daran, denn schließlich erscheint der Graf von Angers unerkannt im Hause der eignen Tochter, um in die Dienste seines Eidams zu treten, und es erfolgt dann eine Erkennung, die lebhaft an Goethes Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen erinnert.

Erkennt man aus den mitgeteilten Erzählungen deutlich, eine wie weite Verbreitung wenigstens das Grundmotiv unsrer Geschichte gefunden hat, so erscheint sie in wesentlich neuer Beleuchtung. Indem sie in den Zusammenhang mit der griechischen Novellistik und der Märchenwelt des Orients tritt, drängt sich die Frage nach ihrer Echtheit von neuem auf. Die Entdeckung eines seelischen Leidens durch die Beobachtung des Pulsschlages ist an sich nichts außerordentliches und mag in Wirklichkeit mehr als einmal vorgekommen sein. Aber auffallend ist es, daß die ungewöhnliche Art, wie dem Kranken das Geheimnis entlockt wird, in so vielen Erzählungen wiederkehrt und von drei berühmten Ärzten berichtet wird. Unter diesen Umständen liegt der Gedanke an Entlehnung nahe genug. Von dieser Erkenntnis ausgehend gelangt Rohde zu der Vermutung, die Geschichte sei vom Erasitratos wie auf den Hippokrates, so auch auf den Avicenna übertragen worden, dann in die Märchen des Orients übergegangen und auf diesem Wege schließlich in das Abendland gelangt, wobei er unentschieden läßt, ob der geschilderte Hergang auf Thatsachen beruhe oder ins Bereich der Dichtung zu verweisen sei. Doch könnte der Prozeß der Entlehnung auch in umgekehrter Weise verlaufen sein. Denn wenn auch die griechische Erzählung über tausend Jahre älter ist als die älteste der uns bekannten orientalischen Fassungen, so ist das doch an sich noch keineswegs ein Beweis für ihre Priorität. Es könnte auch hier, wie so oft, ein altes orientalisches Novellenmotiv, das sich dann am reinsten in der Avicennalegende erhalten hätte, mit der Geschichte von der Erkrankung und der Heilung des Antiochos verkuppelt sein. Wie dem aber auch sei, der Glaube an ihre geschichtliche Wahrheit in allen einzelnen Zügen steht auf schwacher Unterlage. Sicher ist es, daß Antiochos den Osten des Seleucidenreiches noch bei Lebzeiten seines Vaters als Statthalter verwaltete; wahrscheinlich, daß Seleukos ihm die Stratonike, seine jugendliche Gemahlin, als Gattin überließ. Unbedenklich darf man ferner annehmen, daß Antiochos aus schwerer Krankheit durch die Kunst des Erasistratos gerettet worden sei. Ob aber diese Krankheit in Verbindung mit der Leidenschaft für seine Stiefmutter gestanden hat, ist nicht mehr auszumachen, und was von der Art der Heilung erzählt wird, mag schmückendes Rankenwerk sein, das die geschäftige Sage aus sich selbst heraus oder mit fremder Hilfe um den Vorgang gesponnen hat.

Daß auch die bildende Kunst sich des Vorwurfs bemächtigt habe, möchte man von vornherein bezweifeln. Ein Leiden, so scheint es, dessen Ursache man nicht kennt, ist durch den Pinsel schwer auszudrücken. Und doch ist es geschehen. Gérard de Lairesse, ein Niederländer französischer Abstammung, dessen Blütezeit

in das Ende des 17. Jahrhunderts fällt, hat es unternommen, die Geschichte des kranken Königssohnes bildlich darzustellen, vorsichtiger in der Anlage als sein Landsmann Jan Steen, dessen „Krankes Mädchen“, so vortrefflich auch das Bild sonst sein mag, nicht erraten läßt, von welchem Leiden die Schöne gequält wird, die das Haupt auf das Kissen gelegt hat und dem vor ihr stehenden Arzt die Hand zur Beobachtung des Pulsschlages gelegt hat. Lairesse hat nicht die Pulsfühlung dargestellt, sondern mit gutem Takt den Augenblick gewählt, wo der König seinem Sohne Weib und Herrschaft übergiebt. Das Gemälde gehörte ursprünglich der Sammlung des Herrn von Boixières an und kam später in den Besitz des Großherzogs von Mecklenburg. Nach der Schlacht bei Jena von den Franzosen entführt, gelangte es wieder nach Paris, wurde aber nach dem Pariser Frieden dem rechtmäßigen Besitzer zurückgegeben. (Vgl. Justi, Winckelmann I, S. 408.) Zwei Wiederholungen des Schweriner Bildes befinden sich in Oldenburg und Amsterdam (Woltmann-Woermann, Geschichte der Malerei III.), eine dritte in größerm Maßstabe ausgeführte gehört zu den Schätzen der mit Gemälden der niederländischen Schule wohl versehenen Kunsthalle zu Karlsruhe. Der Farbenton des Bildes, wenigstens der zuletzt genannten Copie, ist ungewöhnlich dunkel, so daß die Umrisse der meisten Figuren sich kaum von der Umgebung abheben; nur Stratonike tritt in ihrem hellen Gewande deutlich aus der Mitte des Bildes hervor. Das Gemälde ist schon deshalb der Beachtung wert, weil es die Aufmerksamkeit Winckelmanns und Goethes erregt hat. Der erstere hat das Original in Dresden kennen lernen, wo es mit mehreren Stücken der Boixièrischen Sammlung zum Verkauf angeboten, aber zum großen Leidwesen begeisterter Verehrer zurückgewiesen worden war; Goethe hat das Gemälde aller Wahrscheinlichkeit nach schon im Jahre 1775 in Karlsruhe gesehen und so deutlich festgehalten, daß der Eindruck bis in den Wilhelm Meister hinein fortwirkte. Winckelmann giebt in seinem Sendschreiben über die Gedanken von der Nachahmung der griechischen Werke (Dresden, 1756, S. 77.) eine Beschreibung, die wir hierher setzen wollen, weil sie in mehr als einer Beziehung merkwürdig ist. „Die Hauptperson des Gemäldes, sagt er, Stratonica, ist die edelste Figur, eine Figur, die der Schule Raphaels selbst Ehre machen könnte. Die schönste Königin,

Colle sub Idaeo vincere digna deas.

sie nahet sich mit langsamen und zweifelhaften Schritten zu dem Bette ihres bestimmten neuen Gemahls, aber annoch mit Geberden einer Mutter oder vielmehr einer heiligen Vestale. In ihrem Gesichte, welches sich in dem schönsten Profil zeigt, lieset man Scham und zugleich eine gefällige Unterwerfung unter den Befehl des Königs. Sie hat das sanfte ihres Geschlechts, die Majestät einer Königin, die Ehrfurcht bei einer heiligen Handlung und alle Weisheit in ihrem Betragen, die in einem so feinen und außerordentlichem Umstande,

wie der gegenwärtige ist, erfordert wurde. Ihr Gewand ist meisterhaft geworfen, und es kann die Künstler lehren, wie sie den Purpur der Alten malen sollen. Es ist nicht allgemein bekannt, daß der Purpur die Farbe von Weinblättern gehabt, wenn sie anfangen welk zu werden und zu gleicher Zeit ins rötliche fallen. König Seleucus steht hinter ihr in einer dunkeln Kleidung, um die Hauptfigur noch mehr zu heben und teils um die Stratonice nicht in Verwirrung zu setzen, teils um den Prinzen nicht beschämt zu machen oder dessen Freude zu stören. Erwartung und Zufriedenheit schildern sich zu gleicher Zeit in seinem Gesichte, welches der Künstler nach dem Profil der besten Köpfe auf dessen Münzen genommen hat. Der Prinz, ein schöner Jüngling, der auf dem Bette halb nackend aufgerichtet sitzt, hat die Ähnlichkeit vom Vater und von seinen Münzen. Sein blasses Gesicht zeugt von dem Fieber, welches in seinen Adern gewütet, allein man glaubt schon den Anfang der Genesung zu spüren aus der wenigen aufsteigenden Röte, die nicht durch die Scham gewürkt worden. Der Arzt und Priester Erasistratus, ehrwürdig wie des Homers Kalchas, welcher vor dem Bette steht, ist die aus Vollmacht des Königs redende Person und erkläret dem Prinzen den Willen des Königs; und indem er ihm mit der einen Hand die Königin zuführet, so überreicht er ihm mit der andern Hand das Diadem. Freude und Verwunderung wollen aus dem Gesichte des Prinzen bei Annäherung der Königin hervorbrechen,

Und jedem Blick von ihr wallt dessen Herz entgegen.

die aber durch die Ehrfurcht in der edelsten Stille gehalten werden, so daß er gleichsam sein Glück mit gebeugtem Haupte zu überdenken scheinet. Alle Charaktere, die der Künstler seinen handelnden Personen gegeben, sind mit solcher Weisheit ausgeteilet, daß ein jeder dem andern Erhabenheit und Nachdruck zu geben scheinet. Auf die Stratonica als die Hauptperson fällt die größte Masse des Lichts, und sie ziehet den ersten Blick auf sich. Der Priester stehet im schwächeren Lichte, er hebet sich aber durch die Action, die man ihm gegeben: er ist der Redner, und außer ihm regieret eine allgemeine Stille und Aufmerksamkeit. Der Prinz, welcher nach der Hauptfigur vornehmlich merkwürdig sein mußte, ist mehr beleuchtet; und da des Künstlers Verstand zum vornehmsten Teil seines Gruppo weislicher eine schöne Königin als einen kranken Prinzen, der es vermöge der Natur der Sache hätte sein sollen, wählete, so ist dieser dennoch dem Ausdruck nach das vorzüglichste im ganzen Gemälde. Die größten Geheimnisse der Kunst liegen in dessen Gesicht.

Quales nequeo monstrare et sentio tantum.

Die Regungen der Seele, die mit einander zu streiten scheinen, fließen hier mit einer friedlichen Stille zusammen. Die Genesung meldet sich in dem siechen Gesicht, sowie die Ankündigung der ersten nahen Blicke der Morgenröte, die unter dem Schleier der Nacht selbst den Tag, und einen schönen Tag, zu

versprechen scheinet. Der Verstand und der Geschmack des Künstlers breiten sich durch sein ganzes Werk aus bis auf die Vasen, die nach den besten Werken des Altertums in dieser Art entworfen sind. Das Tischgestell vor dem Bette hat er wie Homer von Elfenbein gemacht. Das Hinterwerk des Gemäldes stellet eine prächtige griechische Baukunst vor, deren Verzierungen auf die Handlung selbst zu deuten scheinen. Das Gebälke an einem Portal tragen Caryatiden, die einander umfassen, als Bilder einer zärtlichen Freundschaft zwischen Vater und Sohn und zugleich einer ehelichen Verbindung. Der Künstler zeigt sich bei aller Wahrheit seiner Geschichte als einen Dichter, und er machte seine Nebenwerke allegorisch, um gewisse Umstände durch Sinnbilder zu malen. Die Sphinxe an dem Bette des Prinzen deuten auf die Nachforschungen des Arztes und auf die besondere Entdeckung der Ursach von der Krankheit desselben."

Diese Schilderung ist, wie gesagt, aus mehr als einem Grunde merkwürdig, erstens, weil wohl keine so ausführliche jemals aus Winckelmanns Feder geflossen ist, sodann wegen der Überschwänglichkeit des darin gespendeten Lobes und endlich wegen der Anzahl der darin enthaltenen Irrtümer. So viel wird man freilich aus Winckelmanns Beschreibung entnehmen, daß die Gruppirung der Figuren des Bildes mit wohlberechneter Anwendung des Gesetzes vom Kontrast entworfen und zu bedeutender Wirkung durchgeführt ist. Und dasselbe wird man auch im ganzen von dem Ausdruck in den Gesichtern behaupten dürfen. Wenn aber Winckelmann der Meinung ist, daß die Karyatiden des Gebälks und die Sphinxe des Bettgestells eine sinnbildliche Bedeutung hätten, so ist das jedenfalls ein absonderliches Urteil und nur zu erklären aus der Vorliebe für die allegorische Darstellungsweise, die in der genannten Erstlingsschrift des großen Kunstrichters in so überzeugten Worten ausgesprochen ist. Der Grundirrtum der ganzen Auseinandersetzung aber liegt in dem Vorurteil, als ob der Maler bei seiner Darstellung sein Augenmerk vornehmlich auf die geschichtliche Wahrheit in der Behandlung der Einzeldinge gerichtet habe. Eine unbefangene Betrachtung lehrt beinahe das Gegenteil. Lairesse hat sich noch weniger als sein Vorbild Poussin um die Echtheit der Äußerlichkeiten gekümmert. Das architektonische und dekorative Beiwerk ist nicht sowohl griechisch als spätrömisch, versetzt mit einer Menge von Zuthaten aus der Zeit des Malers selbst. Vor allem ist die Kleidung nichts weniger als antik. König und Arzt erscheinen beide in einem langen, kaftanartigen Gewande, und Stratonike paßt in ihrem Schleppkleide mit dem weiten Ausschnitt am Halse viel besser an den Hof Ludwigs XIV. als an den des Seleucidenhauses. „Wir sehen hier," sagt Justi, „weniger antikes Kostüm, als ein barockes Gemisch antiquarischer Studien mit Reminiscenzen französischer Prunkzimmer."

Allein Winckelmann dachte anders, und dieser Irrtum hat andre, schlimmere Irrtümer im Gefolge. Winckelmann nimmt nämlich den bärtigen Greis, der

dem Prinzen die Stratonike zuführt, für den Erasistratos, die weiter zurückstehende, durch die Königin halb gedeckte Figur, deren Miene er richtig als den Ausdruck der Erwartung und Zufriedenheit bestimmt, für den Seleukos. Man fragt, wie es denn möglich sei, eine solche Vertauschung der Rollen vorzunehmen und den König gegen die gesamte Überlieferung zur Nebenfigur zu machen. Das Rätsel löst sich aber, wenn man sich erinnert, daß der Vollbart seit Alexander dem Großen aus der Mode kam und im dritten Jahrhundert nur noch von Philosophen und Leuten ähnlichen Schlages getragen wurde. Demnach entbehren denn auch auf sämtlichen Bildern die Seleucidenköpfe des Bartes, ausgenommen Demetrius II., der in persische Kriegsgefangenschaft geraten war und lange Zeit in Feindesland zurückgehalten die persische Sitte des Vollbartes auch nach seiner Rückkehr ins Vaterland beibehalten hatte.*) Offenbar ist es dieser Umstand, der Winckelmann zu der verkehrten Bestimmung der Figuren veranlaßt hat. Um die Echtheit seines Bildes auch in diesem Punkte zu retten, bürdet er dem Künstler einen viel größern Verstoß gegen die geschichtliche Wahrheit auf und bedenkt nicht, daß die von ihm als König bezeichnete Figur mit lang herabfallendem schwarzem Haupthaar ausgestattet ist, während Seleukos zu der Zeit, wo er sein Reich teilte, über 60 Jahre zählte. Aus demselben Grunde entdeckt Winckelmann eine Ähnlichkeit zwischen dem angeblichen Seleukos und dem Antiochos einerseits und den Gesichtern der zwei ebengenannten Figuren mit den Bildern der Seleucidenmünzen andererseits, die in Wahrheit eine höchst flüchtige ist und vorzugsweise in dem Fehlen des Bartes und der Profilirung liegt. Allerdings zeigt der Kopf der von Winckelmann für den König gehaltenen Figur eine stark gebogene Nase, ebenso wie der des Antiochos und die Bildnisse der Seleucidenmünzen.**) Aber das ist auch alles. Um dem Bilde des Seleukos zu gleichen, fehlt dem angeblichen Könige sehr viel. Die Form der Nase ist trotz ihrer Biegung eine wesentlich andre, der Mund ist zu groß, die Ordnung des lang herabhängenden Haares***) völlig abweichend, der Ausdruck des Gesichts gewöhnlich und gänzlich der Energie entbehrend, die sich auf dem Kopfe der Seleukosmünzen besonders in dem mächtig entwickelten Kinn kundgiebt. Ebensowenig gleicht der liebessieche Jüngling unsers Gemäldes dem Antiochoskopfe der Münzen. Es ist ein hübsches, jugendliches Gesicht, dem aber die charakteristischen Merkmale der Porträts abgehen: die weit vorspringende, scharf geschnittne Nase, der halb geöffnete Mund mit den auffallend dünnen Lippen, vor allem das energische, weit vorspringende Kinn.

*) Er ist bekannt aus Corneilles Rodogune und der Besprechung dieses Stückes im 29. Stück von Lessings Hamburgischer Dramaturgie.

**) Siehe die Abbilder der Seleucidenmünzen in dem Werke von Foy-Baillanti: Historia regum Syriae. Paris, 1681.

***) Das Barett, von dem Justi spricht, fehlt auf dem Karlsruher Bilde.

Und nun Goethes Urteil über das Gemälde. Es wird im ersten Buche des Wilhelm Meister bestimmt genug ausgesprochen, lautet jedoch ganz anders als das Winckelmanns. Man erinnere sich, daß an der gedachten Stelle von einer Gemäldesammlung die Rede ist, die von Wilhelms Großvater angelegt, aber nach dessen Tode von dem Erben, Wilhelms Väter, verkauft worden war. Wilhelm war über den Verkauf der ganzen Sammlung untröstlich. Aber sein Lieblingsbild war das, „das die Geschichte vorstellte, wie der kranke Königssohn sich über die Braut seines Vaters in Liebe verzehrt." Anders urteilt aber der Kenner, mit dem sich Wilhelm über die Sammlung unterhält. „Es war eben nicht das beste Gemälde, sagt er, nicht gut zusammengesetzt, von keiner sonderlichen Farbe, und die Ausführung durchaus manieriert." Daß diese Worte in der Erinnerung an das Karlsruher Gemälde geschrieben sind, kann ebenso wenig zweifelhaft sein, als daß sie Goethes eigenes Urteil darüber enthalten. Es trifft im wesentlichen das richtige, nur daß mit Unrecht die Komposition des Bildes bemängelt ist.

Was man deutlich aus der vorstehenden Übersicht erkennt, ist das, daß die Teilnahme für die Antiochoslegende in der Neuzeit bedeutend abgenommen hat. Gar nicht scheint sich die Poesie darum bekümmert zu haben. Wieland, der so manchen Stoff des Altertums hat wieder aufleben lassen, ist daran vorübergegangen. Kein Vers, keine Novelle hat, soweit ich sehe, das Andenken an die Liebe des Antiochos aufbewahrt. Allerdings hat die ernsthafte Behandlung des Vorwurfs für unser Gefühl etwas verletzendes, anderseits läßt sich ihm eine komische Seite kaum abgewinnen. Aber es kann ja bloßer Zufall sein, daß die poetische Darstellung dieser Geschichte, die nur ein wenig verändert zu werden brauchte, um das anstößige zu verlieren, unterblieben ist. Denn das **Habent sua fata** gilt nicht bloß von Büchern, sondern von jeder Überlieferung.

William Congreve

Ein Jahr nach William Congreves Tode (1730) erschien ein Band Memoirs of the Life, Writing and Amours of W. C., ein Buch von sehr geringem Werte. Seitdem ist keine eingehendere Darstellung von des Dichters Leben und Wirken versucht worden. Das beste, was wir über ihn haben, ist noch immer Campbells Aufsatz in der **Biographia Britannica**. Campbell hatte zwar den Dichter nicht persönlich gekannt, aber er war von Southerne, der mit

Congreve von dessen frühester Jugend bis an sein Lebensende befreundet war, unterrichtet worden. Diese Mitteilungen wurden dann von Leigh Hunt, Macaulay und Thackeray ergänzt. Allein trotzdem klaffen noch überall arge Lücken. Edmund Gosse hat sich nun in seiner vor kurzem erschienenen Biographie William Congreves (London, Walter Scott, 1888) das Verdienst erworben, das gesamte vorhandene Material gründlich zu sichten und neu zu verarbeiten, so daß das landläufige Charakterbild des Dichters, und zwar in günstigem Sinne, wesentlich berichtigt und auch die biographischen Daten genau festgestellt erscheinen. Die treffliche Darstellungsgabe Gosses trägt das ihrige dazu bei, diese Biographie zu einer höchst anregenden Lektüre zu gestalten.

Congreve ist der bedeutendste Dichter der Periode, die Pope von Dryden trennt, und ein Vorläufer des Zeitalters der Königin Anna. Im Jahre 1669 geboren, legte er in Kilkenny, dem irischen Eton, wo sich um diese Zeit auch der um drei Jahre ältere Jonathan Swift befand, den Grund zu jener tiefen Gelehrsamkeit, die ihn vor vielen zeitgenössischen Dichtern auszeichnete. Kurz vor seinem Abgange aus dem College in seinem siebzehnten Lebensjahre schrieb er den Roman Incognita or Love and Duty reconciled. Gegen Ende des Jahres 1688 verließ er, wahrscheinlich in Jonathan Swifts Gesellschaft, Irland, da der Sproß einer Familie, die den Stuarts gedient hatte, dort kein Fortkommen finden konnte. Sein Roman erschien jedoch erst im Jahre 1692 unter dem Pseudonym Cleophil im Druck und scheint eine ziemliche Popularität erlangt zu haben, da er wiederholt aufgelegt wurde. Man hat in den Gestalten Hippolyts und Aurelians Swift und Congreve selbst vermutet, doch giebt es dafür zu wenig Anhaltepunkte.

Im August 1692 ist Congreve bereits ein anerkannter Dichter und Drydens Freund. Sein eigentliches litterarisches Debut — Incognita wird nicht jeder gelten lassen wollen — feierte er allerdings erst im Jahre 1693, und zwar unter Begünstigung keines geringeren als Drydens selbst, indem er für dessen „Juvenal und Persius" Beiträge lieferte. Congreve wurde von Southerne bei Dryden eingeführt, und dieser erkannte in dem jungen Dichter, der damals den unvollendeten Old Bachelor in der Tasche trug, den Mann der Zukunft und lernte ihn auch als Menschen schätzen und lieben.

Mit Hilfe Southernes, Maynwarings und Drydens wurde das Stück vollendet, und Congreve that gut, seine älteren Freunde dabei gewähren zu lassen. Im Januar 1693 wurde der Old Bachelor auf die Bühne gebracht. Anne Bracegirdle, die damals auf dem Gipfel ihres Ruhmes stand, spielte die Araminta. Die ebenso schöne wie liebenswürdige Schauspielerin hat dann dem Dichter bis zu seinem Tode eine warme Freundschaft bewahrt. Er hat auch in jedem seiner Stücke eine Rolle für sie geschrieben, die, ihrem eigensten Wesen entsprechend, immer den Charakter weiblicher Reinheit und Anmut trug.

Der Old Bachelor wurde vierzehn Tage hinter einander aufgeführt, ein für jene Zeit unerhörter Erfolg. Die Revolution von 1688 hatte eine förmliche Kluft zwischen dem alten und dem neuen Theater geschaffen. Etheredge schwieg schon zwanzig Jahre, und Wycherley fünfzehn, und keine Stimme wollte sich erheben, um ihr Werk fortzusetzen. Nun war ein Nachfolger in William Congreve erstanden, der seine Lehrer weit übertraf. In einem Alter von 23 Jahren galt Congreve als einer der ersten Dichter seiner Zeit.

Im November 1693 wurde der Double Dealer aufgeführt, der aber wenig Erfolg hatte. Als Grund dafür wird angegeben, daß Congreve gar zu schonungslos die Schwächen der damaligen Modewelt gegeißelt, insbesondre, daß er sich gar zu anzüglich über die damalige Sitte der Frauen, im Theater eine Maske zu tragen, geäußert hatte. Die Sitte war freilich nur zu wohl begründet, denn wie frei sich die Frauen auch am eignen Herde unterhalten mochten, so war es doch nichts gegen die Freiheiten, die sich die damalige Bühne erlaubte. Außerdem mißfielen auch dem Publikum die Monologe, in denen Maskwell den Zuschauern den Fortschritt der Handlung auseinandersetzt. Congreves Vorgänger hatten sich dieses Auskunftsmittels sehr selten bedient, und darum hielt es auch Congreve für nötig, die Anwendung des Monologs zu entschuldigen: „Wir dürfen nicht glauben, daß die betreffende Person zu uns oder zu sich spricht; sie denkt, und denkt solche Dinge, die laut auszusprechen nicht zu entschuldigen wäre. Da wir aber heimliche Zuschauer des Komplottes sind, und der Dichter es nötig findet, uns das ganze Geheimnis seines Planes wissen zu lassen, so will er uns über die Gedanken seiner Personen unterrichten und ist gezwungen, zu diesem Zwecke von der Rede Gebrauch zu machen, da es eben keinen andern Weg giebt, Gedanken mitzuteilen." Die Handlung dieses Stückes hat einige Ähnlichkeit mit Molières Tartuffe. Namentlich in drei Szenen ist Molière nachgeahmt, den Congreve nicht minder als seiner Zeit Wycherley studirt hat. Dryden pries den Dichter wegen dieses Stückes wieder aufs höchste, indem er ihn den „Riesen vor der Sintflut," als Fletcher, Ben Jonson u. s. w. gleichstellte und auch Jonathan Swift ergriff die Feder, um den Ruhm seines Jugendfreundes zu verkünden.

Damals versprach der Dichter dem neuerbauten Lincolns Inn-Theater, an dem er selbst Anteil hatte, jedes Jahr ein Stück zu liefern, wenn es ihm seine Gesundheit erlaube. Dieser Zusatz zeigt, daß es schon damals mit seiner Gesundheit nicht zum Besten gestanden haben muß. Er hatte zwar von Hause aus eine gradezu athletische Körperbeschaffenheit, aber selbst diese hatte seinem Lebenswandel nicht Trotz bieten können.

Als das Meisterwerk des Dichters wird von vielen Love for Love angesehen. „In diesem Stücke," sagt Gosse, „kehren die Eigenschaften, die die frühern Stücke ausgezeichnet hatten, und zwar in verstärktem Maße, wieder. Die Empfindungen, die darin zum Ausdruck kommen, sind stärker, die Sprache

anschaulicher, die Gestalten haben mehr Lebhaftigkeit des Geistes und Lebendigkeit der Natur. Selbst was schon früher unangenehm genug war, die Rohheit der Anspielungen und die Zügellosigkeit der Sprache erscheint gesteigert. Der Stil ist in jeder Beziehung lebendiger geworden, und die Phraseologie ist so wunderbar, daß wir nicht zweifeln können, daß, wenn Congreve sich von den Sünden seines Zeitalters ferngehalten hätte, Dutzende von Stellen aus seinen Stücken sowie aus Shakespeare, Pope und Gray in die Sprache des gewöhnlichen Lebens gedrungen wären."

Mit der Tragödie The mourning Bride, die an litterarischem Wert seinen Lustspielen weit nachsteht, errang Congreve den größten äußern Erfolg: sie hat sich über ein Jahrhundert auf der englischen Bühne behauptet. Samuel Johnson hat daraus eine Stelle angeführt, die er für das Herrlichste in der Litteratur aller Zeiten erklärte. Darin hat Johnson gewiß Unrecht, doch ist die betreffende Stelle vielleicht das Schönste, was in England nach dem Jahre 1650 bis in die Zeit des Wiedererwachens des romantischen Geschmackes geschrieben wurde.

Der aus Macaulays Essay über die Lustspieldichter der Restauration bekannte Pamphletenkampf zwischen Jeremy Collier und den englischen Lustspieldichtern findet bei Edmund Gosse eine besonders eingehende Darstellung, der wir aber hier nicht im einzelnen folgen können. Nur so viel sei gesagt, daß sich das englische Lustspiel von der Niederlage, die es darin erlitt, lange nicht erholt hat. Die Theater litten schwer unter Colliers Bannflüchen gegen die Unsittlichkeit der damals aufgeführten Stücke. Congreve machte große Anstrengungen, um dem Lincoln-Inn-Theater aufzuhelfen, und mußte sich zu allerhand Zugeständnissen verstehen. So wurde bei einer Aufführung des Double Dealer auf dem Theaterzettel ausdrücklich bemerkt, daß das Stück mit Weglassung gewisser Stellen gespielt werden würde (with several expression ommitted).

Als Congreve sein letztes und bedeutendstes Lustspiel schuf, The Way of the World, stand er im dreißigsten Lebensjahre. In dem Augenblicke, wo er auf der Höhe seines Ruhmes stand und mit der nun erlangten Reife hätte weiter schaffen sollen, verfiel er in völlige Unthätigkeit. Dennis sagte damals: „Congreve verließ die Komödie in sehr frühem Alter, und mit ihm verließ die Komödie die Bühne." Der Umstand, daß The Way of the World einen so geringen äußern Erfolg errang, mag dazu beigetragen haben, daß er die Lust am Schaffen so früh verlor. Gosse beschäftigt sich viel mit der Frage, wie es möglich war, daß dieses Stück so wenig gefiel, das er das bestgeschriebene, glänzendste und geistreichste aller englischen Lustspiele nennt, ja vielleicht aller Lustspiele der Welt.

Congreve lebte noch dreißig Jahre, aber in diesem langen Zeitraume hat er nichts Bedeutendes mehr geschaffen. In den Jahren 1693—1700 hatte

er also seine Laufbahn durchmessen. Der Poet in ihm war erstorben, und der Gentleman, der Gelehrte und der ausgezeichnete Gesellschafter nahmen nun seine Stelle ein. Als der um drei Jahre ältere Swift mit seiner Tale of the Tub seine litterarische Laufbahn begann, hatte Congreve die seine bereits vollendet. Daher ist von der zweiten Hälfte seines Erdenlebens wenig mehr zu erzählen.

Im Jahre 1725 machte er sein Testament zu Gunsten Henriettens, der Herzogin von Marlborough, unter deren Einfluß er die letzten Lebensjahre zugebracht hat, und 1729 starb er im neunundfünfzigsten Lebensjahre. Seine Freundin feierte ihn mit einem glänzenden Leichenzuge. Die junge, lebenslustige Herzogin erscheint beinahe wahnsinnig in ihrer seltsamen Liebe zu dem alten, körperlich verfallenen Dichter. Es wird erzählt, daß sie eine dem Dichter ganz ähnliche Wachsfigur haben anfertigen lassen, die einen Mechanismus in sich barg, durch den sie nickte, wenn die Herzogin zu ihr sprach. Ärzte mußten die Beine der Figur bepflastern, wie es mit Congreves Beinen geschehen war. Allein auch tiefere Naturen beklagten Congreves Tod. Er muß ein ungemein liebenswürdiger und wohlwollender Mensch gewesen sein und hat es offenbar verstanden, sich mit den widersprechendsten Charakteren zu vertragen. Darum konnte er mit Dryden, Swift, Dennis und Pope, gleichwie mit Addison und Steele lebenslange und innige Freundschaft halten.

Die revolutionäre Gesellschaftskritik in Schillers Jugenddramen

Am 15. April 1784 brachte das Mannheimer Theater die erste Aufführung des bürgerlichen Trauerspiels „Kabale und Liebe.“ Das Stück machte darauf die Runde über die deutschen Bühnen und übte, wie Zelter bezeugt, überall eine „elektrische Macht auf sämtliche Sprudeljugend.“ Mehr noch als die „Räuber“ ist die Tragödie der „Luise Müllerin“ durchtränkt von herber Satire auf die damaligen gesellschaftliche Zustände. Als daher die bergehoch gehäuften Anklagen wider die alten Gesellschaftszustände in Frankreich den Ausbruch der Revolution herbeigeführt hatten, da lag es nahe, auch in den Jugenddramen des schwäbischen Dichters einen Geist zu finden, der den Anzug der großen Empörung ahnen lasse. Diesem Urteil wurde Vorschub geleistet durch ein merkwür-

diges litterargeschichtliches Zusammentreffen. Wenige Tage nach der Mannheimer Aufführung von „Kabale und Liebe," am 27. April 1784, war für Paris das große Ereignis die Aufführung der „Hochzeit des Figaro," die Beaumarchais allen Hindernissen und Gegenbemühungen zum Trotz endlich durchgesetzt hatte. In diesem Stück aber zeigte sich, nach Napoleons Urteil, die Revolution schon in Bewegung. Elektrisirt und zu stürmischem Beifall hingerissen wurden auch die Pariser bei den witzsprühenden Sarkasmen, womit Figaro seine Ueberlegenheit ins Licht setzt gegenüber dem Grafen, der, um eine bevorzugte und bevorrechtete soziale Stellung einzunehmen, sich eben nur die Mühe zu geben brauchte, geboren zu werden.

Fünf Jahre, und der „Hochzeit des Figaro" folgte das Pamphlet: „Was ist der dritte Stand?" Die Revolution hatte ihr Programm ausgegeben. Die Abgeordneten des tiers état zwingen Adel und Geistlichkeit, sich mit ihnen zu vereinigen zu einer Nationalversammlung, die jedes politische Ständeprivilegium auslöscht. In Deutschland interessirt man sich für die Zeitungsnachrichten aus Paris; im übrigen bleibt alles ruhig. Selbst als die gallische Bewegung über die Grenzen flutet und alle Unterdrückten zur Freiheit ruft, läßt sich im gesamten römischen Reiche nur ein einziger Mann von wirklicher Bedeutung verleiten, sich handelnd ihr anzuschließen, der unglückliche Georg Forster. Woher der Unterschied im Verhalten gegen die Revolution, während doch die revolutionären Ideen diesseits und jenseits des Rheins ein ganz übereinstimmendes Echo zu finden schienen? Die Franzosen sind gleich bereit mit einer Antwort, bei der ihre nationale Eitelkeit ihre Rechnung findet: sie allein sind eben ein Volk, das für Ideen zu handeln, für Ideen sich aufzuopfern versteht. Die „Ideen von 1789" sind vorzugsweise ihr nationales Eigentum; das Banner, worauf geschrieben stand „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit," siegreich durch die Welt getragen zu haben, ist ihr unvergänglicher nationaler Ruhm.

So lautet die revolutionäre Legende, welche die historische Wahrheit berufen ist auf ihr Maß und ihren durch die Thatsachen gerechtfertigten Inhalt zurückzuführen. Was die sogenannten „Ideen von 1789" betrifft, so ist es im heutigen Deutschland kaum mehr nötig, darauf hinzuweisen, daß ihnen ein System der Rechts- und Staatsphilosophie zu Grunde liegt, an dessen Durcharbeitung die führenden Kulturvölker Europas gleichmäßigen Anteil haben. Die Voraussetzungen der Naturrechtslehre enthalten schon alle jene Konsequenzen, welche, als Grundsatz von der unveräußerlichen und unverjährbaren Volkssouveränität zusammengefaßt, in Frankreich die Massen mit dem zur Aktion erforderlichen revolutionären Fanatismus erfüllten. Wollen wir aber bei dem stehen bleiben, was die „unschuldige" Periode der Revolution an praktisch anwendbaren und probehaltigen Gedanken ans Licht gefördert hat, bei den Ideen, die thatsächlich die Grundlage der neuen, der modernen Gesellschaftsordnung bilden, so leuchtet sofort ein, daß wir in diesen Ideen nichts andres

vor uns haben, als die natürliche, auf der Grundlage der gegebenen geschichtlichen Entwicklung mit Notwendigkeit erwachsende Staats- und Gesellschaftsphilosophie des selbstbewußten Bürgertums. Das Erstarken des dritten Standes, dessen immer entschlossener sich geltend machendes Rechts- und Selbstgefühl führte in Deutschland und Frankreich zu Äußerungen, die der Natur der Sache nach in wesentlichen Zügen Uebereinstimmung aufweisen. Bei näherer Betrachtung freilich wird sich herausstellen, daß diese Familienähnlichkeit zwischen der deutschen und der französischen Opposition des achtzehnten Jahrhunderts bei weitem nicht so groß ist, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Was insbesondre die „revolutionären" Dichtungen Schillers betrifft und deren Wirkung auf das deutsche Publikum, so dürfte es gerade hier nicht allzu schwer sein, den tiefgreifenden und bedeutsamen Unterschied nachzuweisen zwischen dem, was sich in Frankreich und was sich etwa in Deutschland als revolutionäre Erscheinung kennzeichnen läßt.

Es ist neuerdings in der Litteraturgeschichte Mode geworden, Schiller als einen Satiriker zu bezeichnen. Diese Charakteristik ist mindestens sehr mißverständlich. Läßt sich ein Satiriker denken ohne die bestimmt hervortretende Tendenz, in der menschlichen Natur im allgemeinen oder in gewissen Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens das Unvollkommene oder Widerspruchsvolle, das Abgeschmackte und Verkehrte, den Unsinn und die Ungerechtigkeit greifbar hervorzuheben und so der Verachtung und dem sittlichen Abscheu ein bestimmtes Ziel zu weisen? Von einer derartigen Tendenz ist Voltaires ganze schriftstellerische Thätigkeit beherrscht. Sie trifft in der Pucelle die christliche Religion, im Candide den Glauben an eine sittliche Weltordnung. Schiller ward durch seinen Dichtergenius zu dramatischer Gestaltung hingerissen, die Notwendigkeit seiner Natur zwang ihn, Charaktere zu schaffen und deren Handlungen so zu verknüpfen, daß die höchstmögliche Bühnenwirkung erzielt wurde. Diesem aus dem innersten Kern seines Wesens stammenden Gebot war jede andre Absicht bei ihm untergeordnet. Frühzeitig trug der Dichter hiervon das klarste Bewußtsein in sich. Aus Mannheim schreibt er an den Stuttgarter Freund Zumsteg: „Mein Clima ist das Theater, in dem ich lebe und webe." Daß das dichterische Schaffen sein innerer Beruf sei, dem er nimmermehr entrinnen könne, haben die Freunde schon an dem angehenden Jüngling wahrgenommen. Friedrich von Hoven berichtet über seinen Mitschüler: „Schillers Hauptneigung geht mit allem Eifer auf die Poesie, und nichts ist im Stande, ihn davon abzubringen." Die Natur hatte ihn „zum Dichter verurteilt." Was wir daher in Schillers Dramen zu suchen haben, ist Poesie und nicht Tendenz. Der Instinkt des genialen Dramatikers trieb ihn, für die poetische Gestaltung die wirksamsten Motive zu suchen und öffnete ihm die Augen, daß er in der ihn umgebenden Erfahrungswelt die seiner Gestaltungskraft gemäßesten herausfand. Was ihn am tiefsten ergriff und erschütterte,

das mußte, von der Bühne herab gesprochen, auf ihr dargestellt, auch auf andre die erschütterndste Wirkung ausüben. Dem Charakter Schillers war vor allem Kraft und Größe eigen, ein Streben, das überall kühn sich dem höchsten Ideale zuwandte. Auch wenn seine Jugend nicht in ungewöhnlichem Maße eingeengt und bedrückt gewesen wäre, so hätte sich bei solcher Charakteranlage eine gewisse „Bitterkeit gegen die unidealische Welt" kaum abwenden lassen. Auf dieser Stimmung des Gemütes aber beruht das, was der Darstellung in Schillers Jugenddramen Satirisches beigemengt ist. Ihn, den bürgerlichen und protestantischen Deutschen aus dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts, beherrscht das Ideal freier Menschlichkeit, den Dichter in ihm den Trieb nach dramatischer Wirkung. So greift er denn hinein ins volle Menschenleben, entnimmt, sammelt, vereinigt, was seinen Zwecken dient, und zeigt das Gestaltete in der Beleuchtung seines Ideals.

Nach der politischen Seite hin hatte dieses Ideal bei Schiller ebensowenig wie bei den allermeisten seiner gebildeten Zeitgenossen unter den Deutschen irgendwelche bestimmte und greifbare Form gewonnen. Damit fehlte die Grundvoraussetzung für jede in praktischer Hinsicht bedeutungsvollere Gesellschaftskritik. Zum Einreißen eines politischen und gesellschaftlichen Baues ist nur der befugt, der überzeugt sein darf, daß zum Ersatz desselben durch einen neuen und bessern Kunst und Kraft nicht fehlen werden. Aber nicht nur das. Schon um zu erkennen, wo und wie weit morsch gewordnes Altes durch neu eingefügtes Bauwerk ersetzt werden kann und ersetzt werden muß, ist der Blick eines kundigen Baumeisters vonnöten, der weiß, wie alles sich zu einem feststehenden Ganzen zusammenfügt, und demgemäß Fundament und Tragkraft der einzelnen Teile zu schätzen versteht. Woher wäre dem jugendlichen Schiller solche Wissenschaft gekommen? woher seinem Publikum?

Keine Frage, auch Deutschland hatte viel zu klagen über landesherrliche Willkür; auch in Deutschland litt das Volk unter dem Übermut eines teilweise sittenlosen oder wenigstens der nationalen Sitte entfremdeten Adels. Im Bürgerstande mehrte sich zusehends Besitz, Bildung und Gefühl der Selbständigkeit, aber das Denken blieb durch und durch unpolitisch. Es wurde zwar üblich, von Menschenrechten zu sprechen, aber die Vorstellung davon verflüchtigte sich in wesenlosen Abstraktionen. Über Wert, Wirkungsweise und Entwicklungsgesetze bestimmter Institutionen in Staat und Gesellschaft nachzudenken kam keinem in den Sinn, weder dem Gelehrten noch dem Ungelehrten. Bei der „Sprudeljugend" finden wir ein burschikos-unreifes Schwärmen für „Freiheit," ein Name, unter dem man sich einen Zustand chaotischer Gesetzlosigkeit dachte, der dem kraftgenialischen Gebahren des Individuums möglichst wenig Schranken setzte. Das Ideal war ein Zustand, der, nicht bloß, wie Herwegh später wünschte, für den Flügelschlag einer freien Seele Raum bot, sondern einen Raum weit genug, um als Brutstätte zu dienen für „Extremitäten und

Kolosse.“ Was diese Jugend im Kopfe trug, war die — in der spätern Burschenschaft teilweise wieder anklingende — Idee, daß ein Heer Kerle, wie der Räuber Moor, aus Deutschland eine Republik machen würde, mit der verglichen Rom und Sparta als Nonnenklöster erscheinen müßten. Das ist nun zwar ein sehr revolutionärer Gedanke, der an Gewaltsamkeit wenig zu wünschen übrig läßt, aber es ist kein Gedanke, für den kein vernünftiger Mensch seine Haut zu Markte trägt, also auch kein Gedanke, der Revolution macht. Noch weniger leistete dies natürlich der abgeklärte Humanismus einer reifern Bildung, auch wenn er wirklich in Deutschland Veranlassung gefunden hätte, eine gewaltsame Beseitigung zur Ungerechtigkeit gewordener Institutionen zu versuchen.

Das deutsche Bürgertum hält noch heute fest an der Souveränität des Staates und verwirft in seiner großen Mehrheit die Volkssouveränität, der zufolge die allein entscheidende Macht im Staate die jeweilige Mehrheit der darin vereinigten Individuen wäre. Der König ist uns, wie dem großen Friedrich, der erste Diener des Staates, die Revolution betrachtet den Fürsten, da wo sie ihn noch bestehen läßt, als obersten Beamten der Volksmehrheit oder einer aus dem Volke hervorgegangenen, nach demokratischen Prinzipien erwählten und beschließenden Vertretung. Dieser Kern der „Ideen von 1789“ wird von Schillers „revolutionärer Satire“ nirgends auch nur gestreift. Die absolute Monarchie, die rechtliche Stellung des Adels, der Ausschluß der Bürgerlichen von höhern Staatsämtern, kurz, alle die staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen, deren Beseitigung das Ziel der Revolution in Frankreich war, geben an keiner Stelle die Motive ab, um die dramatische Handlung in Bewegung zu setzen. Der Grund davon ist nicht weit zu suchen. Will der dramatische Dichter Wirkung erzielen, so muß er sich in enger Ideen- und Gefühlsgemeinschaft halten mit seinem Publikum. Die Masse der deutschen Theaterbesucher aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts brachte ins Schauspiel eine gewisse Disposition mit zu bürgerlich-moralischer Entrüstung über Unzuträglichkeiten und Mißstände des sozialen Lebens, von denen man selbst vielleicht mehr oder minder empfindlich berührt worden war. Bei einer willenskräftigeren Jugend mochte die wachgerufene Empfindung auch die Neigung und den Entschluß erzeugen, auf irgendwelche Weise zur Beseitigung des vom Gefühl verurteilten beizutragen. Es handelte sich dabei aber immer nur um einzelne Vorkommnisse und Erscheinungen, wodurch das Rechts- und Selbstgefühl des Bürgerstandes in besonders auffallender Weise verletzt wurde. Und weit entfernt war man, in solchen Vorkommnissen die natürliche und notwendige Folge der bestehenden Rechtsordnung zu erblicken, auf die also das Verwerfungsurteil hätte zurückübertragen werden müssen. Mit biedermännischem Kurzsinn beschied man sich, die Quelle von Sünde und Schuld in individueller Willkür, Verkehrtheit oder Bosheit zu erblicken. Schiller wurde durch seinen aufs All-

gemeine gerichteten Geist allerdings über diesen Standpunkt hinausgetrieben. Soweit er aber dieser Neigung folgte, ließ ihn auch sein Publikum im Stich und wandte sich seinem Rivalen Iffland zu, der mit klugem Verständnis zu berechnen wußte, wohin und wieweit das Oppositionsgefühl braver Bürgersleute ihn zu begleiten geneigt war. Der Herr Amtmann mochte seine Schwächen haben, ja es mochte recht böse Amtmänner geben, aber sobald der Fürst allerhöchstselbst erschien, den Mantel auseinander schlug und den großen Ordensstern auf der Brust zeigte, war alles wieder gut.

Allerdings machen sich die „Räuber" und noch mehr die verschiedenen dramaturgischen Abhandlungen, die ihr Verfasser zur Erläuterung des „Ungeheuers" in die Welt sandte, sehr viel mit der „moralischen Weltordnung" zu schaffen. Diese hat, meint Schiller in einem Aufsatz der „Rheinischen Thalia," den Verfasser der „Räuber" als einen Beleidiger der Majestät vorgefordert. Wenn sie es that, so haben wir tausend Zeugnisse dafür, daß die große Masse des Publikums in Deutschland nichts davon merkte. Eine Vermehrung der Meßdiebstähle befürchtete der Leipziger Magistrat von der allzu verführerischen Ausmalung des Räuberlebens. Und es war das nicht etwa nur eine den stadtväterlichen Bedenken prosaischer Rathausmenschen entsprungene Nachtwächteridee. Nein, der Vater der modernen Dichtung im württembergischen Schwaben, Johann Ludwig Huber, weist in seinen „Lebenserinnerungen" ebenfalls sehr ernsthaft darauf hin, daß der Versuch zweier Strolche, ihn vor dem Stuttgarter Thor seine goldene Uhr zu entreißen, wohl mit dem Ausfall zusammenhängen möchte, den die „Räuber" des bei Nacht und Nebel davongegangenen Regimentsmedikus auch in seiner Heimat gefunden hatte. Die kraftgenialische Auflehnung gegen die „sittliche Weltordnung" — wie sollte die einem Geschlecht verständlich sein, dem es noch gar nicht anders in den Sinn gekommen war, als daß der liebe Gott die Welt regiere, und zwar sehr gut. Eine Satire auf den irdischen Absolutismus der deutschen Landesherren hat erst eine viel spätere Zeit in Schillers Dichtungen hineingelesen. Nur im Vorbeigehen, und ohne sonderliches Gewicht darauf zu legen, mag daran erinnert sein, daß das Land, das dem Dichter die meisten und eindrucksvollsten Züge zu seiner „revolutionären Satire" lieferte, daß das Herzogtum Württemberg eben dasjenige Land war, von dem Fox im britischen Parlament äußerte, es gebe in Europa nur zwei Konstitutionen, die diesen Namen verdienten, die englische und die württembergische. Von prinzipieller Opposition gegen die absolute Monarchie ist bei Schiller ebensowenig die Rede, als bei seinen Landsleuten und Zeitgenossen, die Publizisten von Beruf waren, bei Christian Schubart und Karl Friedrich von Moser. Diese erkannten übereinstimmend mit ihren liberalen Kollegen im übrigen Deutschland als die eigentliche Reformaufgabe der Zeit die Herstellung eines möglichst selbständigen, sachkundigen und pflichtgetreuen Beamtentums. Ihr Ideal war ein Zustand, wie ihn die zweite Hälfte

der Regierung Friedrich Wilhelms III. annähernd verwirklicht hat. Dieselbe Ansicht spricht sich bei Schiller aus, wo er sie am aufrichtigsten an den Tag legt, in seinem eignen Thun. Wenn er in der Unordentlichkeit des Mannheimer Theaterlebens nach einem äußern Halt suchte, um aufrecht und gesellschaftsfähig zu bleiben, so richteten sich seine Augen in erster Linie immer darauf, von einem regierenden Fürsten einen „Charakter" zu erhalten, und als endlich am 27. Dezember 1784 vom Herzog Karl August ein Handschreiben eintraf mit der Aufschrift: „Dem Sachsen Weimarischen Rat Dr. Schiller," da blickte der Dichter, wie sein Freund Streicher berichtet, um vieles freier und selbstbewußter ins Leben. Beim Abschied von Mannheim schwebte dem Dichter des Posa hauptsächlich der Gedanke vor, in den Diensten eines der sächsischen Fürsten eine Anstellung zu finden, am liebsten als Minister. Nicht Goethe allein hat mit dem Gefühl der herzlichsten Hingebung von „seinem Fürsten" gesprochen, auch Schiller war, selbst in der stürmischen Zeit seiner Jugend, stets willig es zu thun, wenn ihm nur die Gelegenheit geboten wurde. Seine bürgertümliche Opposition gegen den Adel geht ebenso wie die Goethische im „Werther" durchaus nicht gegen die politische Stellung des Standes, die ja auch in den verschiednen deutschen Staaten ganz verschieden war, sondern gegen das allgemein unliebsam empfundene „Vorurteil," den Hochmut des „von," welcher Menschen von einander trennte, die durch innere Bildung wie durch äußere Verhältnisse, oder zum mindesten durch das erstere, einander gleichgestellt oder nahe gerückt waren. In „Kabale und Liebe" geht der Dichter nicht weiter. Er stattet seine Luise mit dem empfindsamsten Herzen aus, und ein empfindsames Herz hieß damals so viel als die Blüte der Bildung. Die Frage stellte sich demnach so: Warum soll Ferdinand nicht ein gebildetes, aus rechtschaffener bürgerlicher Familie stammendes, von ihm geliebtes Mädchen heiraten? Und die Antwort: Weil sein Vater ein Hochmutsnarr war und der Gesellschaftskreis, in dem er lebte, seinen Dünkel teilte. Um Vorurteile zu zerstreuen, braucht es keine Revolution. Die wirksamste Bekämpfung des leeren Adelswahnes bestand darin, daß ein Staat da war, der um seiner selbst willen jedem Talent und Verdienst freie Bahn zu eröffnen sich bereit zeigte und die Mittel besaß, der von ihm geprägten Auszeichnung öffentliche Anerkennung zu verschaffen. Einen Derfflinger und Scharnhorst ins Feld zu stellen, war eine bessere Bekämpfung junkerlichen Vorurteils, als mit lächerlichen Affektionen sich gegenseitig Citoyen zu tituliren oder aus heiserer Kehle Ça ira, les aristocrates à la lanterne! zu brüllen.

Wer es verstand, die dem sittlichen sowohl wie dem politischen Gefühl widerwärtigen Züge, die das deutsche öffentliche Leben entstellten, auf eine gemeinsame Quelle zurückzuführen, der hatte diese längst erkannt in der deutschen Zersplitterung und Zwergstaaterei. Das schärfste Wort gegen deren Elend und Elendigkeit hatte als Publizist derselbe Mann gefunden, der als Feldherr

mit seinem scharfen Schwerte die Bahn brach, die dereinst zur endgiltigen Besiegung des Jammers führen sollte, Friedrich II. Politische Satire großen Stils durchzieht die ganze Bändereihe seiner Werke. Und mit genialer Sicherheit weiß diese Satire den wunden Punkt zu treffen. Die unumschränkte Monarchie, im deutschen und in Friedrichs Geist erfaßt, war kein Schaden der Zeit, sie war eine segensvolle geschichtliche Notwendigkeit, und Reform der Verwaltung, nicht Beschränkung der Königsgewalt war das Ziel der aufgeklärtesten Patrioten beim Ablauf des Jahrhunderts. Derjenige Adel, der, wie der französische, durch Dünkel und Liederlichkeit das Vernichtungsurteil heraufbeschwor, saß an den Höfen der geistlichen und Duodezstaaten; mit diesen mußte auch er verschwinden. So hatte denn Deutschland ebenfalls seine revolutionäre Idee, eine Idee so berechtigt wie nur eine der „neufränkischen" von 1789, so umfassend und tiefgreifend in ihrer weltgeschichtlichen Tragweite, aber eine Idee von nationaler Besonderheit: die Vernichtung der Zwergstaaterei und der alle Sünden der weltlichen Duodezstaaten noch übertretenden geistlichen Herrschaften.

Niemand aber dachte daran, für die Durchführung dieser Idee die entfesselte Volkskraft in Anspruch zu nehmen. Dem lebendigen Staat wurde die Aufgabe überlassen, mit den toten Staatsformen aufzuräumen. Um das Jahr 1789 war im ganzen deutschen Bürgertum keine Faser revolutionär, aber wärmer denn je erglühten die Herzen für die Gedanken des Fortschritts. Fester denn je stand der Glaube an die siegreiche Macht der Ideen. Wo dem Gedanken freie Bewegung verstattet war, da hielt man den Sieg der Vernunft und Gerechtigkeit für gesichert, für unausbleiblich. Dem Dichter des „Don Carlos" bleibt der Ruhm, in monumentaler Prägung für seine Nation das Wort der Epoche ausgesprochen zu haben: „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!" Der Accent war der des Poeten und des Mannes, der Unterdrückung gelitten hat. Der Denker, Friedrichs Unterthan, bekennt sich zu demselben idealistischen Glauben, aber er spricht ihn aus mit dem Tone des stolzen Bewußtseins, daß für ihn die Gedankenfreiheit nicht Sehnsucht, sondern Wirklichkeit ist. Das Bewußtsein einer gesicherten Grundlage für jeglichen Kulturfortschritt ist es, das in den Worten des Alten vom Königsberge sich ausspricht: „Wenn denn nun gefragt wird: leben wir jetzt in einem aufgeklärten Zeitalter? so ist die Antwort: Nein, aber wohl in einem Zeitalter der Aufklärung." Aufklärung war nach Kantischem Begriff das Heraustreten der Menschheit aus selbstverschuldeter Unmündigkeit, das allmähliche Abstreifen des „Unvermögens, sich seines Verstandes ohne Leitung eines andern zu bedienen." Den Schritt zur Mündigkeit zu thun, erachtete Deutschlands tiefster Denker als die nächste Aufgabe der Kulturentwicklung für alle, die am Fortschritt der Menschheit lebendigen Anteil hatten. Aber er gedachte diesen Schritt zu thun mit seinem König, nicht im Widerspruch gegen das Königtum. Wenn die Natur, so sagt Kant

ganz im Sinne aller damaligen geistigen Führer seiner Nation — wenn die Natur den Keim, für den sie am zärtlichsten sorgt, nämlich den Hang und Beruf zum freien Denken, entwickelt hat, so wirkt dieser allmählich zurück auf die Sinnesart des Volkes, wodurch dieses der Freiheit zu handeln nach und nach fähiger wird, und endlich auch sogar auf die Grundsätze der Regierung. „Durch eine Revolution wird vielleicht wohl ein Abfall von persönlichem Despotismus und gewinnsüchtiger oder herrschsüchtiger Bedrückung, aber niemals wahre Reform der Denkungsart zu Stande kommen; sondern neue Vorurteile werden, ebensowohl als die alten, zum Leitbande des gedankenlosen großen Haufens dienen."

Im Glauben an die durch geistige Bildung und Aufklärung zu vollziehende friedliche kosmopolitische Umwälzung begegneten sich mit Kant, mit Schiller und Goethe alle Auserwählten unsers Volkes. Dieser Glaube verleiht den deutschen „Ideen von 1789" ihr Gepräge, wie die Revolution jenseits des Rheins ihren tiefsten ideellen Stützpunkt fand in dem Glauben an die Charaktergüte und die unfehlbare politische Vernunft der Volksmassen. Wenn die Deutschen seitdem gelernt haben, die Einseitigkeit zu erkennen, die dem Idealismus unsrer Väter zu Ausgang des verflossenen Jahrhunderts anhaftete, so haben sie anderseits sich niemals veranlaßt sehen können, ihren Glauben an Fortschritt durch Bildung jenem Ideal zu opfern, das, unter dem gleißenden Namen der Souveränität des Volkes angepriesen, doch in keinem unsrer großen europäischen Kulturstaaten wahre Freiheit zu begründen vermocht hat.

Aus Österreich.

Der arme Kaiser!" Dieser Ausruf ist in den letzten Tagen gewiß millionenfach ertönt. Überall, wo die Empfindung sich natürlich, ungeschminkt äußerte, galt ohne Zweifel das herzliche Bedauern vor allem dem Fürsten, dem das Geschick immer aufs neue die herbsten Prüfungen auferlegt. Der Person des Kaisers wird von allen Völkerschaften, allen politischen und kirchlichen Parteien so wahre und warme Sympathie entgegengebracht, daß die menschliche Teilnahme zuerst alle Erwägung der Folgen des erschütternden Ereignisses für das Allgemeine zurückdrängen mußte. In um so peinlicherem Gegensatze zu dieser Stimmung stehen mancherlei öffentliche Kundgebungen. Ein Teil der Presse benahm sich

wieder einmal empörend. In dem Bemühen, die Neugier zu befriedigen und die Skandalsucht des Lesepöbels mit neuem Stoffe zu versehen, lassen große und kleine Blätter keine Rücksicht, kein Erbarmen walten. Aus Hofkreisen waren in der Zeit der ersten Bestürzung und der Unentschlossenheit wegen der Art der Veröffentlichung zweideutige Mitteilungen ergangen, und mit Gier stürzte man sich auf die Ausbeutung des Geheimnisvollen an der Sache — natürlich stets mit der nötigen Vorsicht. Zwischen den Zeilen läßt sich ja vieles sagen, wofür der Staatsanwalt keine Rechenschaft fordern kann. Und wo nicht dieser widerwärtigsten Klatscherei gefröhnt wurde, da machte sich das zudringliche Reportertum in andrer Gestalt breit. Wie das jetzt Sitte ist, wurden Szenen ausgemalt, denen kein Zeuge beigewohnt haben kann, der sich herbeilassen würde, seine Beobachtungen einem Journalisten anzuvertrauen. Da wurde von dem Schmerze der kaiserlichen Familie gesprochen, als ob es etwas ungewöhnliches, sozusagen ein Verdienst wäre, den Verlust eines Angehörigen zu betrauern. Da wurde förmlich Buch geführt über jede Thräne und jedes Schluchzen. In der Hast und Angst, sich nicht eine pikante Einzelheit entgehen zu lassen, welche die Konkurrenten „bringen" könnten, erlischt alles menschliche Gefühl, alle Scham und Scheu. Und ebenso kommt dieser Sorte von Berichterstattern augenscheinlich gar nicht zum Bewußtsein, zu welchen Schlußfolgerungen sie herausfordern, wenn sie, angeblich im Übermaße des Schmerzes, sich geberden, als sei nun alles Licht in Österreich erloschen, alle Hoffnung für die Zukunft erstorben. Ähnliche Überschwänglichkeiten, wie sich deren im verflossenen Jahre auch in Deutschland manche Zeitungen schuldig machten, beschränken sich hier aber nicht auf die Presse. Auch an andern Stellen hat die Schönrednerei zu Aufbauschungen verleitet, die unverantwortlich sein würden, wenn sich annehmen ließe, daß die Redner sich dabei etwas gedacht haben. Wie soll man es da gewissen dunkeln Ehrenmännern verargen, wenn sie sich in das Licht einer Intimität mit dem Verstorbenen zu stellen suchen, der solche Verleumdung nicht mehr abwehren kann?

Der arme Kaiser! Vor zwei Monaten wurde, seinem Wunsche zufolge ohne Pomp, der vierzigste Jahrestag seiner Thronbesteigung gefeiert, und Reden und Festartikel hoben, wie sich von selbst versteht, die Lichtpunkte in diesem Zeitraume hervor. Heute erinnern wir uns unwillkürlich der Kämpfe, der Verluste, der Opfer und Entsagungen, welche als Schatten in dem Bilde erscheinen. Als er, ein achtzehnjähriger Jüngling, zur Regierung berufen wurde, mußte der größere Teil des Reiches erst wieder erobert werden, und es wäre kein Wunder, wenn die Eindrücke seiner ersten Regierungsjahre ihn für alle Zeit zum Autokraten gemacht hätten; um so mehr, als der neubegründete Absolutismus die größten Erfolge im Innern und nach außen zu haben — schien. Ein eisernes Regiment machte jede Äußerung der Mißstimmung unmöglich, Sardinien wurde niedergeworfen, Preußen wich ohne Kampf zurück,

und als, umworben von den Westmächten, Österreich im orientalischen Kriege Partei nahm, hallte Europa wider von dem Ruhme der verjüngten Macht. Ein unglücklicher Krieg vernichtete mit einem Schlage das Blendwerk, mit dem man den Monarchen umgeben hatte, und ohne Zögern brach er mit dem alten System und folgte dem Rate der Vertrauensmänner der öffentlichen Meinung. Wir wissen, wie deren Ratschläge sich bewährt haben, wie Experiment auf Experiment folgte, und daß heute noch die Hauptstützen der Regierung die Staatsverfassung nur mit Vorbehalt anerkennen, während jeder Tag den Reichsrat wieder zu einem Rumpfparlament machen kann. Das Maß persönlichen Unglücks durfte man für voll halten, als kurz nach einander der Kaiser von Mexiko erschossen worden war und eine Erzherzogin den Tod durch Verbrennen gefunden hatte. Aber der furchtbarste Schlag war dem Kaiser noch für das Alter aufbewahrt!

Ältere Personen wollen in der Gegenwart eine Verwandtschaft mit der letzten Zeit vor 1848 erkennen. Allerdings brütet wieder eine dumpfe Schwüle über Europa, Explosionsstoff ist überall aufgehäuft, und ein Funke, zünde er in Frankreich, in Rußland, in den Ländern an der untern Donau, kann Erschütterungen in unberechenbarem Umfange hervorrufen. Unsre so sorgsam gepflegten Beziehungen mit Serbien scheinen sich unerwartet wieder verschlechtern zu wollen, die russische Partei und die russische Intrigue zeigen sich stärker, als unsre Diplomaten meinten, die wieder einmal, wie zur Zeit der Verhandlungen von Plombières, nicht bemerkt haben, was vorging. Die jüngsten Tage in Budapest würden wohl in die Geschichte des Jahres 1848 passen. Wieder schürten da verrückte Abgeordnete, hetzten die Jugend, und zeigten sich geschmeichelt, wenn der Janhagel ihnen Eljen zubrüllte. Die alten Junker, die einst Finis Hungariae seufzten, weil auch die Edelleute wie das gemeine Volk Brückengeld zahlen sollte, waren längst zum Kinderspott geworden, aber ihre würdigen Nachfolger erklären die Minister für Vaterlandsverräter, weil sie den Studenten zumuten, deutsch zu lernen. Und als ob der Lächerlichkeit noch nicht genug wäre, wird die verschollene „Exzellenz“ in Turin, der Herr Gouverneur Kossuth, in seinem vierundachtzigsten Jahre noch einmal als Nationalheld ausgerufen, nachdem er sich vor dreißig Jahren durch seine Machenschaften mit Napoleon III. um den Rest von Kredit bei allen anständigen Leuten gebracht hatte. Mit dem Mute der frechen Bursche, die durch ihr Geschrei auf der Gallerie des Abgeordnetenhauses und auf der Gasse das Ministerium zu stürzen unternahmen, scheint es wohl nicht weit her zu sein: die Kernmagyaren Weißfeld, Exner, Garzsuly u. s. w. hatten den Mund voll gewaltiger patriotischer Phrasen, aber vor einer Handvoll Polizisten liefen sie mit ihrem nach Hunderten zählenden Anhange davon, und daran, daß der Pöbel zu Ehren der Freiheit und des Vaterlandes Laternen und Fenster zertrümmerte, daran sind die Brandreden der jungen Herren natürlich unschuldig.

Schon darin liegt ein beruhigender Unterschied. Die Juraten von 1848 hießen nicht Weißfeld und Löwenstein, aber sie trugen die Säbel nicht nur, um damit auf dem Pflaster zu klappern, sondern schlugen sich als Honveds tapfer. Und wenn die Verbreitung der sozialistischen Schlagwörter heutzutage jede Volksbewegung gefährlich gemacht hat, so sehen wir zum Glück fast überall Männer am Staatsruder, die nicht gewillt sind, sich von lärmenden Mengen einschüchtern zu lassen. Der Kampf gegen die Allgewalt der Parlamente ist überall entbrannt; wer Augen hat zu sehen, kann sich darüber nicht täuschen. Keine andre Bedeutung hat die Pariser Wahl Boulangers, und niemand wurde durch sie überrascht, als Menschen, welche die Scheuklappen der Partei tragen. Die Mehrheit der Franzosen, ob Bonapartisten, Orleanisten oder Republikaner, hat die Herrschaft der Redner wieder einmal gründlich satt und sieht in dem General den Mann, der dieser Wirtschaft ein Ende machen wird. Was dann? Darüber befinden sich gewiß die meisten, ihn selbst eingerechnet, im Unklaren.

Die großen Wiener Zeitungen erkennen den Zusammenhang auch ganz gut. Wenn sie um die Niederlage der Republik klagen, meinen sie den Parlamentarismus. Aber daß es so kommen mußte, wollen sie nicht sehen, nicht die Zeitungen und nicht die Parlamentarier selbst. Auch in Österreich wenden sich immer breitere Schichten von dem Reichsrat ab. Darüber seufzen die Führer, und über die Thatsache, daß eine ausgesprochen antisemitische und antiparlamentarische Tageszeitung in allen deutschen Kronländern rasch allgemeine Verbreitung gefunden hat, suchen sie sich mit Entrüstung oder Spott zu trösten. Sie verlassen sich darauf, daß ja ihre Zeit notwendigerweise wieder kommen müsse, damit sie abermals ihre Staatskunst bewähren können, wie von 1861—1865, von 1868—1870, von 1871—1879. Und bis dahin tummeln die Gewohnheitsredner, die bei keinem Gegenstande schweigen können, und die Quartalredner, die jeden dritten Monat eine Staatsschrift gut memorirt vortragen, ihr Steckenpferd munter weiter. Ein Wiener Professor machte sich auf der letzten Naturforscherversammlung über den „Denkfehler" der Spieler lustig, welche glauben, jede Ziffer müsse einmal herauskommen, und je länger sie ausbleibe, desto mehr steige die Wahrscheinlichkeit, während in der That, weil die herausgekommenen Nummern nicht ausgeschieden werden, die Wahrscheinlichkeit jedesmal gleich groß bleibt für alle 36 Zahlen der Roulette und alle 90 des Lottos. Er sollte seine These einmal auf das politische Leben anwenden, denn da herrscht, wie wir sehen, derselbe Aberglaube!

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Nationale Männer. In gewissen Kreisen hält man wissenschaftlich und langweilig für gleichbedeutend, und in diesem Sinne gilt „Die Nation“ als die wissenschaftliche Vertretung der Freisinnigkeit. Ganz unverdient genießt das Organ des Herrn L. Bamberger diesen Ruf allerdings nicht, doch wird auch in diesem Falle das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Wenn „Die Nation“ sich ärgert, was ihr sehr oft begegnet, kann sie sogar unterhaltend werden. Sie ärgert sich, daß die deutsche Nation sich in ihrem Vertrauen auf den Reichskanzler noch immer nicht erschüttern läßt, obgleich die Bambergersche „Nation“ allwöchentlich aufs breiteste und immer mit denselben Scheinargumenten auseinandersetzt, er habe das Vertrauen längst verscherzt. Sie ärgert sich, daß ihre Unheilsprophezeiungen niemals in Erfüllung gehen wollen. Sie ärgert sich doppelt und dreifach, daß ihrem Jubel über eine neue „Niederlage“ der deutschen Politik jedesmal ein rasches und klägliches Ende bereitet wird. Sie ärgert sich heute, daß die Meinung ihrer Staatsmänner nicht nach Gebühr gewürdigt wird, und morgen, daß jemand den Auslassungen eben dieser Staatsmänner irgend eine Wirkung zuschreiben kann. Was in aller Welt soll es denn schaden, wenn „eine kleine Partei,“ die noch dazu „in der Minorität“ ist, ohne Aufhören versichert, die Regierung des Reiches sei ohne Halt im Volke, schädige fort und fort die Interessen des eignen Landes und verletze ebenso oft geflissentlich und aufs schnödeste das gute Recht andrer Länder? Daß auch ganz „kleine“ Leute großen Unfug anrichten können, und daß die Feinde der Ordnung, obwohl sie glücklicherweise in der Minderheit sind, die Ordnung gefährden, scheint den Gelehrten der „Nation“ unbekannt geblieben zu sein.

In ihrem habituellen Ärger sind ihr nun unlängst zwei Sätze entschlüpft, die verdienen, nicht mit dem Papier, auf das sie gedruckt wurden, in Dunkel und Vergessenheit zu fallen. Von dem vielbesprochnen Kriegstagebuche sagt das edle Blatt in Nr. 15: „Es gewinnt so bis tief in die Reihen der Sozialdemokratie hinein leise die Empfindung eine neue verstärkte Lebenskraft, daß das hohenzollernsche Königtum und eine freiheitliche echt humane Entwicklung keineswegs einander ausschließende Gegensätze sein müssen.“ Und in der Morierschen Angelegenheit, in der sie natürlich „voll und ganz“ auf der Seite des verleumdeten britischen Botschafters steht, läßt sie sich zu folgendem freundlichen Zugeständnisse herbei: „Herr von Deines muß — bis zum Beweis des Gegenteils — ebenso für einen Ehrenmann gehalten werden, wie Sir Robert Morier.“ Zwei Seiten früher aber steht: „Daß Morier jede Verbindung mit Bazaine im Jahr 1870 ableugnet, genügt uns.“

In derselben Nummer und zu derselben Frage heißt es auch: „Man muß die moralische Niedertracht dieser deutschen Zeitungsspezies als etwas gegebenes hinnehmen und man wird am besten thun, ohne Entrüstung, nur in kalter Verachtung sich stets die traurige Thatsache gegenwärtig zu halten, daß diese »nationalen Männer« vor keiner Ehrlosigkeit zurückschrecken.“ Dem braucht nichts beigefügt zu werden. Oder möchte jemand die angeführten Frechheiten mit dem Ärger entschuldigen? Nun, auch der Ärger erfindet nicht, sondern er schwatzt nur aus.

Eine Doppelbibel. Als ein praktisches Unternehmen sei den Lesern d. Bl. eine neue Bibelausgabe empfohlen, die unter dem Namen „Parallelbibel" im Verlage von Bertelsmann in Gütersloh lieferungsweise erschienen ist und jetzt vollendet vorliegt. Sie giebt dem Publikum zunächst die heilige Schrift alten und neuen Testaments in der Verdeutschung Luthers und zwar nach der Originalausgabe von 1545, dann daneben eine möglichst wortgetreue Uebersetzung des hebräischen und griechischen Grundtextes, bei der die Hilfsmittel, die die heutige exegetische Wissenschaft bietet, mit guter Auswahl und unparteiisch benutzt sind. Das Werk, das in drei Bände: die Geschichtsbücher, die poetischen und prophetischen Bücher des alten Testaments und das neue Testament, eingeteilt ist, sich aber auch in einen Band zusammenfassen läßt, wird namentlich der Laienwelt, gewiß aber auch manchem Theologen, dem die gelehrte Forschung unter den Anforderungen des amtlichen Lebens nicht mehr genügend gegenwärtig ist, willkommen sein; denn die Frage, was der Grundtext eigentlich sage, ist bei aller dankbaren Verehrung, die wir für die Gabe Luthers empfinden, nach den großen Fortschritten, welche die Wissenschaft in den Jahrhunderten nach ihm und besonders in der neuesten Zeit gemacht hat, nicht mehr von der Hand zu weisen. Zu ihrer Beantwortung stehen dem Bibelleser nun allerdings eine Anzahl Uebertragungen zu Gebote, die den Grundtext richtiger wiedergeben, als es Luther vermochte. Aber eine derselben allein zu benutzen, würde nicht hinreichen, mehrere sich anzuschaffen, würde zu kostspielig, sie mit einander und mit Luthers Werk zu vergleichen, unbequem, selbst für Theologen schwierig und für den Laien geradezu unmöglich sein, da es ihm an der Kritik fehlen würde, die das Rechte allein heraus finden läßt. Dem hiernach vorliegenden Bedürfnis hilft unsre Parallelbibel ab, indem sie nicht bloß in Noten die Stellen, die eine Berichtigung am meisten erheischen, abändert, sondern neben der Lutherischen Verdeutschung eine vollständige Uebersetzung des Grundtextes hergehen läßt, mit der der Leser fortlaufend sich überzeugen kann, wie der Grundtext lautet. Das erste Erfordernis für den Uebersetzer war, daß er den richtigen Text vor sich hatte, und das konnte bei dem Stande der betreffenden Untersuchungen der alttestamentlichen Schriften im allgemeinen nur der massorethische sein, den auch Luther benutzte. Doch sind hier abweichende Lesarten, die auf den Sinn Einfluß haben oder der Stelle überhaupt erst einen Sinn geben, soweit berücksichtigt, daß eine Randbemerkung über sie Mitteilung macht, auch wird der herkömmliche Text, wo er unübersetzbar oder notorisch verdorben ist, verlassen und nach einem veränderten übersetzt, was nur zu billigen ist. Beim neuen Testament aber konnte und mußte weiter gegangen werden. Hier ist nicht der von Luther benutzte Erasmussche, sondern der Tischendorfsche die Grundlage der Uebersetzung gewesen, und wo eine Lesart sich fand, die besser als die Tischendorfsche erschien, wird auf sie am Rande hingewiesen. Erster Grundsatz bei der Uebersetzung selbst war möglichst wortgetreue Wiedergabe des Originals. Gefällige Form oder gar Annäherung an moderne Ausdrucksweise lag dem Herausgeber fern. Das Kolorit der Sprache des Grundtextes sollte zur Geltung kommen und kommt hier in der That zur Geltung. Selbstverständlich mußte dadurch der Ausdruck bisweilen ungelenk werden, und ebenso waren auf diesem Wege Härten und Unklarheiten nicht zu vermeiden. Doch war das Nebensache, und wir können es nur loben, daß der Uebersetzer sich daran ebensowenig gekehrt hat wie an dogmatische Anschauungen oder herkömmliche Auffassungen der einzelnen Stellen, sondern alles einfach so wiederzugeben bemüht gewesen ist, wie streng wissenschaftliche Exegese das hebräische oder griechische Original zu deuten gebietet, wobei ja Berücksichtigung des Ge-

dankenkreises der Verfasser der einzelnen Bücher nicht nur nicht ausgeschlossen ist, sondern ausdrücklich vorausgesetzt wird. Notorische Hebraismen und Gräzismen sind dem deutschen Idiom nicht aufgenötigt worden, doch ist in Fällen von Belang die streng wörtliche Uebersetzung am Rande vermerkt. Damit auch bei solchen Namen von Personen, Landschaften und Orten, die man in der im Deutschen gebräuchlich gewordnen Form zu lassen für gut hielt, der Leser die Form des Grundtextes erfahre, sind die betreffenden Buchstaben mit Zeichen versehen oder wegfallende Buchstaben mit Perlschrift gedruckt. Ueberdies aber giebt der Uebersetzer stets das erstemal, wo ein Name vorkommt, die Form, die er im Original hat, am Rande an.

Daß die Absicht des Uebersetzers, den Grundtext durchaus richtig wiederzugeben, allenthalben erreicht sei, behauptet er selbst nicht. Noch heute ist das Verständnis sehr vieler Stellen des alten und des neuen Testaments schwierig, ja dies gilt von ganzen Büchern in ausgedehntem Maße. Aber es ist hier geleistet worden, was möglich war, und wo der Uebersetzer unsicher war, hat er es angegeben, indem durch Uebersetzungsvarianten am Rande aller dunkeln und noch streitigen Stellen gezeigt wird, wie auch übersetzt werden konnte und von Gelehrten ersten Ranges, von dem einen so, von dem andern so, übersetzt worden ist, wobei natürlich nicht alle vorhandnen Deutungen angeführt werden konnten, sondern eine Auswahl des Wichtigsten getroffen werden mußte.

Zu der schon längst in Angriff genommenen Revision der Lutherschen Bibelübersetzung nimmt unsre Ausgabe der heiligen Schrift nicht direkt Stellung. Wir aber nehmen keinen Anstand, zu sagen, daß wir eine Parallelbibel wie die hier gebotene, die man sich ja in ihrer zweiten Spalte, der neuen Uebersetzung, vollkommener und genauer denken kann, für die Bedürfnisse der evangelischen Christenheit entsprechender halten als die Revision der alten Lutherbibel, mag sie auch noch so gut geraten. Denn der evangelische Deutsche will zunächst das Werk, das mit der großen Bewegung der Geister, aus der seine Kirche hervorging, vollständig verwachsen ist, das ihre Wurzel war und noch heute ihre feste Grundlage bildet, das endlich den Charakter des Kern- und Kraftmannes, der dieses Fundament fand und legte, in allen Stücken an sich trägt, jedenfalls inhaltlich und nach Möglichkeit auch der Form nach unverändert vor sich sehen; er wird immer die Empfindung haben, daß die Revision Epigonenarbeit, Pygmäenwerk ist, anderseits aber kann und soll er das Interesse fühlen, den Lebensquell seiner Kirche so lauter als möglich kennen zu lernen und darum so genau, als der Stand der Wissenschaft es erlaubt, zu erfahren, was der Grundtext sagt. Die Luthersche Uebertragung sollte deshalb ein Noli me tangere bleiben, die daneben gegebene neue könnte und müßte sich mit dem Fortschritt der Exegese von Zeit zu Zeit ändern, je nachdem sich mehr und mehr Einhelligkeit im Verständnis der dunkeln Stellen ausbildet.

Daß der Herausgeber unsrer Parallelbibel bei dem Luthertext, den er auf der einen Spalte abdruckte, von der Revision abgesehen hat, versteht sich deshalb von selbst, weil er nur das geben wollte, was zur Zeit kirchliche Geltung hat, und das ist eben nur der nicht revidirte Text der letzten Originalausgabe der Lutherschen Bibelübersetzung vom Jahre 1545. Indes ist dabei nicht auf die ursprünglichen Sprachformen zurückgegangen worden, da der Herausgeber keinen litterarischen, sondern einen praktischen Zweck vor Augen hatte. Er giebt somit den Text der Lutherbibel in der Gestalt, in der er sich naturgemäß hinsichtlich der Form dem Bedürfnis späterer Geschlechter angepaßt hat, und in der er zuletzt durch die Bibelanstalten unter der jüngsten Generation verbreitet worden ist. Dagegen sind

allerdings unnötige Aenderungen jener Originalausgabe, die nach und nach in unsre Bibeln eingedrungen sind, in unsrer Parallelbibel beseitigt worden. Ebenso hat der Herausgeber abweichende Uebersetzungen Luthers in andern Ausgaben, wenn sie den Grundtext genauer wiedergaben als die in der Ausgabe von 1545, am Rande angeführt, und schließlich sind im neuen Testamente, von welchem die Revision der Lutherschen Verdeutschung bereits im Gebrauche ist, die Aenderungen der Revisoren in die Randspalte aufgenommen worden. Die Apokryphen giebt die Parallelbibel, obwohl der Herausgeber deren vielfachen Wert anerkennt, nicht wieder, da dies ihm als Luxus erscheint, von dem namentlich der Möglichkeit gegenüber, bei deren Weglassung das Ganze in einem einzigen Band zu vereinigen, umsomehr abgesehen werden durfte, als man diese Schriften in den gewöhnlichen Bibeln findet.

Alles Menschenwerk hat seine Schranken und Mängel, und so ist auch die hier besprochene Ausgabe der heiligen Schrift von solchen nicht frei. Aber wir wiederholen, was sich bei der neuen Uebersetzung leisten ließ, ist im wesentlichen geleistet worden, die Einrichtung ist durchaus als praktisch zu rühmen, und so dürfen wir das Werk nach beiden Richtungen warm empfehlen.

Kannitverstan. Hebel erzählt in Nr. 66 seines Schatzkästleins die bekannte Geschichte des Amsterdamer Kannitverstan und läßt sie einen deutschen Handwerksburschen erleben. Wenn auch seine Erzählungen vielfach auf eigner Erfindung beruhen, so hat er doch natürlich häufig genug auch mündliche Ueberlieferung benutzt, wie z. B. in der heimlichen Enthauptung (Nr. 106), einem angeblichen oder wirklichen Vorgange, der seiner Zeit viel besprochen worden sein muß, wie man aus den erst 1853 herausgegebenen Denkwürdigkeiten der Baronin von Oberkirch sieht, wo die Sache mit großer Ausführlichkeit erzählt wird.

Der Handwerksbursche, der nach Amsterdam kommt, auf jede Frage die Antwort erhält: Kannitverstan und daraus Gelegenheit nimmt, über die Unbeständigkeit menschlichen Glückes zu moralisiren, findet sich fast wörtlich so in einem kleinen, im Jahre 1788 in Madrid gedruckten Buche, das den Titel führt Critica de Paris y aventures del infeliz Damon en la misma capital, und von Don Manuel Antonio del Campo y Rivas angeblich aus dem Französischen übersetzt worden ist. Nur wird dort die ganze Sache von einem jungen Pariser erlebt und wird als Beweis dafür erzählt, wie wenig sich die Franzosen um fremde Sprachen kümmern. Daß das Buch eine Uebersetzung sei, ist freilich sehr unwahrscheinlich, wie man aus folgender Stelle (S. 77) schließen kann. „Ich habe einen in Amerika geborenen und in Paris lebenden Spanier gekannt, der den Namen Herr von Santo-Domingo führte und aus einer Seitenlinie des Hauses Medina Sidonia stammte. Aber selbst diesen erlauchten Namen fanden die Pariser zu lang, so daß sie Domingo wegließen und ihn einfach Herrn von Santo nannten. Mein eigner Familienname besteht aus drei leicht auszusprechenden Silben, es ist mir aber noch nicht geglückt, seine Aussprache den Lakayen der Häuser, in welchen ich verkehre, beizubringen. Ein Papagei im Vorsaale eines vornehmen Mannes meiner Bekanntschaft spricht ihn dagegen vollständig richtig aus. Freilich sagt ein berühmter französischer Schriftsteller in Betreff der Stifter der Schweizer Eidgenossenschaft: Wie schade, daß die Schwierigkeit, diese achtbaren Namen auszusprechen, ihrer Berühmtheit Eintrag thut.“ Dies würde schwerlich ein Franzose geschrieben haben.

Litteratur

Schriften des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit. 6. Heft. Leipzig, Duncker & Humblot

Das diesem Hefte beigefügte, nach Orten aufgestellte Mitgliederverzeichnis des Vereins für Armenpflege u. s. w. zeigt, daß der Verein noch immer nicht die wünschenswerte Ausdehnung erreicht hat. Namentlich ist die Zahl der beteiligten Ortsvereine noch recht gering, für welche schon allein die in ziemlich rascher Folge erscheinenden Schriften des Vereins den Beitritt reichlich lohnten. Gerade weil sich für die Armenpflege ein Schema nicht aufstellen läßt, gilt es, sich mit den Erfahrungen und Ansichten andrer, gleichen Zielen zustrebender Personen und Vereine bekannt zu machen.

Der Inhalt des vorliegenden 6. Heftes hat allgemeines Interesse. Die Fürsorge für bedürftige Genesende erscheint nicht allein als eine Frage der Humanität, sondern ist von großer volkswirtschaftlicher Bedeutung, eine wesentliche Vorarbeit für die Invalidenversicherung. Mit verhältnismäßig geringen Mitteln — der große Gewerkskrankenverein erzielt eine Fürsorge für Genesende mit einem Zuschlag zum Krankengelde von nur 15—20 Pf. für den Kopf und das Jahr — ist hier viel Segen zu stiften, gegen Zahlung von 35 Mk. kann jedermann einem bedürftigen Genesenden in Berlin dreiwöchentliche geeignete Pflege sichern. Im allgemeinen ist in Deutschland jedoch erst wenig erreicht, mehr schon in England. Zur Besserung der hauswirtschaftlichen Ausbildung der Mädchen aus den ärmeren Volksklassen werden weitere Beschränkungen der gewerblichen Frauen- und Kinderarbeit und Umgestaltung des Schulunterrichts für Mädchen namentlich durch Einführung obligatorischer unentgeltlicher Fortbildungsschulen gefordert. Die allgemeine Einführung der letztern wird freilich auf weit größere Schwierigkeiten stoßen, als die solcher für die männliche Jugend. An den darauf folgenden kurzen, aber lehrreichen Aufsatz über Trunksucht und Armenpflege (Forderungen: Entmündigung der Trinker, Trinkerheilanstalten mit gewissen Zwangsbefugnissen und Fürsorge für die Entlassenen) schließen sich noch zwei Berichte über die Wohnungsfrage, zu denen die Armenpflege fast allerorten auch wird Stellung nehmen müssen. Von den hier gemachten Vorschlägen mag insbesondere einer erwähnt werden, der in ganz ähnlicher Form bereits in den Grenzboten (1887, Seite 271) angeregt und besprochen worden ist, nämlich der einer Verbindung der Gemeindebehörden mit gemeinnützigen Gesellschaften zum Zwecke des Baues und der Vermietung kleiner Wohnungen. Auch die Vorschläge einer Umgestaltung des Zwangsvollstreckungsrechtes verdienen Beachtung. Zu bezweifeln ist die Bemerkung, daß billige Wohnungen den Arbeitslohn herabdrücken würden.

Im Bürgerhause. Plaudereien über Kunst, Kunstgewerbe und Wohnungsausstattung. Von Cornelius Gurlitt. Dresden, Gilbertsche Hofverlagsbuchhandlung, 1888

Der Verfasser dieses apart ausgestatteten kleinen Buches, schon bewährt als Kunsthistoriker, will darin in des Wortes eigenster Bedeutung eine Aesthetik fürs Haus geben. Er tritt als ästhetischer Ketzer auf und schreibt die Erlangung seiner freieren Ansichten der „feuchten, befruchtenden und stählenden Luft Englands" zu. Bei der gegenwärtigen Anarchie auf dem Gebiete gerade in Deutschland scheint

dieser klimatische Grund nicht gerade unbedingt notwendig zu sein. Er ist ein Feind der Echtheitssimpelei; dazu kann man im „Westend" seines eignen Städtchens bei uns jetzt überall werden, ohne auszuwandern. Aber auch die wahre historische Kunst kommt bei ihm schlecht weg. Trotz seiner Anerkennung der praktischen Erfolge der kunsthistorischen Studien in Deutschland (z. B. der so heilsam einflußreichen Lübkeschen „Geschichte der Renaissance in Deutschland") stellt er sich doch zu denen, die bereits vergessen wollen, daß diese Richtung unser Kunstgewerbe überhaupt erst wieder zum Leben, und bald zu blühendstem Leben, erweckt hat. Der geschichtliche Sinn — schon an sich eine Voraussetzung der hohen Kunst — ist von jeher ein Grundzug des deutschen Volkes auch in der Kunstpflege gewesen. Wir bedauern das gar nicht, wie der Verfasser, wenn er die Nachahmung der „praktischen" englischen Moden aus diesem Grunde für uns nicht wohlstehend erklärt, oder mit leisem Aerger bemerkt, daß man sich in Italien und Frankreich über unsre übergenauen Messungen an alten Bauten und unsre großen überfüllten Studienmappen lustig macht. Bei den unvermeidlichen hier dramatisch eingekleideten ästhetischen Debatten hütet sich der naturalistische „Realismus," das letzte Wort zu haben. Aber der „Künstler" des Gesprächs entscheidet sich — mit einer etwas naiven Berufung auf den hypochondrisch-überspannten Claude in Zolas l'Oeuvre — dafür, während „Aesthetiker" und „Kritiker" in ihrer Vertheidigung der Schönheit abgestandenen, dünnen Kohl bieten. In seinen praktischen Anweisungen dagegen stützt sich das Buch auf sehr strenge, gar nicht „willkürlichfreie" Schönheitslehren. Die künstlerischen Grundsätze der inneren Zweckmäßigkeit, der übersichtlichen und zusammenstimmenden Anordnung im Mannigfaltigen, der Ausgleichung der Gegensätze u. a. werden da recht hübsch und lehrreich auf das kleinste Hausgerät übertragen. Mitunter konnten wir dem Verfasser nicht folgen. So in seiner dringenden Empfehlung gemalter Thüren. Wir wohnen nicht zwischen Wänden von Bambus und Pappe, wie unsre dermaligen künstlerischen Vorbilder in Asien, bei denen die Thüre ein bloßes Einsatzstück bildet, sondern zwischen Steinwänden, denen die architektonische Haltung unsrer Thüren entspricht. Auch die durchgehende Ansicht von der Unzulässigkeit bildlicher Vorwürfe an Stellen, die das Bild nicht völlig zur Darstellung kommen lassen oder der Gefahr aussetzen, teilweise verdeckt zu werden (z. B. bei Decken, Läufern), wird bei unsern Meisterinnen im Kreuzstich schwerlich durchdringen. Da die Anweisungen das Praktische nicht bloß nebenbei berücksichtigen, sondern zur Grundlage machen, so wird ihnen hoffentlich der praktische Erfolg nicht ausbleiben und das Büchlein sich einen ständigen Platz in der Liebesfrühlingslitteratur erringen, in der der Nestbau oft nur zu sehr zurücktritt.

Zur Methodologie sozialer Enquöten. Mit besonderm Hinblick auf die neuerlichen (!) Erhebungen über den Wucher auf dem Lande. Von G. Schnapper-Arndt, Frankfurt a. M. B. Auffarth

Diese Schrift ist weniger ein Beitrag zur Methodologie sozialer Erhebungen, als eine Kritik der gelegentlich der über den Wucher auf dem Lande angestellten Erhebungen eingegangenen, vielfach allerdings ungenügenden Berichte. Sie ist in erster Linie wohl dem Grimm darüber entsprungen, daß die Juden in den Berichten gar zu häufig vorkommen, was für die edleren Stammesgenossen gewiß peinlich, aber in diesem Falle wohl nicht unbegründet ist.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marqart in Leipzig

Die Umbildung des Strafrechtes

Seit langer Zeit schon ist bei allen, die für die Erscheinungen der Gegenwart volles Verständnis besitzen und im Stande sind, sie ohne diese oder jene Parteibrille zu betrachten, die Ansicht herrschend geworden, daß das heutige Strafrecht weder im ganzen noch in seinen einzelnen Teilen den Ansprüchen und Bedürfnissen der Gesellschaft genüge, sondern gründlich an Haupt und Gliedern umgebildet werden müsse. Es sind nicht etwa lediglich die Fachkreise, in denen diese Überzeugung vertreten wird, sondern, und zwar in noch höherm Maße, die nichtjuristischen Kreise; Politiker und Volkswirte, Geistliche und Laien sind darüber einig, daß das Strafrecht in seiner gegenwärtigen Fassung durchaus unfähig sei, das zu leisten, was es leisten kann und im Interesse von Staat und Gesellschaft auch leisten muß. Der Widerspruch zwischen der nicht entarteten öffentlichen Meinung und der praktischen Strafrechtspflege wird mit jedem Tage größer, die Kluft, die beide von einander trennt, von Woche zu Woche tiefer, bald ist es diese, bald jene Thatsache, die deutlich kund thut, daß unsre Gesellschaft einen andern Schutz ihrer Rechtsgüter verlangt, als das Strafrecht zur Zeit gewährt, und wenn gerade in den letzten Jahren in Deutschland verhältnismäßig häufig das Verlangen zum Ausdruck gekommen ist, das Strafgesetz in dem einen oder andern Punkte abzuändern, so ist dies ein schlagender Beweis dafür, daß man je länger je mehr erkennt, den staatlichen und gesellschaftlichen Interessen werde durch das geltende Recht nicht ihr Recht. Mit Einzeländerungen läßt sich vielleicht dem dringendsten Bedürfnis, der unaufschiebbaren Notwendigkeit Rechnung tragen, aber eine wahrhaft befriedigende Besserung kann nur durch eine gründliche, einheitliche Umbildung des gesamten Strafrechtes unter Benutzung der hochentwickelten Hilfswissenschaften desselben, vor allem der Strafstatistik und Psychologie, und unter sorgfältiger Verwertung der jüngsten

Gesetzgebungen des Auslandes und der damit gemachten Erfahrungen bewerkstelligt werden. Zur Vorbereitung dieser Umbildung, welche die Reichsgesetzgebung in nicht allzu entfernter Zeit in Angriff zu nehmen haben wird, hat sich in den letzten Tagen des verflossenen Jahres eine internationale strafrechtliche Vereinigung gebildet, die, wenn sie das von ihr aufgestellte Programm verwirklicht, der Gesetzgebung eine bedeutende Hilfe und erwünschte Unterstützung bei der Lösung der schwierigen Aufgabe leisten wird.

Die internationale Vereinigung, die durch drei der hervorragendsten Kriminalisten unsrer Zeit begründet worden ist, Professor von Liszt in Marburg, Professor van Hamel in Amsterdam und Professor Prins in Brüssel, wendet sich einerseits scharf gegen die bisherige Richtung der Strafrechtswissenschaft, die, namentlich in Deutschland, dazu geführt hat, daß der praktische Zweck des Strafrechts ganz in Vergessenheit gekommen ist und es den Anschein gewonnen hat, als ob der Staat nur zur Befriedigung der haarspaltenden Begriffslehre strafrechtliche Satzungen erlasse, sie wendet sich anderseits nicht minder scharf gegen jene in Italien zur Herrschaft gelangte Schule, die jede Grenze zwischen der Rechts- und Naturwissenschaft verwischt und am letzten Ende dazu gelangt, alle Verbrecher für Geisteskranke zu erklären, womit niemand mehr einverstanden sein kann, als die internationale Mordbrennergesellschaft, die unter der Flagge des Anarchismus ihr Unwesen treibt. Von beiden Verirrungen hält sich die internationale Vereinigung fern; sie steht auf dem Boden der Überzeugung, daß das Verbrechen als gesellschaftliche Erscheinung zu betrachten und demgemäß auch als solche zu bekämpfen sei. Gegen diese Grundwahrheit, die eigentlich selbstverständlich ist, hat die bisherige Strafrechtswissenschaft und Strafgesetzgebung sehr viel gesündigt, und die unbefriedigenden Ergebnisse der Strafrechtspflege sind nicht zuletzt auf den Umstand zurückzuführen, daß man den Zusammenhang des Verbrechens mit dem Leben und Bau des Gesellschaftskörpers verkannte. Wird aber der gesellschaftliche Charakter des Verbrechens anerkannt, so müssen zu seiner Ergründung die reichen Ergebnisse der noch im Werden begriffenen Gesellschaftswissenschaft, dieses jüngsten Zweiges der Staatswissenschaft, im weitesten Umfange berücksichtigt werden, und demgemäß stellt die internationale Vereinigung die weitere Forderung auf, daß die Gesetzgebung die Gesellschaftswissenschaft nicht mehr vornehm übersehe. Wer heute noch glaubt, das Verbrechen in einem Lande ohne eingehendste Beachtung der Straffstatistik verstehen zu können, zeigt, daß er von dem Wesen des Verbrechens keine Ahnung hat. Es wäre besser um uns und unsre Sicherheitszustände bestellt, wenn sich die Vertreter der Strafrechtswissenschaft und Strafrechtspflege etwas minder ablehnend gegen diesen Teil der Gesellschaftswissenschaft verhalten hätten.

Die gesellschaftliche Natur des Verbrechens führt zu der Folgerung, daß die Strafe nur eines der wirksamsten Mittel zu seiner Bekämpfung bildet, aber

keineswegs das ausschließliche; nach Ansicht der internationalen Vereinigung darf sie daher nicht aus dem Zusammenhange mit den andern Mitteln, unter denen vor allem die vorbeugenden zu nennen sind, getrennt, sondern muß in Gemeinschaft mit ihnen geregelt werden.

Die bisherige Strafrechtswissenschaft hat die durch die Statistik längst nachgewiesene Unterscheidung zwischen dem Gewohnheits- und Gelegenheitsverbrecher geflissentlich unbeachtet gelassen; beide Klassen werden nach gleichen Grundsätzen behandelt und bestraft, so widersinnig es auch ist, den zum vierzigsten Male auf der Anklagebank erscheinenden Dieb nach gleichen Bestimmungen zu beurteilen, wie den, der nur gelegentlich einen Diebstahl verübt hat. Die internationale Vereinigung glaubt, daß diese unterschiedslose Behandlung aufhören und durch eine auf die Unterschiede Rücksicht nehmende zu ersetzen ist; sie verlangt deshalb mit Entschiedenheit, daß die Gesetzgebung alsbald den Unterschied zwischen Gewohnheits- und Gelegenheitsverbrechern zur Grundlage ihrer Satzungen mache.

Einen Hauptübelstand erblickt sie aber in der Trennung des Strafvollzuges von der Strafrechtspflege. Da es lediglich von dem Strafvollzug abhängt, welche Bedeutung das von dem Richter verhängte Strafübel für den Verurteilten erlangt, so ist es ein großer Mißstand, die eigentliche Rechtspflege von dem Vollzuge der Strafen zu trennen; es muß, wenn die Strafe wirklich als das Übel empfunden werden soll, das sie nach An- und Absicht des Gesetzgebers und Richters sein soll, diese Trennung aufhören und der Strafvollzug fortan einen wesentlichen, richtiger gesagt den wesentlichsten Teil der Strafrechtspflege bilden.

In dem heutigen Strafsystem nimmt die Freiheitsstrafe die erste Stelle ein; die Angriffe, die Mittelstädt gegen sie erhoben hat, gingen vielfach zu weit, so berechtigt sie auch in manchen Punkten waren. Die internationale Vereinigung nimmt die Freiheitsstrafe als wichtigste Strafe an, sie bekämpft aber die kurzen Freiheitsstrafen, diesen Fluch unsrer Rechtspflege, die nur verderben, sie verlangt an ihrer Stelle andre wirksame Strafmittel; hier dürfte wohl die Prügelstrafe, vor allem bei jugendlichen Verbrechern, in Betracht kommen, auch die Einführung der Friedensbürgschaft dürfte zu erwägen sein. Was die langen Freiheitsstrafen betrifft, so ist es nach Ansicht der Vereinigung ungerechtfertigt, ihre Dauer ein für allemal in dem Urteile in unverrückbarer Weise festzusetzen, sie verlangt, daß sie auch von den Ergebnissen des Strafvollzugs abhängig gemacht werde. Mit dieser Forderung meint die Vereinigung auch den Besserungszweck zu berücksichtigen, dessen übertriebene Beachtung von Seiten der herrschend gewesenen Schule sie im übrigen bekämpft. Dies beweist sie vor allem durch die Aufstellung der Forderung, daß unverbesserliche Gewohnheitsverbrecher, selbst dann, wenn es sich um die häufige Wiederholung kleinerer Vergehen handelt, für eine möglichst lange Zeit un-

schädlich zu machen seien. Eine solche Vorschrift fehlt uns ganz ungemein, und wir werden nicht eher vor dem Gesindel Ruhe bekommen, das seine viehischen Triebe nun einmal nicht zu bändigen vermag, bis die Gesetzgebung, dem mattherzigen Humanitätsdusel mancher Kriminalisten zum Trotz, das geltende Recht in dieser Weise ergänzt hat. Für die Richtung, die die neue Vereinigung der Umbildung des Strafrechtes vorschreibt, ist diese Forderung in höchstem Maße bezeichnend; sie bildet eine geharnischte Verwahrung gegen die ungesunde, kraft- und marklose, mit rührseligen Redensarten vollgepackte Schule, die vor lauter Mitleid mit dem Verbrecher nicht daran dachte, daß der ruhige, ehrliche Bürger doch auch des Mitleides nicht unwert sei.

Aus den vorstehenden Bemerkungen, die natürlich die wichtigen darin berührten Fragen nur kurz hervorheben konnten, wird sich auch für den Nichtjuristen ergeben, daß die internationale Vereinigung mit scharfem Blick die Mängel und Gebrechen des heutigen Strafrechtes erkannt und die Punkte genau erfaßt hat, wo der Hebel für die so notwendige Verbesserung anzusetzen ist. Der Anklang, den ihre Bestrebungen schon gefunden haben — unter ihren Mitgliedern sind die höchsten Beamten der preußischen und der Reichsjustizverwaltung, die Träger der besten Namen auf dem Gebiete der Strafrechtswissenschaft vertreten —, zeigt, daß man in weiten Kreisen hierfür volles Verständnis besitzt, und die Staatsgewalt kann ihr nur dankbar sein, wenn sie auf dem von ihr ins Auge gefaßten Wege rüstig und unbekümmert um Anfeindungen und Verdächtigungen fortschreitet.

Weiteres zum Versicherungswesen

3. Die Besteuerung der Feuerversicherungsanstalten

Die Besteuerung der Feuerversicherungsanstalten ist zufolge der bisherigen sonderstaatlichen Gesetzgebungen äußerst mannigfaltig und von Land zu Land verschieden. Sie erstreckt sich hauptsächlich nach folgenden drei Richtungen: 1) auf die Einkommensteuer, die in den verschiedenen Staaten nach sehr verschiedenen Grundsätzen und in verschiedener Höhe erhoben wird; 2) auf die Stempelabgabe, die in den meisten Staaten auf den Versicherungsurkunden ruht und ebenfalls

nach abweichenden Bestimmungen und in verschiedener Höhe erhoben wird; 3) auf die Besteuerung zu Feuerlöschzwecken, die allerdings nur in einer Reihe kleinerer deutscher Staaten besteht.

Das Rundschreiben des Reichskanzlers vom 4. August 1879 hat es bereits ausgesprochen, daß die Reichsgesetzgebung dafür Sorge tragen müsse, daß die Zuständigkeit des Reiches auf dem Gebiete des Versicherungswesens durch die sonderstaatliche Steuergesetzgebung nicht durchbrochen werde. Dies muß als oberster Grundsatz für die reichsgesetzliche Regelung des Gegenstandes festgehalten werden. Im übrigen wird jedoch, vorbehältlich einer etwaigen spätern Ausdehnung des Steuerrechts des Reiches überhaupt, vorläufig das Steuerrecht der Einzelstaaten auch auf diesem Gebiete aufrecht erhalten werden können, schon um die Mitwirkung und Zustimmung der einzelnen Landesregierungen für die Verwirklichung der Reichsoberhoheit auch hier um so leichter zu erlangen.

In Bezug auf die Einkommensteuer würde es hiernach genügen, wenn der durch die Reichsverfassung versprochene Schutz gegen Doppelbesteuerung auch auf diesem Gebiete thatsächlich durchgeführt würde, dadurch, daß erstens einheitliche Grundsätze für die Berechnung des steuerpflichtigen Gesamteinkommens der Erwerbsgesellschaften — denn nur diese kommen hier in Betracht — festgesetzt werden, und daß zweitens eine einheitliche Bestimmung dafür geschaffen wird, wo das Einkommen der Gesellschaften der Steuerpflicht unterliegt. In beiden Beziehungen würden als Vorbild für die Regelung der Sache die Ministerialbestimmungen über die Heranziehung der Versicherungsgesellschaften zur Einkommensteuer in Preußen gelten können.

Hinsichtlich der Stempelabgabe für die Versicherungsurkunden würde sich der Eingriff des Reiches in die einzelstaatliche Gesetzgebung in ähnlicher Weise darauf zu beschränken haben, daß die nur einmalige Stempelpflichtigkeit der Versicherungsurkunden festgesetzt, und daß diese Stempelpflichtigkeit an einen bestimmten Ort geknüpft wird. Am natürlichsten würde es sein, wenn dieser Ort der wäre, wo die Urkunden ausgestellt werden. Die Frage, ob auch die öffentlichen Anstalten der Stempelabgabe für ihre Urkunden zu unterwerfen seien oder nicht, könnte der Gesetzgebung der Einzelstaaten überlassen bleiben.

Es möge hier übrigens bemerkt sein, daß die Vorschläge bezüglich der vorbesprochenen beiden Punkte nicht nur auf die Feuerversicherungsanstalten, sondern auch auf die Versicherungsunternehmungen überhaupt ohne weiteres Anwendung finden könnten.

Was schließlich die Besteuerung zu Feuerlöschzwecken betrifft, so ist es, um zu einem Urteil darüber zu gelangen, ob und innerhalb welcher Grenzen sie von Reichs wegen beizubehalten oder zu beseitigen wäre, zunächst notwendig, die Berechtigung dieser Steuerform einer kurzen Erörterung zu unterziehen. Es springt dabei sofort in die Augen, daß die Feuerversicherung ein unmittel-

bares Interesse an dem mehr oder weniger guten Zustande der Feuerlöscheinrichtungen nicht hat. Wohl ist dieser Zustand von Einfluß auf die Höhe des Versicherungspreises, unnötig oder schwieriger macht er die Feuerversicherung aber nicht. Das Interesse, daß jener Zustand ein möglichst guter sei, liegt vielmehr ausschließlich bei den Einwohnern der einzelnen Orte und Gemeinden, und zwar in viel höherem Grade bei den Unversicherten als bei den Versicherten, denn letztere sind zwar ebenso wie erstere wegen des Schutzes ihres Lebens und ihrer Gesundheit daran interessirt, nicht aber mehr wegen der durch einen Brand zu befürchtenden Vermögensnachteile, für welche die Feuerversicherungsanstalt den Versicherten aufzukommen hat. Bürdet man also den Feuerversicherungsunternehmungen die Kosten der Feuerwehr- und Feuerlöschanstalten ganz oder teilweise auf, so besteuert man damit mittelbar die Versicherten zu Gunsten der Unversicherten, weil die Feuerversicherungen genötigt sind und durch kein Mittel verhindert werden können, den Preis der Versicherung entsprechend den ihnen auferlegten Lasten zu erhöhen. Die fragliche Besteuerungsart würde darnach als ungerecht überhaupt zu verwerfen sein, wenn das eben gesagte nicht dennoch in einem Punkte eine Einschränkung zuließe, nämlich da, wo eine plötzliche und erhebliche Verbesserung der Feuerlöscheinrichtungen eintritt. Hier haben diejenigen Anstalten, die in der betreffenden Gemeinde eine mehr oder minder große Anzahl von Versicherungen haben, deren Verträge vor dem Zeitpunkt der eingetretenen Verbesserung geschlossen worden sind und noch darüber hinaus laufen, thatsächlich einen ohne ihr Zuthun entstandenen Vorteil durch Verminderung ihres Risikos, und es erscheint zulässig und billig, daß sie einen diesem Vorteil entsprechenden einmaligen Beitrag zu den Kosten der eingetretenen Verbesserungen des Feuerlöschwesens leisten. Darüber hinaus ist aber jede Besteuerung der Feuerversicherungsanstalten zu Feuerlöschzwecken ungerecht und würde darauf hinauslaufen, den wirtschaftlichen Leichtsinn, der in der Nichtversicherung liegt, zu befördern und das Gegenteil mit einer besondern Abgabe zu belasten.

Hierdurch ist also die Grenze und der Maßstab für die in Rede stehende Besteuerung gegeben. Das Recht der Gemeinden und Einzelstaaten, die Feuerversicherungsanstalten zu den Kosten von Neueinrichtungen auf dem Gebiete des Feuerlöschwesens heranzuziehen, könnte bestehen bleiben, aber es müßte reichsgesetzlich dahin begrenzt werden, daß es erstens nur einmal anläßlich jeder solchen Neueinrichtung ausgeübt werden darf, und daß eine Maximalgrenze, die zweckmäßig in einem bestimmten Satze für jedes Tausend der in der betreffenden Gemeinde geschlossenen Gesamtversicherungssumme bestehen würde, für den Kostenbeitrag der Feuerversicherungsanstalten festgesetzt wird, woran sie nach Verhältnis ihres Versicherungsbestandes in dem Orte oder der Gemeinde teilzunehmen hätten. Gegen unbillige Anforderungen der Gemeinden in dieser Hinsicht würde den Feuerversicherungsanstalten die Beschwerde bei der betreffenden

Landesregierung und in letzter Instanz bei der Reichszentralstelle offen zu lassen sein.

Die öffentlichen Anstalten würden einer derartigen Beitragspflicht reichsgesetzlich ebenso wie die Privatanstalten zu unterwerfen sein, da andernfalls mittelbar eine Steuerungleichheit in der Behandlung der Einwohner ein und derselben Gemeinde geschaffen würde, insofern als die bei einer öffentlichen Anstalt versicherten von einer Steuer verschont blieben, welche die bei einer Privatanstalt versicherten in Gestalt eines wenn auch nicht sichtbaren Zuschlages zur Feuerversicherungsprämie zahlen müßten. Auch würde die Ordnung der Sache auf solcher Grundlage den öffentlichen Anstalten wahrscheinlich den Anstoß geben, mit ihrer bisherigen vielfach gar zu verschwenderischen Praxis in der Bewilligung von Beiträgen zu Feuerlöschzwecken zu brechen, und damit ihre Konkurrenzfähigkeit in Bezug auf ihre eigentliche Aufgabe den Privatanstalten gegenüber zu vergrößern.

Zu den vorbesprochenen drei Steuerformen würde unter der Herrschaft des Reichsgesetzes eine neue vierte hinzutreten müssen, nämlich ein Beitrag oder eine Gebühr der Feuerversicherungsunternehmungen für die dem Reiche aus der Beaufsichtigung und der Förderung der allgemeinen Interessen der Feuerversicherung erwachsenden Kosten, wie es in der vorhergehenden auf die Notwendigkeit einer Feuerversicherungsstatistik bezüglichen Besprechung bereits angedeutet wurde, und wie es in den Gesetzgebungen andrer Länder, z. B. der Schweiz, in ähnlicher Weise bereits durchgeführt ist.

* * *

Wenn wir hiermit die Erörterungen über die Erfordernisse der zukünftigen Reichsgesetzgebung auf diesem Gebiete abschließen, so mag doch noch der Hinweis gestattet sein, daß damit der Gegenstand bei weitem noch nicht erschöpft ist. Die sogenannte verwaltungsrechtliche Seite der fraglichen Gesetzgebung, auf die wir uns beschränkt haben, bietet vielmehr noch eine Reihe von Fragen dar, die der Erledigung durch das Reich bedürfen. Hierher würden einheitliche Vorschriften über die Rechtsverhältnisse der Versicherungsunternehmungen in Bezug auf ihre Gründung, ihre Geschäftsführung, Rechnungslegung, Reserveberechnung und auf die Zulassung ausländischer Anstalten gehören. Außerdem würde das Vertragsrecht im Bereiche des Versicherungswesens, nachdem es in dem Entwurfe des bürgerlichen Gesetzbuches für das Reich unberücksichtigt geblieben ist, in dem zukünftigen Versicherungsgesetz geregelt werden müssen.

Uns kam es nur darauf an, diejenigen Punkte, die eine Berücksichtigung vom feuerversicherungstechnischen Standpunkte aus vorzugsweise bedürfen, aus dem gesamten Stoffe herauszuheben und an deren Besprechung den Wunsch zu knüpfen, daß das Reich diesem Standpunkte, der von den bisherigen Landesgesetzgebungen fast gänzlich beiseite geschoben worden ist, Beachtung schenken

möge. Nur dann und durch gleichzeitige Heranziehung versicherungstechnisch geschulter Kräfte in den Reichsdienst würde die Reichs-Gesetzgebung und -Verwaltung ihre Aufgabe auf dem in Rede stehenden Gebiete zu lösen und Zustände, die die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Nation dauernd befriedigen, zu schaffen im Stande sein.

Aus Hamburgs Handelsgeschichte

In diesen Tagen sind endlich die Zollschranken gefallen, die Hamburg von dem übrigen Deutschland trennten, und damit hat die Stadt die Schwelle seiner neuen Entwicklungsperiode betreten, in der ihr Handel vereint mit der Gütererzeugung des gesamten Reiches glänzendem Gedeihen entgegengeht. In diesem Augenblicke hat es ein doppeltes Interesse, zu fragen, wie, mit welchen Maßregeln und auf welchen Wegen sie zu ihrer jetzigen Bedeutung für die Nation gelangt ist. Diese Frage kann nur eine Hamburger Handelsgeschichte beantworten, ein Werk, das große Vorarbeiten erfordert. Eine solche liegt uns aber jetzt in einer Schrift Dr. R. Ehrenbergs vor: Die Anfänge des Hamburger Freihafens, die eine Reihe von Abhandlungen unter dem Titel „Wie wurde Hamburg groß?" eröffnet, welche sich mit der Entwicklung der Stadt zu ihrer gegenwärtigen Wichtigkeit auf merkantilem Gebiete beschäftigen sollen.

Spricht man heutzutage vom Freihafen, so denkt man dabei an Freihandel. Man wird also mit Erstaunen aus unsrer Schrift sehen, daß der Gedanke, aus Hamburg einen Freihafen zu machen, schutzzöllnerischen Bestrebungen entsprang, man müßte denn wissen, daß jener Gedanke zuerst gegen das Ende des siebzehnten Jahrhundert auftauchte, wo noch nirgends von Freihandel die Rede war, vielmehr allenthalben der Merkantilismus in Blüte stand, der insofern berechtigt war, als er den bis dahin herrschenden Fiskalismus verdrängt hatte, bei dem die Regierenden unbekümmert um die dauernde Volkswohlfahrt, ja auf Kosten derselben, das augenblickliche Interesse der Fürstenmacht im Auge hatten, während nunmehr der Volkswohlstand von oben her zu fördern versucht wurde, ohne daß man dabei immer und in erster Reihe an sofortige Früchte für den Schatz des Fürsten oder für den Geldbeutel der herrschenden Klasse dachte. Richtschnur der merkantilistischen Politik war die Absicht, den Interessen aller

Volksklassen möglichst zu entsprechen, doch bevorzugte sie lange Zeit die Industrie und den Ausfuhrhandel, und in ihrem Rahmen fand auch die Errichtung von Freihäfen Raum. Der Gedanke aber, für einzelne Plätze die Zölle zu ermäßigen oder aufzuheben und dem Handel derselben sonstige Erleichterungen zu gewähren, ist durchaus nicht das Kind des Grundsatzes Laissez aller, laissez faire, sondern demselben Boden entsprossen, wie die Privilegien des Mittelalters. Man begünstigte einzelne Orte, Körperschaften, Handelszweige u. dergl., um andern den Verkehr und Verdienst abzugraben. Zu diesem Zwecke zunächst wurden in Italien Livorno und später in Holstein Altona mit Vorrechten ausgestattet, die durch ihre Natur stark an die „Freiheiten" erinnern, die im Mittelalter bei Städtegründungen erteilt worden waren. Es war nur eine merkantilistische Maßregel zur Hebung des Volkswohlstandes, wenn Friedrich III. von Dänemark den dicht bei Hamburg gelegenen Flecken Altona 1664, nachdem er ihn zur Stadt erhoben hatte, unter andern Privilegien auch mit Zollfreiheit für die Durchfuhr aller fremden, sowie für die Ausfuhr der in dem Orte selbst verfertigten Waren begnadigte. Die dabei obwaltende nächste Absicht, dem benachbarten großen Handelsplatze (den Dänemark beiläufig als alte Landstadt Holsteins betrachtete und am liebsten dem Herzogtume wieder einverleibt hätte) Konkurrenz zu machen, wurde erreicht, aber nur für einige Zeit. Denn Altona wurde auch ein Sporn für den bis dahin nicht besonders regen, eher schwerfälligen Unternehmungsgeist der Hamburger und zwang ihn schließlich, als es gefährlich zu werden begann, seine Fesseln zu sprengen. Wesentlich auf die Konkurrenz Altonas sind die Anfänge des Hamburger Freihafens zurückzuführen, und erheblich wurde durch den Wettkampf mit jener Stadt die notwendige und bereits begonnene, aber noch sehr langsame Entwicklung Hamburgs aus einem mittelalterlichen Stapelplatze zu einem modernen Börsenplatze und Zwischenmarkte gefördert.

Bald nach dem westfälischen Frieden begann die Stadt zu spüren, daß ihr Stapelrecht schwer bedroht war, indem einerseits von Magdeburg und mit Unterstützung des großen Kurfürsten von der Mark aus versucht wurde, den Hamburger Stapel über Harburg zu umgehen, anderseits Dänemark durch die erwähnte Begünstigung Altonas den Stapelverkehr an der Quelle abzugraben drohte. Aber zunächst bewog dies die Hamburger nur, ihre alten Rechte schärfer auszubilden und geltend zu machen. Sie verlangten, daß keinerlei Güter, insbesondre kein Getreide zu Wasser oder zu Lande an ihren Zollstätten vorbeigefahren werde, und daß alle stromabwärts oder von der See her kommenden Schiffe nur in Hamburg löschen und wieder laden dürften; man stellte den Grundsatz auf, wer keine Ladung bringe, solle auch keine zurücknehmen, suchte das alte Verbot des Handels zwischen Gast und Gast wieder aufzufrischen, wollte die Fremden zwingen, ihr Getreide nur an Bürger zu verkaufen und nur von Bürgern zu kaufen, und dachte sogar daran, den Magdeburger Korn-

händlern den Preis für ihre Ware bei Verkäufen an Hamburger vorzuschreiben. Kurzum, man konnte sich offenbar noch nicht daran gewöhnen, daß die Zeit für ausschließlichen Properhandel vorbei war und an die Pflege des Kommissions- und Speditionsgeschäfts gedacht werden mußte, die der Hamburger Kaufmann von altem Schrot und Korn bisher als bloße Notbehelfe vermögensloser Anfänger angesehen hatte. Namentlich der Rat, der unter dem Banne eines engherzigen Fiskalismus stand und bei seinen wirtschaftspolitischen Erwägungen stets zuerst an die Zolleinnahme dachte, huldigte solchen veralteten Grundsätzen. Dagegen gab es in der Kaufmannschaft, obwohl auch sie überwiegend monopolistisch gesinnt war, immer Leute, die den rechten Weg begriffen hatten und nach ihm hindrängten. Allerdings war die wirtschaftliche Politik des Rates erklärlich. Die Stadt hatte während des Krieges sehr viel für Befestigungen und „Soldateska" ausgegeben, auch wiederholt große Kontributionen zahlen müssen. Der Schutz der Schiffahrt gegen Seeräuber und Kaper fiel hauptsächlich ihr zur Last, und sie hatte das Leuchtfeuer auf Neuwerk sowie die Tonnen und Baken auf der Elbe zu unterhalten. Sämtliche Zölle waren also ursprünglich zur Deckung der Kosten öffentlicher Leistungen bestimmt, und der Rat hätte, wenn er einmal dem Kaiser schrieb, niemand im Reiche besäße solche Zölle sub titulo magis oneroso, nichts unbilliges behauptet, wenn die Einnahmen der Stadt durch das gewaltige Anwachsen des Weltverkehrs nicht allmählich viel größer geworden wären, als die soeben bezeichneten Ausgaben. War ferner der Zoll mäßig, so gab es außer ihm zahlreiche Nebengebühren, die, an sich schon beträchtlich, dem Verkehre dadurch noch lästiger wurden, daß sie mit endlosen Plackereien und Weitläufigkeiten verknüpft waren und somit Zeitverlust und Aufenthalt zur Folge hatten. „Sowohl auf dem Herren- wie auf dem Bürger- und auf dem Admiralitätszolle erhielt jeder Schreiber und jeder Knecht von jedem Schiffe eine gewisse Gebühr, und daneben mußten alle Schiffs-, Zoll- und Freizettel besonders bezahlt werden. Handelte es sich um geistige Getränke oder Essig, so hatte man zur Weinaccise zu gehen und hier gleichfalls an Schreiber und Knecht Gebühren zu entrichten. Dann kamen die Hafenmeister am Niedernbaum oder am Deich, Zollschreiber und Zöllner, Baumschließer und Visiteur am Niedernbaum, der Zollaufseher am Winserbaum, die Aufseher an den Vorsetzen und an den Kayen, der Aufseher des Holzzolles am Deichthore, der Börtmeister oder Gildeknecht — alle hatten ihre »Accidentien« zu bekommen, von den Zollbeamten am Stein-, Millern- und Dammthore ganz zu schweigen."

Bei solcher Belästigung ist es um so begreiflicher, daß der Hamburger Stapel im letzten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts immer massenhafter umgangen wurde. Mit der Zunahme der Ausfuhr binnenländischer Artikel war die Selbständigkeit der Händler und Schiffer des Binnenlandes gestiegen. Brandenburg, seit 1680 im Besitze Magdeburgs, begann den Hamburger Vor-

rechten ernstlicher als früher zu Leibe zu gehen, und zu gleicher Zeit brachte in Altona die Rührigkeit dortiger Kaufleute, die Begünstigungen der Regierung eifrig benutzend, das Kommissions- und Speditionsgeschäft zur Blüte. Das ist der Zeitpunkt, wo die Bestrebungen zur Einführung zollfreien Verkehrs in Hamburg ihren Anfang nahmen. Indes sah man diese Reform zunächst und noch viele Jahre nur als eins der Mittel an, mit denen man den immer mehr verfallenden Stapelzwang wieder beleben zu können hoffte. Denn hieran hielt man mit Zähigkeit fest, ohne sich des innern Widerspruchs zwischen Stapelzwang und Zollfreiheit bewußt zu werden, da man eben nicht von volkswirtschaftlichen Theorien ausging, sondern einzig und allein ein augenblickliches Bedürfnis befriedigen und eine dringende Gefahr abwenden wollte. Erst im Verlaufe einer jahrzehntelangen Erörterung der Sache gelangte man zu festen Grundsätzen, wobei die sich gleichfalls erst allmählich klärenden Anschauungen der holländischen und englischen Freihändler zuletzt bedeutenden Einfluß übten.

Zuerst wurde die Errichtung eines Freihafens oder eines Porto Franco, wie man damals sagte, am 21. November 1692 in einer Versammlung einiger Kommerzdeputirten angeregt, und es wurde beschlossen, einen Meinungsaustausch zu veranlassen, wie die Sache ins Werk zu richten sei. Aber erst am 21. Mai 1694 faßte die Kommerzdeputation den Beschluß, „um die Handlung aller Waaren und Orten besser beizubehalten, mit den Herren Adjunctis zu deliberiren, wie das Porto Franco zu erhalten, und damit auf ein oder zwei Jahre zu versuchen, und ob nicht deswegen ein Haus am Grasbroot an der Elbe zu erbauen" — womit der Gedanke an ein Freilager auftauchte, welches auf einem kleinen Teile desselben Gebietes errichtet werden sollte, das heutzutage das große Hamburger Freihafenviertel einnimmt. Am 31. Oktober des letztgenannten Jahres beriet die Kommerzdeputation auf Anregung des Rates die Angelegenheit von neuem, wobei zwei ältere Schiffer als Sachverständige zugezogen waren und beschlossen wurde, den Rat um Auskunft über die Traktate mit Brandenburg und Lüneburg sowie über die kaiserlichen Privilegien auf dem Elbstrome anzugehen, wonach derselbe „der Stadt frey gegeben, die Waren verzollen zu lassen, da man gerne sähe, daß solche alte Freyheit mögte unterstützet und fortgepflanzet werden, daß nämlich die, welche der Stadt vorhin vorbeigefahren, müßten vor den Baum legen und verzollen ... das sollte bei den betreffenden Potentaten und deren Ministern in Liebe und Freundschaft gesuchet werden." Wegen des Freihafens verlangte man reifliche Überlegung und Einziehung von Erkundigungen über ähnliche Einrichtungen und erklärte, daß man „den Porto Franco bey dieser Zeit (d. h. zur Zeit) nicht wohl practicable finde." Der Rat entsprach dem Wunsche nach reiflicher Überlegung so sehr, daß zwanzig Jahre verflossen, ehe ein entscheidender Schritt in der Sache erfolgte. Was in der Zwischenzeit von Seiten der Kaufmannschaft geschah, mag man in unsrer Schrift selbst nachlesen. Die

Verhandlungen des Rates und des Sechzigerkollegiums über den Porto Franco begannen erst zu Anfang des Jahres 1713, und erst am 3. Mai war der Entwurf des „Transito," wie man sich jetzt ausdrückte, fertig. Am 8. Juni wurde er von der Bürgerschaft genehmigt und damit Gesetz. In der Einleitung wurden „die dieser Stadt von uralten Zeiten competirenden und von Kayserl. May. allergnädigst confirmirten Zoll-Gerechtigkeiten expresse vorbehalten, so daß, falls dieser bloß zum Versuche eingeführte Transito den verhofften Endzweck und Nutzen nicht haben mögte, die Stadt ihre habende Zoll-Gerechtigkeit auf denselben Fuß wie bisher geschehen und gleich als wenn dieser Transito niemahls introduciret worden, nach wie vor zu exerciren berechtiget sein wolle." Im übrigen war das Gesetz eine halbe Maßregel, die die Belästigung des Durchfuhrverkehrs nur wenig verminderte, nur etwa 350 Personen zugute kam und die Zolleinnahmen fast gar nicht beeinflußte. Die Konkurrenz Altonas wurde durch sie nicht unschädlich gemacht. Indes brach wenigstens mit der Verordnung das Eis, das starre Festhalten am Fiskalismus und Stapelzwange wurde aufgegeben, und man sah, daß Hamburg darüber nicht zusammenstürzte. Alle späteren Schritte in derartiger Richtung sind Folgen dieses Anfangs, so unvollkommen er auch war. Auch über diese späteren Schritte wolle man sich von unsrer Schrift selbst berichten lassen. Wir erwähnen nur, daß sie wieder von der Kaufmannschaft ausgingen, vom Rate unterstützt wurden und nur im Sechzigerkollegium Widerspruch und Behinderung fanden. Erst 1727 erfolgte mit einer neuen Transitoverordnung der Übergang von einem vorwiegend fiskalischen zu einem mehr merkantilistischen Standpunkte der Gesetzgebung. Der nächste Abschnitt in der Entwicklung des Hamburger Freihafens beginnt etwa 24 Jahre später. 1755 verlangte die Kaufmannschaft die Beseitigung aller Ein- und Ausgangszölle, wobei zwar die Konkurrenz Altonas noch immer eine wichtige Rolle spielte, aber auch andre Umstände hinzukamen. Der Senat widersprach, und es dauerte fast zehn Jahre, bis wieder eine Reform zu Stande kam: 1764 wurden alle Ein- und Ausgangszölle auf Leinwand, Garn, Kupfer und Blech aufgehoben. Auch weiterhin wurde lange Zeit immer nur den dringendsten Bedürfnissen nachgegeben, wenn hier reformirt wurde, und erst 1874 gelangte Hamburg zu ganz unbeschränkter Zollfreiheit.

Fragen wir nun mit dem Verfasser, welche Folge die Einführung der Durchfuhrfreiheit in Hamburg für das übrige Deutschland gehabt hat, so ist zu antworten: für einen großen Teil desselben gar keine, für einen andern nur eine geringe, und zwar zunächst eine günstige. Das Stromgebiet des Rheins gravitirte mit seinem Verkehr nach Amsterdam, das der Weser einschließlich Hessens und eines Teiles von Franken nach Bremen, Mecklenburg handelte vorzüglich über den Lübecker, Pommern über den Stettiner, Westpreußen über den Danziger Hafen. Das eigentliche Handelsgebiet Hamburgs

dagegen umfaßte zunächst alle von der Elbe durchflossenen Landschaften bis nach Böhmen hinauf, sodann aber auch ein gutes Stück von Franken, ferner die Mark Brandenburg sowie Schlesien, und gerade hier, in Sachsen, im Brandenburgischen und in Schlesien hatten sich damals die Anfänge deutscher Großindustrie entwickelt, welche die Einführung zollfreier Durchfuhr in Hamburg zu wünschen allen Grund hatten. Wünsche derart ließen sich besonders aus den Kreisen der schlesischen Leinwandfabrikanten vernehmen; denn für diese war Hamburg bei weitem der wichtigste Ausfuhrhafen, während ihre festländischen Hauptkonkurrenten, Westfalen und Holland, über Bremen und Amsterdam exportirten. Der zweitgrößte Zweig der damaligen deutschen Industrie, die Tuchmacherei, wurde von der Hamburger Transitofreiheit wenig berührt, weil schon vor Einführung der letztern der Einfuhrzoll für englische Tuche gerade für die größten Importeure, die Mitglieder der „Court," ganz geringfügig gewesen war, und weil es die deutschen Tuchfabrikanten nicht kümmerte, ob die Tuche Englands über Hamburg oder Altona ins Land kamen. Ohne Zweifel aber würde sich dieser Verkehr immer mehr nach der letztern Stadt hingezogen haben, wenn die erstere nicht endlich die Durchfuhr freigegeben hätte. Nach diesen beiden Beispielen aus der gewerblichen Thätigkeit des deutschen Binnenlandes läßt sich die Wirkung der hier besprochenen handelspolitischen Maßregel auf alle andern Zweige der deutschen Industrie beurteilen, mochten diese damals (was sehr wenig der Fall war) für die Ausfuhr schon genügend entwickelt sein oder nur noch ein kleines Gebiet im Binnenland mit ihren Erzeugnissen versorgen können. Überdies reichte der alte Hamburger Zoll allerdings hin, den Warendurchgang aus und nach dem Auslande von Hamburg abzulenken, er war aber kaum groß genug, um der Aus- und Einfuhr der meisten Waren der Industrie als ein ernstes Hindernis in den Weg zu treten. Dagegen war die Transitofreiheit für die Ausfuhr der Rohprodukte Deutschlands, soweit es dabei nach dem Obigen in Betracht kam, für den Export von Getreide, Wolle, Flachs, Hanf, Metallen also, eine sehr bedeutende Erleichterung, da diese Produkte damals noch bei weitem nicht ganz von den Gewerbsleuten des Inlandes verarbeitet werden konnten. Und ebenso lag es im Interesse der deutschen Konsumenten, daß ihnen die Kolonialwaren und andre notwendige Einfuhrartikel nicht mehr durch die Abgaben verteuert wurden, die Hamburg bei deren Durchfuhr bis dahin erhoben hatte.

Fast noch ein volles Jahrhundert verging, bis die deutsche Industrie, durch umsichtige Monarchen und große Staatsmänner geschützt und wesentlich unterstützt, sich zu solcher Kraft und Bedeutung erhoben hatte, daß sie anfing, die mittlerweile ebenfalls schärfer ausgebildete Freihafenstellung Hamburgs und der übrigen Hansestädte als schweren Nachteil zu empfinden und zu beklagen, und abermals ist dann noch die größere Hälfte eines Jahrhunderts verflossen, ehe diese inzwischen von partikularistischer Beschränktheit und Selbstsucht zur

letzten Konsequenz entwickelte Freihafenstellung den berechtigten Anforderungen einer neuen Zeit, die innerhalb Deutschlands keine Sonderung und keinen Eigennutz diesem gegenüber duldet, geopfert werden mußte.

Der Verfasser schließt mit Worten, denen wir bereitwillig zustimmen. Er sagt, zurückblickend auf den Gang seiner Betrachtungen des Gegenstandes: „Die binnenländische Industrie und der hansestädtische Handel bedurften beide der Erziehung. Jeder dieser großen Zweige der Arbeit unsers Volkes verdankt einen guten Teil seines Wachstums Mitteln kluger Handelspolitik, wie solche seine besonders geartete Natur erforderte. In höherm Grade als die Industrie mußte der Handel sich selbst erziehen, ja sogar sich selbst erst die Politik schaffen, von der seine gedeihliche Entwicklung abhing. Daß dies notwendig war, wollen wir nicht beklagen. Denn auf diese Weise hat sich die deutsche Volkswirtschaft zwar langsamer und mühseliger, aber gewiß auch fester und dauerhafter entwickelt als diejenige mancher Nationen, die wir lange Zeit beneiden zu müssen vermeinten.“

Die Grenzen zwischen Dichtung und Wissenschaft

(Schluß)

Die größte Gefahr, die von Seiten des sogenannten naturwissenschaftlichen Geistes der poetischen Litteratur droht, liegt aber keineswegs in der Hereinziehung überflüssigen naturwissenschaftlichen Apparats in die Darstellung. Die talentvolleren Anhänger eines Irrtums vermögen leichter eine grelle Geschmacklosigkeit zu vermeiden, als den Irrtum selbst zu überwinden. Man würde hervorragenden Dichtern, die als Vertreter der Litteratur auf naturwissenschaftlicher Grundlage gelten wollen, Unrecht thun, wenn man sie ausnahmslos beschuldigte, unverarbeitetes physiologisches oder hygienisches Material in ihren Werken gehäuft zu haben. Weit bedenklicher als diese gelegentliche Geschmacklosigkeit, die jeder halbwegs begabte mit einigem Fleiß und einiger Sorgfalt leicht überwinden kann, erscheint die Herrschaft gewisser naturwissenschaftlicher Lehren und Anschauungen in poetischer Naturen und poetisch sein sollenden Werken.

Die Frage der Freiheit und der Begrenzung des menschlichen Willens ist bekanntlich durch die neuesten naturwissenschaftlichen Forschungen keineswegs so endgiltig entschieden worden, daß auch nur jeder naturwissenschaftlich ge-

bildete zur Annahme einer völligen Unfreiheit des menschlichen Einzelwesens, eines Zusammenhanges der Dinge gezwungen wäre, in dem alles nur eine Folge von vorausbestimmten Notwendigkeiten und für jeden Einzelfall selbst die Bejahung und Verneinung aufgehoben ist. Doch wenn selbst diese Anschauung über allen Zweifel erhaben wäre, wenn dem forschenden und wissenden Geiste mit Sicherheit die ganze Kette menschlicher Empfindungen, Entschlüsse und Thaten lediglich als eine Kette von Nervenreizen und entsprechenden Thätigkeiten gelten müßte, deren einzelne Glieder bei Kenntnis des individuellen Organismus und der in Betracht kommenden Einwirkungen mit unbedingter Sicherheit zu berechnen wären, selbst dann würden die Vorgänge jedes Lebens für den Dichter und Künstler in ihrer Erscheinung freie Willensakte bleiben. Auch der unbedingte Anhänger der mechanischen Weltanschauung kann und wird sich der Lächerlichkeit nicht schuldig machen, seine eignen täglichen Lebensäußerungen, seine Bewegungen und Worte als unfreiwillig anzusehen, sich der Verantwortlichkeit für seine Thorheiten oder Mißgriffe zu entheben, sich die Ehre für seinen Fleiß und seinen Scharfsinn abzusprechen und seine Erfolge in der Wissenschaft nur als Stifte in einer Walze zu betrachten, die bei gewissen Umdrehungen und Berührungen unvermeidlich gewisse Töne hervorbringen müssen. Was der letzte Grund der Erscheinungen sei, was Glaube, Spekulation oder Forschung als Ursache der Ursachen erachten mögen: die Dichtung steht in der Mitte der Dinge, der Erscheinungen, kann dieser nicht entraten und müßte auch unter der Herrschaft einer rein materialistischen Weltanschauung menschliche Charaktere und Handlungen in der Weise darstellen, wie sie erscheinen. Die Überzeugung von der Nichtigkeit des einzelnen Menschen wie des Einzelschicksals im großen Zusammenhange der Dinge mag einem Welteroberer, einem Philosophen und einem Naturforscher gut zu Gesicht stehen: für die Dichtung ist sie schlechthin unbrauchbar, zerstört deren innersten Kern, der der liebevolle Anteil an jeder einzelnen Erscheinung, jedem Schicksal war, ist und sein wird. Sowohl die angeblich naturwissenschaftliche Anschauung, die das ganze Menschendasein nur als Zuckungen eines in seinem ersten Ursprung und letzten Ziel unerklärbaren Weltprozesses betrachtet, als die davon abgeleiteten Überzeugung von der völligen Bedeutungslosigkeit des individuellen Lebens und Strebens können der Dichtung allenfalls so zum dunkeln Hintergrunde dienen, wie das Fatum der griechischen Tragödie, aber die ganze hervorbringende Thätigkeit des Dichters wendet sich unbewußt gegen beide, jede voll ausgereifte Gestalt, jede lebendige Situation ist ein Protest gegen beide. So wie der Versuch gemacht wird, mit einer gewissen Gewaltsamkeit den Hintergrund in Mittel- und Vordergrund zu verwandeln, die einzelnen Gestalten und einzelnen Vorgänge als völlig unfrei erscheinen zu lassen, die Menschen innerhalb eines Dramas oder Romans als willenlos außer jeder Verantwortung zu stellen, führt dies einen völligen Bruch schon mit den Mitteln der Dichtung herbei und hemmt

die poetische Darstellung bis zur Lähmung. Zola hat in seinem Roman L'Oeuvre das Bestreben, eine Welt künstlerisch darzustellen, in der kein Unterschied von groß und klein, von organisch und unorganisch besteht und die Pflastersteine der Straße dieselbe Bedeutung hätten wie die Menschen, als etwas Großartiges und Wünschenswertes gepriesen, hat aber doch eben dies Bestreben tragisch enden lassen. Gleichwohl wäre eine Malerei, in der der Mensch zu einem nicht mehr als jede andre Erscheinung bedeutenden Bruchteil herabgedrückt würde, immer noch eher denkbar, als eine solche Dichtung. Der „Alte von Weimar" sagt einfach: „Wir wissen von keiner Kunst, als in Bezug auf den Menschen, wir kennen keine Kunst, als die ein Abdruck dieses Bezugs ist." Mögen die andern Künste sehen, wie sie über diesen Satz hinauskommen — die Dichtung ist und bleibt daran gebunden. Der poetische Menschen- und Lebensdarsteller kann und wird niemals ein bloßer sorgfältiger Beobachter und Beschreiber von Nervenreizen und Muskelzuckungen werden.

Auch ist leicht zu sehen, daß die sämtlichen modernen Dichter, die sich auf Übereinstimmung mit der neuern Naturwissenschaft berufen und ihre Psychologie mit den Erkenntnissen der Physiologie in Einklang zu setzen suchen, unter dem Widerspruch leiden, die Empfindungs- und Handlungsfolge ihrer Gestalten einerseits durchaus abhängig von Körperbau, Blutbeschaffenheit, Ernährung, von Vererbung, Überlieferung, äußrer Lebenslage, Erziehung und Gewohnheit zu erklären und diesen Gestalten anderseits doch ein leidenschaftliches Ringen, Streben, Entscheiden beizulegen. Der theoretische Vorsatz, selbst die Bejahung und Verneinung immer nur als ein durchaus vorausgegebenes, als eine eherne, starre Konsequenz der ersten Anlage erscheinen zu lassen, ist in einer wahrhaft poetischen Schöpfung nicht durchführbar. Sowie der Dichter beginnt, die wechselnden Eindrücke der Außenwelt, die Fülle der unerklärbaren Zufälle, die Kreuzung der einzelnen Kausalitätsreihen, aufzufassen und darzustellen, ist er wieder in die Mitte der Erscheinungen hineingestellt, und in dieser Mitte muß er seine Gestalten als bewußte, willensmächtige, wenigstens bis zu einem gewissen Punkte verantwortliche Wesen sich bewegen, muß sie fühlen und sprechen lassen. Will er aber sonst nichts, als einen Teil der Verantwortung dem Wesen der Welt, den Umständen, unter denen der Mensch geboren und geworden ist, aufladen, so trifft der Modernste der Modernen mit Schiller zusammen, der der Kunst auferlegt, den Menschen in des Lebens Drang zu sehen und die größere Hälfte seiner Schuld den unglückseligen Gestirnen zuzuwälzen.

Wenn weiterhin einzelne Schriftsteller innerhalb der neuesten Litteratur sich darauf berufen, daß ihre naturalistische oder besser naturwissenschaftliche Auffassung der irdischen Dinge durchaus ethisch sei und einer strengern Auffassung menschlicher Lebenshaltung, einer tiefern Begründung der Lebenspflichten den Weg bahnen helfe, so braucht dem durchaus nicht widersprochen zu werden. Aber so hoch wir vom Ethischen in der Poesie denken, und so unentbehrlich

es im höchsten Sinne innerhalb der echten Dichtung ist, so könnte kein moralischer Gewinn uns über einen poetischen Verlust oder eine künstlerische Verkümmerung trösten. Bis jetzt wenigstens sind die Versuche pathologischer Poesie mit beinahe derselben Regelmäßigkeit auf solchen Verlust und solche Verkümmerung hinausgelaufen, wie früher die Versuche der politischen Tendenzpoesie. In einem wie in dem andern Falle ist es thöricht, eine Verwerfung schlechthin auszusprechen, denn die Möglichkeit einer Doppelwirkung des Kunstwerkes muß zugestanden werden. Aber die Erfahrung rechtfertigt wenigstens ein gewisses Mißtrauen.

Die Verfechter der Dichtung auf naturwissenschaftlicher Grundlage meinen wunder was zu sagen, wenn sie erklären, der Dichter habe in Zukunft die Methode des experimentirenden Forschers anzunehmen; der Roman und das Drama seien demonstrative Experimente und jede einzelne poetische Schöpfung müsse dieselbe Zuverlässigkeit und Unanfechtbarkeit haben wie ein physikalisches oder chemisches Experiment, eine physiologische oder anatomische Demonstration. Sie stellen nicht gerade in Abrede, daß in einem Kunstwerk eine Anzahl von Experimenten samt Erläuterungen neben einander hergehen dürfen, aber sie drängen den Dichter, der diese Auffassung teilt, in eine gehaltlose Breite. Daß im Experiment kein Zwischenglied ausbleiben darf, braucht nicht erst gesagt zu werden. Einer experimentirenden Dichtung, die den Unterschied zwischen Wissenschaft und Kunst aufheben möchte, wird es zuerst in die Augen springen, daß die Wandlungen menschlicher Charaktere und menschlicher Willensrichtungen zum guten Teil aus unendlich langsamen Übergängen hervorwachsen. Um natürlich und exakt zu bleiben, verzichtet diese experimentirende Dichtung auf ihr ältestes und unveräußerlichstes Recht der Zusammendrängung, beschwert jede Darstellung mit dem Ballast zahlloser Wiederholungen und müht sich ab, mit der majestätischen Langsamkeit zu wetteifern, mit der die Eiche Jahresring an Jahresring ansetzt. Um experimentirende Dichtung zu bleiben und sich überall mit der Genauigkeit ihrer Naturwiedergabe brüsten zu können, weicht sie zahlreichen Lebensvorgängen und Katastrophen aus, die der Dichter darstellen, deren Ursachen er enthüllen, zur Empfindung bringen, die er aber in ihrem ganzen Verlaufe mit allen Einzelheiten so wenig wiedergeben kann, als irgend ein Botaniker im Stande ist, das vieljährige allmähliche innere Zermorschen eines Baumes, den schließlich der Sturm abbricht, als Experiment vorzuführen. Selbst jene äußerste realistische Litteratur, die den symbolischen Charakter aller poetischen Darstellung leugnet oder außer Augen setzt, kann ohne eine gewisse Freiheit in Benutzung von Raum und Zeit nicht auskommen, und wer ihr diese Freiheit verkümmert, schafft ihr durch die größere Schärfe der Beobachtung nur einen zweifelhaften Ersatz.

Auf dem Bewußtsein, daß die Aufgaben der Dichtung und die der Wissenschaft verschieden sind und verschieden bleiben, beruht die glückliche Zukunft der deutschen wie jeder Litteratur. Ohne Widerrede kann die Poesie von den natur-

wissenschaftlichen Anschauungen und Forschungen vieles, wahrscheinlich mehr empfangen, als sich heute voraussehen läßt. Aber die Erscheinungen und die Empfindungen, auf denen alle echte Dichtung seit Jahrtausenden beruht, können durch keine naturwissenschaftliche Erkenntnis in Frage gestellt werden, und insofern ist es vollkommen widersinnig, eine völlig neue Litteratur zu prophezeien. Als die Romantiker den Versuch machten, die Grenzen der Dichtung und der Religion zu mißachten und aufzuheben, die Poesie vom irdischen Boden zu lösen, als Novalis verkündete: „Die Poesie soll das ganze Leben ergreifen und die übersinnliche Welt in diese eintreten lassen, so daß sich in ihrem Lichte alle Verhältnisse neu gestalten. Der Dichter ist darin nur das Organ höherer; er ist wahrhaft sinnberaubt, dafür lebt das All in ihm. Die höhere Welt ist uns näher, als wir denken, schon hier leben wir in ihr und erblicken sie auf das innigste mit der irdischen Natur verwebt. Es bricht die neue Welt herein und verdunkelt den hellsten Sonnenschein, der Ursprung der Natur beginnt, auf kräftige Worte jedes sinnt, und so das große Weltgemüt überall sich regt und unendlich blüht" — als er und seine Genossen der Poesie zu einer das Diesseits auch eine das Jenseits offenbarende Kraft zusprachen, schädigten, ja zerstörten sie dieselbe Kunst, die sie unendlich zu erheben vermeinten. Als die Jungdeutschen die deutsche Poesie mit der „heiligen Demokratie" zu vermählen suchten und die Kraft des poetischen Geistes an der Stärke politischer Wallungen und der Länge politischer Phrasen maßen, glaubten sie ernsthaft an eine neue Litteratur. Aber die Erfahrung zeigt, daß sie nur eine binnen wenigen Jahren ungenießbar gewordene Modelitteratur erschufen. Wir wollen nicht zweifeln, daß auch die Kritiker, welche der Dichtung durch das wissenschaftliche Experiment Erfrischung und Erhebung zuzuführen meinen, sie von dem ausschließlichen oder doch überwiegenden Frauenpublikum erlösen wollen, die ehrliche Überzeugung hegen, daß sich an ihre Bestrebungen wieder einmal ein „großes Zeitalter" knüpfen werde. Aber da sie die Bedingungen, unter denen es allein eine Dichtung giebt und immer geben wird, von vornherein übersehen, so können sie höchstens die herrschende Verwirrung vermehren, aber weder belebend noch klärend wirken.

Unter diesen Umständen wird es zur Pflicht, an die Grenzen zwischen Dichtung und Wissenschaft zu erinnern und gegen die fortwährende Störung und widersinnige Aufstachlung des poetischen Geistes zu protestiren, eines Geistes, der sich unmittelbar und rein aus der Fülle der Erscheinungen entwickeln soll und mit diesen fortwährenden Dekretirungen neuer Zeitalter, epochaler Wandlungen wahrhaftig nicht geweckt wird. Einen und zwar den gewaltigsten Unterschied vergessen die Verkünder des großen Satzes: „Unsre Wissenschaft (unter Wissenschaft verstehen sie lediglich die Naturwissenschaft) schreitet beständig vor, und die Litteratur bleibt beständig zurück." An der Förderung der Wissenschaft können, führende Geister und gute Methoden vorausgesetzt, unzählige methodisch geschulte Hilfsarbeiter teilnehmen. Die experimentelle Arbeit auf diesem Ge-

biete kann geteilt werden, wird geteilt. Die Dichtung beruht einzig und allein auf dem Vorhandensein und der Stärke des individuellen Talents, und selbst die Anfänge, die wir von sogenannter experimenteller Poesie namentlich im Romane sehen, entkräften diese einfache Wahrheit nicht und heben den tiefgehenden Unterschied zwischen der wissenschaftlichen und der künstlerischen Arbeit auch in in dieser Beziehung nicht auf.

Goethe und die Gräfin Lanthieri

Von J. Minor.

Die Gesellschaft, die Goethe im Jahre 1786 in Karlsbad vorfand, nennt er in einem Briefe an die Frau von Stein „recht artig." Als die Königin des Kreises aber erschien Herder die Gräfin Lanthieri, eine geborene Gräfin von Wagensperg aus Grätz. Auch Goethe redet von der „schönen Gräfin", welche die Imhof wenig glücklich gemalt habe (an die Stein II, 336); er nennt sie gar gut und brav, und er erzählt in der italienischen Reise, daß die Gräfin L[anthieri], als sie merkte, daß er fort wollte, auch einen entsetzlichen Trumpf darauf gesetzt hatte, ihn zu halten. „Ich ließ mich aber nicht hindern, denn es war Zeit." Auf der italienischen Reise gedenkt er der Gräfin wiederholt: in Torbole findet er zum erstenmale die weißen kleinen Feigen als gemeine Frucht, die ihm die Gräfin Lanthieri verheißen hatte; im Theatro S. Lucca in Venedig findet er, daß eine Schauspielerin der Gräfin Lanthieri sehr ähnlich sieht. Nach den unten abgedruckten Briefen ist ferner kein Zweifel, daß auch die Dame von seiner Karlsbader Bekanntschaft, deren er in dem Bericht aus Neapel vom 27. Mai 1787 gedenkt, die Gräfin Lanthieri gewesen ist. Er schreibt dort: „Ich fand eine liebenswürdige Dame, mit der ich vorigen Sommer in Karlsbad die angenehmsten Tage verlebt hatte. Um wie manche Stunde betrogen wir die Gegenwart in heiterster Erinnerung! Alle die Lieben und Werten kamen wieder an die Reihe, vor allem der heitere Humor unseres teuern Fürsten [Karl August]. Sie besaß das Gedicht noch, womit ihn bei seinem Wegritt die Mädchen von Engelhaus überraschten. Es rief die lustigen Szenen alle zurück, die witzigen Neckereien und Mystifikationen, die geistreichen Versuche, das Vergeltungsrecht an einander auszuüben. Schnell fühlten wir uns auf deutschem Boden, in der besten deutschen Gesellschaft, eingeschränkt von Felswädnen, durch ein seltsames Lokal zusammengehalten, mehr noch durch

Hochachtung, Freundschaft und Neigung vereinigt. Sobald wir jedoch ans Fenster traten, rauschte der Neapolitanische Strom wieder so gewaltsam an uns vorbei, daß jene friedlichen Erinnerungen nicht festzuhalten waren."*)

Das Gedicht, das von Goethe zum Abschied Karl Augusts für die Engelhäuser Bäuerinnen gedichtet wurde und das auch in unsern Briefen Erwähnung findet, ist seit dem Jahre 1836 in den Werken zu lesen (Hempel 3, 318 ff.) und lautet:

Abschied an den Herzog im Namen der Engelhäuser Bäuerinnen.

Karlsbad 1786.

Ist es denn wahr, was man gesagt? —
Dem lieben Himmel sei's geklagt! —
Verläßest du die Königsstadt,
Die dir so viel zu danken hat? —
Denn bis zu uns nach Engelhaus
Erschallet lang' dein Ruhm heraus,
Daß deine Freundlichkeit und Gnad'
Allen dreifach gesegnet das Bad;
Denn nicht der Pole freut sich dein,
Es freut sich nicht der Jud' allein,**)
Es freut sich dein auch jeder Christ,
Daß du so mild gewesen bist.
Und wer das nicht erkennen wollt',
Für einen Heiden gelten sollt'.
Doch die nach dir am meisten schaun,
Sind gewiß alle schöne Fraun,
Die du, o edler Brunnengast,
Löblich und fein gewartet hast;
Die beißen alle mit Verdruß
Aufs Muß als eine harte Nuß.
Es scheinet ihnen alles alt,
Das Thal zu weit, der Sprudel kalt;
Ein Strom aus ihren Augen quillt,
Der ärger als die Tepel schwillt;
Und flöss' der Strom den Berg herauf,
Er hielte dich im Reisen auf.
In deren Namen stehen wir,
Von Engelhaus die Nymphen, hier
Und wünschen dir zur frühen Zeit
Von allen Heil'gen das Geleit.
So viel Kanonenschüsse geschwind
Vorm Elefanten gefallen sind,
So manchen Fall Gurofsky erzählt***)
Und keuscher Frauen Ohren quält,
So manche Kollatscher man früh und spat,
Bei dem Kurfürsten gebacken hat:
So vielen Segen nimm mit fort,
Von dem heilsamen, schönen Ort!
Und wie vom heißen Sprudeltrieb
Dir niemals was im Leibe blieb,
So laß in deines Herzens Schrein
Die Freunde desto fester sein!

Man wird in den folgenden Briefen mit Interesse eine nähere Charakteristik der Gräfin Lanthieri lesen, in der sie eine schöne offene und reine Seele, voll Licht und wahrer Herzensgüte, nicht bloß von Bücher-, sondern auch von Weltkenntnis genannt wird. Man wird mit noch mehr Teilnahme erkennen, daß sie Goethes Zuneigung ebenso warm erwiderte und ihm, wenn sie ein Herz zu verschenken gehabt hätte, es gern geschenkt hätte. Leider ist der Brief

*) Über die Gräfin Lanthieri vgl. Düntzers Ausgabe der italienischen Reise (bei Hempel), Seite 22, 633; aber auch 314, 806. Die Schriften der Goethegesellschaft II, 5. 13. 51. 137. 369 ff.; wo auch eine andre dieser „geistreichen Neckereien" erzählt wird.

**) Vgl. Goethe an die Stein (II, 336): „Imhof hat den famosen Juden sehr, die schöne Gräfin weniger glücklich gemalt"?

***) „Der von König Friedrich Wilhelm II. im Jahre 1787 gegrafte Kastellan Raphael von Gurowsky?" Katalog der Goethe-Ausstellung 1861, S. 16.

der Lanthieri selbst, der die Beilage zu dem zweiten unsrer Briefe bildete und ihrem Gespräch freilich nicht gleichgekommen sein soll, auf Verlangen wieder zurückgeschickt worden und daher für uns verloren.

Die beiden Briefe stammen aus dem Schillerarchiv des Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm zu Greiffenstein ob Bonnland. Sie lagen in einem Konvolut aus dem Nachlaß von Schillers Schwiegermutter, der Frau von Lengefeld. Die Adressatin ist Karoline von Beulwitz, die spätere Schwägerin Schillers. Über die Person der Schreiberin selbst vermag ich nichts beizubringen, als was sich aus den Briefen selbst ergiebt; aber die Personen, von denen sie redet, sind in der Goethelitteratur wohlbekannt. Daß Goethe in Karlsbad alle Abende vorlas und auch seine ungedruckten Sachen (Briefe an die Stein II, 336; Italienische Reise 157, 630), ist bekannt; hier erfahren wir zum erstenmale, daß er auch den Faust unmittelbar vor der italienischen Reise vorgelesen hat. Fräulein von Asseburg kommt in Goethes Briefen (Schriften der Goethegesellschaft 2, 3 und 268 ff.) und im Herderschen Briefwechsel vor (Düntzer. Von und an Herder 1, 126. 129), in welchem gleichfalls auf die „preußische Patriotin" gestichelt wird. Die zwei Hannoveraner, die Goethe in Rom begegnet sind, haben wir in den Malern Rehberg, Dies oder in Pape zu suchen (Düntzer, Index zur Italienischen Reise; Goethejahrbuch 4, 317). Den Herderschen Aufsatz „Liebe und Selbstheit" las die Schreiberin in der ersten Sammlung der Zerstreuten Blätter, die 1785 erschien (I, 309; früher im Dezemberheft des Merkur 1781 erschienen). Die Briefe lauten, abgesehen von einigen entbehrlichen Nachschriften, wie folgt:

Rehburg, d. 14ten 8ber 1786.

Seit 2 Monaht, daß ich von Carlsbad zurück bin, wollte ich Ihnen, liebe Frau von Beulwitz, jeden Posttag schreiben, aber ich bin so mit Schmausereyen die hier in meinem Hause gehalten werden musten, beschäftigt gewesen, daß ich zu nichts kommen konnte.

Wie ich von Hannover höre, ist Ihr Herr Gemahl von unserm Hofe in Wezlar presentirt, so sind Sie nun halb unsre Landsmännin; wenn dies Sie gar noch einmahl ganz zu uns führte! Der Aufenthalt in Wezlar wird Ihnen, glaube ich, gefallen, wenigstens werden Sie unter der großen Anzahl Menschen, die sich dort, teils durchreisend, teils ihrer Prozesse wegen aufhalten, viel Auswahl treffen können. Werden Mama Lengefeld und Lottchen mit Ihnen gehn? Die Trennung würde Ihnen schmerzhaft seyn.*)

Haben Sie Nachricht von Freund Reibniz? Wir noch nicht. Die Posteln hat Ihnen wahrscheinlich unsern Lebenslauf in Carlsbad nach Ihrer Abreise berichtet. Göthe hat viel vorgelesen, unter andern Doktor Faust und so schön, daß meine beiden Freundinnen Lenthiery und Fräulein Asseburg mich recht bedauerten, es nicht gehört zu haben, ich bedauerte (b) mich damals schon selbst darum und

*) Eben da ich zumachen will, erfahre ich, daß es ein andrer Herr v. Beulwitz und nicht Ihr Herr Gemahl der presentirt ist — meine Freude war also vergebens, daß Sie nun halb unser wären. —

noch hinten nach jedes mahl, wenn ich dran dencke. So sehr ich das Anhängen à la Reisda hasse, so verdrießt es mich doch mich nicht einmahl mit unbescheidener Bitte zugedrängt zu haben, denn bey dialogirten Stücken ist es von vorzüglichem Wehrt, sie von dem Autor selbst lesen zu hören, überhaupt ist es mir unersezbar, Göthen nicht selbst seine Stücke haben lesen hören. Herders habe ich wenig genoßen, da sie 5 Tage vor unsrer Abreise erst hinkamen. Die Frau ist ein wahrer Engel, ich lieb sie sehr, sie ist so rein, so sanft, so fest und so klug, und die liebliche äußere Raphaelsche Gestalt dazu, die gleich durch den ersten Eindruck Herz und Auge wohl thut. Herders Genie und wissenschaftliche Vorzüge, die ihn zum seltnen Menschen machen, abgerechnet, so ist sie eigentlich meinem Herzen noch lieber wie er. Sie bleibt mehr auf den Füßen, wie man es doch nun einmahl in diesem Leben muß, wo man Schritt vor Schritt durchgehn soll, und er schwebt bey seinen Handlungen in der Betrachtung wie die Dinge seyn sollten (c) gewiß oft über das richtige Ebenmaaß hinaus wie sie sind. Dennoch aber ist er ein lieber lieblicher Mensch von dem ich fast in jeder Unterredung die ich anhörte, (denn ihn selbst habe ich wenig gesprochen) immer einige ausgezeichnete ihm ganz eigenthümliche Gedanken hörte, die kein andrer Mensch als Herder hätte sagen können. Ich wäre gern noch 14 Tage geblieben, vielleicht wären wir uns alle näher gekommen.

Die Lenthiery haben wir viel gesehn und wirklich genoßen, es ist eine schöne, offne, reine Seele, voll Licht und der wahren Güte, die sich gewiß immer bey ächter Klarheit des Geistes findet. Sie hat sehr glücklich gemischt Bücher und Welt Kenntniß und daher, so wie es seyn muß, Interes und offnen Sinn für alles; es sind gar keine dürren Aeste in ihrem Verstande. Göthe gefiel ihr ganz ausnehmend, si j'avois un cœur a donner, sagte sie, je le donnerai a Göthe; nachher glaube ich, hätte sie es unter Herder und Göthe getheilt, denn sie liebte beyde, ich habe ihr Herders „Liebe und Selbstheit“ vorgelesen und sie fühlte es ganz wie es ist.

Unsre Rückreise hat nichts vorzügliches dargeboten; schlechte Wege, einförmige Gegend, elende schmuzige Wirtshäuser, Ronneburg welches mir nicht gefiel, zuletzt Halberstadt wo ich Gleim und Tiedge kennen lernte und die Spiegelberge sah. Braunschweig oder vielmehr Salzdahlen ließ mir durch einige sehr schöne Gemählde aus der Gallerie, den lezten angenehmen Eindruck zurück ... Kennen Sie Gleim? ein guter freundlicher lebhafter Alter; der ehrliche, fröliche, rechschaffne Mann Gleim, ist mir eigentlich lieber als der Dichter Gleim, der mir nicht so außerordentlich genügt.

Liebe Frau von Beulwitz, wann bekomme ich die Verse die Sie mir versprachen? Halten Sie doch Wort.

Vergelten Sie nicht, wie wir es verdienten und schreiben uns bald; wir dachten zwar oft an Sie, und mit dankbarer Erinnerung an Ihre Freundschaft für uns in Carlsbad zurück, an unsre schönen Spaziergänge auf 3 Kreuzer Papiermühle, Hirschsprung und die Capellchen. Lassen Sie jezt unsre Gedanken bisweilen um 5 Uhr beym Thee zusammen treffen. Wie geht es Ihrer Gesundheit, liebe Beste? Die Helfte meiner Uebel bin ich los, nemlich den Schmerz in der Seite, aber das grausame Reißen im Kopf will noch nicht weichen so bald naße feuchte Witterung eintritt, meine Schwester ist etwas besser. Könnten wir doch künftiges Jahr alle wieder hin zu der schöne Quelle und dann wieder mit Ihnen, liebe Lengefelds, zusammen treffen. ich umarme Sie liebe Mutter und Töchter alle drey herzlich und bitte um die Fortdauer Ihrer Freundschaft.

v. Grawmeyer.

Rehburg, den 18ten Merz 1787.

Wer zu viel haben will, hat oft eben daher nichts, so geht es mir auch, liebe Freundinn, seit dem Empfang Ihres Briefes; ich wollte einen langen Brief drauf antworten, immer fand ich dazu nicht Zeit genug so blieb es denn von einem Posttage zum andern bis jetzt, aber heute soll nun auch der Brief fort, er werde kurz oder lang.

Wie sehr haben Sie mich erfreut, liebe Theure, durch die Mittheilung Ihrer Verse. Ja es sind wie Sie sagen Hauche der Seele, voll ächter Wahrheit des Gefühls, welches Rede und Schrift des Menschen so wehrt macht der sich ihm überläßt, sie sind so kunstlos und können doch durch ihre Richtigkeit gewis vor dem kritischen Auge der Kunst bestehn. Die Richtigkeit der beobachteten Regel ist zwar für mich nur immer ein schöner reizender Nebenwehrt, aber die wahre lebhafte Darstellung des innersten Gefühls giebt für mein Herz der Poesie den höchsten Wehrt, und der liegt, so ganz meine Seele befriedigend, in der Ihrigen. An: „die Liebe", das ist (b) Odem der Liebe selbst! und es thut dem Herzen wohl dabey wenn man denkt daß diese Empfindungen durch den Gatten entstanden, also dieses Lüftchen sicher den Nachen Ihres Lebens forthauchen wird. Die Erinnerung an die Gegend von Vevays, weiß ich auswendig, und sehe alle die Gegenstände im Bilde vor mir, und frage dann bisweilen das verschleyerte Schicksal: ob mir dieser Anblick auch einst werden soll? Aber „das Auge irrt in trübe Ferne, sieht nur Nacht und Nacht und immer Nacht". —

Göthe hat diesen Winter in Italien zugebracht, zwey Hannoveraner haben ihn in Rom begegnet und sind ganz von ihm eingenommen. Ich denke er ist über Gräz gegangen um die Lenthiery zu besuchen, denn er schäzt sie ganz so wie es ihre schöne liebe Seele verdient. Göthe hat gar närrische Verse gemacht in Carlsbad, ich will sie Ihnen hier beylegen mit dem Brief der Lenthiery, es ist zwar schon etwas verjährt aber ich denke (c) Sie haben im Merz noch das gleiche Interes für Carlsbad wie im Xber da Sie mir schrieben. Schicken Sie mir aber den Brief bald wieder, meine Beste; ich will ihn doch aufheben, er ist ganz wie die Lenthiery spricht — aber sie spricht dennoch besser als sie schreibt.

Ach! es wird kein Carlsbad für mich seyn dieses Jahr! auch fordert es meine Gesundheit nicht so dringend wie im vorigen, und ohne sehr erwiesene Nohtwendigkeit reist man nicht, wenn man den Ruf einer guten Hausfrau nicht verscherzen will, aus Westphalen nach Böhmen. Vielleicht möchte künftiges Jahr aber der Fall wieder eintreten, denn in der Art wie meine Uebel, insbesondre der lästige Schmerz in der Seite, immer leise drohen, glaub ich doch ich werde mich nur bis dahin hinhalten.

Ich komme einer andern schönen Gesundheitsquelle, aber auf immer, sehr nahe in diesem Sommer zu wohnen. Mein Mann erhält ein andres Amt 2 Stunden von Pirmont. Thäte Ihr Arzt doch den Ausspruch daß diese stärkende eisenhaltige Quelle Ihnen jetzt vorzüglich zuträglich wäre! dann kämen Sie erst zu mir, hielten in Ohsen, (so heißt (d) mein künftiger Wohnort) Ruhetage nach der langen Reise, und die Posteln und ich, begleiteten Sie dann nach Pirmont. Morgen reise ich auf einige Tage nach Ohsen um mich zu besehn denn ich kenne es noch nicht, die Lage soll vortrefflich seyn an einem schönen schiffbaren Fluß, die Weser, nahe bey dem Schlachtfelde von Hastenbeck. Einen Theil des Hauses, das schön seyn soll, macht ein Thurm aus, in welchem Kayser Karl der Große den König Wittekind gefangen hielt. Nahe bey uns liegen die Rudra der Arminius Burg, also rund um uns her, und unter unsern Füßen sehr merkwürdiger Boden. Kommen Sie

nur, ich will Ihnen zum Lhon den Geist des Königs Wittekind einladen, Reibniz hat mir nicht geschrieben, machen Sie ihm mein Compliment und er hätte nicht Wort gehalten mit der Ueberschickung der ledernen Geldbeutel.

Sie werden nun schon wißen daß kein H. v. Beulniz von unserm Hofe presentirt ist in Wezlar, sondern ein Hannoveraner, ein Herr v. Bronner. Leben Sie recht wohl, meine Liebe, empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter und Lottchen, und behalten Sie Liebe für Sara und mich.

v. Grawmayr.

Sind Sie nicht in Weimar gewesen? sagen Sie mir doch etwas von Herders? insbesondre von ihr die ich mehr liebe als ich es ihr bey so kurzer Bekanntschaft äußern durfte.

Wolf Baudissin

(geb. den 30. Januar 1789)

Von Robert Waldmüller

Im Monat Mai des Jahres der deutschen Erhebung, des Jahres 1813, erhielt in Kopenhagen ein junger dänischer Legationsrat die Weisung, sofort mit dem dänischen Minister Kaas nach Dresden zu reisen, wo zwischen Dänemark und Frankreich ein Bündnis mit Napoleon abgeschlossen werden sollte. Der junge Mann, zwar in Kopenhagen geboren, aber aus holsteinischem Geschlechte, eilte zum König und erklärte ihm ehrfurchtsvoll, daß er aus sehr ernsten Gewissensbedenken diesen Auftrag nicht übernehmen könne. Der König wiederholte seinen Befehl und schloß mit den Worten: „Glückliche Reise"! Der junge Mann begab sich in großer Aufregung zu seinem Vater. Aber dieser, an soldatischen Gehorsam gewöhnt, bedeutete ihm, der Staatsdiener habe zu gehorchen; nachher könne er seine Entlassung nehmen. So wurde denn in Gesellschaft des Ministers die Reise angetreten, zunächst zur See, dann weiter zu Lande. In Rendsburg machte der Minister Nachtquartier; seinem Begleiter bewilligte er auf dessen Bitte Urlaub bis zum folgenden Tage, wo beide in Altona wieder zusammentreffen wollten. Im Hause des Grafen Fritz Reventlow, zu dem sich der Beurlaubte begab, reifte während einer schlaflosen Nacht ein Verzweiflungsplan in ihm. Er verschaffte sich einen starken Hammer, trat damit frühmorgens in das Zimmer des ebenfalls dort weilenden deutschgesinnten jungen Arztes Hegewisch, und bat ihn: „Zerbrechen Sie mit einem derben Schlage meinen linken Oberarm; hier lege ich ihn über zwei Stühle"!

Der erstaunte Arzt willigte nach mancher Widerrede ein, verlangte aber zuvor die Benachrichtigung des Hausherrn. Dieser kam, und soweit es das persönliche Recht betraf, die Teilnahme an jenem Bündnisauftrag zu verweigern, widersprach er nicht. Aber, meinte er, dazu brauche es keines Verstümmelns, dergleichen Auskunftsmittel seien Sache militärscheuer Konskriptionspflichtiger; vielmehr empfehle sichs, in einem Briefe an den König die bereits vorgetragene Bitte „nach reiflicher Überlegung“ schriftlich zu wiederholen, und zwar mit dem Hinzufügen, man unterwerfe sich jeder Strafe und erwarte hier den Ausgang. Und auf Graf Baudissins Einwand — denn er war es, von dem ich erzähle — sein gütiger Wirt werde durch einen solchen Brief unfehlbar mit in die Untersuchung verwickelt werden, lautete Graf Reventlows patriotische Antwort: „Das würde ich als eine Ehre betrachten!“

Wie die Sache weiter verlief, werde ich noch berichten. Ich habe mit diesem kleinen Ereignis aus Baudissins Leben begonnen, weil unter den Lesern dieser Blätter den wenigen, denen das Glück seines Umgangs noch zu teil geworden ist, vor allem das Bild seiner späten Jahre vorschweben wird, und weil wir immer nur zu sehr geneigt sind, eine ungewöhnlich hohe Empfänglichkeit für die schönen Künste für etwas anzusehen, woneben energische Charaktereigenschaften zurückzutreten pflegen. Ich blicke nun zunächst auf Baudissins Kindheit.

Sein Großvater war Gouverneur von Dresden, und seine Großmutter eine Zinzendorf, eine Nichte des ja auch aus Dresden, aus der Pirnischen Vorstadt, stammenden Stifters der Herrenhuter Gemeinde. Sein Vater, Graf Karl Ludwig Baudissin, ebenfalls kursächsischer Militär, hatte infolge eines tödlich verlaufenen Duells seinen Abschied genommen und war in den dänischen Dienst übergetreten. Wie bekannt, war damals so ziemlich der ganze Kopenhagener Hof- und Regierungsdienst noch in den Händen des Schleswig-Holsteinischen Adels. Mit einer Holsteinerin, einer Gräfin Dernath, verheiratete sich denn auch der Vater Baudissins, und so verlebten die Kinder dieses Paares ihre Sommer auf dem schönen holsteinischen Familiengute Rantzau, während die Winter anfangs in Kopenhagen, später in Berlin zugebracht wurden, wo von 1801—1806 der Vater als dänischer Gesandter thätig war.

Beide Eltern hatten eine treffliche Erziehung genossen und waren von musterhafter Lebensführung. Dem Hauslehrer ihrer fünf Kinder, Friedrich Kohlrausch, wurde daher die ihm zugefallene Aufgabe nicht allzu schwer. Ein Briefchen, das der Knabe Wolf in seinem sechsten Jahre an seinen Vater schrieb, schalte ich hier ein; es hat einen gar so treuherzigen Ton. „Guter Vater, Nun mußt Du nicht mehr glauben, daß ich krank bin. Gestern war ich zum erstenmale mit Mutter im Garten, und spielte nachher mit den Brüdern auf dem Hof. Mutter hat mir Dam gelehrt, und auch ein wenig unbedeutend Schach. Ich wohne jetzt in Deiner Schlafstube, und da doch Jane sagt, ich

wäre ein kleiner Verstandskasten, so sage ihr, ich wohnte mitten in der Bibliothek. Ade guter Vater, komme bald wieder, mich verlangt nach Dir, auch um etwas von Asien zu hören, da sind so viele Tiere, und ich möchte recht viel von den Ländern hören, und Mutter weiß so wenig davon. Dein Wolf war recht krank, Grüße Lili und vergesse nicht Deinen Wolf." Der kleine Verstandskasten erlernte, seinen drei Brüdern und seiner Schwester voran, früh und mühelos Lateinisch, Griechisch und Französisch. Auch das Englische wurde ihm zeitig geläufig, und zwar so, daß er sich im fünfzehnten Jahre bereits an die Übersetzung des König Lear wagen konnte, eine von Schlegel selbst gelobte Arbeit, von der seiner Zeit ein beträchtlicher Teil durch den pseudonymen Shakespeareübersetzer Voth benutzt worden ist.

Dieser erste den Manen des großen englischen Dichters dargebrachte Tribut fällt schon in die Berliner Zeit. Als nach Berlin übergesiedelt wurde, hatte der Knabe sein dreizehntes Jahr erreicht. Bald darnach schenkte ihm sein Vater ein Reitpferd, erlaubte ihm auch, seinem Arbeitstriebe im Abschreiben und Ausziehen von Depeschen Befriedigung zu verschaffen. Mit seinem Lehrer Kohlrausch besuchte Wolf die Vorlesungen Fichtes und Schlegels, begeisterte sich für Glucks Opern, für die gediegenen Aufführungen der Zelterschen Singakademie; in einem öffentlichen Wohlthätigkeitskonzert spielte er Klavier. Dazwischen wurde ihm Gelegenheit geboten, auf den Kinderbällen des Hofes unter den Augen der Königin Luise Proben seiner Tanzkunst abzulegen, mit den preußischen Prinzen und Prinzessinnen zu verkehren, im väterlichen Hause die Ideen zur Veranstaltung einer scherzhaften Akademie der aufstrebenden Jugend anzugeben und dabei sich als Sekretär dieses Instituts nützlich zu machen. Füge ich noch hinzu, daß er das Hufelandsche Haus besuchen durfte, einen Sammelpunkt von Künstlern und Gelehrten, und daß er unter vielen andern heimischen und zugereisten Berühmtheiten dort im Jahre 1804 auch Schiller sah und sprechen hörte, so wird man die Fülle von Eindrücken fördernder Art ermessen können, unter denen der begabte, immer aufmerksame Knabe für die Universität heranreifte.

Im Herbst 1805, also noch nicht siebzehn Jahre alt, bezog er dann mit seinem geliebten Kohlrausch, von nun an dessen Studiengenosse, die Kieler Hochschule. Er sollte Jura studiren, um einst Diplomat zu werden; und er führte auch, wie schon hier gesagt werden mag, nach seiner gewissenhaften Weise das trockene Studium bis zu seinem im einundzwanzigsten Jahre bestandenen Examen getreulich durch. Aus jener Kieler Zeit stammte die Freude Baudissins an dem Vorlesen mit verteilten Rollen, einem gesellschaftlichen Verkehrsmittel, das in den damaligen Kreisen der Stolbergs, Reventlows, Bernstorfs, Baudissin-Knoops unter Teilnahme des dänischen Kronprinzen, sowie der Professoren Reinhold und Pfaff, sorgfältige Pflege fand. Im Herbst 1806 wurde nach Göttingen übergesiedelt. Es war nach der Schlacht von Jena. Versprengte

Preußen ohne Gewehr und Patrontasche füllten in langen Zügen die Landstraßen. Nahe vor Göttingen stießen die beiden Reisenden auf ein französisches Kürassierregiment.

Wir haben heute Mühe, uns in die damaligen Zustände und in die Empfindungen der damals lebenden hineinzudenken. Freilich, der Sieger hat immer die Annahme der überwiegenden Tüchtigkeit für sich. Aber hier spielte noch andres mit hinein. Der Staat Hannover, zu welchem Göttingen gehörte, war durch sein Herrscherhaus seit langem von England abhängig gewesen, und doch hatte England ihn nie ernstlich zu schützen vermocht. Dazu kam, daß die Wegnahme der dänischen Kriegsflotte durch die Engländer sich vorbereitete. In dem allgemeinen Wirrsal waren nicht wenige der Meinung, erst wenn die Welt von dem Joche der englischen Alleinherrschaft auf dem Meere durch Napoleon befreit sei, erst dann werde die Menschheit sich in Eintracht verständigen können. „Ich hasse die Engländer, wie ich noch nie ein Volk gehaßt habe," schrieb der Student Baudissin im September 1807, nachdem die Wegführung der dänischen Flotte zur Thatsache geworden war; „ein Volk, bei dem alles Thun und Treiben sich auf Gelderwerb gründet, das um seines Handels willen die ganze Welt des Friedens beraubt, spielt eine schändliche Rolle!"

Doch wo ein einziger Gewaltiger es dahin gebracht hat, für alle übrigen zu denken und zu handeln, nur das von ihm Gewollte schreiben und drucken zu lassen, da erlahmt nach und nach in weiten Kreisen der Sinn für die Politik. Wie gut durch Napoleon in dieser Richtung auch in Göttingen Fürsorge getroffen war, ist bekannt. Nur ab und zu — so während der Kämpfe in Tirol — wurde die Ungeduld wieder rege. Wie lange sollte es denn so fortgehen? Man saß ja wie in einem Nebel! In einem Briefe, den Baudissin an seinen Freund Hudtwalker in Hamburg schrieb, den spätern dortigen Senator, heißt es: „Kohlrausch fleht dich inständig an, und so auch ich, wenn du Berliner Zeitungen zu sehen bekämest, interessante Fakta zu exzerpiren und uns zu schicken; aber auf verblümte Weise. Hier sind diese erquickenden Blätter scharf verpönt. Nenne den Kaiser Napoleon Fiekchen (Sophiechen), den Erzherzog Karl ihren Doktor, eine gewonnene Schlacht Leibweh, die Tyroler Waldbären." Beiläufig wird noch folgendes Geschichtchen nach Hamburg eingeschmuggelt: Ein französischer Grenadier renommirt, er habe mit der Königin von Preußen getanzt. Die Leute fragen, was sie denn gesagt habe? Ce qu'elle a dit? antwortet er, elle a dit: Sacré dieu, comme ce grenadier danse bien!

Übrigens war unser Student viel zu emsig bei der Arbeit, als daß er anders als vorübergehend Zeit gefunden hätte, sich in den Rat der streitenden Mächte zu mischen. Hier sein tägliches Pensum, wie ers aus Göttingen für seine Schwester aufschreibt. „Des Morgens 7 aufgestanden, bis 9 Heidelberger Pandekten nachgelesen, um 9 Pandekten gehört, um 10

Kriminalrecht, um 11 deutsches Privatrecht, um 12 Generalbaß studirt, um 1 gegessen, um 2 Klavierstunde, um 3 Prozeß, welches eine Fundgrube aller Langenweile ist — ein Gebirge und Bleibergwerk, aus welchem der kleine Bergmann (so heißt mein unseliger Prozeßprofessor) alle Tage ein ganzes Haus voll ennui ausgräbt, auspocht, bereitet und wäscht. Die andern Collegia und Hefte kommen mir dagegen wie Romane vor." Aber wir sind noch nicht zu Ende. „Von 4—7, heißt es weiter, juristische Sachen gelesen, geschrieben und gedacht; von 7—8 Klavier gespielt, von 8—9 Thee getrunken, von 9—11 meiner Göttin, der Musik, geopfert." Wo bleibt die Kneipe? wird man fragen. Sie war für ihn nicht vorhanden. In demselben Briefe nimmt Baudissin auch von dem König „Morgen wieder lustik" ironische Notiz. „Morgen, schreibt er, ist Jerômes Geburtstag. Heut ist hier ausgerufen, daß kein Handwerker u. s. w. morgen arbeiten solle; heut Abend läßt der König in Kassel von seinen Kavalieren und Offizianten privatim eine neue Oper aufführen, worin eine Szene aus seinem jungen Heldenleben dargestellt ist, wie er nämlich eine Galeere voll Algierer Sklaven befreit, und morgen wird dies Ereignis auf allen Kasseler Theatern dem Volke vorgestellt. Der König hat gesagt, er bedaure, daß morgen nicht sein ganzes Königreich in Kassel sein könne, um den Jubel zu erleben."

Der Herbst 1808 brachte unserm Studenten eine Abschlagzahlung auf eine fast bis in seine Kindheit hinabreichende Forderung an die Gunst des Schicksals: eine Schweizerreise, die sich bis nach dem Lande seiner Sehnsucht, nach Italien, erstreckte. Freilich gelangte er nur bis Isola bella, aber der damalige Jean Paul-Kultus hatte ja dieses romantische Stückchen Erde zu einem Mekka verklärt. Heim ging es über die Simplonstraße, dann wurde trotz großer Schneehindernisse die Grimsel bestiegen und über Bern, Basel und Straßburg das freundliche Heidelberg wieder erreicht, wo Baudissin das Sommersemester verlebt hatte, im nahen Verkehr mit den beiden Voß, mit Brentano und Achim von Arnim.

Auf einem Ferienritte nach Jena wurde ihm dann im Jahre 1809 auch noch eine andre Sehnsucht erfüllt: er durfte Goethe besuchen. Aus dem darüber an seine Schwester geschriebenen Briefe will ich einiges mitteilen. Natürlich fehlt es darin nicht an überschwänglichen Worten; aber was wir heute so nennen, entströmte in jener vaterlandslosen Zeit dem natürlichen Herzensbedürfnis, in dem Kultus der großen deutschen Genien Ersatz zu finden für alles, was sonst dem nationalen Bewußtsein versagt war. So nannte der junge Baudissin auch den Altmeister Sebastian Bach gern einen Heiligen. Über Friedemann Bachs Werke war er so entzückt, daß er sie auf eigne Kosten drucken lassen möchte. „Es ist schändlich, schrieb er eines Tages an seine Schwester, daß die Deutschen, geistig das erste und göttlichste Volk in der Welt, noch so viel unbekannte Schätze haben." Kein Wunder, wenn er Goethen

unter die „Halbgötter“ versetzt, nachdem er sich schon früher einmal vermessen hatte, nicht sterben zu wollen, ohne ihn gesehen zu haben. Jetzt sollte ihm dieser Wunsch gewährt werden.

Goethe empfing die drei Studenten Baudissin, Kohlrausch und Hudtwalker gleichzeitig mit dem Professor Hofrat Hugo aus Göttingen in dem Mineralienkabinet des Jenaer Schlosses, nicht in seinem dortigen Arbeitszimmer, worin er auch speiste und schlief, und das, wie er sich entschuldigte, für den Empfang von Besuchen zu klein und schlecht sei. Hier nur einiges aus dem langen Bericht, den seine Schwester darüber empfing. „Ich schwöre, schreibt er, daß ich nie einen schöneren Mann von sechzig Jahren gesehen habe. Stirn, Nase und Augen sind wie vom olympischen Jupiter . . . Erst konnte ich mich nur recht an den schönen Zügen und der herrlichen braunen Gesichtsfarbe weiden; nachher aber, wie er anfing lebhafter zu erzählen und zu gestikuliren, wurden die beiden schwarzen Sonnen noch einmal so groß und glänzten und leuchteten so göttlich, daß, wenn er zürnt, ich nicht begreife, wie ihre Blitze nur zu ertragen sind. Mehrere Fremde haben über seine Härte und Steifheit geklagt, gegen uns ist er äußerst human und freundlich gewesen. Er hatte einen blauen Überrock an und gepudertes Haar ohne Zopf. Seine ehemalige Korpulenz hat er verloren und seine Figur ist jetzt im vollkommensten Ebenmaß . . . Man kann keine schönere Hand sehen als die seinige, und er gestikulirt beim Gespräch mit Feuer und einer entzückenden Grazie . . . Er spricht leise, aber mit einem herrlichen Organ und wie kommt er in die Stube, wie steht und geht er! Er ist ein geborner König der Welt.“

Auf einem Spaziergange, wozu Goethe seine vier Besucher auf den folgenden Tag in den botanischen Garten entboten hatte, rühmte Goethe Fichtes Reden an die deutsche Nation und sagte, Brennholz sei in dieser Zeit recht gut zusammengetragen, aber es fehle an einem tüchtig zusammenhaltenden Ofen. Wir wissen, daß Deutschland diesen Ofen noch bis in den Lebensspätherbst Baudissins hat entbehren müssen. Ihm selbst ist dieser Mangel in den nächsten beiden Jahren, nach dem Schlusse seiner Studien, wohl im stärksten Grade fühlbar geworden, denn nun war er als dänischer Legationsrat zu Stockholm in die diplomatische Laufbahn eingetreten und blickte den am großen Spieltisch des Völkerschachers sitzenden Personen in die Karten. Sein Chef, Graf Dernath, hatte alles daran gesetzt, Dänemark, das bereits Norwegen besaß, mit Napoleons Beistand noch durch die Gewinnung Schwedens zu bereichern. Er war damit gescheitert, wurde von seinem Posten abgerufen, und Baudissin rückte als Geschäftsträger in seine Stelle. Jetzt überschütteten der russische Gesandte und der Kronprinz Bernadotte den jungen Geschäftsträger mit Vorschlägen, die Dänemark bestimmen sollten, sich den Widersachern Napoleons zuzugesellen. Für den von Bernadotte geforderten dänischen Verzicht auf Norwegen bot der russische Gesandte, wie es scheint mit Englands Zustimmung, beide

Mecklenburg an, ferner schwedisch Pommern mit Rügen, vielleicht sogar preußisch Pommern, mit einem Worte: „zwei Dörfer in Deutschland für eins in Norwegen." Noch freigebiger auf Kosten Deutschlands war Bernadotte selbst; er versprach außer den beiden Mecklenburg noch Oldenburg, Hamburg und Lübeck. Bremen blieb wohl nur aus Vergeßlichkeit unerwähnt. Als im März 1813 die dänische Regierung Baudissin nach Kopenhagen zurück berief, um ihn nach Dresden zu Napoleon zu schicken, ereignete sich die eingangs erwähnte Auflehnung gegen den ihm gewordenen Auftrag. Ein Jahr Festungshaft zweiten Grades war seine Strafe. Aber ehe er die Hälfte dieser Zeit abgebüßt hatte, wurde zu seinem und unserm Glücke in den Gefilden Leipzigs Napoleons Macht gebrochen, und damit brachen auch Dänemarks vermessene Pläne zusammen. Zehn Tage darauf war Baudissin begnadigt. Dieser völlige Umschlag der dänischen Politik machte es ihm möglich, auf den Wunsch seines Vaters sich aufs neue im dänischen Dienste anstellen zu lassen. Er wurde bald darauf als Legationssekretär in das Hauptquartier der Verbündeten gesandt, und erlebte so in der Nähe das große Ereignis des ersten Einzugs der Verbündeten in Paris, die Wiedereinsetzung der Bourbonen, im Anschlusse daran den Wiener Kongreß mit seinem Zusammenströmen bedeutender und unbedeutender Persönlichkeiten. Im Jahre 1814 fiel ihm durch den Tod seines Vaters das Majorat Rantzau zu. Er entsagte endgiltig dem dänischen Staatsdienst, wurde in Ungnade entlassen, tröstete sich aber darüber, indem er Herz und Hand seiner ihm schon lange befreundet gewesenen Cousine gewann, der jungen Gräfin Julie Baudissin-Knoop. Sieben glückliche, nur leider bald durch Kränklichkeit seiner Gattin und durch dänische Scherereien getrübte Jahre lebte er dann in schöner Muße auf Schloß Rantzau seinen Studien. Als Mitglied der ritterschaftlichen Deputation trat er mit Dahlmann und andern für die von Dänemark bedrohten Schleswig-Holsteinischen Landesrechte ein. In den 1815 gegründeten Kieler Blättern verwandte er sich mit schönem Freimut für die Beschränkung des Adels, insonderheit für die Titelvererbung nur auf den ältesten Sohn, beim englischen Adel bekanntlich längst altes Herkommen.

Aber wie in Deutschland selbst der Zeit der großen Hoffnungen eine Zeit der großen Enttäuschungen folgte, so auch in den deutschen Landesteilen Dänemarks. Briefe Baudissins an Ernst Moritz Arndt waren von der deutschen Demagogen-Untersuchungskommission an den König von Dänemark geschickt worden, und obgleich diese Briefe keine Indiskretionen enthalten konnten, so genügte doch, wie es scheint, die darin sich äußernde deutsche Gesinnung, den Herzog von Holstein stark zu verstimmen, so stark, daß erst im Jahre 1840 der Thronwechsel in Dänemark Baudissin wieder in ein leidlich unbefangenes Verhältnis zum dänischen Hofe brachte. Er hatte inzwischen mit seiner Gattin zunächst drei Jahre lang in Italien gelebt; in engem Verkehr mit Kästner, von Stackelberg, Julius Schnorr, Thorwaldsen und andern Strebenden und

Schaffenden, in seiner Weise Kenntnisse und Eindrücke sammelnd und seinen Geschmack läuternd. Dann war er, durch Briefe von befreundeter Hand gewarnt, nicht in die Machtsphäre seines grollenden Landesherrn zurückgekehrt, sondern hatte, nach verschiednen wechselnden Aufenthalten, im Jahre 1827 sich in Dresden niedergelassen. Dort wurde ihm im Jahre 1836 seine erste Gattin, nach 22jähriger glücklicher Ehe, durch den Tod entrissen. Zwei Jahre darauf raffte er sich aus seiner Trauer wieder zu einer größern Reise auf, diesmal nach Griechenland, wo er gemeinsam mit Geibel und Curtius sich in genußreiche Studien über Land und Leute, über Einst und Jetzt vertiefte, um dann seine Schritte auch noch nach Konstantinopel und Smyrna zu lenken. Nach weitern zwei Jahren wurde ihm das Glück zu teil, von neuem einen Herzensbund zu schließen; er verband sich mit Fräulein Sophie Kaskel, einer kunstbegabten Tochter Dresdens. Bis an sein Lebensende wurde er nicht müde, für den Segen dieses Bundes dem Himmel zu danken.

Werfen wir nun einen Blick auf das, was Baudissin, dieser Fleißigste aller Sterblichen, auf litterarischem Gebiete geleistet hat. Außer den schon erwähnten Sprachen, von denen er sich keiner je ganz wieder entfremdete, beherrschte er in seiner gründlichen Weise Dänisch, Schwedisch, Italienisch und Spanisch. Tief in den Geist fremder Sprachen einzudringen, die in ihnen gedichteten Meisterwerke in sein geliebtes Deutsch zu übertragen, so vollkommen, daß ihre Eigenart gewahrt blieb, und daß sie doch nicht wie ein Fremdes anmuteten, das war seine große und schöne Leidenschaft.

Schon in Kiel lernte er abends im Bett spanische Vokabeln und Grammatik. Während seiner Festungshaft in Friedrichsort verwertete er seine unfreiwillige Muße zum Übersetzen von Dantes Hölle. Während seines Stilllebens auf Schloß Rantzau trat er mit seinem ersten Buche in die Öffentlichkeit, dem einzigen Geschichtsdrama Shakespeares, das Schlegel nicht übersetzt hatte, mit Heinrich VIII.; es ist später in die sogenannte Schlegel-Tiecksche Übersetzung aufgenommen worden. In Dresden bot sich ihm dann endlich Gelegenheit, sich den Übersetzern von Beruf zuzugesellen. Wie bekannt ist, hatte Tieck die Fortführung der von Schlegel begonnenen Shakespeare-Übersetzung zwar übernommen, aber aus allerlei Gründen es doch vorgezogen, diese mühevolle Arbeit lieber nicht selbst zu leisten, und so traten Tiecks Tochter Dorothea und Baudissin für den bequem gewordenen Alten in die Bresche. Unter den dreizehn von Baudissin übersetzten Stücken befinden sich, um nur die wichtigern zu nennen, außer Heinrich VIII., Othello, König Lear, Die Zähmung der Widerspenstigen, Ende gut alles gut, Die lustigen Weiber von Windsor und Viel Lärm um nichts. Das Honorar überließ Baudissin der Tochter Tiecks.

Über die Art, wie Tieck sich in der Anerkennung sonnte, welche die Schlegel-Tiecksche Shakespeareausgabe gefunden hat, will ich hier hinweggehen. Wie ich versichern kann, hat Baudissin sie ihm von Herzen gegönnt, war doch ein be-

rühmter Name nötig gewesen, um den Übersetzungen eine vorurteilsfreie Aufnahme zu verschaffen, und handelte sichs bei Baudissin doch zu allen Zeiten einzig um die Sache, nie um den Ruhm. Unverständlicher ist es, daß der Vorstand der deutschen Shakespearegesellschaft, als die Fortschritte der englischen Shakespeareforschung teilweise eine Überarbeitung auch des deutschen Textes nötig machten, ohne Hinzuziehung Baudissins sieben der von ihm übersetzten Stücke neu bearbeiten ließ und als Übersetzungen Tiecks (!) mit bloßer Hinzufügung der Namen der Bearbeiter herausgab. Gustav Freytag sagt darüber in der vortrefflichen Schrift, die dem Andenken Baudissins gewidmet ist: „Möge es den Herren von der Shakespearegesellschaft zur Befriedigung gereichen, wenn sie erfahren, daß Baudissin die Rücksichtslosigkeit, mit welcher sie sich auf seinen Stuhl gesetzt haben, schweigend ertrug, und beim Vorlesen zwar über das, was sie ins schlechtere geändert hatten, das Haupt schüttelte, aber jede Besserung, die ihnen gelungen, mit warmem Lobe begrüßte. Und doch wußte er, daß seine Arbeit Ehre und Stolz seines Lebens war." *)

Baudissin war damals längst als der wirkliche Übersetzer jener Stücke bekannt, und hatte auch unter seinem eignen Namen im Laufe der Zeit manche verdienstliche Arbeiten verwandter Art geliefert: den Iwein von Hartmann v. d. Aue, den Wigalois des Wirnt von Gravenberg, die Lebensbeschreibungen berühmter Spanier von Don Manuel Quintana, L'honneur et l'argent von Ponsard, vor allem aber seine mit Recht vielbewunderte Molière-Übersetzung, in der er durch den reimlosen iambischen Vers mehr, als dies bisher durch die gereimten Alexandriner möglich gewesen war, den geistvollen Verfasser des Tartuffe und des Misanthrope unserm Bühnengeschmack wieder zugänglich machte. Der erste Band dieses großartigen Werkes, das von der Frische und Arbeitslust des 76jährigen Meisters ein beredtes Zeugnis ablegte, erschien im Jahre 1865. Nahezu in dieselbe Zeit fällt jene Kränkung, die zum Glück seine Freunde in seiner Seele lebendiger und nachhaltiger empfunden haben mögen als er selbst; veröffentlichte er doch noch wohlgemut in seinem sechsundachtzigsten Jahre zwei Bände der Dramatischen Sprichwörter von Carmontelle und Leclercq, vorher schon mehrere Dichtungen Coppées, und endlich noch in seinem achtundachtzigsten Jahre, kurz vor seinem Scheiden aus dieser Welt, unter dem Titel „Italienisches Theater, eine Anzahl Stücke von Goldoni, Gozzi und andern.

Aber ich spreche von einem Manne, der wie wenig andre, sich zu einem

*) Bekanntlich giebt es auch noch andre Übersetzungen, die den Anspruch erheben, über den Baudissin-Tieckschen Shakespeare hinauszureichen, z. B. durch Worttreue, wobei hier und da erstaunliches zu Tage gefördert worden ist. So übersetzte ein heute noch mit Recht sehr beliebter Dichter zu Baudissins Lebzeiten die Worte Othellos Heaven stops the nose at it and the moon winks so: „Der Himmel hält sich die Nase dabei zu," statt: „Den Himmel ekelts" u. s. w. Und die Worte I'll smell it on the tree mit „Noch am Baume riech' ich," statt der so poetischen Wiedergabe bei Baudissin: „Dufte mir vom Stamme."

feinsinnigen Beherrscher des dichterischen Ausdrucks gebildet hatte, und da ist es wohl in der Ordnung, daß ich zu dem, was dem Leser etwa von seinen Leistungen in diesem Augenblicke vorschweben mag, einiges aus nicht allgemein zugänglicher Quelle hinzufüge. Kann man mit mehr Anmut für eine kleine Gefälligkeit danken, als es in folgenden Zeilen geschehen ist, die sich unter vielen andern Gelegenheitsgedichten in dem nach seinem Tode für seine Freunde zusammengestellten Gedenkbuch finden? Sie sind vom Jahre 1876 — man rechne nach —, Anakreon hätte es nicht schöner ausdrücken können!

Wenn Iris mit den bunten Schwingen,
Dem Adler gleich an raschem Flug,
Windschnell gen Troja Junos Botschaft trug,
Mocht' ihr die Luftfahrt leicht gelingen.
Du aber hast weit mehr als sie vollbracht:
Du kamst, so kurz vor dunkler Nacht,
Auf rauhem Pfade, steil und schmal,
Stiegst unverzagt ins tiefe Thal
Den Berg hinab, und ohne Wanken
Brachtst du das Buch, nach dem ich frug.
Wie fänd' ich Worte je genug,
Für so viel Güte dir zu danken?

Hier ferner aus dem Mai 1873 ein launiger Trinkspruch auf Meister Tieck bei der Feier seines hundertjährigen Geburtstages — der beste Beweis für Baudissins Anhänglichkeit an seinen langjährigen Freund:

Meister in Poesie wie in Kritik,
Ob deine Wahl romantisch, ob antik,
Uns dünkte, was du lasest, wie Musik.
Der Franzmann nennt dich wohl trop fantastique,
Doch Shakespeare winkt dir lächelnd speak, o speak!
In deiner Prosa, welche Mosaik
Von feinstem Witz, wie treffend die Replik
Im Dialog! Ja dieser ist, est hic
Ein Stern in unsrer Dichterrepublik,
Auf Deutschlands Au'n ein goldumstrahlter Pic.
Hoch laßt ihn leben, unsern Ludovic,
Den nie vergessnen, teuern Meister Tieck!

Aus dem Jahre seines zweiten Brautstandes endlich noch folgendes Gedicht:

In des Wagens dunkler Klause
Sitz' ich mit fünf stummen Bären,
All' in weiten grauen Mänteln,
Drei aus Böhmen, zwei aus Mähren.
Unsre zwölf gekreuzten Beine
Gleichen zwölf verschränkten Speeren,
Keiner spricht ein Wort, sie schlafen
Fest, als ob sie Tote wären.
Während die Gefährten schnarchen,
Brauch' ich nicht dem Schlaf zu wehren,
Denn ich denk' an dich, Geliebte,
Mit dem sehnlichsten Begehren;
Mal' im Geist mir heitre Bilder,
Wie bei meinem Wiederkehren
Wohl die Freude deine schönen,
Sanften Züge wird verklären,
Wie ich stündlich werde sinnen,
Dich zu lieben, dich zu ehren,
Immer nur von dir zu lernen
Oder neues dich zu lehren.
Immer schürend, unsrer Flammen
Reine, heil'ge Glut zu nähren,
Unsrer Seele echte Schätze
Nie zu mindern, stets zu mehren
Und im Guten, Wahren, Schönen
Einzusammeln goldne Ähren.
Welch Entzücken, wenn nicht länger
Wir von Ländern und von Meeren
Fern gehalten uns umarmen,
Innig, heiß, mit freud'gen Zähren.
Fahre hurtig, Schwager, blase!
Treibe deine müden Mähren!

Aber kehren wir zur Prosa zurück und werfen wir noch einen Blick auf das preisliche Naturel dieses merkwürdigen Mannes, der wohl das Greisenalter erreichte, aber nie ein Greis wurde.

Denn leider muß ich es mir ja versagen, hier von der Herzlichkeit seiner Beziehungen zu Verwandten und Freunden, von der Einfachheit seiner Lebensweise, von seinem patriarchalischen Verhältnis zu seinen Untergebenen und von der Thatsache zu erzählen, daß seine Pächter ihren Pachtzins aus freien Stücken erhöhten: so stimmte sich unter dem Einflusse seiner Herzensgüte die ursprüngliche Durchschnittsnatur der Menschen um.

War Baudissin einst ein Knabe von zarter Gesundheit gewesen, so bewährt sich an ihm der alte Erfahrungssatz, daß bei geregelter Lebensweise eine selbstgewählte, freudig rastlose Thätigkeit die Körperkräfte steigert und das Leben verlängert. Welche Strapazen er mit Leichtigkeit bestand, läßt sich schon aus einigen seiner Dauerritte entnehmen, bei dem damaligen Zustande des Postwesens freilich die herkömmliche Art des Reisens für junge Leute. Auf der Rückkehr von einer seiner Pilgerschaften nach Weimar saß er neuntehalb Meilen lang im Sattel, wobei man sich der schlechten Landstraßen jener Zeit erinnern mag. Auf seiner Reise durch das nördliche Schweden stieg er eines Morgens um 6 Uhr in den Bügel und kam erst um 11 Uhr nachts an sein Ziel. In 24 Tagen legte er auf dieser Reise 246 deutsche Meilen zurück, teils zu Pferde, teils in den sogenannten Skjudswägelchen, die ja noch heute nur ausnahmsweise von Sprungfedern wissen; und im Herbst 1877 gestattete dem fast neunzigjährigen seine Rüstigkeit noch wie so manches liebe Mal von seiner schönen Villa aus mit seiner Gattin das Wachwitzer Bergnest ohne Anstrengung zu ersteigen. Die Jurisprudenz freilich war ihm nicht freudig selbstgewählte Thätigkeit gewesen — vermutlich machte ihn deshalb die philosophische, nicht die juristische Fakultät in Kiel zum Ehrendoktor —, und auch die diplomatische Laufbahn hatte er nur seinem Vater zu Gefallen betreten. „Kann ich," so schrieb er aus Stockholm an seine Schwester, „wie es einem rechten Legationsrat gebührt, halbe Tage auf Kaffeehäusern und Sozietäten liegen, um Neuigkeiten auszuforschen?" Und er sagt, sein Gewissen sei beschwert, denn er liege keineswegs pflichtgemäß auf Kaffeehäusern und Sozietäten, verbringe hingegen täglich 5—8 Stunden mit Griechisch- und Spanisch-Lesen, Klavierspielen und Zeichnen, wobei seine Haupttendenz auf Italien gerichtet sei, auf das man sich mindestens drei Jahre lang vorbereiten müsse. Sein Wahlspruch war: „Kenne dich selbst, und wisse, wozu du auf Erden bist!" Er wußte, daß er nicht auf Erden war, um Depeschen für den König von Dänemark zu schreiben, und noch viel weniger, um in der vornehmen Welt seine Kräfte abzuarbeiten. „Nein", ruft er aus, „ich will in die große Welt der alten Helden, Dichter und frommen Seher, frei von allem äußern Zwang, und mit wenigen rechten Freunden." Wir wissen, daß er sich bald genug vom Staatsdienste freizumachen verstand. Als er sich noch mit diesem Plane trug, mag seine Schwester besorgt die Frage aufgeworfen haben: „Aber was dann?" Seine Antwort lautet, sie müsse nicht an ihm irre werden. Ob er dereinst selbst-

schöpferische Verdienste erwerbe, das ruhe im Schoße der Zukunft. „Aber," fährt er fort, „daß ich ein Leben ohne Liebe leben sollte wie die andern, daß ich in der großen Welt untergehen sollte, daß ich den Glauben verlieren sollte an Gott, an das Schöne, an die Natur, die Frauen, die Dichter und die Alten, daß ich gemein und liederlich werde, siehst Du, das ist rein unmöglich." Es liegt nahe, hier an die bescheiden hochherzigen Worte zu erinnern, mit denen Goethe in seinem Schmerze das Andenken Schillers feierte; aber ich schließe lieber mit einem Briefe, den Baudissin im September 1840 aus Kiel an seine Dresdner Braut richtete. Darin heißt es: „Ich stieg hinauf aufs Schloß, um die liebenswürdigste, gewinnendste, anmutigste Frau zu besuchen, die ich kenne. Meine Sophie braucht nicht zu erschrecken, sie ist 69 Jahr alt, aber wirklich noch immer ein Phönix von Liebenswürdigkeit. Gräfin Rantzau heißt sie, und ich möchte viel drum geben, hätte mein Herzenskind uns zuhören können. Als ich kam, nahm sie mich mit beiden Händen beim Kopf und küßte und lobte mich dafür, daß ich Dich gefunden. Darauf mußte ich ihr drei Stunden lang von Dir erzählen, dazwischen sagte sie die anmutigsten Dinge über Liebe und Herz, Vergangenheit und Zukunft. Zuletzt entließ sie mich mit den Worten: Adieu, Sie lieber Ausdruck von Glück, Herzensreinheit und gutem Gewissen." Dieser freundliche Dreiklang wird allen, die Wolf Baudissin gekannt haben, aus der Seele gesprochen sein.

Geographische Handbücher*)

Das Wissen ist und bleibt eins der sichersten Besitztümer, deren Menschen sich rühmen können. Freilich ist für alle ernsten Geister an der alten Wahrheit festzuhalten, daß wir geistigen Besitzes nur dann ganz sicher sind, wenn wir ihn aufs innigste umfassen und in uns aufnehmen, und daß einen andern Weg zu solcher Sicherung als den des Erarbeitens noch niemand gefunden hat. Das Vergnügen wissenschaftlicher Vertiefung liegt nicht an der Oberfläche, aber es ist da, es

*) Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn. Bisher sind erschienen: 1. Anthropogeographie oder Grundzüge der Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte von Friedrich Ratzel. 2. Handbuch der Klimatologie von Julius Hann. 3. Handbuch der Ozeanographie. 1. Band. Räumliche, physikalische und chemische Beschaffenheit der Ozeane von Georg von Boguslawsky. 2. Band. Die Bewegungsformen des Meeres. Von Otto Krümmel. 4. Handbuch der Gletscherkunde von Albert Heim. 5. Allgemeine Geologie von K. von Fritsch.

lebt, wenn auch in der Tiefe, wo es gesucht werden muß. Man kann es niemand aufdrängen, doch muß man gelegentlich darauf hinweisen, wenn es auch nur wäre, um den Anschein zu meiden, als sei das deutsche Publikum nur noch im Stande, sich von Brühe zu nähren und vermöge die Brocken nicht mehr beißen. Es wird immer einigen von Wert sein, von Büchern ernster Arbeit zu vernehmen, die bis in das Innerste eines Wissensgebietes hinein und hart bis an das Selbstforschen hinanführen. Ist nicht auch eine nationalpolitische Erwägung hier am Platze? Was alles von unserm Ansehen und unsern Erfolgen ruht doch auf dem gründlichen Lernen! Wenn unsre Bildung an Eleganz es nicht mit der romanischen aufnehmen kann und soll, so bewahre sie sich um so treuer den Vorzug der ehrlichen Vertiefung. Der Wert des Kernes geht doch immer über den der Hülle, mag diese noch so anziehend gestaltet sein. Und hauptsächlich ist wichtig, daß er so unabhängig von aller Schätzung ist, die andre ihm angedeihen lassen mögen. Wer ihn erarbeitet hat, der besitzt ihn als ein wirkliches Gut, dessen Wert keine Kursschwankungen des geistigen Verkehrs zu mindern vermögen.

Wir wollen hier von einigen Büchern sprechen, die zwar nicht zu den abschreckenden Werken der Gelehrsamkeit gehören, an die aber doch nur der hinantreten möge, dem es ernst ist mit der Wissenschaft, der zu lernen denkt und nach fest zu eigen werdendem und fortwirkendem geistigem Besitze strebt. Es sind Bücher, von denen jedes einzelne so recht aus der eingehendsten Beschäftigung mit seinem Gegenstande herausgeboren ist, ohne daß doch irgend eines den Stempel des Handwerksmäßigen an sich trüge. Das wahrhaft Anziehende und das dauernd Fesselnde bleibt doch immer das Originale. Wenn, wie in der Geographie, den Gedankenentwicklungen sich der rasche Wechsel der die ganze Erde umspannenden, aus allen Zonen und Ländern ihre Belege holenden Darstellung gesellte, gingen aus wissenschaftlichen Werkstätten Schriften vom höchsten Grade der „Lesbarkeit“ hervor, wie Humboldt, Buch, Peschel sie geschaffen haben. In der Handbüchersammlung, von der wir hier sprechen wollen, befindet sich ein und das andre Buch, das ein Erzeugnis ursprünglicher Gedankenarbeit ist und doch die Reize einer litterarischen Schöpfung nicht vermissen läßt.

Die Anthropogeographie von Friedrich Ratzel nimmt den Herder-Ritterschen Gedanken der Abhängigkeit der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit von den Naturbedingungen ihres Bodens, des Klimas, der Pflanzen- und Tierwelt wieder auf und sucht die Grenzen der Nachweisbarkeit dieser Abhängigkeit zu bestimmen. In besondern Abschnitten werden die Beziehungen besprochen, die zwischen den geschichtlichen Bewegungen und ihren Erzeugnissen, den Staaten, Ansiedlungen, Wander- und Verkehrswegen auf der einen Seite und den räumlichen Verhältnissen des Erdballs, der Verteilung des Landes und des Wassers, den Meeren, Seen, Flüssen, Gebirgen, der Küstenbildung,

den Inseln u. s. f. auf der andern Seite zu erkennen sind. Hunderte von Beispielen, von denen manche in breiterer Ausführung erscheinen, unterbrechen die Gedankenentwicklung. Daß die dabei zur Erörterung kommenden Probleme zu den fesselndsten gehören, die im weiten Gebiete der Geographie und der Geschichte zu finden sind, wird man nicht bezweifeln, wenn man sich nur erinnern will, daß seit Aristoteles und Thukydides die kühnsten und umfassendsten Geister sich immer von neuem zu ihnen hingezogen gefühlt haben. Daß aber die Schwierigkeiten auf dieser Bahn gewaltige sind, wird ebensowenig zu übersehen sein; handelt es sich doch darum, die ganze Erde zu umkreisen und dabei das vielgestaltigste ihrer Geschöpfe, die Menschheit, in allen ihren Gliedern nie aus dem Auge zu verlieren. Was das vorliegende Werk betrifft, so können wir es „mit seiner Fülle neu aufgestellter Probleme und deren Lösungsversuchen, sowie den überaus zahlreichen methodischen Lichtblicken ein ähnliches Geschenk für unsre Litteratur, wie Peschels »Neue Probleme« nennen" (Geographisches Jahrbuch 1884 S. 677). Die Darstellung ist nichts weniger als trocken oder steif, sie geht vielleicht eher an manchen Stellen in Originalität und Lebhaftigkeit des Ausdruckes weiter, als im Interesse ruhiger Erörterung zu wünschen wäre. Aber ebendeswegen lesen sich manche Kapitel des Buches geradezu spannend.

Julius Hanns Klimatologie entwirft ein Bild der klimatischen Verhältnisse der ganzen Erde, dessen Grundlinien gebildet werden durch eine genaue Darlegung der Gesetze, die die Verteilung der meteorischen Erscheinungen regeln, während Licht und Schatten und Farben durch die lebendige Schilderung des klimatischen Thatbestandes geliefert werden. Der Schwerpunkt des Buches liegt in diesen Beschreibungen, deren wir seit 20 Jahren eine lange Reihe in den Bänden der Zeitschrift der „Österreichischen Gesellschaft für Meteorologie" aus der Feder des Verfassers dieses Handbuches haben erscheinen sehen. Nicht bloß ausgedehntes Wissen und darauf begründete Fähigkeit der Kritik des höchst ungleichartigen Beobachtungsmaterials, sondern auch Kunst der Darstellung, wie A. von Humboldt sie im gleichen Fache bewährte, gehört zur Entwerfung solcher „klimatischen Landschaften." Hann besitzt diese Fähigkeiten in hohem Grade, und manche Abschnitte auch seines gelehrten Buches lesen sich geradezu fesselnd. Wenn man sich erinnert, daß der Wiener oder vielmehr Döblinger Meteorolog der Schöpfer der heute angenommenen Föhntheorie ist, daß aus seiner Feder wichtige Arbeiten über Wärmeabnahme in der Höhe geflossen sind, daß wir ihm die derzeit richtigste Darstellung der klimatischen Verhältnisse beider Halbkugeln und die logische Ausgestaltung der Theorie der Passate und Antipassate verdanken, braucht daneben die Gediegenheit der rein wissenschaftlichen Abschnitte dieses Buches über solares und physisches Klima, Land- See- und Höhenklima, Hilfsmittel der Klimatographie (S. 1—228), die der speziellen oder beschreibenden Klimatologie (S. 229—754) vorangehn, nicht besonders betont zu werden.

Albert Heims Gletscherkunde ist die erste erschöpfende Darstellung der Gletscher, ihrer Entstehung und Bewegung, ihrer Veränderungen und Wirkungen. Wir haben ein riesiges Sammelwerk über Gletscher und Firn von Dollfuß-Ausset, die Litteratur der Physik und Geographie besitzt ältere Werke über einzelne Gletscher und zahlreiche Monographien, die bestimmte Fragen der Gletscherlehre behandeln. Auch war vor mehr als dreißig Jahren eine kurze Zusammenfassung alles über Gletscher Bekannten, wissenschaftlich und doch verständlich, von Mousson herausgegeben worden. Das vorliegende Buch hat aber keinen Vorgänger gehabt und steht auch heute allein da. Heim ist einer der ersten Gletscherkenner und beherrscht die Gletscherlitteratur wie wenige. Er hat sich in seiner originalen Weise mit den Gletschererscheinungen seit Jahren denkend und beobachtend beschäftigt, und das Buch, das er geschaffen hat, ist daher kein Augenblickswerk. Es bespricht eingehend das Große wie das Kleine, die ersten Anfänge am obern Rande der Firnmulde, wo der Bergschrund klafft, und den Ausgang in den trüben, schlammerfüllten Gletscherbach. Aber nicht der Hauch des Studierzimmers weht durch die einzelnen Kapitel, die mancher reicher an Verweisungen und Anmerkungen wünschen möchte, sondern etwas von der Frische unmittelbarer Beobachtung und einer von Liebe zur Natur erfüllten Versenkung in die Probleme des Hochgebirges spricht uns wohlthuend daraus an. Eine Beigabe von hervorragendem Wert ist die schöne Gletscherkarte, die aus den Blättern Jungfrau und Aletsch der Eidgenössischen Topographischen Karte zusammengestellt ist.

Kein Zweig der physikalischen Geographie hat in den letzten Jahrzehnten so viel höchst wirksame Förderungen erfahren, wie die Kunde vom Meere. Den Meeresboden kennen wir in den allgemeinen Grundzügen seiner Gestalt erst seit dreißig Jahren. Es waren die Untersuchungen im Interesse der Kabellegungen, die in den fünfziger Jahren zuerst am Boden des nordatlantischen Ozeans einen überraschenden Gegensatz von Tief- und Hochebenen nachwiesen, der dann langsam weiter verfolgt wurde. Erst seit den systematischen Forschungen des „Challenger," der „Gazelle," der „Tuscarora" u. a. staatlich unterstützten Expeditionen der siebziger Jahre sind in allen befahrenen Meeren Bodenverhältnisse von vielfach ähnlicher, in einzelnen Fällen aber auch sehr abweichender Beschaffenheit erkannt worden. Noch sind unsre Vorstellungen von submariner Topographie sehr mangelhaft, aber wir wissen, nach welchen Grundsätzen der Meeresboden gestaltet ist, und jede einzelne Lotung findet nun ihren Platz, vervollständigt das Bild, das, die Karte der oberirdischen Topographie fortsetzend, uns die Formen des Meeresbodens sehen läßt. Die Theorie der Meeresströmungen bewegte sich vor 20 Jahren in dem Vorstellungskreis des großen thermischen Austausches an der Meeresfläche, des offnen Polarmeeres, der scharf gesonderten Meeresströme; seitdem hat man die Rolle der mehr oder weniger kalten Tiefseewässer im vertikalen Austausche

warmer und kalter Schichten und in den großen kalten Tiefseeströmen kennen gelernt, man hat den Einfluß der Luftströmungen auf die Bewegungen an der Meeresoberfläche als einen wesentlich anstoßgebenden nachgewiesen und in neuester Zeit den örtlichen Systemen der Küstenströme und der Brandungswelle ihre Bedeutung für die Küstenbildung zuerkannt. Gleichzeitig ist den Biologen in der nicht geahnten Fülle des Thier- und Pflanzenlebens in den Meerestiefen eine neue Welt aufgegangen, aus der auch ein Licht auf die Bildungsgeschichte des Meeresbodens und der geologischen Schichten fällt, die einst am Meeresboden lagen. Überblicken wir alle diese Fortschritte und deuten dazu noch an, was für Insel- und Riffbildung, besonders durch das Studium des Vulkanismus und der Korallenbauten, für die Kenntnis der Fjorde, der Schwankungen des Meeresspiegels, der Eisberge und des Treibeises noch geleistet wurde, so begreift man, daß auf keinem andern Boden das Erscheinen eines neuen Handbuches so willkommen geheißen werden mußte, wie auf dem der Ozeanographie. Seitdem Maurys Physical Geography of the Sea veraltet war, fehlte eine umfassende und gründliche Darstellung der Gesamtheit der hier einschlägigen Thatsachen und Theorien. G. von Boguslawsky, als Sektionsvorstand im Hydrographischen Amt der Kaiserlich Deutschen Admiralität und Herausgeber der „Annalen der Hydrographie" dazu vor allen berufen, übernahm es, das bis auf den kleinsten Baustein neue Werk, das der vorhin geschilderte Werdeprozeß der Ozeanographie erforderte, zu schaffen. Leider war es ihm beschieden, nur den beschreibenden Teil zu vollenden; der Tod rief ihn ab, ehe er die Hand an die Forsetzung legen konnte. Zöppritz, der sein Erbe übernommen hatte, folgte ihm ins Reich der Schatten, noch ehe er auch nur ein Kapitel ganz vollendet hatte. Seinen Nachlaß hat Otto Krümmel einer Darstellung der Bewegungserscheinungen des Meeres zu grunde gelegt, der das Gesamtwerk nun aufs würdigste abschließt.

Das zuletzt erschienene Werk unsrer Sammlung ist K. von Fritschs Allgemeine Geologie. Man kann nicht sagen, daß die deutsche Litteratur Mangel leide an Lehr- und Handbüchern der Geologie; am praktischen Bedarf gemessen oder mit der Zahl der möglichen oder wahrscheinlichen Käufer verglichen, sind sie sogar in Überfluß vorhanden. Aber damit ist nicht gesagt, daß nun jedes später kommende keinen Platz und vor allem keine Wirksamkeit finden könnte. Die Geologie ist von allen mit naturwissenschaftlicher Methode arbeitenden Disziplinen am meisten auf Hypothesen angewiesen. Ja sie erhebt sich auf einem Boden, der nicht der Natur angehört, sondern ein Gedankengerüst ist, mit dessen Sturz der ganze Bau dieser Wissenschaft fallen müßte. Die Plutonisten und Neptunisten stehen bis auf den heutigen Tag einander in strenger Sonderung gegenüber. Fechten sie keine harten Kämpfe mit weithinschallenden Waffen, so hält doch jede Partei zäh an dem Grunde fest, auf dem allein sie ganz fest bauen zu können glaubt. Die Eigenartigkeit des vor-

liegenden Buches, dessen Verfasser einer der auch im räumlichen Sinne erdkundigsten unter den deutschen Geologen ist, liegt hauptsächlich in der Kritik dieser hypothetischen Substruktionen. Fritsch ist gar nicht so fest von dem einst glühendflüssigen Zustande des Erdballes überzeugt, er könnte sich die Erde auch aus zusammenstürzenden Meteoriten und kosmischem Staub zur Kugel aufgehäuft denken. Die Vulkane sind ihm nicht zweifellos die Ventile eines feurigen Erdkernes, die Gebirgsbildung durch horizontalen Schub ist ihm so wenig ein Dogma wie die Horste und Einbrüche, die phantasiebegabte Geologen kaum minder kühn als die Vulkanisten Buchscher Observanz auf dem Antlitz der Erde erblicken. Dagegen kommt die Einzelbeobachtung bis ins Feinste und Einzelnste, z. B. bis zu den Schrammen der Holzschlaufen unsrer Gebirge, zur Geltung. Und so liegt der Wert des Buches überhaupt in der Unabhängigkeit und Sachlichkeit des Denkens, eine doppelt hoch zu schätzende Eigenschaft in der Wissenschaft der Geologie, welche wie keine andre Naturwissenschaft die Trennung in Schulen und das Schwören auf des Meisters Wort begünstigt.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Berichtigung. Die Verwaltung des Freien Deutschen Hochstifts in Frankfurt am Main sendet uns folgendes:

In Nr. 3 der „Grenzboten" wird in der Abteilung „Maßgebliches und Unmaßgebliches" unter dem Stichwort „Die Hampelmänner" unter anderm auch das Hochstift zu Frankfurt am Main erwähnt. Das darüber Mitgeteilte ist aber von Anfang bis zu Ende falsch.

Es heißt dort: „Kein andrer [Verein] genießt die — die Götter wissen wodurch verdiente — Ehre, im Geburtshause Goethes zu tagen. Wir haben uns oft über den Zusammenhang zwischen diesem Hochstift und diesem Nationalheiligtum der Deutschen unsre Gedanken gemacht."

Das Goethehaus, nicht das Geburtshaus Goethes, welches, wie der ungenannte Verfasser dieser Bemerkung wissen dürfte, von Goethes Vater gründlich umgebaut worden, so daß es nicht mehr als „Geburtshaus" bezeichnet werden kann, ist, seitdem es von der Familie verkauft wurde, in Privatbesitz gewesen und vielfach umgeändert worden. Das Hochstift hat es aus dem Privatbesitz erworben und in den frühern Stand setzen lassen, der in ihm das „Nationalheiligtum" nicht nur wiedererkennen läßt, sondern auch achtet und erhält. Ohne das Hochstift wäre dies „Nationalheiligtum" vermutlich längst einem Neubau gewichen. Nachdem so das Hochstift dieses „Nationalheiligtum" erworben und erhalten hat, steht sein Recht, dort zu tagen, wohl ebenso wenig in Zweifel, wie der Zusammenhang

„zwischen diesem Hochstift und diesem Nationalheiligtum der Deutschen," um welches sich außer dem Hochstift nie jemand gekümmert hat.

Den ungenannten Verfasser haben früher Porträte „ruhmbedürftiger Personen" gestört, welche „die Wände des größten Zimmers geziert" haben, und welche lauter „Meister" gewesen sein sollen.

Die Bilder haben nie die Wände des größten Zimmers geziert; sie haben im „Gemäldezimmer" des Herrn Rat gehangen. Dieses ist im zweiten Stock; das größte Zimmer ist das Thoranczimmer im ersten Stock. Diese Bilder sind keine Porträte ruhmbedürftiger Personen; es ist die dem Hochstifte vermachte Porträtsammlung des auf dem Gebiete der Porträtmalerei ebenso wie auf dem der historischen berühmten Carl Rahl († 1865), die dieser nach eigner Wahl und zu eigner Freude ausgeführt hat. Sie sind zudem keine von dem frühern Hochstifte nach der damaligen Gepflogenheit ernannte Meister; wohl aber sind es hervorragende Männer, deren Bilder wohl für jeden Interesse haben dürften, dem das geistige Leben seines Volkes nicht fremd ist. Es seien nur Namen wie Cornelius, W. v. Kaulbach, der Philosoph Feuerbach, Justinus Kerner, Hebbel, Friedrich Dahlmann genannt.

Der ungenannte Verfasser erzählt weiter, die Bilder seien in das Hofzimmer verbannt worden. Auch dies ist falsch. Das Hochstift besitzt jetzt eine Anzahl von Bildern von Schütz, Seekatz, Hirth, Junker, Trautmann, also von Meistern, die der Rat Goethe vorzugsweise beschäftigte: Werke von ihnen schmückten sein Gemäldezimmer. Um dieses seinem Charakter nach wieder herzustellen, sind diese Bilder jetzt dort aufgehängt worden. Die Rahlsche Sammlung ist in das sogenannte „Corneliazimmer" gekommen, dessen historischer Charakter noch nicht sicher festgestellt ist. Von einem „Verbannen" ist keine Rede. Damit fällt auch die Behauptung, die Veränderung sei vorgenommen worden, weil sich zu viel Besucher über die Anwesenheit der Bilder an diesem Platze aufgehalten hätten. Hätte der ungenannte Verfasser, statt die Autorität der Beschließerin anzurufen, bei seinen wiederholten Besuchen sich die jedermann zugänglichen Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes ansehen wollen, oder auch nur den Bericht über die Thätigkeit des jetzigen Hochstiftes gelesen, der in Nr. 104 und 105 der Beilage der Münchener Allgemeinen Zeitung (14. und 15. April 1888) erschienen ist, so hätte er sich den Vorwurf erspart, eine durch ernste Arbeit in kräftigem Aufschwung begriffene Anstalt durch falsche Angaben ohne Grund und Not in der öffentlichen Meinung herabzusetzen versucht zu haben.

—

Hierzu erhalten wir von dem Verfasser unsrer frühern Mitteilung folgende Erwiederung:

Durch die obige Erklärung werden in der That zwei Irrtümer berichtigt, die zum Bedauern des Verfassers in dem Aufsatze in Nr. 3 dieser Blätter enthalten sind. Wenn das „Hochstift" das Vaterhaus Goethes als Eigentum besitzt, so hat es allerdings das juristisch unanfechtbare Recht, es nach Gefallen zu benutzen, und wenn es das Haus „achtet und erhält," so ist das zwar selbstverständlich, doch soll ihm der Dank dafür nicht vorenthalten werden. Ferner wird mit Befriedigung Kenntnis davon genommen, daß in der Sammlung von Bildnissen sich auch solche berühmter Personen befinden. Vor Irrtümern ist ja niemand sicher. So irrt der Berichtiger, wenn er für die in dem besprochenen Aufsatze geäußerte Ansicht über die Bedeutung des Freien Deutschen Hochstifts die „Beschließerin" verantwortlich macht, und dem „ungenannten Verfasser" vorwirft, sich um die Berichte der Anstalt nicht gekümmert zu haben: gerade durch das Lesen

solcher Berichte hatte sich jene Ansicht gebildet. Wenn, wie es scheint, in den allerletzten Jahren andre Grundsätze die Verwaltung leiten, so wird das ohne Zweifel von Nutzen sein. Die weiteren Bemerkungen, daß das Haus nicht mehr Goethes Geburtshaus genann twerden könne, weil der Vater es hat umbauen lassen, daß die Bildnisse nicht in dem größten, sondern in einem der größten Zimmer gehangen haben und nunmehr nicht in einem Hofzimmer hängen, sondern in einem Zimmer, dessen Fenster nach dem Hofe sieht (oder vielleicht sehen — damit nicht wieder eine Berichtigung notwendig wird!) dürfte der Verfasser der Berichtigung selbst kaum für erheblich halten; und endlich wird als Nationalheiligtum, welcher Ausdruck auch Anstoß erregt zu haben scheint, wohl trotzdem das Haus am Großen Hirschgraben immer angesehen werden.

Litteratur

Volk und Nation. Eine Studie von Fr. J. Neumann. Leipzig, Dunker & Humblot, 1888

Was besagt der Ausdruck Volk, und was bedeutet Nation? Es giebt Leute, die hier keine Verschiedenheit sehen und die beiden Worte als synonym betrachten oder doch meinen, es lohne nicht der Mühe, Unsicherheiten des Sprachgebrauchs in Bezug auf sie zu untersuchen. Hierzu gehören Gelehrte der jüngsten Zeit wie Ahrens in seinem Werke über Naturrecht und Mohl in seiner Encyklopädie der Staatswissenschaften. Anders Bluntschli, dem „Volk" ein natürlicher Begriff, „Nation" ein politischer erschien, was er später dahin abänderte, daß er „Volk" als „Ausdruck für politische Einheit," „Nation" als „Kulturbegriff" definirte. Andre sagen, „Nation" sei das zu einem selbständigen Staate gewordene Volk. Der Verfasser unsrer Schrift unterwirft die Frage einer Untersuchung und gelangt zu dem Ergebnis, daß allerdings ein Unterschied zwischen beiden Ausdrücken sei, jene Definitionen aber nicht das Rechte treffen. Wir dürfen von dem Volke des Königreichs Württemberg, sogar von dem des Fürstentums Reuß und dem des Kantons Uri sprechen, würden uns aber lächerlich machen, wenn wir von einer württembergischen, einer reußischen, einer urischen Nation reden wollten. Zweifellos ist ferner, daß uns auch unzivilisirte Stämme und Horden als Völker erscheinen, nicht aber als Nationen. Besonders deutlich tritt sodann der Unterschied zwischen „Volk" und „Nation" in manchen Verbindungen dieser Wörter mit andern hervor: Volkslied z. B. ist nicht Nationallied, Volkstheater nicht Nationaltheater. Volksfest nicht Nationalfest, Volksbank nicht Nationalbank, und wir kennen wohl Volksfreude, nicht aber Nationalfreude, wohl einen Nationalstolz, aber keinen Volksstolz. Wir können den Gedankengang des Verfassers hier nicht weiter verfolgen und noch weniger die vielen Belege für seine Behauptungen, Widerlegungen und Einschränkungen auch nur zum Teil wiedergeben und müssen uns damit begnügen, die Ergebnisse seiner Betrachtungen mitzuteilen. Die Begriffe, die in politischen und sozialen Wissenschaften mit dem Worte „Volk" zu verbinden sind, fassen sich ihm in die Worte zusammen, daß „Volk" erstens heutzutage der unter allen Umständen zulässige Ausdruck für die Gesamtheit der Angehörigen

eines Staates, gleichviel, ob groß oder klein, mächtig oder schwach, ist. Eine zweite Definition ergibt sich, wenn der Fürst von oder zu seinem Volke spricht und wenn eine Volksvertretung die Rechte des letztern wahrnimmt, oder wenn es sich um den gesellschaftlichen Unterschied und Gegensatz zwischen der ärmeren und wenig gebildeten Klasse des Volkes und den in beiden Beziehungen besser gestellten Ständen handelt, wo erstere das Volk ist oder sein soll. Drittens bezeichnet „Volk" die auf gemeinsame Abstammung zurückzuführende Einheit. Die Angehörigen eines solchen „Stammes" erscheinen als Abkömmlinge derselben Ureltern, somit als natürliche Einheit, sind es aber in Wirklichkeit nicht. Was sie sind, läßt sich nach den Erörterungen unsrer Schrift mit ihr in die Worte kleiden: „Eine kleine Bevölkerungsgruppe, die infolge der Gemeinsamkeit äußrer Lebensbedingungen und eigenartiger Kulturanfänge ein eigenartiges gemeinsames Wesen gewonnen hat, welches sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt und sich vorzugsweise in gemeinsamer Mundart, gemeinsamen Charakterzügen, Sitten und Bräuchen, sowie in dem Gefühle der Zusammengehörigkeit zu äußern pflegt." „Nation" dagegen ist dem Verfasser „eine größere Bevölkerung, die infolge hoher eigenartiger Kulturleistungen einen eigenartigen gemeinsamen Charakter gewonnen hat, der sich auf weiten Gebieten von Generation zu Generation überträgt." Und will man nicht bloß definiren, sondern auch schildern, so wäre zugleich der Umstände zu gedenken, die auf solche Kulturverhältnisse von Einfluß zu sein und in denen sie sich zu äußern pflegen. Dann müßte man sagen: „Eine Nation ist eine größere Bevölkerung, die infolge hoher eigenartiger Kulturleistungen, insbesondre in Wissenschaft, Kunst und Litteratur oder in politischer Beziehung (auch mittels Assimilirung ursprünglich fremder Elemente durch die Mehrheit) ein gemeinsames Wesen gewonnen hat, das sich auf weiten Gebieten von einem Geschlechte auf das andre überträgt und sich namentlich in gemeinsamer Kultursprache, gemeinsamen Charakterzügen, Anschauungen und Sitten, sowie in einem lebhaft entwickelten Gefühle der Zusammengehörigkeit kund zu geben pflegt," welches sich, wie wir hinzusetzen, wenn die Umstände es gestatten, durch Bildung eines Einheits- oder Bundesstaates befriedigt.

Der Verfasser selbst verbirgt sich freilich nicht, daß alle diese Definitionen zu wünschen übrig lassen. Doch sind ganz scharfe Grenzen in diesen Dingen kaum möglich. Große und kleine Gebiete, höhere und niedrigere Kultur, mehr oder minder Assimilirungskraft sind Unbestimmtheiten, aber es sind solche, die schwer zu vermeiden sind, und die doch von der Wissenschaft nicht entbehrt werden können.

Die Leiden des Europäers im afrikanischen Tropenklima und die Mittel zu deren Abwehr. Ein Beitrag zur Förderung der deutschen Kolonisationsbestrebungen von Gustav Leipoldt. Leipzig, Dunker & Humblot, 1888

Seitdem weite Gebiete des tropischen Afrikas unter die Schutzherrschaft des Deutschen Reiches gestellt sind und in einigen die Anfänge von Niederlassungen Angehöriger des Reiches bestehen, die zur Einwanderung einladen können, gewinnen neben den rein wissenschaftlichen Fragen auch praktische erhöhte Bedeutung, und da hierunter die nach der schädlichen Einwirkung der tropischen Verhältnisse Afrikas auf die Natur des Europäers und nach den Schutzmitteln dagegen eine der wichtigsten ist, so heißen wir die vorliegende aus Reiseberichten über den schwarzen Erdteil zusammengestellte Schrift willkommen und teilen aus ihr einiges mit von dem, was sich auf die deutschen Besitzungen in Afrika bezieht. Von dem übrigen Inhalte bemerken wir nur, daß er zunächst die Eigentümlichkeiten des Tropen-

klimas in seiner Beziehung zum menschlichen Körper, die häufigen und die seltenen Krankheiten des Europäers in dieser Zone nebst den Mitteln zu ihrer Verhütung und Heilung, dann die rechte Lebensweise der europäischen Einwanderer in tropischen Gegenden behandelt, worauf er zu einem Ueberblicke über die Gesundheitsverhältnisse in den hierher gehörigen Einzelländern Afrikas übergeht und dabei auch die Landstriche am Mittelmeer, die Sahara, Nubien, die Gebiete am Blauen und Weißen Nil, dem übrigen Sudan, Mozambique und Sofala, den Kongostaat, Angola, Benguela und Madagaskar, sowie Oberguinea, das Kapland, Natal und die Republiken der Boers betrachtet, die uns hier weniger interessiren als die deutschen Schutzgebiete in Kamerun, Togoland, Damara- und Namaland sowie die Gebiete der Ostafrikanischen Gesellschaft Sansibar gegenüber und die Somaliküste.

Die Uferstrecken Kameruns sind im hohen Grade ungesund, weil von Fiebermiasmen heimgesucht, wogegen die Hinterlande bessere Luft haben, da sie höher liegen. Kongoland besitzt ein Klima, das vergleichsweise zu loben und jedenfalls günstiger als das von Senegambien, Sierra Leona und Liberia ist. Noch nie ist hier eine Krankheit epidemisch aufgetreten, wie dort z. B. das gelbe Fieber. Doch ist auch in diesen Strichen das Wechselfieber allgemein verbreitet. Damara- und Namaland sind außerordentlich gesund, weil sie an der Küste wasserarm sind und im Innern nur am östlichen Rande der Calahariwüste eigentliche Fieberherde haben, zu denen vorzüglich der Ngamisee gehört. Dagegen kann sich der Unvorsichtige bei dem Wechsel sehr heißer Tage und sehr kalter Nächte mit Eisbildung leicht starke rheumatische Beschwerden zu ziehen. Die Küste Sansibar gegenüber ist der Gesundheit äußerst gefährlich, namentlich erzeugt der von den Mangrovesümpfen kommende Nachtwind schlimme Fieber, die sich regelmäßig auch während der kleinen Regenzeit (am Schlusse des Jahres) einstellen, während sie in der großen (März, April und Mai), wo starke Winde wehen, seltner und im September, dem trockensten Monate, sowie im Juli, wo sich ein kräftiger Monsun einstellt, fast gar nicht auftreten. Das Hinterland von Sansibar, wo die Ostafrikanische Gesellschaft Besitzungen erworben hat, ist, obwohl teilweise sehr hoch gelegen, nicht frei von Tropenkrankheiten, doch bedrohen diese das Leben des Europäers nicht in dem Maße wie an der Küste. Fiebergegenden in beträchtlicher Höhe über dem Meeresspiegel sind die Gebiete von Taweta (das an den Fuß des Kilimandscharo grenzt) und am See Jpe, die Landschaft Teita, die Umgebung des Makatasumpfes in Usagara, und die des Naiwaschasees, der 1900 Meter über dem Meere liegt. Endlich giebt es in den obern Flußgebieten des Lufidschi, des Kingani und des Wami zahlreiche von Fiebern heimgesuchte Ortschaften. Die Gestade des Somalilandes, ein trockner, fast wüstenartiger Küstensaum, sind unfruchtbar, aber durchaus gesund, vom Hinterlande gilt das gerade Gegenteil, sie sind, soweit wir sie kennen, reich und fruchtbar, aber an vielen Stellen sehr ungesund. Es ist eine Hochebene, die sich 1000 bis 1500 Meter über dem Meere ausdehnt, und auf der, so lange die Sommerregen dauern, also vom Mai bis zum Oktober, Fieber und rote Ruhr weithin herrschen und zwar unter den Eingebornen nicht minder wie unter den Europäern, die sich hier niedergelassen haben. Vor allem werden die feuchten Thäler mit ihren Schilfsümpfen viel von diesen sehr gefährlichen Krankheiten heimgesucht. Was vom Somalilande gilt, läßt sich von allen unsern Besitzungen in Afrika behaupten: die gesunden Gegenden sind gewöhnlich unfruchtbar, die fruchtbaren ungesund. So berichteten freilich bis jetzt nur die Reisenden, und es ist zu bedenken, daß deren Leben ein außerordentlich bewegtes ist, und daß ihre körperlichen Kräfte ganz

ungemein in Anspruch genommen und aufgerieben oder doch stark geschwächt werden durch Strapazen jeder Art, durch anstrengende Märsche, durch Mangel an geeigneten Nahrungsmitteln, durch schlechte Unterkunft oder Kampiren im Freien bei Nacht und Regenwetter oder bei Sümpfen, welche Fieberluft aushauchen, durch Erkältung nach höchster Erhitzung im Sonnenbrande, endlich durch starke Gemütsbewegungen wie Verdruß, Furcht und plötzlichen Schreck bei Verrätereien, Launen und Feindseligkeiten der Eingebornen. In stetigen, wohlgeordneten Verhältnissen, in diesen gescholtenen Gegenden lebend, ansässig, sicher und gut mit allem Nötigen versorgt, wird der Europäer hier sicherlich bessere Erfahrungen machen, als wenn er sie als Reisender durchwandert.

Johann Eberlin von Günzburg, Der evangelisch-soziale Volksfreund. Sein Leben und Wirken in den religiösen und politischen Kämpfen der Reformationszeit. Für die Gegenwart dargestellt von Julius Werner. Heidelberg, Groos, 1889

Der ausführliche Titel dieses kleinen Volksbuches giebt genau an, was wir zu erwarten haben. Eberlin ist mit Recht von einigen tüchtigen Gelehrten, wie Riggenbach und Radlkofer, in ausführlichen Biographien als einer der bedeutenden Mitarbeiter Luthers dargestellt worden. War somit für den Verfasser eine neue Quellenforschung unnötig, so hat er sichs doch darum nicht bequem gemacht, sondern seinem Buche den Vorzug gegeben, das meiste mit den Worten Eberlins selbst zu belegen. Gerade ein Mann des Volks wie der talentvolle Redner und Stilist Eberlin gewinnt durch dies Verfahren ungemein. Nebenbei malt uns unser Buch in vorzüglicher Weise den allgemeinen Hintergrund der damaligen so belebten Zeit, besonders in den Verhältnissen in Süddeutschland.

Jakob der Letzte. Eine Waldbauerngeschichte aus unsern Tagen von P. K. Rosegger. Wien, Hartleben, 1889

„Dieses Werk hat einen tiefern Zweck, als den, bloß zu unterhalten.“ Vorworte vor Dichtungen sind immer fatal. Entweder sind sie geradezu überflüssig, wenn sie die in der Dichtung durch Bild und Handlung ausgeführten Ideen des Dichters wiederholen; oder sie sollen einen Mangel der Dichtung ergänzen, wenn sie die darin unklar gebliebene Tendenz prosaisch aussprechen. Das letztere ist hier der Fall. Roseggers Waldbauerngeschichte ist keine rein künstlerische Arbeit, der Dichter verwahrt sich sogar ausdrücklich vor der Zumutung, „bloß zu unterhalten,“ er verfolgt „tiefere“ Zwecke. Darüber nämlich, daß die Zwecke des Dichters, je reiner sie von allen politischen oder sozialen oder philosophischen Tendenzen sind, in Wahrheit die „tiefern“ sind, ist sich Rosegger, wie auch seine „Lebensbeschreibung“ bezeugt, nicht klar geworden. Als ob nicht die höchste praktische Wirkung der Dichtung darin bestünde, etwas zu erstreben, was keine Wissenschaft und keine andre Kunst ebenso erreichen kann, nämlich uns die Tiefen der menschlichen Natur zu offenbaren, uns im Bilde, unmittelbar, dem einfältigen Gemüte verständlich zu zeigen, wie dieses menschliche Leben beschaffen ist, welche Triebe die Leidenschaften bewegen, welche Ordnung oder Nichtordnung in unserm Dasein besteht, unser Gefühl empfänglich zu machen für alles, was Menschen erfüllen, bewegen, erfreuen und betrüben kann! Ist dies nicht die größte und im besten Sinne „praktische“ Wirkung der Dichtkunst? kann sich irgend ein andrer praktischer „Zweck“ damit vergleichen? Hängt nicht all unser auf praktische Zwecke gerichtetes Handeln zuletzt von nichts anderm, als von der klaren Einsicht und gesunden Empfindung für alles rein menschliche ab, die wir uns erworben haben? Und die Poesie bleibt doch nur

dann Kunst, wenn sie einzig und allein jene reinen Wirkungen beabsichtigt, und Rosegger ist sehr im Irrtum, wenn er das Streben, „bloß zu unterhalten," für des Dichters unwürdig hält!

Er verfolgt also einen „tieferen Zweck." Und welches ist dieser Zweck? Das Werk „soll eine auffallende und wichtige Erscheinung der Gegenwart schildern, es soll ein Bild geben von dem Untergange des Bauerntums in unsern Alpen" und den Staat zum Schutze des Bauerntums bewegen. Die Sache verhält sich so. Die Zerbröckelung des Bauernstandes infolge des Aufschwunges der Industrien und der Verkehrsmittel hat schon Auerbach beobachtet und geschildert. Der „Schöpfer der Dorfgeschichte," wie ihn Vischer nannte, ist gerade zu einer Zeit aufgetreten, als die abgeschlossene Selbständigkeit des Bauernstandes ihr Ende erreichte. Der erleichterte Verkehr zwischen Dorf und Stadt, das Anwachsen der Großstädte, das wieder ein Zurückfluten von Menschen aufs Land, aber auch nur in die Sommerfrische, zur Folge hatte, hat die eigentümliche Bildung des Bauerntums durchbrochen. Wie sich die ganze Gesellschaft Mitteleuropas jetzt in einem Umbildungsprozeß befindet, wie die Stände sich verschieben, wie der vierte Stand massenhafter und bedrohlicher auftritt, wie das Kapital gegen den Grundbesitz ankämpft, so leidet auch der Bauernstand, dessen Lage durch die Steigerung des Steuerndruckes in Roseggers Heimat immer schwieriger wird. Dazu tritt noch das große nationalökonomische Ereignis der Gegenwart: die Getreideeinfuhr Amerikas, Rußlands ꝛc., die in den Alpenländern sogar eine Notwendigkeit wird, weil das Gebirgsland sich selbst nicht genügend mit Getreide versorgen kann. Die Lage des Bauern wird also immer schlimmer, und sie droht diesem Stande in den Alpenländern geradezu den Untergang In Tirol ist der Bauernstand schon sehr herabgekommen; den nicht der Mühe lohnenden Ackerbau hat die Viehzucht abgelöst, und vielfach versucht man es auch schon mit der Errichtung von Fabriken.

Diesem Niedergange des Bauerntums kann Rosegger nur mit größtem Schmerze zusehen, was wohl begreiflich ist, wenn man ihn nach seiner Herkunft, seinen Dichtungen und seinem in der „Lebensbeschreibung" dargelegten Charakter kennt. Er sagt es selbst im Vorwort zum „Jakob": „Ich fühle von dem, was den Bauernstand angeht, mich fast persönlich betroffen." Er ist an seine Heimat mit magischen Banden gefesselt. Er hat es eine Weile versucht, sich sowohl in der Phantasie, als auch persönlich außerhalb seiner steirischen Berge anzusiedeln. Aber von jeder weitern Reise, von jedem für längere Dauer geplanten Aufenthalt in der Fremde ist er halb krank vor Heimweh fluchtartig in seine Berge zurückgekehrt. Schließlich hat er sich entschlossen, nie mehr aus der Heimat zu gehen, nachdem er die Einsicht gewonnen hatte, daß er am besten nur dann schreibe und dichte, wenn er die Natur und die Menschen seiner grünen Steiermark vor Augen habe. Rosegger sah also dem Verderben seiner Gebirgsbauern zu. Es im Zusammenhang mit dem ganzen Umwandlungsprozeß der Stände in Mitteleuropa zu erfassen, also von einer höheren Warte aus, lag nicht in seiner Art. Sein Gemüt beschwerte vor allem nur das Verderben seiner engsten Landsleute. Ueberdies machte er dabei eine neue Beobachtung, denn der Kampf zwischen Dorf und Stadt hat dort eine eigne Form angenommen. Diese griff er vereinzelt auf und schrieb seinen „Jakob der Letzte" — die rührende Klage eines gemütvollen Dichters über den Untergang seiner geliebten Heimat, aber ein schwaches Tendenzwerk.

Die Form, in der sich der moderne Kampf zwischen Kapital und Grundbesitz in der Steiermark kundgiebt, ist in der That merkwürdig. Im schönen Mittelgebirge, zwischen Wäldern, nicht zu hoch gelegen, als daß keine Feldfrucht dort

gedeihen könnte, aber auch nicht so warm wie die Thalebene, so daß die Früchte doch später reifen und eine ziemlich verschiedene Kultur brauchen, liegt wie manches andre Dorf das kleine Altenmoos des Roseggerschen Buches, wohl auch sein eigner Geburtsort Alpel bei Krieglach, unweit Graz. Das Dorf besteht aus kaum mehr als zwanzig Häusern oder Familien. Es hat keine Industrie, auch keinen Verkehr, da es abseits von der Heerstraße liegt, nicht einmal einen eignen Pfarrer, weder eine Kirche noch einen eignen Friedhof. Aber seit alten Zeiten ernähren sich die Altenmooser schlecht und recht von ihrer Scholle, die sie selbst bebauen, sind freie Männer und haben im Grunde wenig Sorgen. Da tritt die Goldgier wie ein Elementarereignis verderblich unter sie, und das Altenmoos verschwindet nach und nach in zunehmender Wildnis. Ein Millionär hat sich nämlich gerade diese Gegend zur Anlage eines großen Wildparkes ausersehen. Damit das Wild gedeihe, müssen die Menschen den Platz räumen. Die Nähe der Menschen macht das Wild scheu, auch schädigt das Wild umgekehrt die Anpflanzungen der Bauern; um diesen fortwährenden Gegensatz zu beseitigen, will der Millionär das ganze, kleine Dorf Altenmoos aufkaufen, die einzelnen kleinen Bauernhöfe nach einander erwerben, wozu er im Grunde gar nicht viel Geld braucht; mit dem Opfer von hunderttausend Gulden ist alles sein Eigentum. Der Millionär (der übrigens während der ganzen Erzählung nie aus dem Dunkel heraustritt) schickt demnach seine Agenten aus, die von Mann zu Mann in Altenmoos gehen, um die einzelnen Grundstücke aufzukaufen. Im ganzen haben sie ein sehr leichtes Thun. Die Altenmooser lassen sich alle von dem Zauber des baren Geldes anstecken, das sie niemals in größern Summen beisammen gesehen haben. Die naheliegende Erkenntnis, daß das baare Geld schnell verbraucht wird, und daß sie dann in die um so schlimmere Hörigkeit der Taglöhner, Fabrikarbeiter, Kohlengräber u. dgl. geraten müssen, geht ihnen allen zusammen ab. Wer sich sträubt, wird entweder mit List oder in einem Augenblick der Geldklemme oder durch die Stimmung der Mehrheit zum Verkauf seines Erbgutes veranlaßt, der Millionär erreicht sein Ziel, der Wald wird immer größer und das Wild in ihm immer zahlreicher.

Nur ein einziger Mann in Altenmoos hat die Gefahr des Geldes von Anfang an richtig erkannt, das ist der Jakob Reuthofer, der zweitreichste im Dorfe, der Held unsrer Geschichte. Er hängt mit unzerreißbarer Treue an der ererbten Scholle: ihm erscheint jede Trennung in die Fremde schlimmer als der Tod: er ist, kurz gesagt, die ideale Verkörperung der Heimatsliebe Roseggers. Wenn alle Bauern hinauf, nach einem höhern Stande streben, so bleibt er mit Stolz das, was er ist, ein Bauer; wenn alle vom Wanderfieber ergriffen werden, bleibt er ruhig daheim, ohne Bedürfnis, die weite Welt zu sehen. Er thut alles mögliche, seine Genossen aufzuklären, vor der Gefahr zu warnen; aber es ist umsonst. Der reichste Altenmooser macht den Anfang: ein filziger, schlechter, Kerl, Junggesell, der gar keinen Sinn für Gemeinsamkeit hat. Die übrigen machen es ihm langsam nach. Jakob Reuthofer muß den Schmerz erleben, daß ihm sein eigner ältester Sohn in die Fremde davonläuft; wie alle ältesten Knaben auf dem Reuthof ist auch dieser auf den Namen Jakob getauft. Darum ist der Vater Jakob vom Dichter „der Letzte" genannt worden. Er bleibt auch der letzte Altenmooser. Das ganze Dorf ist verlassen, der Reuthof ist ein Einödhof geworden, von der übrigen Welt durch Waldwildnis abgeschnitten. Wie kann er da allein gedeihen? Wie kann er allein die Straßen zum nächsten Markt im Stand halten? In der Notwehr gegen das zudringliche Wild wird Jakob ein Wildschütz, und da er sich die Verwalter jenes Millionärs durch seine Hartnäckigkeit ohnedies zu Feinden ge-

macht hat, gerät er als Wildschütz mit den Behörden in Konflikt und endet auf der Flucht vor Gensdarmen durch den Tod im tiefen See.

Diese echt poetisch anmutende und tragisch erschütternde Gestalt ist leider im Sinne des Realismus nichts weniger als wahr. Sie ist ein gutes Zeugnis für Roseggers dichterisches Vermögen, aber im übrigen zeigt der Roman wieder, wie unklar der Verfasser in künstlerischen Dingen denkt. So ideal sein Held handelt und dasteht, so realistisch im Sinne der Modernen ist seine Umgebung geschildert. Rosegger vermag nämlich nicht wie der andre österreichische Dorfgeschichtendichter, wie Anzengruber, eine Handlung im großen Stile zu erfinden und darzustellen. Darum hält „Jakob der Letzte" mit dem „Sternsteinhof" nicht entfernt den Vergleich aus. Rosegger ist der geborne Episodist, der Skizzenmann, der von lyrischer Stimmung erfüllte Naturschilderer, der Sittenmaler im kleinen Stil. Dies Gepräge trägt auch die vorliegende Waldbauerngeschichte. Jedes ihrer zahlreichen Kapitel ist ein Bildchen für sich, geeignet, ganz abgetrennt in einer Zeitschrift zu erscheinen. Ausführlich werden uns die Sitten der Gebirgsbauern geschildert, und viele Szenen sind von ungewöhnlicher Schönheit, insbesondere die Naturschilderungen. Sie werden um so wirksamer, je weniger man Rosegger aus früheren Bänden kennt, denn einigermaßen wiederholt er sich denn doch auch diesmal. Wenn man aber an die Tendenz denkt, die dem Vorworte gemäß der Dichter mit seinem „Jakob der Letzte" verfolgte, so muß man sagen, daß seine Geschichte eigentlich das Gegenteil von der Wirkung hervorruft, die sie beabsichtigt. Denn wie tief auch unser Mitleid mit dem letzten Jakob sein mag: zur Aktion gegen den Millionär für die Altenmooser fühlen wir uns durchaus nicht gedrängt. Diese dummen Bauern, die nicht soviel Verstand haben, zu merken, daß sie, ohne irgend ein Handwerk gelernt zu haben, in der Fremde verkommen müssen, und die nach Roseggers eigner Darstellung in Wahrheit sämtlich mehr oder weniger elend zu Grunde gehen — welches Recht haben sie darauf, die Hilfe des Staates anzurufen? Ist der Staat etwa dazu da, jeden Narren vor Thorheiten zu bewahren? soll der Staat das Amt des Schulmeisters oder Seelsorgers übernehmen? Es besteht heutzutage viel zu viel das Bestreben, den Staat für die Fehler der einzelnen verantwortlich zu machen; Rosegger schwimmt in dieser Strömung ohne Klarheit mit. Den Stier bei den Hörnern zu fassen, das ihm dunkel vorschwebende Problem der sozialen Frage, des Konfliktes zwischen Kapital und Arbeit zu ergreifen und dichterisch zu behandeln, hat Rosegger nicht versucht. Solche Tragödien aber, wie er sie uns geschildert, werden sich so lange wiederholen, als es zwischen Menschen einen Unterschied der Starken und Schwachen, der Begabten und Unbegabten giebt. Wer am Leben bleiben will, muß sich auch des Lebens erwehren können. Es ist der Poesie Roseggers nur möglich, uns elegisch zu stimmen — aber nicht mehr!

M N

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marqart in Leipzig

Die Kaiserfrage und Geffkens Tagebuchsblätter

Doktor Geffken hat bei seiner Vernehmung über die Veröffentlichung des Auszugs, den er sich aus dem ihm zum Durchlesen anvertrauten Kriegstagebuche des Kronprinzen gemacht hatte, die Behauptung aufgestellt, er habe damit keinen politischen Zweck verfolgt, sondern der Geschichte dienen wollen, und zwar sei seine Absicht besonders dahin gegangen, die politische Bedeutung seines fürstlichen Freundes und namentlich den Umstand, daß er bei Gründung des Deutschen Reiches die treibende Kraft gewesen sei, andern Meinungen gegenüber, hervorzuheben. Wahrheitsliebe also und der Trieb, der Wahrheit zur Geltung zu verhelfen, wären seine Beweggründe, eine Ehrenrettung, oder richtiger, eine gerechte Würdigung wäre sein Ziel gewesen. Nach seiner Vergangenheit ließe sich an der Glaubwürdigkeit dieser Behauptung zweifeln. Aber lassen wir das, da eine Begründung solches Zweifels nicht der Mühe zu lohnen scheint. Dagegen wollen wir im Nachstehenden an einem wichtigen Teile der Verhandlungen über die Gründung des Deutschen Reiches prüfen, ob er sein angebliches Ziel erreicht haben würde, wenn das kronprinzliche Tagebuch, das ihm vorlag, die Wahrheit voll enthalten hätte und nicht bei Berührung der Kaiserfrage, deren schließliche Erledigung das Werk der Vereinigung der deutschen Staaten zu einem Reiche, ihre Verwandlung aus selbständigen Teilen zu Gliedern unter einem Haupte vollendete und krönte, einen wesentlichen Abschnitt dieser Frage, gleichsam den ersten Akt des Dramas mit Schweigen überginge. Indem wir damit zugleich einen frühern Aufsatz über die Sache ergänzen, brauchen wir wohl kaum zu sagen, daß auch wir Anspruch darauf erheben, uns lediglich in den Dienst der Geschichte gestellt zu haben und folglich bei unsrer Darstellung des Ganges der Dinge an keinerlei politische Zwecke zu

denken. Bevor wir aber an die eigentliche Aufgabe unsrer Betrachtung und Erzählung gehen, ein paar Worte über das Tagebuch, aus welchem Geffken geschöpft hat, oder genauer über die verschiedenen Gestalten, die das Kriegtagebuch des Kronprinzen im Laufe der Jahre angenommen, und mit denen es sich gewissermaßen zu drei oder vier veränderten und immer vermehrten Auflagen ausgebildet hat, von denen die spätern nicht mehr als Tagebuch, wenigstens nicht mehr als Kriegstagebuch angesehen werden konnten. Ein Tagebuch nennen wir eine Reihe täglicher Aufzeichnungen über unmittelbar vorher erlebtes und erfahrenes, gesehenes oder gehörtes, ein Gedenkbuch, wie es etwa Touristen führen, und so verhält sichs denn auch mit dem einen derjenigen, die der Kronprinz verfaßte, und dem ursprünglichen. Es ist kurz und beschäftigt sich, wie es der Krieg mit sich brachte, vorzüglich mit militärischen Thatsachen und Vorkommnissen; gelegentlich begegnet man darin auch politischen Dingen, aber keinen Betrachtungen, Urteilen, Vorsätzen und Prophezeiungen dieser Art. Die andern Exemplare sind weit umfangreicher und offenbar erst nach dem Kriege mit Zusätzen versehen, die der Verfasser nach Gesprächen einfügte, die er mit Freunden oder solchen, die er dafür hielt, über politische Fragen gehabt hatte; das eine Exemplar ist mehr, das andre weniger mit derartigen Interpolationen abgeändert, jedes ein Tagebuch im Tagebuch. Auch englische Briefe und ähnliche Einflüsse können den Stoff zu den Einschiebungen aus späterer Zeit teilweise geliefert habe. Er war ein sehr wahrheitsliebender Herr. Er konnte über den Zeitpunkt der Interpolationen nicht täuschen wollen in einem Tagebuche, das zunächst ein Gedenkbuch für eignen Gebrauch sein sollte; er täuschte sich über die Freunde, denen er seine ursprünglichen Aufzeichnungen zu lesen gab, und die später auch die ersten interpolirten zu sehen bekamen. Diese Herren waren Mißvergnügte, Streber und Intriganten, Leute, die sich zu großen Dingen berufen fühlten, die es besser wußten und konnten als die Regierung, die gern mitgeraten und mitgethan hätten, verkannte Talente, sitzen geblieben und kalt gestellt, sagen wir kurz: politische Winkelkonsulenten und Pfuschdoktoren. Er zeigte ihnen das Tagebuch, und sie machten ihre Bemerkungen dazu, die er dann eintrug. Sie hatten gefunden, daß es mit dieser Zuthat eine für ihre Zwecke nützliche Unterlage für die Zukunft abgeben könne. Vornehmlich hierauf sind die verschiedenen Umgestaltungen zurückzuführen. Der hochselige Herr liebte das Ab- und Umschreiben. Und er hatte Zeit dazu. Denn sein königlicher Vater hielt ihn seit dem Konflikte von 1863 von wichtigen politischen Geschäften fern, redete nicht nur selbst sehr selten mit ihm von solchen Fragen, sondern gestattete in der Regel auch seinen Ministern nicht, ihm davon Mitteilung zu machen. Jahrelang gab es mit geringen Unterbrechungen auf diesem Gebiete Meinungsverschiedenheiten und Kämpfe zwischen dem alten und dem jungen hohen Herrn, die bisweilen zu lebhaften Auftritten, starken Ausbrüchen von Unmut auf Seiten des erstern führten. So auch in

Versailles, wie das kronprinzliche Tagebuch berichtet, und wie sich dessen Andeutungen weiter erzählen ließen, wenn Indiskretion nicht ein Laster wäre. Statt solcher Ergänzung lassen wir daher eine andre folgen. Das kronprinzliche Tagebuch in seiner erweiterten Gestalt, seiner später interpolirten Auflage, enthält Dinge, die nicht in das Kriegstagebuch gehörten, es leidet aber auch anderseits an dem Mangel, daß es solche nicht bringt, die hinein gehörten, wenn kein falsches Bild entstehen sollte. Es ist auch in jener umgearbeiteten Form unvollständig, und das gilt namentlich von seiner Darstellung der Art und Weise, wie sich die Kaiserfrage während der Zeit nach dem Siege bei Sedan im deutschen Hauptquartier entwickelte. Der ganze erste Akt der Verhandlungen über diese Hauptfrage ist in allen Tagebuchsformen weggeblieben, und da auch bei unserm ersten Artikel darüber*) ein Mißverständnis möglich ist, so ergänzen wir mit Ausfüllung der Lücke auch diesen. Wir sagten da ohne einschränkende Bemerkung: „Kein Zweifel also, daß Bismarck und der Verfasser des Kriegstagebuchs, das Professor Geffken auszugsweise veröffentlicht hat, 1870 zu Versailles dasselbe Ziel vor Augen hatten.“ Das war der Fall, aber erst in Versailles, nicht von Hause aus, und nicht, wie aus Geffkens Auszügen zu schließen ist, hat der Kronprinz den Kanzler, sondern umgekehrt, dieser hat jenen zu seiner Ansicht bekehrt. Die Kaiserfrage war ein Schauspiel in mehreren Aufzügen, deren dritter die Proklamirung des Kaisers im Schlosse von Versailles war. Den ersten bildeten die Besprechungen, in denen Bismarck den Kronprinzen von seiner aus Baden stammenden, zuerst im Jahre 1861 von Sybel in der Schrift „Die deutsche Nation und das Kaiserreich„ ausgesprochnen Meinung abzubringen suchte, daß die Kaiseridee undeutsch, daß sie gegen das wahre Interesse der Nation sei, wobei er an die mittelalterlichen Kaiser, an deren Römerzüge, deren Anspruch auf Weltherrschaft und an Karl den Fünften dachte. Er wollte deshalb ursprünglich nur einen König der Deutschen. Gegen einen Kaiser im mittelalterlichen Sinne ließ sich in der That viel Triftiges einwenden, nur dachte Bismarck, als Vertreter der Kaiseridee, an keinen solchen und konnte nicht an etwas der Art denken.

Die Politik der großen Kaiser des Mittelalters war keine nationale, sie opferte vielmehr, wie Sybels obengenannte Schrift nachweist, das nationale Interesse dem Streben nach theokratischer Weltherrschaft. Sie hatte nicht das Gedeihen unsers Volkes als höchsten Zweck im Auge, befruchtete und entwickelte den Keim und Kern desselben nicht, sondern hemmte und schädigte ihn; sie betrachtete den Bestand der deutschen Nation nur als Mittel für die Ansprüche eines weltumfassenden Ehrgeizes, und sie setzte den germanischen Trieb nach lokaler Selbständigkeit und den romanischen Gedanken einheitlicher Staatsgewalt

*) Grenzboten, Nr. 47 vom vorigen Jahre in dem Aufsatze: „Die Stellung Bismarcks und des Kronprinzen zu Baiern im Winter 1870“ Seite 350.

nicht in richtiges und organisches Gleichgewicht, sondern bedrohte die deutsche Freiheit mit Überfluthung durch welsches Cäsarentum. Das Kaiserreich erlebte unter Karl dem Großen Schöpfung und höchsten Stand in demselben Augenblick, es gestaltete sich gleich bei seiner Gründung als priesterliche Weltherrschaft, und es brach sofort nach dem Tode seines Stifters nach raschem Sinken auseinander. Nachdem alsdann König Heinrich der Finkler mit politischer Genialität und weltlicher Gesinnung die Kräfte der Nation gesammelt hatte, erneuerte Otto I. das Kaisertum auf kirchlichem Boden, mit dem Anspruch auf höchste Gewalt über die gesamte Christenheit; aber zum zweitenmale erwies sich das System des „heiligen“ Reiches unhaltbar, und Schritt für Schritt ging es unter seinen Nachfolgern mit ihm an Umfang und Kraft bergab, bis zum Aussterben des sächsischen Hauses. Wieder trat in Konrad II. ein echter Staatsmann als Hersteller des politischen und nationalen Königtums auf, und wieder erfaßte bereits dessen Sohn der Zauber der geweihten Weltkrone. Zum drittemmale wurden von ihm die Grenzlinien zwischen Kirche und Staat verwischt, und nicht zufrieden mit der Aufgabe, sein deutsches Volk zu regieren, von dem Wunsche erfüllt, mittels der Kirche den Erdkreis zu beherrschen, wirkte er mit zu einer Verfassung der letztern, bei der die kaiserliche Vormundschaft ein Widersinn war. Auf dem Boden eines theokratischen Weltreiches konnte es nicht zwei Regenten geben, die dauernd in Frieden mit einander lebten, und als Heinrich IV. mit Gregor VII. brach, behielt der Priesterfürst die Oberhand über den Laienkaiser. Es war die dritte Niederlage des Kaisertums, die entscheidende und die letzte. Deutschland als politischer Organismus ging aus seiner Kaiserzeit zerrüttet hervor, es gab noch den Namen eines Reiches, aber keine wirksame Staatsgewalt mehr. Zwei Jahrhunderte hindurch strebte die Nation auf allerlei Wegen aus der Anarchie heraus zu kommen, und um das Jahr 1490, wo die Bewegung für eine Reichsreform verbreiteter und energischer als je vorher war, schien dies gelingen zu wollen. Aber das neue Kaisertum stand seiner Natur nach in demselben schneidenden Widerspruche mit den Interessen des deutschen Volkes wie das alte. Als der Erzbischof Berthold von Mainz dem Kaiser Maximilian die geschichtliche Summe jenes Strebens in Gestalt von Verfassungsverträgen vorlegte, war dieser vor die Frage gestellt, was er vorziehe, eine starke Reichsgewalt, die er aber nur gemeinsam mit den im Reichstage vertretenen Ständen und nach fester Ordnung zu führen hätte, oder die bisherige Verwirrung, dabei aber die Hoffnung, sie für dynastische Zwecke auszubeuten. Er entschied sich für das letztere, und mit der nationalen Verfassung war es vorbei. Mit dem Streben nach auswärtigen Eroberungen für die Dynastie vertrug sich keine konstituirte deutsche Nation, die der Politik ihres Oberhauptes Maß und Regel nach den Bedürfnissen Deutschlands gegeben hätte. Um die Streitkräfte des letztern für die habsburgische Weltherrschaft gebrauchen zu dürfen, setzte der Kaiser die Auf-

lösung des Bundesstaates in einen Staatenbund durch. Für seinen Enkel Karl V. war das deutsche Reich nur eine Provinz seines Weltreiches, und nicht diejenige, die ihm die liebste war. Das war vielmehr Spanien, für das er Italien eroberte, nachdem er die Franzosen von da vertrieben hatte, mit dessen militärischen Kräften er die deutschen Protestanten bekämpfte, und das ihm gemeinschaftlich mit Italien die Räte lieferte, denen er dann die Leitung der deutschen Politik übertrug. Wie der Protestantismus von der alten Kirche, so war unter ihm die deutsche Nationalität von Fremdherrschaft bedroht, und wenn in keinem Nachbarstaate über dem religiösen Streite das nationale Bewußtsein für geraume Zeit verloren ging, so war dies unter diesem weltbeherrschenden Kaiser in Deutschland der Fall. Der Kaiser bedrängte die evangelischen Fürsten mit spanischen Heerhaufen, und die Fürsten riefen dagegen französischen Beistand auf. Der Kaiser bezahlte die spanische Hilfe mit Überweisung der Niederlande, die Fürsten die französische mit Überlassung von Metz, Toul und Verdun. Wie die Weltpolitik der mittelalterlichen Kaiser die Kräfte Deutschlands für hoffnungslose Aufgaben im Auslande vergeudet hatte, so riß die des ersten Kaisers der neuen Zeit die Glieder der Nation stückweise aus einander. Ähnlich verfuhren in wichtigen Fragen die österreichischen Nachfolger Karls, indem sie ihre Thätigkeit für die Verteidigung Deutschlands gegen Frankreich nicht nach dem deutschen, sondern nach dem habsburgischen und dem kirchlichen Interesse bemaßen.

Konnte nun der Kronprinz bei seinem Widerstreben gegen den Kaisertitel auf diese Erinnerungen hinweisen, so war ihm zu erwidern, daß an eine Erneuerung des heiligen römischen Reiches, an einen halb priesterlichen Charakter seines Oberhauptes nicht gedacht werde und gar nicht gedacht werden konnte, und daß in dem Namen Kaiser, deutscher Kaiser nicht das Streben nach Eroberung fremder Länder, nicht die Absicht, ein Weltreich zu gründen, liege, ja durch ihn ausdrücklich ausgeschlossen sei. Deutscher Kaiser bedeute nationaler Kaiser, nicht, gleich dem Papste, den Anspruch auf Regierung der ganzen Christenheit erhebender Kaiser, nicht Weltbeherrscher, nicht einmal Gebieter über alle Deutschen, auch die in Österreich, Holland und den baltischen Landen beisammen wohnenden, oder auch nur die Hoffnung auf eine zukünftige Stellung der Art. Die große Mehrheit der Nation verwerfe jede Erinnerung an das mittelalterliche Kaisertum mit seinen Kreuzzügen und Romfahrten und wolle auch von nichts ähnlichem wissen. Sie verlange einen friedlichen Herrscher, der das Volk zusammenhalte, seine Kräfte für die innere Wohlfahrt entwickle und seine Freiheit gegen das Ausland sicher stelle und wahre.

Die Königsidee, so argumentirte der Kanzler, sei unausführbar und ohne Stütze im Volke und bei den meisten Fürsten. Drei kleinere Könige unter einem größern seien etwas noch nicht dagewesenes. Auf gütlichem Wege ließen sich die Könige nicht degradiren. Dann wurden dem Kronprinzen die

Vorzüge des Titels Kaiser auseinandergesetzt und zwar zunächst der, welcher später dem König Ludwig gegenüber geltend gemacht wurde, es werde leichter sein, sich einem Landsmanne, der den Titel deutscher Kaiser führe, als einem Nachbar, dem Könige von Preußen, unterzuordnen und ihm Rechte in Krieg und Frieden einzuräumen. Sodann aber habe im Volke der Kaiser offenbar mehr Eindruck hinterlassen, als die wenigen Fürsten des Mittelalters, die sich deutsche Könige genannt hätten, trotz ihrer Verdienste um die Nation. Die seien in der Masse des Volkes ebenso vergessen wie die unheilvolle Politik der alten Kaiser. Die Nation hoffe bei der Erneuerung des Reiches nicht auf einen deutschen König, sondern auf einen Kaiser als Schlußstein und Krönung des Baues. Nicht ein König, sondern ein Kaiser sitze, der Auferstehung harrend, im norddeutschen Kyffhäuser und im süddeutschen Untersberge. Der Kaisergedanke habe schon in der Burschenschaft von 1818 gelebt, 1848 sei er in der Paulskirche zu Worte gekommen, 1863 habe Österreich mit seinem Verfassungsentwurfe für den Frankfurter Fürstentag etwas ähnliches im Sinne gehabt. Später war, so schloß diese Empfehlung der Kaiseridee, bei der Gründung des Norddeutschen Bundes nachweislich von einem Kaiser desselben die Rede, und man sah davon nur deshalb ab, weil es eine Spaltung Deutschlands gegeben hätte, weil der Anschluß von Baiern und Württemberg durch vorzeitige Herstellung des Kaisertums erschwert worden wäre. Aus ähnlichen Gründen habe die Regierung im Februar 1870 den Abgeordneten Lasker mit seinem Ansinnen abgewiesen, Baden in den Bund aufzunehmen; es wäre das ein starker und verstimmender Druck auf dessen süddeutsche Nachbarn gewesen, der den durch den Zollverein und die Militärverträge vorbereiteten freiwilligen Eintritt erschwert haben würde. Die Kaiseridee wäre in allen Kreisen des Volkes bereits lebendig, aber kein Verständiger denke dabei an einen heiligen römischen Kaiser, niemand verbinde damit eine Salbung in Rom, Eroberungskriege jenseits der Alpen und das Streben nach einer Weltmonarchie, überhaupt an etwas, was dem nationalen Interesse widerstreite. Man erwarte vielmehr von dem neuen deutschen Oberhaupte, daß dieses Interesse ihm alleinige Richtschnur sei, daß es sie mit allem seinem politischen Thun und Lassen repräsentire. Der Kaiser, der Bismarcks Denken vorschwebte, war somit eine rein nationale Idee, die Idee der Einigung nach langer Zwietracht und tiefem Verfall, der neuen Macht und Sicherheit, des neuen Gedeihens, Aufblühens und Fruchtbringens durch diese Einigung, diese Organisation und Konzentrirung aller Glieder der Nation um einen erhöhten Mittelpunkt. Nun, diesen ganzen Akt der Verhandlungen über die Kaiserfrage, der in verschiedene Szenen zerfiel, erwähnt das kronprinzliche Tagebuch nicht mit einem Worte; die Vollständigkeit der Darstellung aber liegt im Interesse der Geschichtschreibung.

Nun kam der zweite Akt, in welchem Bismarck und der Kronprinz vereint den König Wilhelm für die Idee zu gewinnen suchten. Der wies sie

zuerst ungestüm ab und geriet in Zorn, als sie beharrten. Der Kanzler fragte, ob Seine Majestät ein Neutrum bleiben wolle. Der König fragte, was er damit meine, was für ein Neutrum. Je nun, das Präsidium, lautete die Antwort Bismarcks. Endlich verstand sich der König, widerstrebend und nicht ohne mehrtägige Verstimmung gegen den Kanzler, zur Einwilligung in den Vorschlag, wenn er den Titel Kaiser von Deutschland annehmen und führen dürfe. Er wurde darauf aufmerksam gemacht, daß dies gegen die Verträge verstoße und den territorialen Besitz ganz Deutschlands bedeuten würde. Er meinte darauf, der Zar nenne sich ja auch Kaiser von Rußland. Bismarck widersprach und sagte, der Titel laute russischer Kaiser. Der König aber blieb bei seiner Ansicht und gab sie erst auf, als er Hofrat Schneider befragt, und dieser Bismarck Recht gegeben hatte.

So war der Hergang, und nun überlassen wir den Lesern, zu beurteilen, ob Geffken der Geschichte und seinem kronprinzlichen Gönner und Freunde den Dienst geleistet hat, den er ihnen angeblich zu leisten bemüht war.

Der Geheimmittelschwindel

Von Otto Gerland

Ein in den letzten Jahren mit besonderer Heftigkeit erörterter Gegenstand ist der Verkehr mit Geheimmitteln und im Anschluß daran der Verkehr mit Arzneimitteln überhaupt durch Unberufene. Auch diese Blätter haben schon eine schätzenswerte Arbeit Ahlgreens darüber gebracht (Jahrgang 1887, Band 2, S. 265). Da der Kampf in dieser Frage aber immer heftiger entbrannt und allmählich auch auf die Gebiete der Polizeiverordnungen und der Rechtsprechung übergegangen ist, so lohnt es sich wohl, die Angelegenheit hier nochmals zu erörtern. Man kann sie als ein Seitenstück zu den Kämpfen betrachten, die infolge der Erkenntnis, daß man bei Erlaß der Gewerbeordnung bezüglich des Grundsatzes des Gehenlassens zu weit gegangen sei, zu dem Erlaß der mancherlei in den letzten Jahren ergangenen Gesetze zur Ergänzung und Abänderung der Reichsgewerbeordnung geführt haben.

Bezüglich des Verkehrs mit Arzneimitteln bestimmte die Reichsgewerbeordnung im § 6: „Das gegenwärtige Gesetz findet keine Anwendung auf die

Errichtung und Verlegung von Apotheken. Auf den Verkauf von Arzneimitteln findet das gegenwärtige Gesetz nur insoweit Anwendung, als dasselbe ausdrücklich Bestimmungen darüber enthält. Durch kaiserliche Verordnung wird bestimmt, welche Apothekerwaren dem freien Verkehr zu überlassen sind."

Letzteres ist durch die kaiserliche Verordnung vom 4. Januar 1875, betreffend den Verkehr mit Arzneimitteln, und die dazu ergangenen beiden Nachtragsverordnungen vom 9. Februar 1880 (bezüglich der Mineralwässer) und vom 3. Januar 1883 (bezüglich der Honigpräparate) geschehen.

Hieran hakte man nun an, um für den Verkehr von Arznei- und damit von Geheimmitteln möglichste Freiheit zu erlangen. Es entstanden zahlreiche neue „Droguengeschäfte," die sich als Volksapotheken aufspielten und den Apotheken in jeder Weise, z. B. auch durch (teilweise nur angeblich) billigere, wenn auch nicht oder wenigstens nicht immer gleich gute Waren Konkurrenz zu machen suchten. Mit besondrer Vorliebe suchten die Besitzer solcher Geschäfte ihre Eigenschaft als „geprüfte Apotheker," wenn es nicht verhindert wurde, auch auf ihren Schachteln, Düten u. s. w. hervorzuheben. (Daß ich mit diesen Bemerkungen keine Herabsetzung des an sich vollständig berechtigten Droguengeschäfts und der zahlreichen mir sehr wohl bekannten durchaus ehrenwerten Droguisten beabsichtige, brauche ich wohl nicht zu bemerken.) An die genannten Bestimmungen knüpfte auch der Verkehr mit Geheimmitteln an. Nicht als wenn ein solcher nicht schon früher bestanden hätte; er wird wohl so alt sein, als die Menschheit überhaupt Heilmittel gegen körperliche Leiden gebraucht. In der menschlichen Natur liegt nun einmal die Neigung, dem unbekannten besondere Wirksamkeit zuzuschreiben, und so haben die Geheimmittel von jeher einen großen Reiz ausgeübt, üben ihn noch heutzutage bis in Kreise hinein, von denen man es nicht erwarten sollte, und werden es wohl auch noch ferner thun; ich kann mich in dieser Beziehung dem von Ahlgreen gesagten nur vollständig anschließen. Eine Anzahl der gern gebrauchten Geheimmittel sind auch zum Teil ganz unschädlich, z. B. das noch ab und zu verlangte Bärenfett, Mückenfett, ja sogar Menschenfett; zum Teil sind es auch Mittel, die früher in der Arzneiwissenschaft Anerkennung gefunden hatten, dann beiseite gesetzt wurden, vom Volke aber in der Erinnerung behalten worden sind.*) So erinnern wir uns alle noch der Goldbergerschen Rheumatismusketten, der Revalenta arabica, des Bullrichschen Reinigungssalzes, des Eau de Lob, und wie diese Dinge alle hießen, die längst vor dem Erlaß der Reichsgewerbeordnung im Schwange waren, um der notleidenden Menschheit, namentlich aber den Erfindern und Verkäufern zu helfen, wie denn die schöne Anekdote den Erfinder eines dieser Mittel auf die an ihn

*) Wer solche Volksheilmittel, wie sie am Thüringer Walde noch in Gebrauch sind, kennen lernen will, der mag die Abhandlung von Matthias über diesen Gegenstand in der Zeitschrift des Vereins für hennebergische Geschichte und Landeskunde, Heft I (Schmalkalden 1875), S. 40 ff. nachlesen.

gerichtete Frage, wie er ein solches Mittel empfehlen könne, das doch niemand helfe, unverfroren erwidern läßt: Nun, mir hat es geholfen.

Die Bekanntmachung solcher Mittel wurde vor dem Jahre 1848 mittels der Zensur bekämpft; seitdem diese aber, Gott sei Dank, beseitigt ist, kann man dagegen nur noch durch Gesetze und Polizeiverordnungen ankämpfen. Gesetze bestehen in den Rheinlanden und Elsaß-Lothringen noch aus der französischen Zeit, zum Erlaß von Polizeiverordnungen sah sich bereits die Regierung zu Düsseldorf am 7. Dezember 1853 und die Regierung zu Liegnitz am 26. Oktober 1855 genötigt. Beide Behörden verboten den Verkauf von Geheimmitteln — ein Verbot, das durch den angeführten § 6 der Reichsgewerbeordnung beseitigt ist — und deren „Anpreisung," womit sie gewiß die Ankündigung von Geheimmitteln überhaupt, gleichviel in welcher Weise, treffen wollten. Die Beteiligten stellten aber bald einen Unterschied zwischen „Anpreisen" und „Ankündigen" auf; das letztere sei die einfache Anzeige vom Feilhalten der Ware, das erstere die Ankündigung in marktschreierischer Form, eine Unterscheidung, der sich auch das Kammergericht in seinem Urteil vom 4. November 1886 anschloß, so daß jene Polizeiverordnungen fast vollständig vereitelt wurden. Wie nun vollends das Reklamewesen in den letzten Jahrzehnten gewaltig zunahm, so nahm auch das Geheimmittelunwesen, unterstützt durch den § 6 der Reichsgewerbeordnung, unaufhörlich zu. Der Obermedizinalausschuß für Baiern sah sich deshalb unter Kerschensteiners Vorsitz am 25. Oktober 1887 genötigt, anzuerkennen, daß augenblicklich ein Geheimmittelunwesen herrsche, gegen das mit kräftigen Maßregeln vorgegangen werden müsse, und der preußische Minister für geistliche, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten redete gleichfalls am 17. März 1889 im Abgeordnetenhaus von einem „Unfug, der jetzt auf dem Gebiet der Ankündigungen, namentlich der Geheimmittel allermaßen Platz greife," und dem man trotz allen entgegen stehenden Schwierigkeiten nach Kräften entgegen treten müsse.

Zunächst erließ deshalb der Polizeipräsident zu Berlin am 30. Juni 1887 folgende Polizeiverordnung: „Arzneimittel, deren Verkauf gesetzlich untersagt oder beschränkt ist (vergleiche kaiserliche Verordnung vom 4. Januar 1875), desgleichen Geheimmittel dürfen zum Verkauf in Berlin weder öffentlich angekündigt noch angepriesen werden." Diesem Beispiel folgten auf Anheimgeben von Seiten des Kultusministers zahlreiche Landespolizeibehörden: z. B. der Regierungspräsident zu Oppeln, indem er am 9. Juli 1888 eine Polizeiverordnung im wörtlichen Anschluß an die Berliner erließ, der Oberpräsident zu Hannover durch Polizeiverordnung vom 11. Mai 1888, der er gegenüber der Berliner insofern einen verbesserten Inhalt gab, als er neben der kaiserlichen Verordnung vom 4. Januar 1875 noch die dazu ergangenen beiden Nachtragsverordnungen anzog und hinter das Wort „Geheimmittel" den erläuternden Zwischensatz einschob: „welche gegen Krankheiten empfohlen werden." Die Regierung zu Düsseldorf aber erließ unterm 9. Mai 1888 eine Polizeiverordnung,

die in jeder Hinsicht eine Verbesserung gegenüber der des Polizeipräsidenten zu Berlin enthielt und folgenden Wortlaut hat: „Stoffe und Zubereitungen jeder Art, gleichviel ob arzneilich wirksam oder nicht, a) deren Feilhalten nicht jedermann freigegeben ist, b) deren Bestandteile durch ihre Benennung oder Ankündigung nicht für jedermann deutlich und zweifellos erkennbar gemacht sind (Geheimmittel), dürfen als Heilmittel gegen Krankheiten und Körperschäden von Menschen und Tieren weder öffentlich angekündigt noch angepriesen werden."

Die letzte Polizeiverwaltung kann man mit Rücksicht auf den vorhandenen Rechtszustand geradezu als mustergiltig bezeichnen, und doch haben alle diese Verordnungen das beklagenswerte Übel keineswegs beseitigt, sondern es sind dadurch nur noch mehr Kreise, namentlich auch die zur Handhabung dieser Verordnungen berufenen Polizeibehörden, in Mitleidenschaft gezogen worden.

Nicht als ob derartige Verordnungen rechtsungiltig wären. Der so gern gegenüber von Polizeiverordnungen gebrauchte Einwand der Ungiltigkeit, der gewöhnlich ein Zeichen für den Mangel sachlicher Einreden abgiebt, ist natürlich auch gegenüber den eben erwähnten Verordnungen geltend gemacht worden, einige Gerichte, wie das Landgericht I zu Berlin und das Landgericht zu Duisburg haben auch entsprechend erkannt, wie auch der Kultusminister in seiner Äußerung vom 17. März 1888 sein Bedauern darüber nicht unterdrücken konnte, daß die Gerichte in dieser wichtigen Angelegenheit zum Teil andrer Ansicht seien als die Landespolizeibehörden. Allein sowohl das Kammergericht zu Berlin als auch das Reichsgericht haben diesen Einwand verworfen, da die Freigebung des Verkaufs gewisser Heilmittel nicht die Zulässigkeit der Ankündigung oder gar der Anpreisung derselben zur Folge habe, Vorschriften, welche die Ankündigung oder Anpreisung der Heilmittel regelten, aber weder in der Reichsgewerbeordnung noch in den erwähnten kaiserlichen Verordnungen, noch endlich im Reichsstrafgesetzbuch enthalten seien, diese Frage also durch die Landesgesetzgebung und namentlich auch durch Polizeiverordnungen geregelt werden könne. Es stehen aber sehr wichtige sachliche Schwierigkeiten dem Erfolg solcher Polizeiverordnungen entgegen.

Die zuerst entstehende Frage, was denn eigentlich ein Geheimmittel sei, haben das Reichsgericht und das Kammergericht dahin beantwortet, daß unter einem Geheimmittel eine als Heilmittel, wenn auch nebenbei als Genußmittel angekündigte Zubereitung zu verstehen sei, die weder vonseiten des Reichs als Apothekerware anerkannt ist, noch ihre Bestandteile und deren Zusammensetzung erkennen läßt, und zwar letzteres nicht nur dem Apotheker oder Droguisten, sondern dem Publikum überhaupt. Je nach der Zusammensetzung entsteht aber das weitere Bedenken, ob man es nun nicht mit einem zusammengesetzten Arzneimittel nach der kaiserlichen Verordnung vom 4. Januar 1875 zu thun habe. So wurde in einem Falle das dem freien Verkehr überlassene Kollodium durch Zusatz einer Farbe zu einer Arzneimischung, einem spirituösen Auszug,

und machte den Verkäufer, der gerade den gesetzlichen Vorschriften möglichst zu genügen die Absicht hatte, strafbar. Schwere Bedenken bestehen ferner bezüglich der Frage, was unter Ankündigen oder Anpreisen verstanden werden muß. Gehört zu einer Ankündigung oder Anpreisung eine Zeitungsanzeige oder die Verbreitung eines Plakates, oder ist es bereits als geschehen anzunehmen, wenn das fragliche Mittel mit geeigneter Aufschrift in das Schaufenster oder den jedermann zugänglichen Laden dem Besucher sichtbar aufgestellt wird? Kann ein redaktioneller Artikel als eine Anpreisung angesehen werden, und wie ist eine Anzeige aufzufassen des Inhaltes, daß der Leser bei einer bestimmt angegebenen Adresse Nachrichten über ein sicher wirksames Mittel, sagen wir zum Beispiel gegen den Bandwurm, erlangen könne? In welche Lage werden durch solche Bestimmungen Publikum und Polizei versetzt! Die Grenze, wo das Heilmittel anfängt und das kosmetische oder Erfrischungsmittel aufhört, ist kaum noch festzustellen, seitdem z. B. Wasser gegen das Schuppen der Kopfhaut nicht als kosmetisches und der Benediktiner-Doppelkräutermagenbitter nicht als bloßes Erfrischungsmittel, sondern beide als Heilmittel anerkannt sind. Es bleibt nichts andres übrig, als in jedem nur irgend zweifelhaft erscheinenden Fall einen Sachverständigen, sei es den Physikus, sei es einen Apotheker, zu Rate zu ziehen und nötigenfalls eine gerichtliche Entscheidung herbeizuführen. Aber auch da findet man widersprechende Ansichten. So erklärte der Obergesundheitsrat zu Karlsruhe die Pflanze Homeriana für den bei uns heimischen Vogelknöterich (Polygonum aviculare), vor den Gerichten zu Duisburg, Düsseldorf und Hildesheim wurde aber nachgewiesen, daß die Homeriana wirklich aus Rußland eingeführt wurde. Den rheinischen Traubenbrusthonig haben das Schöffengericht Rees und das Landgericht Emmerich als dem freien Verkehr angehörig anerkannt, das Schöffen- und Landgericht Hildesheim für ein Honigpräparat im Sinne der kaiserlichen Verordnung vom 3. Januar 1883 erklärt. Bezüglich der Bielefelder Tropfen hat das Schöffengericht Hildesheim (entgegen der Ansicht eines in der Verhandlung vernommenen Sachverständigen, der sie für einen Auszug im Sinne der Tabelle A der Verordnung vom 4. Januar 1875 bezeichnet hatte) auf Freisprechung erkannt, weil sie vorzugsweise Erfrischungsmittel seien und als solche vom Angeklagten, einem Konditor, verkauft würden, während das Kammergericht, wie schon gesagt, bezüglich des Doppelkräutermagenbitter die Eigenschaft eines Erfrischungsmittels neben der eines Heilmittels für unerheblich erklärt hat. Wegen Weißmanns Schlagwasser erkannte das Amtsgericht Bilshofen, wegen des Bonner Kraftzuckers das Amtsgericht Emmerich freisprechend, während das Amtsgericht Hildesheim bezüglich beider Gegenstände zur Verurteilung gelangte. Will man also volle Klarheit haben, so müßte man wegen jedes in Frage kommenden Mittels eine Entscheidung der höchsten Instanz erwirken, wie dies bezüglich der Brandtschen Schweizerpillen geschah, die das Kammergericht als ein

Geheimmittel, bezüglich ein zusammengesetztes Mittel erklärt hat; dies ist aber einerseits nicht zu verlangen, da die Arbeit nicht im Verhältnis zu dem Erfolg stünde, und würde anderseits doch nicht zu einem systematischen Gesamtbild führen, da alle derartige Erscheinungen mehr oder weniger von der subjektiven Auffassung der zu Rate gezogenen Sachverständigen bezüglich der einzelnen Fälle abhängen. Alle diese verschiedenen Entscheidungen sind doch von den Sachverständigen sowohl wie von den Gerichten nach bestem Wissen und Gewissen abgegeben; da muß eine solche Verschiedenheit wahrlich das Publikum und die Polizeibehörden mutlos machen.

Haben sich die Polizeibehörden aber wirklich in dem geschilderten Labyrinth der verschiedenen Auffassungen zurecht gefunden, so müssen sie doch sehen, daß sie eigentlich gar nichts damit erzielt haben. Bei der Verschiedenheit der richterlichen Entscheidungen und mit Rücksicht darauf, daß keine allgemeine Ordnung der Angelegenheit beliebt ist, ist in dem einen Bezirk erlaubt, was in dem andern für verboten gilt. Die periodischen Blätter und die Kalender, die in einem solchen freiern Bezirk erscheinen, können alle die Anzeigen enthalten, die in den strenger regierten Bezirken verboten sind; sie gehen ungehindert in diesen letztern aus und ein, und es wird weiter nichts erreicht, als daß sich die Herausgeber von Blättern in einem solchen strenger regierten Bezirk mit Recht ärgern, daß ihnen nutzloserweise durch die Entziehung gut bezahlter Anzeigen eine lohnende Einnahme entzogen wird, und daß das Publikum doch alles, was man ihm verheimlichen wollte, erfährt und gleichzeitig lernt, über die hohe Obrigkeit, die so verschiedene Äußerungen ihrer Thätigkeit zu Tage bringt, die Köpfe zu schütteln. Sodann aber wird ja bestenfalls nur die öffentliche Anzeige verhindert, nicht aber der Verkauf, der nach § 6 der Reichsgewerbeordnung nicht verboten werden kann. Ist nun ein Verkäufer einigermaßen geschickt, so wird er seinen einzelnen Käufern privatim erzählen, welch vortreffliches Mittel er führe, daß er es leider nicht öffentlich bekannt machen dürfe, weil ihm der Neid dies verbiete, und eine solche private Empfehlung wirkt mehr als eine öffentliche Anzeige. Dies thun aber nicht nur Droguisten, Materialisten u. s. w., dies kommt leider trotz Ahlgreen, dessen Hochachtung vor dem Stand unsrer Apotheker ich sonst vollkommen teile, auch bei Apothekern vor; sagen doch selbst solche, die auf ihre Apothekerehre hohen Wert legen, oft, sie seien unter den jetzigen Verhältnissen der Konkurrenz halber gezwungen, dies oder jenes Geheimmittel zu führen, mit dessen Verkauf sie sich nur höchst ungern befaßten. Ein geschickter Droguist kann aber auch das Verbot des Verkaufs zusammengesetzter Arzneimittel umgehen, wenn er es z. B. macht wie jener, welcher, weil er Brustthee als Arzneigemisch nicht verkaufen durfte, die einzelnen Bestandteile desselben abgewogen in besondern Dütchen vorrätig hielt und diese dem Publikum mit der Anheimgabe verkaufte, sie zu Hause zu mischen und sich auf diese Weise selbst Brustthee zu bereiten.

Ich glaube, auf Grund des mitgeteilten wird mir jeder Recht geben, wenn ich behaupte, daß wir einen unerträglichen Zustand vor uns haben, der aufs dringendste der Abhilfe bedarf.

Man hat verschiedene Mittel zur Beseitigung des jetzigen Notstandes vorgeschlagen, von denen zwar jedes bis zu einen gewissen Zweck etwas für sich hat, keins aber wirklich genügt.

Vor allem wird vom rein manchesterlichen Standpunkt aus verlangt, den Handel mit Geheimmitteln, ja vielleicht überhaupt mit Arzneimitteln ganz frei zu geben, da er sich doch nicht verhindern lasse und da das Publikum schon von selbst von wertlosen Mitteln zurückkommen werde. Gewiß wird, ich habe es oben selbst hervorgehoben, das Verlangen nach Geheimmitteln und deren Gebrauch nie aufhören. Trotzdem hat der Staat als Schützer der Schwachen die Verpflichtung, soweit seine Kräfte reichen, ihnen auch auf diesem Gebiete seinen Schutz zu gewähren; denn die Erkenntnis des Publikums, daß ein Mittel wertlos sei, kommt immer erst, nachdem der Schaden angerichtet, das Geld für ein wertloses Mittel ausgegeben und die Zeit zum Gebrauch einer richtigen Kur ganz oder teilweise versäumt ist; dann aber hat der Schwindler, namentlich wenn er die Reklametrommel richtig zu rühren versteht, bereits den gewünschten Erfolg seines unsaubern Treibens eingeheimst.

Von dem Standpunkt aus, daß der Staat den Schwachen schützen müsse, verlangt man vor allem staatliche Kontrolle des Geheimmittelverkehrs, und zwar der Art, daß entweder der Handel zwar freigegeben, aber jedes empfohlene Mittel von einer zu diesem Zweck eingesetzten Behörde geprüft und das Publikum, wenn das Mittel sich nicht bewähre, davor gewarnt werden solle, oder daß alle zum Verkauf zu bringenden Geheimmittel der erwähnten Behörde vorgelegt und erst nach deren Genehmigung und nach Aufnahme des Mittels in ein zu veröffentlichendes Verzeichnis öffentlich verkauft und angekündigt werden dürften. Beide Vorschläge scheinen besser, als sie wirklich sind. Die Warnung vor einem Mittel ist die beste Art, darauf aufmerksam zu machen, weshalb auch die Behörden allmählich wieder davon zurückkommen. Die Bekanntmachungen der Behörden in öffentlichen Blättern werden erfahrungsmäßig, aber auch vielfach gar nicht und dann überhaupt meist nur lückenhaft vom Publikum gelesen. Noch viel bedenklicher wird sich dies aber mit dem zu veröffentlichenden Verzeichnis gestalten, dessen Vervollständigung unaufhörlich notwendig wäre, so daß man sagen kann, es wäre geradezu unmöglich, daß alle Beteiligten, Verkäufer und Redakteure, sich stets auf dem laufenden halten könnten, der Mühseligkeit für einen Redakteur, bei Aufgabe einer Anzeige die sämtlichen Nummern des Verzeichnisses mit allen dazu ergangenen Nachträgen zu vergleichen, gar nicht zu gedenken. Wenn aber auch dies alles durchführbar wäre, so bleibt noch die Frage ungelöst, woher die zur Prüfung berufene Behörde Kenntnis von den sämtlichen in den Handel gebrachten Geheimmitteln erlangen soll. Ich habe

schon oben gezeigt, wie schwer es ist, den Begriff eines Geheimmittels festzustellen, und ebenso, wie viel Schwierigkeiten sich bei der Beantwortung der Frage ergeben, ob das betreffende Mittel ein Arzneimittel, ein kosmetisches oder ein Erfrischungsmittel sei. Wollte man nun auch jedem, der ein Geheimmittel in den Handel bringen will, bei schwerer Strafe aufgeben, dies Mittel vorher bei der zur Prüfung solcher Mittel eingesetzten Behörde einzureichen, so würden sich doch in sehr zahlreichen Fällen die Anfertiger solcher Mittel mit dem Einwande schützen können, daß sie nicht geglaubt hätten, ein Heilmittel verkauft zu haben, sondern nur beabsichtigt hätten, ein kosmetisches oder ein Erfrischungs- oder Genußmittel in den Handel zu bringen, und wenn nun auch nachträglich das Mittel auf das Verzeichnis der verbotenen gesetzt oder vor ihm gewarnt würde, so wäre der Schaden bereits angerichtet, indem das Mittel bereits verbreitet wäre, ja es würde dazu noch die Benachteiligung der Geschäftsleute kommen, die das Mittel gutgläubig zum Weiterverkauf übernommen hätten und nun die angeschaffte Ware nicht verkaufen könnten. Dieser Weg ist also auch nicht der richtige.

Es wird deshalb weiter empfohlen, den Handel mit Geheimmitteln zwar frei zu geben, aber eine sehr hohe Steuer darauf zu legen. Dies würde den Handel zwar etwas erschweren, weiter aber auch nichts bewirken. Wenn man weiß (und das kann man z. B. als praktischer Polizeimann leicht erfahren), mit welchem ungeheuern Nutzen der Geheimmittelhandel verbunden ist, daß oft hundert und mehr Prozent dabei verdient werden, dann weiß man auch, daß, wenn die Steuer in einer einigermaßen zu verantwortenden Grenze bleibt, diese dem Verfertiger des Geheimmittels nur den Nutzen etwas verringern würde, was er durch größern Umsatz auszugleichen versuchen wird, wenn er es nicht vorzieht, den Preis des Mittels etwas zu erhöhen, was ihm bei der schon besprochenen Neigung des Publikums zur Anwendung von Geheimmitteln auch nicht schwer fallen dürfte. Wer an die Wirkung der Schweizer Pillen glaubt, giebt für eine Schachtel ebenso gern 1,50 Mark als 1 Mark. Wir werden also auch auf dies Mittel verzichten müssen.

Das von Ahlgreen empfohlene Mittel, staatliche Genehmigung und hohe Steuern zusammen zu verbinden, würde nach meiner bisherigen Darstellung nur die Schattenseiten beider Versuche vereinigen.

In der Erkenntnis aller dieser Schwierigkeiten hat man das Verzweiflungsmittel vorgeschlagen, den Handel mit Geheimmitteln ganz zu verbieten, was ja, durchgeführt, die Ruhe des Kirchhofs zur Folge haben würde. Allein ich habe schon gezeigt, daß ein solches Verbot undurchführbar ist und bei der unzweifelhaft manchen Geheimmitteln beiwohnenden Heilkraft auch sein bedenkliches haben würde.

Kann man also allen diesen Vorschlägen nicht zustimmen, so muß ein andres Auskunftsmittel gesucht werden, das die Vorzüge der andern bietet, ihre Nach-

teile aber zu vermeiden im Stande ist. Ich glaube, man hat sich dabei im wesentlichen den von dem bairischen Obermedizinalausschuß in dessen bereits erwähnten Beschluß vom 25. Oktober 1887 gemachten Vorschlägen anzuschließen, die folgenden Inhalt haben: 1) In Anbetracht der zum Teil bestehenden Unthunlichkeit eines allgemeinen Geheimmittelverbotes erscheint das allgemeine Verbot der Ankündigung und Anpreisung von sogenannten Geheimmitteln, auch wenn deren Zusammensetzung bekannt gemacht ist, als wirksamste Maßregel gegen das Geheimmittelunwesen notwendig. 2. Geheimmittel sollen nur in Apotheken feilgehalten werden. Um aber das Emporblühen und Überwuchern des Geheimmittelunwesens in den Apotheken zu verhindern, ist es nötig, unzweideutige Bestimmungen zu erlassen, die den Geheimmittelverkehr in Apotheken regeln und in Schranken halten; insbesondere wäre den Apothekern zu verbieten, im Handverkauf die Geheimmittel abzugeben, die nach ihrer Zusammensetzung unter die Tabelle B und C der Pharmacopoea Germanica fallen.*) 3. Es ist eine Bestimmung notwendig, die gewährleistet, daß der Großhandel mit Geheimmitteln sich nur in solchen Bahnen bewegt, die mit der Konzentrirung des Geheimmittelhandels in den Apotheken im Einklang stehen. 4. Es empfiehlt sich, die im Verkehr befindlichen Geheimmittel regelmäßig zu untersuchen und das Untersuchungsergebnis zeitweilig zu veröffentlichen."

In Anlehnung an diesen Münchener Vorschlag, an die Polizeiverordnung der Regierung zu Düsseldorf vom 9. Mai 1888, sowie unter Berücksichtigung des Umstandes, daß regelmäßig der Eigennutz die Triebfeder zum Geheimmittelvertrieb ist und man deshalb vor allem diese Quelle verstopfen muß, will ich nun meinen Vorschlag zur Beseitigung des jetzt herrschenden Unwesens entwickeln, wobei ich mich der Hoffnung hingebe, allen gerechtfertigten Ansprüchen Genüge zu leisten.

Vor allen verlange ich reichsgesetzliche Regelung, damit der jetzige unleidliche Zustand aufhöre, wonach das, was in dem einen Bezirk verboten, in dem andern erlaubt ist; eine gesetzliche Regelung halte ich aber für erforderlich, weil eine Einschränkung des § 6 der Reichsgewerbeordnung nötig ist, wie wir noch sehen werden.

Sodann muß der Großhandel unbehelligt bleiben, wie dies auch bei Erlaß der kaiserlichen Verordnung vom 4. Januar 1875 geschehen ist. Dieser ist für das Publikum vollständig gleichgiltig, der Schutz des Publikums muß beim Handverkauf eintreten und da in genügender Weise gewährt werden; unnötige Beschränkungen aber darf man dem Verkehr nicht auferlegen. Die einzige Beschränkung, die ich für den Großhandel begehre, ist die bezüglich des Ankündigens der Mittel.

*) D. h. Medicamenta, quae vulgo venena dicuntur, locis seclusis cautissime asservanda (B) und Medicamenta a reliquis separanda et caute servanda (C).

Das öffentliche Ankündigen oder Anpreisen der Geheimmittel oder Arzneimittel überhaupt sollte nun für den Groß- und Kleinhandel verboten werden. Der Großhändler kann durch Cirkulare genügende Kenntnis von dem durch ihn zum Verkauf gebrachten Mittel geben, da er dies ja nur gegenüber Fachgenossen zu thun braucht, deren Namen er aus jedem geschäftlichen Adreßkalender erfahren kann. Der Apotheker aber, dem ich, wie ich gleich darlegen werde, den alleinigen Verkauf solcher Mittel überlassen will, genießt sein Privileg und bedarf deshalb nicht der Reklame, wie auch z. B. die Anwaltskammern dem gleichfalls privilegirten Rechtsanwalt das Reklamemachen mit Recht untersagen. Der Apotheker hat Gelegenheit genug, seine Mittel dem Publikum gelegentlich bekannt zu machen; er kann auch den Ärzten Mitteilung davon machen und sicher sein, daß, wenn das Mittel gut ist, diese es ihren Patienten empfehlen werden; nachteilige oder unwirksame Mittel aber braucht kein Apotheker zu führen. Daß man die Besprechung neuentdeckter Mittel in Fachzeitschriften nicht verhindern will, bedarf keiner Bemerkung.

Die nötige staatliche Kontrolle über den Geheim- oder Arzneimittelverkehr aber wünsche ich dadurch hergestellt zu sehen, daß nur den Apothekern, d. h. den Inhabern der für den Arzneimittelverkehr bestimmten Geschäfte, nicht auch den Droguisten und Materialisten, deren Geschäfte ganz andern Zwecken dienen, gestattet sei, Geheim- oder Arzneimittel im Handverkauf abzugeben. Hier kann dann jeder sein Geheimmittel erhalten, und insofern ist der Handel damit freigegeben; anderseits aber findet eine staatliche Aufsicht des fraglichen Handels bei der regelmäßigen Besichtigung der Apotheken durch den Regierungs-Medizinal-Beamten statt, wie auch dessen Besichtigung der Droguengeschäfte den Beweis erbringen würde, ob dort das Verbot, Heilmittel zu führen, beachtet werde.

Was den Gegenstand des Handels anlangt, so muß nicht der Handel mit Geheimmitteln, sondern überhaupt mit allen Mitteln, die, wie sich die Polizeiverordnung der Regierung zu Düsseldorf treffend ausdrückt, als Heilmittel gegen Krankheiten und Körperschäden von Menschen und Tieren dienen sollen, verboten werden. Damit wird die Frage: Was ist ein Geheimmittel? umgangen und der Schwerpunkt auf den Zweck, dem das Mittel dienen soll, gelegt. Durch die vorgeschlagene Fassung umgeht man ferner die Schwierigkeit, ein langes, dem Gedächtnis entschwindendes Verzeichnis der einzelnen, den Apotheken vorbehaltenen Mittel aufstellen zu müssen, insofern diesen der Handverkauf aller Mittel, die zur Heilung von Krankheiten und Körperschäden dienen sollen, vorbehalten bleibt. Man erreicht damit auch eine möglichst vollständige Abgrenzung des Gebietes zwischen Heilmitteln einerseits und kosmetischen oder Genußmitteln anderseits, da neben den Mitteln gegen Krankheiten auch die gegen Körperschäden erwähnt sind, und kann es getrost der Rechtsprechung überlassen, die hierdurch im allgemeinen angegebenen Grenzlinien auf allen einzelnen Punkten festzustellen. Es braucht nicht bemerkt zu

werden, daß hier nur die Mittel gemeint sind, die ausdrücklich als Heilmittel verkauft werden, nicht Mittel, die zu den verschiedensten Zwecken dienen können, nebenbei aber auch bei körperlichem Übelbefinden gebraucht werden, wie z. B. Sodawasser; denn sonst müßte man schließlich einen guten Rotwein, den man gegen einen schwachen Magen trinkt, oder einen guten Rum u. dgl. zu den Heilmitteln rechnen, was niemand einfallen wird. Ich gebe zu, daß hiernach z. B. englisches Pflaster, Pfeffermünzküchel, Mineralwasser und daraus gefertigte Pastillen dem freien Verkehr entzogen werden müßten, ich würde aber in diesem Umstande kein Bedenken finden, das dem jetzigen ganz unhaltbaren Zustande gegenüber von Bedeutung wäre, es ließe sich ja vielleicht entsprechend der kaiserlichen Verordnung vom 9. Februar 1880 etwa für die Mineralwässer eine Ausnahme machen. Darin, ob die Mittel arzneilich wirksam seien oder nicht, darf ein Unterschied nicht gemacht werden, wie es ja auch die kaiserliche Verordnung vom 4. Januar 1875 nicht thut, da der Verkauf unwirksamer Mittel sich nur als Schwindel darstellt und gar keine Rücksicht verdient.

Drei Beschränkungen sind aber außer dem schon erwähnten Verbot der Ankündigung oder Anpreisung auch noch dem Apotheker bezüglich des Handels mit Geheimmitteln aufzuerlegen. Zunächst muß es ihm untersagt sein, Mittel zu verkaufen, deren Zusammensetzung er selbst nicht kennt. Wenn der Verkauf aller Arzneimittel auf die Apotheken beschränkt bleibt, so liegt kein Grund vor, dem Apotheker nicht wenigstens die Zusammensetzung des Mittels bekannt zu machen, da jeder Erfinder sich sein neues Mittel patentiren lassen kann, um sich vor unerlaubter Ausbeutung zu schützen. Ein Mittel gegen Krankheiten, dessen Zusammensetzung und somit dessen Einwirkung auf den Körper man nicht kennt, an Leidende abzugeben, ist ein unter keinen Umständen zu duldender Mißbrauch. Sodann muß die Beschränkung, daß der Apotheker gewisse Stoffe nur auf Grund ärztlicher Verordnung abgeben darf, auch auf Geheimmittel, in denen solche Stoffe enthalten sind, ausgedehnt werden. Endlich muß festgesetzt werden, daß der Apotheker derartige Mittel nur zu den Preisen verkaufen darf, wie sie entsprechend der Arzneitaxe zu berechnen sein würden oder, wenn die Stoffe in der Arzneitaxe nicht erwähnt sind, wie sich deren Preis nach den allgemeinen Marktpreisen für den entsprechenden Stoff stellen würde, aus dem die Mittel zusammengesetzt sind. Darf der Apotheker keine höhern Preise fordern, so kann er auch keine höhern für die Beschaffung solcher Mittel anlegen, und damit wird dem Erfinder von Geheimmitteln die Möglichkeit entzogen, für wertlose Gegenstände schwindelhafte Preise zu fordern, während ihm der nach allgemeinen Regeln zukommende Nutzen nicht geschmälert wird.

Hiernach würden etwa folgende Bestimmungen als Ergänzung zum § 6 der Reichsgewerbeordnung reichsgesetzlich zu erlassen sein: 1. Stoffe und Zubereitungen jeder Art, gleichviel ob arzneilich wirksam oder nicht, die als

Heilmittel gegen Krankheiten oder Körperschäden von Menschen oder Tieren dienen sollen, dürfen nur in Apotheken im Einzelverkauf abgegeben werden. 2. Der Apotheker darf Stoffe und Zubereitungen der unter 1 genannten Art nicht verkaufen, wenn ihm die Bestandteile derselben oder die Art und Weise der Zusammensetzung dieser Bestandteile unbekannt sind. 3. Für die unter 1 genannten Stoffe und Zubereitungen dürfen nur solche Preise verlangt werden, die nach den Bestimmungen der Arzneitaxe dafür zu berechnen wären oder dem allgemeinen Marktpreis der Bestandteile derselben entsprechen. 4. Die unter 1 genannten Stoffe dürfen weder für den Großhandel noch für den Einzelverkauf öffentlich angekündigt oder angepriesen werden.

Ob meine Vorschläge als vollständig zutreffend angesehen werden können, muß dahin gestellt bleiben; jedenfalls können sie zur weitern Förderung der Sache dienen. Möchte die reichsgesetzliche Regelung der Angelegenheit, die der Kultusminister am 17. März 1888 dem Abgeordnetenhause in Aussicht stellte, sich recht bald verwirklichen!

Ein falscher Freiheitsheld des Altertums

Von O. E. Schmidt

Marcus Brutus — eine schwermütige Gestalt steigt bei diesem Namen vor uns auf. Langsam und feierlich wandelt sie in der verbrämten Toga durch die Straßen Roms und rechtet mit der Vorsehung, daß die Herrlichkeit der römischen Republik dahingeschwunden sei. Nicht die Laster der Zeitgenossen, sondern der Weltschmerz hat auf dem vollen, bleichen Antlitz seine Züge eingegraben, um den Mund liegt düstrer Ernst, aber aus den Augen lodert das Feuer der Begeisterung für Freiheit und Ahnengröße. So wandelt er auch am 15. März des Jahres 44 zur Kurie des Pompeius; nicht voll Rachedurst, Habsucht und andern niedern Leidenschaften wie die übrigen Verschwörer, sondern heilig wie ein Priester taucht er seinen Stahl in das Blut des großen Cäsar.

Dies ideale Bild des Brutus hat nicht zu allen Zeiten die Vorstellungen der Menschen beherrscht. Ich will hier nicht davon reden, daß die Römer selbst, mit geringen Ausnahmen, ihn weit nüchterner betrachtet haben; aber noch Dante hat den Mörder Cäsars in die finsterste Tiefe des Höllentrichters gebannt. Erst die Wiedergeburt des klassischen Altertums mit ihrer antikisirenden Freiheitsschwärmerei hob den Brutus als Heros der Tyrannenmörder

wieder herauf. Während des fünfzehnten Jahrhunderts gewann die der Unterwelt entstiegene Gestalt wieder Blut, Fleisch und Leben, und zwar besonders in Italien gegen die großen und kleinen Cäsaren dieses Landes. Mancher von ihnen fiel Mördern zum Opfer, für die das Vorbild des Brutus wirksam war, wie z. B. für jenen Girolamo Olgiati, einen der Mörder des Galeazzo Sforza zu Mailand, der noch, während ihm der Henker die Brust einschlug, ausrief: „Nimm dich zusammen, Girolamo! Man wird lange an dich denken; der Tod ist bitter, der Ruhm ewig!" Dem deutschen Volksgeiste blieb die Gestalt des Brutus, Gott sei Dank, fremd; nie hat sie in der deutschen Dichtung tiefere Wurzeln geschlagen. Einigermaßen bekannt und populär wurde sie erst durch Schlegels Übersetzung von Shakespeares „Julius Cäsar." Seitdem gilt Brutus unter den Verschwörern gegen Cäsar als der „ehrenwerte Mann." Als solchen hat ihn im wesentlichen auch die deutsche Geschichtschreibung behandelt. Man hat ihn zwar einen beschränkten und unpraktischen Politiker genannt, aber die Lauterkeit seines Charakters und seines Strebens, die aristokratische Republik wiederherzustellen, nicht in Abrede gestellt.

Ich behaupte nun, daß das verhältnismäßig günstige Bild, das von M. Brutus verbreitet ist, der geschichtlichen Wahrheit nicht entspricht, sondern gefälscht ist durch die Wirksamkeit einer republikanischen Legende, die gerade so gut vorhanden ist wie eine cäsaristische. Eine solche Legende war schon zu den Lebzeiten des Brutus und noch mehr unmittelbar nach seinem Tode geschäftig, ihn zum Märtyrer der untergehenden Republik zu stempeln. Wir finden ihre Spur bei allen griechisch schreibenden Historikern des Altertums, besonders aber im „Brutus" des Plutarch.*) Dieser Überlieferung gegenüber hat der geistvolle Franzose Gaston Boissier in seinem Buche Cicéron et ses amis das Kapitel über Brutus mit dem Satze begonnen: Sans les lettres de Cicéron nous ne connaîtrions pas Brutus. Und wenn Boissier in der Ausführung des Charakterbildes auch weit davon entfernt geblieben ist, die Briefe Ciceros gehörig auszubeuten, so hat er doch durch den citirten Satz den Weg bezeichnet, auf dem allein ein richtiger Begriff von Brutus' Wesen und Wirken gefunden werden kann.**)

Betrachten wir zunächst die Familie, aus der Brutus stammte. Sie war

*) P. Volumnius, einer der Vertrauten des Brutus und sein Stiefsohn Bibulus hatten die Denkwürdigkeiten des Brutus aufgezeichnet. Auch die Memoiren des Valerius Messalla Corvinus und das Werk des Empylus über Cäsars Ermordung gehörten zu dieser Litteratur. Sie ist verloren, doch spiegelt sich ihr Charakter zur Genüge im „Brutus" des Plutarch.

**) Von den im Altertume verbreiteten neun Büchern des Briefwechsels zwischen Cicero und Brutus ist uns nur das neunte Buch erhalten. Um die Echtheit desselben hat sich seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf Anregung der Engländer Tunstall und Markland ein Streit erhoben, der eine noch reichhaltigere Litteratur hervorgerufen hat, als der bekannte Streit um die Echtheit der sogenannten Kassettenbriefe der Maria Stuart. Gegenwärtig ist der Streit zu Gunsten der Echtheit entschieden.

plebejischen Ursprungs, betrachtete sich aber, da die patrizischen Junii Bruti längst ausgestorben waren, als die Erben ihres Ruhmes. Seit alter Zeit gehörten die plebejischen Bruti zum Amtsadel; schon 325 v. Chr. war ein D. Junius Brutus Scaeva Konsul. M. Junius Brutus, der Vater des Cäsarmörders, war an den Unruhen beteiligt, die den Umsturz der Einrichtungen Sullas bezweckten. Pompejus zwang ihn zur Kapitulation, ließ ihn aber dann gegen sein gegebenes Wort hinrichten (77 v. Chr.). Der Sohn des Hingerichteten, unser M. Brutus, war damals ein Knabe von acht Jahren. Seine Mutter war Servilia. Als ihr Ahnherr galt jener C. Servilius Ahala, der 439 v. Chr. nach der aristokratischen Legende durch Ermordung des nach der Tyrannei strebenden Spurius Maelius die Republik gerettet hatte. Servilia blieb nicht lange im Witwenstande; sie heiratete den Junius Silanus, dem sie zwei Töchter gebar. In dieser Zeit war sie aber auch eine Mätresse Cäsars, der besonders durch ihren Geist gefesselt wurde. Die republikanische Legende wollte wissen, daß M. Brutus Cäsars Sohn*) gewesen sei; das ist schon aus dem Grunde unwahrscheinlich, weil Cäsar nur 15 Jahre älter war als Brutus; die republikanische Legende aber brauchte diese Vaterschaft, um Brutus als Vatermörder um der Freiheit willen erscheinen zu lassen, gewissermaßen als Gegenstück zu dem Todesurteil seines Ahnherrn, des ersten Konsuls der Republik, über die eignen Söhne. Die ältere der Stiefschwestern des Brutus war mit dem spätern Triumvirn Lepidus verheiratet, galt jedoch keineswegs als eine treue Gattin; wenigstens fand sich während Ciceros Statthalterschaft in Cilicien ihr Bild unter den Sachen eines bekannten Wüstlings, und Cicero gestattete sich den Witz, daß sie einen „Dummkopf" (brutus) zum Bruder und einen „Gefälligen" (lepidus) zum Gemahl habe. Die andre Stiefschwester war mit dem spätern Cäsarmörder Cassius verheiratet, doch beschuldigte man ihre Mutter Servilia, sie habe diese Tochter zuvor dem Cäsar zugeführt, um ihn an die Familie zu fesseln. Auch verschmähte Servilia nicht, sich im Bürgerkriege durch Cäsars Gnade mit eingezogenen Gütern der Pompejaner zu bereichern.

Der junge M. Brutus (geb. 85 v. Chr.) tritt zum erstenmale hervor bei einer wohl von Cäsar erdichteten Verschwörung gegen Pompejus (59 v. Chr.); doch wurde sein Name auf Cäsars Veranstaltung, wie Cicero spöttisch sagt, „nach einer Nacht und nächtlichen Fürsprache der Servilia" vom Ankläger feierlich zurückgenommen, und dieser am nächsten Morgen tot im Kerker gefunden. Im folgenden Jahre begleitete er seinen Oheim Cato nach Cypern und wohnte der Einheimsung des Schatzes des Königs Ptolemäus für die Römer bei. Der Anblick des massenhaften Goldes und wohl mehr noch der mütterliche Einfluß scheint auf den angehenden Philosophen, der um diese

*) Dieses Verhältnis wird auch angedeutet in den Worten: *Καὶ σύ, τέκνον* (Auch du, mein Sohn!), die der sterbende Cäsar ausgerufen haben soll.

Zeit auch in Athen und Rhodus studirte, nicht günstig gewirkt zu haben, denn seitdem zeigt sich bei ihm ein Laster, das ihn nie wieder freigab, die Habsucht. Brutus benutzte seinen Aufenthalt in Cypern zur Anknüpfung unwürdiger Wuchergeschäfte, die er allerdings zunächst unter dem Namen einiger Agenten betrieb. Er lieh Geld zu 48 Prozent an die Salaminier; im Jahre 53 begleitete er seinen Schwiegervater, den Prokonsul Appius Claudius, nach Cilicien und benutzte auch diese Gelegenheit wieder zum Wucher, indem er dem von Pompejus ruinirten König Ariobarzanes von Kappadozien Geld vorschoß.

In nähere Beziehungen zu Cicero trat Brutus erst, als dieser im Jahre 51 als Nachfolger des Appius Claudius Cilicien und Cypern als Statthalter übernahm; eine weitere Ausbeutung der asiatischen Schuldner war nunmehr nur mit Genehmigung Ciceros möglich. Pomponius Atticus, der Freund beider, führte sie zusammen. Erst während der Statthalterschaft Ciceros kam es heraus, in wie unmenschlicher Weise Brutus unter dem Schutze seines Schwiegervaters im Orient gewirtschaftet hatte. Brutus hatte seine Agenten M. Scaptius und P. Matinius warm an Cicero empfohlen, dem Cicero aber verheimlicht, daß deren Geschäfte auf seine, des Brutus, Rechnung betrieben würden. Scaptius hatte von Brutus' Schwiegervater eine Präfektenstelle und mehrere Schwadronen Reiter erhalten, mit denen er, als die Zahlungen der Stadt Salamis auf Cypern nicht prompt eingingen, die unglückliche Stadt besetzte. Der Rat der Stadt wurde so lange ins Rathaus eingesperrt, bis fünf Ratsherrn Hungers gestorben waren. Cicero machte diesen Scheußlichkeiten sofort ein Ende, indem er dem Scaptius die Präfektur entzog und die Reiter nach Cilicien kommandirte. Außerdem beschränkte er durch ein Gesetz für seine ganze Provinz den Zinsfuß auf 12 Prozent fürs Jahr. Trotzdem hatte Brutus die Stirn, sich jetzt als den eigentlichen Wucherer zu demaskiren und die Wiedereinsetzung des Scaptius in die Präfektur, sowie die Aufrechterhaltung des Zinsfußes von 48 Prozent zu verlangen. Alle Versuche des Cicero zu einem Vergleiche mit den Salaminiern auf der Basis von 12 Prozent mit Zinseszins wurden von den Geschäftsträgern des Brutus, die auf einen neuen, gefügigern Statthalter warteten, abgewiesen. Ebensowenig konnte Cicero die Ansprüche des Brutus an den König Ariobarzanes befriedigen, der durch die Aussaugung der Römer bettelarm geworden war. Unzählige Prokuratoren des Pompejus umkreisten ihn wie die Ratten; und doch hatte Pompejus großartig auf die Wiedererlangung des Kapitals verzichtet, er begnügte sich, wenn der König durch außerordentliche Brandschatzung der wohlhabenderen Bürger so viel zusammenbrachte, daß er ihm einen Monatszins von 150000 Mark pünktlich entrichtete. Cicero befürchtete nach seinem humanen Eintreten für die Schuldner des Brutus nicht ohne Grund den Unwillen seines jungen Freundes, er schreibt an Atticus: „Wenn Brutus glaubt, daß ich ihm 48 Prozent zu nehmen hätte gestatten sollen, während ich doch in der ganzen Provinz gemäß meinem Edikte nur

12 Prozent erlaubte, womit sich selbst die härtesten Wucherer zufrieden gaben, wenn Brutus sich darüber beklagt, daß einem Geschäftsmanne die Präfektur abgeschlagen worden sei, während ich ein solches Gesuch auch unserm Torquatus in der Person seines Länius und selbst dem Pompejus in der Person des Sextius Statius abgeschlagen und diese Männer von der Richtigkeit meiner Ansicht überzeugt habe, wenn es Brutus nicht verwinden kann, daß die Reiter aus Salamis abziehen mußten, nun so wird es mir zwar wehe thun, daß er mir zürnt, aber noch weit schmerzlicher wird mir der Gedanke sein, daß Brutus nicht der Ehrenmann ist, für den ich ihn gehalten habe."

Unterdessen bereitete sich der Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompeius vor. Brutus stand im sechsunddreißigsten Jahre seines Lebens; er hatte noch kein Staatsamt bekleidet, sondern sich mit dem Studium der Beredsamkeit und Philosophie in Athen wie in Rom beschäftigt, ohne etwas hervorragendes zu leisten; seine Reden wenigstens galten als matt und langweilig. Äußerlich war er bisher mit den Aristokraten, seinen Standesgenossen, gegangen, aber war er darum ein überzeugungstreuer Republikaner? Sein weiteres Verhalten mag über diese Frage entscheiden. Es hätte ihm eigentlich nicht leicht werden sollen, sich dem Pompeius zu nähern, der mit dem Blute seines Vaters befleckt war. Aber er meinte wohl, wie die meisten seiner Standesgenossen, daß die Persönlichkeit des Pompeius den Fortbestand des altgewohnten einträglichen Raubbaues in den Provinzen eher verbürge, als die selbständige, den Provinzen freundliche Gesinnung Cäsars, und daß Pompeius auch gegründetere Aussicht auf den Sieg habe. Das Exempel erwies sich als falsch. Nachdem er im Beginne des Krieges in Cilicien vermutlich seine Geldgeschäfte abgewickelt hatte, erlebte er bei Pharsalus den schmählichen Zusammenbruch der pompeianischen Streitkräfte. Brutus begriff augenblicklich, daß er falsch gerechnet hatte und beeilte sich, den Irrtum zu verbessern. Noch auf der Flucht bat er den Cäsar brieflich um Begnadigung. Der Sohn der Servilia wurde mit Freuden aufgenommen und dankte für die Gunst zunächst durch Äußerung der Vermutung, daß Pompeius nach Ägypten entflohen sei. Darnach zog sich Brutus entweder nach Griechenland oder nach Italien zurück; hätte er die Republik verteidigen wollen, so hätte er sich zu seinem Oheim Cato nach Afrika begeben müssen. Dafür huldigte er im Jahre 47 dem Cäsar von neuem, indem er ihm nach Asien entgegenreiste, um ihm zu seinem Siege über Pharnaces Glück zu wünschen. Damals führte er auch die Sache eines Freundes, des Königs Deiotarus, vor Cäsar; dabei kam die ihm angeborne Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit so sehr zum Ausdruck, daß Cäsar halb verwundert, halb spöttisch äußerte: „Ich weiß nicht recht, was dieser junge Mann eigentlich will, aber was er will, das will er sehr." Immerhin war Brutus für Cäsar eine brauchbare Persönlichkeit. Als Cäsar nach seiner Rückkehr aus Asien in Rom daran ging, sich einen ergebnen Hofadel zu bilden, legte er auf Persönlichkeiten der alten Nobilität ebenso

großes Gewicht, wie später Napoleon I. auf hervorragende Namen des ancien regime. Brutus, der Träger eines uralten Namens und der Verwandte der einflußreichsten Aristokraten, wurde daher besonders ausgezeichnet. Obwohl er noch kein Staatsamt bekleidet hatte, belehnte ihn Cäsar für das Jahr 46 mit der wichtigen Statthalterschaft über das cisalpinische Gallien. Bei der Verwaltung dieser Provinz, deren Wohl dem Cäsar besonders am Herzen lag, hütete sich Brutus wohl, seiner Habsucht zu fröhnen, wie er es früher in Asien gethan hatte und auch nachmals wieder that. Er wurde deshalb von Cäsar belobt. Brutus stand wegen seines verhältnismäßig anständigen Lebenswandels und wegen seiner philosophischen Bildung bei seinen Standesgenossen in Ansehen. Er war auch als rhetorischer und philosophischer Schriftsteller aufgetreten. Deshalb wies ihm Caesar die Rolle eines offiziösen Publizisten zu, der die Aufgabe hatte, die öffentliche Meinung zu Gunsten des Cäsarismus zu bearbeiten. Brutus war ein gehorsames Werkzeug. Schon von Asien aus hatte er in diesem Sinne an einflußreiche Leute z. B. an Cicero geschrieben, später veröffentlichte er ein Schriftstück, worin er Cäsar von dem Verdachte reinigte, daß M. Marcellus auf sein Anstiften im Piraeus ermordet worden sei, und nach Beendigung des spanischen Krieges verbreitete er das Märchen, das den Optimaten Sand in die Augen streuen sollte: Cäsar wolle sich mit dieser Partei wieder auf guten Fuß stellen. Vor allem mußte Cäsar auf „die Degradation der republikanischen Erinnerungen“*) bedacht sein. Deshalb war ihm Ciceros Lobschrift auf jenen Cato, der an der Republik verzweifelnd sich in Utica den Tod gegeben hatte, recht unbequem gekommen, obwohl sich Cicero vorsichtigerweise auf das Lob von Catos Privatleben beschränkt hatte. Cäsar setzte dagegen einen förmlichen Preßfeldzug in Bewegung, der in seinen Einzelheiten an ähnliche Erscheinungen der Gegenwart erinnert.

Zuerst trat sein Legat Hirtius mit einem „Cato“ hervor, worin alle schlechten Eigenschaften desselben ins grellste Licht gesetzt waren, Ciceros aber mit den verbindlichsten Redensarten gedacht wurde. In demselben Geiste schrieb dann Cäsar selbst seinen „Gegencato,“ der das glänzende Bild, das Cicero von dem Privatleben des Mannes entworfen hatte, zerstörte, dabei aber Cicero, den einflußreichsten Vertreter der Mittelpartei, mit Sammetpfötchen anfaßte. Die Herabsetzung Ciceros in der öffentlichen Meinung übertrug Cäsar dem M. Brutus unter der geschickten Maske, daß dieser scheinbar auch eine Lobschrift auf Cato verfaßte, in der aber Ciceros Rolle bei der Vereitlung der katilinarischen Verschwörung, der Glanzpunkt seines öffentlichens Wirkens, zu Gunsten Catos geringschätzig besprochen war. Dabei wurde zugleich Cäsar von dem alten Verdachte, als ob er Mitverschworner gewesen wäre, gereinigt und sein Publizist M. Brutus von neuem in den Kreisen der Aristokratie

*) W. Roscher, Umrisse zur Naturlehre des Cäsarismus. S. 45.

beglaubigt. Cicero fühlte sich durch den „Cato" des Brutus verletzt. Er konnte in dieser ganzen Zeit über die wahre Gesinnung des M. Brutus nicht recht klug werden. Trotzdem erwies er ihm, wohl auf Atticus' Rat, allerhand litterarische Aufmerksamkeiten in dem Bestreben, sich dem Günstlinge Cäsars zu nähern und somit zu Gunsten seiner politischen Ideale auch auf Cäsar Einfluß zu gewinnen. Doch blieb das Verhältnis zwischen Cicero und Brutus vorläufig kühl. Zu den Wohlthaten und Ehren, die Cäsar dem Brutus schon erwiesen hatte, fügte er noch die städtische Prätur für das Jahr 44, die Designation zum Statthalter von Makedonien für 43 und die Zusicherung des Konsulats für 41. Alle diese Auszeichnungen nahm Brutus ohne Bedenken von seinem Gebieter an.

Wie kam nun dieser Mann zu den Verschwörern gegen das Leben seines Wohlthäters? So viel scheint sicher zu sein, daß der erste Gedanke des Mordes nicht in Brutus' Gehirn erwuchs, sondern im Kopfe des Cassius. Die Verschwörung gegen Cäsar ist im Kerne als eine Revolution seiner Generale anzusehen, die mit ihren Dotationen, Einkünften und Aussichten nicht zufrieden waren oder glaubten, nach dem Wegfalle ihres Kriegsherren eine noch größere Rolle spielen zu können. Zu diesen unzufriedenen Generalen, die jederzeit eine Gefahr für einen Cäsar bilden, muß man außer D. Brutus, C. Trebonius, Minucius Basilus, Servius Sulpicius Galba auch den C. Cassius rechnen, der nach seinem Übertritt aus dem pompeianischen Lager als Legat Cäsars gegen Pharnaces mitgefochten hatte, dann aber weder in Afrika noch in Spanien zur Verwendung gekommen war und sich auch bezüglich der Ehrenstellen z. B. hinter M. Brutus zurückgesetzt sah. Den Männern des Schwertes schlossen sich dann Männer des neuen Hofadels mit vorzugsweise unkriegerischer Vergangenheit an, wie der leidenschaftliche Servilius Casca und der zügellose Tillius Cimber. Der wichtigste unter diesen war M. Brutus. Man lockte ihn herbei erstens wegen seiner nützlichen Beziehungen zu den Aristokraten, zweitens wegen des Ansehens, das er vermöge einer verhältnismäßig anständigen Lebensführung genoß, und drittens wegen seiner Abstammung von zwei Befreiern des Staates als republikanisches Aushängeschild für den beabsichtigten Mord. Die Beweggründe, die den Brutus antrieben, sich an dem entsetzlichen Frevel zu beteiligen, lassen sich durchaus nicht, wie es gewöhnlich geschieht, auf republikanischen Fanatismus zurückführen. Dieser hätte eher zum Durchbruch kommen müssen. Sie liegen vielmehr auch hier wahrscheinlich in der Verletzung selbstsüchtiger Hoffnungen durch Cäsar. Dieser war bekanntlich ohne Leibeserben, die Frage der Nachfolge also nicht leicht. Nun finden sich in der That bei Plutarch Anspielungen, als ob Brutus als Sohn der Servilia und Günstling Cäsars, vielleicht von Servilia selbst beeinflußt, sich Hoffnung auf die Nachfolge Cäsars gemacht, ja als ob Cäsar selbst diesen Gedanken angedeutet habe. Diese vermeintlichen Andeutungen beruhen im günstigsten Falle auf mißver-

standenen Äußerungen Cäsars, oder sie sind von Brutus selbst oder von andern zu Brutus' Gunsten erlogen. Jedenfalls zeigen sie, was Brutus wünschte und hoffte. Seine Pläne wurden durchkreuzt durch Heranziehung des Großneffen Cäsars, des jungen C. Octavius, den Cäsar nach seiner Rückkehr aus Spanien im Herbste des Jahres 45 in seinem Testamente adoptirte, dadurch zum Thronfolger designirte und auch im Heere als künftigen Kriegsherrn mehr und mehr populär zu machen suchte. Demnach hatte Brutus von Cäsar nichts weiter zu erwarten, zumal da auch Cäsars Grundsätze über Behandlung und Verwaltung der Provinzen eine Statthalterschaft nicht mehr in dem goldigen Lichte erscheinen ließen wie ehedem. Die Verschwörer dagegen, bereit, ihm die Führung zu überlassen, verhießen ihm Selbständigkeit und reichlichen Raub.

Die Einzelheiten der Ermordung Cäsars übergehe ich als bekannt. Wenn Gegenrevolutionen schon im allgemeinen wenig Aussicht auf Erfolg haben, so konnte man von diesem Frevel eine dauernde Rückbildung der aristokratischen Staatsform schon deshalb nicht erwarten, weil dem Morde gar kein bestimmtes politisches Programm, sondern nur die Habsucht und der unbefriedigte Ehrgeiz einiger Generale und Adlichen zu Grunde lag. Wie wenig gerade Brutus im Ernste an die Wiederherstellung der Republik dachte, geht daraus hervor, daß er die konsequente Vollziehung der Verschwörung, die Beseitigung der nicht beteiligten cäsarischen Generale Antonius und Lepidus, verhinderte, mit denen er, zumal da die Erhaltung seines Schwagers Lepidus im Familieninteresse lag, nach vollbrachter That zu paktiren hoffte.

(Schluß folgt)

Die Gemeinde Wien

Zum 2. Dezember 1888, wo es vierzig Jahre her war, daß Kaiser Franz Josef den Thron seiner Väter bestiegen hatte, hat der Wiener Gemeinderat eine Denkschrift herausgegeben, die einen Rückblick auf die Entwicklung des gesamten materiellen und geistigen Lebens der österreichischen Hauptstadt während jener vierzig Jahre wirft*). Nach einer Art von Prolog: „Des Babenbergers Erwachen," gedichtet von Robert Hamerling, ergreift zunächst der Wiener Geschichtsprofessor Heinrich von Zeißberg das Wort zu einer „Historischen Übersicht" über die Schicksale der gesamten Monarchie von den Tagen der

*) Wien. 1848—1888. Denkschrift zum 2. Dezember 1888. Herausgegeben vom Gemeinderat der Stadt Wien. 2 Bände. Wien. Im Kommissionsverlag von C. Konegen, 1888.

Revolution bis in die Gegenwart. Hierauf schildert Max Wirth die „volkswirtschaftliche Entwicklung," der städtische Archivar K. Weiß die „bauliche Neugestaltung der Stadt," Karl Glossy Organisation und Thätigkeit der Gemeinde. Über das städtische Schulwesen berichtet E. Hannak, über Wissenschaft und Litteratur Robert Zimmermann, über die bildenden Künste Lützow, über das Kunstgewerbe J. von Falke, über Musik Hanslick, über das Theater L. Speidel. Auch der Presse ist ein Kapitel gewidmet, von H. M. Richter geschrieben; eine Schilderung des gesellschaftlichen Lebens aus der Feder Uhls, des Redakteurs der „Wiener Zeitung," schließt das aufs beste ausgestattete Werk.

Wir müssen es uns versagen, auf den ganzen Inhalt einzugehen. Nur so viel sei bemerkt, daß alle Aufsätze reich an thatsächlichen Aufschlüssen, an aktenmäßigen Nachweisen und statistischen Daten sind. Die Darstellung des volkswirtschaftlichen Lebens und noch mehr die der Preßverhältnisse ist zu licht gehalten: allerdings durften in einer Festschrift die starken Schattenseiten, die diese Gebiete unstreitig haben, nicht allzusehr hervortreten, aber sie hätten doch berührt werden müssen. Stilistisch sind die einzelnen Beiträge von sehr verschiedenem Wert, der von Speidel steht obenan. In Zeißbergs und auch in Glossys Beitrag tritt das Bestreben, schwungvoll zu sein, gar zu deutlich hervor, namentlich die „historische Übersicht" ist von der modischen Sucht gesuchter Bilder stark angekränkelt. Da ergießt sich ein „Laurentiusstrom von Licht" über die Hauptstadt, da durchzieht die Finanz- und Handelskrisis gleich der Phylloxera vastatrix auch den übrigen Erdkreis, da wuchert „die edle Patina reicher Legendenbildung." Auffallend ist auch in unsrer sprachreinigenden Zeit die Überfülle von Fremdwörtern, die sich gerade in diesen beiden Aufsätzen findet, darunter manche ganz unerträgliche, so „flottant," das Glossy sehr zu lieben scheint; er spricht öfter von „flottanten" Massen, von der „flottanten" Bevölkerung.

Beschränken wir uns auf einen der vielen Abschnitte, auf den über die Gemeinde. Die großen deutschen Städte haben ihre Verfassungen nicht nach ein und derselben Schablone entwickelt, beinahe jede ist da ihren besondern, eigentümlichen Weg gegangen, und wer die Gemeindegeschichte von Frankfurt und Berlin kennt, wird in der von München oder Stuttgart immer noch neues finden. So wird es auch an dieser Stelle nicht ganz undankbar sein, über die von Wien zu berichten. Glossy, seit Jahren in der Wiener Stadtbibliothek als Beamter thätig, hat überall aus den besten Quellen schöpfen können.

Er geht, wie billig, über das Jahr 1848 zurück, um uns die allmähliche Entwicklung der Wiener Kommunalverfassung von ihren ersten Anfängen an, die ins dreizehnte Jahrhundert fallen, vorzuführen.

Bis um 1221 wurde die Stadt von landesfürstlichen Beamten verwaltet. Das Stadtrecht Herzog Leopolds, von diesem Jahr datirt, legte den Grund zur Selbstverwaltung, in dem es 24 angesehene Bürger mit der Führung der

städtischen Angelegenheiten betraute. Zugleich bestimmte es, daß alle Käufe und Verkäufe, ja alle obligatorischen Rechtsgeschäfte, bei denen es sich um einen Betrag von mehr als drei Talenten handelte, in Gegenwart von zwei oder mehreren Vertrauensmännern, die den Namen „Genannte" führen, abgeschlossen werden sollten. Die Zahl dieser Genannten wurde auf Hundert festgesetzt. Aus diesen beiden Körperschaften, den Vierundzwanzig und den Hundert, gingen dann der innere und der äußere Rat hervor. Das kaiserliche Privilegium von 1237, das Wien für kurze Zeit zur reichsunmittelbaren Stadt machte, fügte zu diesem ersten und wichtigsten Vorrecht wertvolle neue hinzu und ist, nicht zuletzt, auch dadurch bedeutungsvoll, daß die „Gemain" darin auf die Pflege des Schulwesens als einer bürgerlichen Pflicht verwiesen wird, sie soll „gewachsamer lernung versehen, davon weishait an dem volche gelernt wird und das ungelernt alter der chinder." Ein weitrer Schritt zur völligen Autonomie geschah unter Herzog Albrecht I., dem Sohne Rudolfs von Habsburg: er gab den Bürgern die Wahl der Ratsmannen anheim. 1360 wurde die Stadt von allen gutsherrlichen Lasten, die auf vielen ihrer Häuser und Grundstücke noch lagen, für immer befreit, 1375 erlangte sie auch das Recht der Besteuerung ihrer Glieder. Aber indem Herzog Albrecht dem Stadtrat eine Umlage auszuschreiben gestattete, schärfte er zugleich eine gerechte Verteilung der öffentlichen Lasten ein: „daz eim iegleichen angeslagen und angelegt werde, als vil im nach seiner hab gepuret." Keiner blutigen Kämpfe — wie in andern deutschen Städten — bedurfte es dann in Wien, um dem mächtig aufblühenden, aber der Unfreiheit entstammenden Handwerkertum neben den altfreien Patriziern Anteil am Stadtregiment zu sichern: eine herzogliche Verordnung gab ihm 1396 mehrere Sitze in der Ratsstube. Hiermit war das schöne Gebäude mittelalterlicher Städteautonomie auch für Wien vollendet.

Ihr Verfall beginnt im ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts. Das Stadtrecht Maximilians (1517) spricht von der Notwendigkeit „etliche Artikel zu deklariren, zu senftigen, zu miltern, zu endern oder zu meren," es beschränkt die Wahlfreiheit der Körperschaft, in dem es eine Überprüfung der Wahlen durch die landesfürstliche Regierung anordnet. Und nun folgt Rückschritt auf Rückschritt. 1526 wird den Handwerkern die Ratsthür wieder verschlossen, das passive Wahlrecht an den Realbesitz gebunden. Der Wahlakt aber sank immer mehr zu einer bloßen Formalität herab, zuletzt hörte das Bürgerrecht auf, Voraussetzung der Ratsfähigkeit zu sein. Übrigens verlor das Bürgerrecht selbst seine geschichtliche Grundlage, da der Rat nun gehalten war, es jedermann gegen eine Taxe von zwei rheinischen Gulden zu verleihen, gleichviel, ob er Hausbesitz auf Wiener Boden nachweisen konnte oder nicht. Im siebzehnten Jahrhundert waren die beiden Ratsversammlungen nur noch landesfürstliche Behörden, die sich gegenseitig wählten, die Bürgerschaft hatte kein Wahlrecht mehr. In derselben Periode verlor der Rat auch das Verfügungsrecht über

das städtische Vermögen und blieb auf die gemeindepolizeilichen und richterlichen Funktionen beschränkt.

In dieser Entwicklung der Wiener Gemeindeverfassung spiegelt sich das allgemeine politische Leben Mitteleuropas: von feudaler Abhängigkeit geht es aufwärts zu munizipaler Freiheit, und von da zwar nicht völlig zurück zu den alten Zuständen, aber doch wieder abwärts in eine neue Abhängigkeit, die vom absoluten Staate. Am größten wurde diese unter Kaiser Josef, diesem großen Feind aller partikularen und lokalen Selbständigkeit, diesem Verächter alles historisch gewordenen. Der innere Rat, nun Magistrat genannt, wurde ein untergeordnetes Glied in seinem büreaukratischen Allregierungssystem, von ihren Befugnissen gingen die wesentlichsten an die neu errichtete Amtshauptmannschaft über. Zugleich aber sollte mit den Resten von Gutsherrlichkeit aufgeräumt werden, die noch innerhalb der Stadt bestanden.

In den Ausführungen der Denkschrift bemerkt der Leser hier eine Lücke. Denn nun sollte über die Entstehung der Vorstädte, die ja den weitaus größten Teil des heutigen Wiener Gemeindegebietes ausmachen, einiges mitgeteilt werden. Aber da fehlt es ohne Zweifel an gesichtetem Material. Es hätte aber doch gesagt werden können, wann und unter welchen Umständen sie mit der Stadt vereinigt worden sind. Gewiß ist, daß sie auch nach dieser Vereinigung der Jurisdiktion ihrer alten Grundherren unterstellt blieben, an diese Steuern zu zahlen und wohl auch Robott zu leisten hatten; an der völligen Freiheit von diesen Lasten, deren sich die eigentliche Stadt schon seit dem vierzehnten Jahrhundert erfreute, hatten sie keinen Anteil. Noch heute, wo die Vorstädte längst in den Gemeindebezirken aufgegangen sind, haben sich ihre Namen im Volksmunde erhalten und erinnern vielfach an die Grundherrschaft, der sie angehörten: so Althan (den Grafen Althan gehörig), Himmelpfortengrund (vom Kloster der Himmelpförtnerinnen), Michelbeurengrund (nach dem Stift Michelbeuren in Baiern) und viele andre. Kaiser Josef verfügte nun, daß alle diese Gründe von ihren feudalen Lasten durch allmähliche Ablösung befreit werden sollten. Aber schon unter Franz II. geriet das Ablösungswerk ins Stocken und wurde erst in der langen Friedenszeit von 1815—1848 nach und nach zu Ende gebracht. Die Gemeindevertretungen (Grundgerichtsbeisitzer) der Vorstädte — denn diese besaßen solche ebenso gut wie die Dorfschaften auf dem flachen Lande, die von den Gutsherrschaften schon längst ziemlich unabhängig waren — erfuhren sogar unter Kaiser Franz eine Erweiterung ihrer Autonomie, indem ihnen das Recht, Gewerbe zu verleihen, daß sie bereits an den Wiener Magistrat hatten abgeben müssen, 1819 wieder zuerkannt wurde. Ihre endgiltige Auflösung erfolgte erst 1861. Die Gerichtsbarkeit der Grundherren in den Vorstädten blieb bis 1848 bestehen, nachdem 1844 ein Ablösungsprojekt an den hohen Forderungen der Besitzer gescheitert war.

Zu den Vorzeichen der Revolution von 1848 gehörte auch das Verlangen

nach städtischem Selbstverwaltungsrecht, das sich schon einige Jahre vor dem allgemeinen Ausbruche hier und da regte. Im niederösterreichischen Landtage kam es 1847 sogar zur Bildung eines Ausschusses, der eine neue Gemeindeordnung beraten wollte. Als Vorbild sollten die Zustände in Lombardo-Venetien dienen, denn dort herrschte noch mehr lokale Autonomie, als in den Erblanden, ja selbst als in Ungarn oder Siebenbürgen. Die Märztage brachten dann einen Bürgerausschuß von 36, der eine Gemeindewahlordnung ausarbeitete, die schon am 18. Mai genehmigt war. Das Wahlrecht war nach dieser an eine jährliche Steuer von 20 Gulden Konventionsmünze geknüpft. Am 25. Mai traten die hundert Gewählten zur ersten Beratung zusammen, die Regierung forderte ihre Mitwirkung zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung. In der That sind auch in den schlimmsten Tagen der Revolution radikale Elemente in der freien Gemeindevertretung niemals vorherrschend geworden; als nach der Einnahme der Stadt durch Windischgrätz eine „Purifikation" des Gemeinderates erfolgte, haben nur vier Mitglieder ausscheiden müssen.

Mit der Berufung des Grafen Stadion, der früher in der Verwaltung Galiziens und des Küstenlandes thätig gewesen war, ins Ministerium beginnt eine neue Periode im Gemeindeleben der österreichischen Monarchie. „Die Grundlage des freien Staates ist die freie Gemeinde" — dies was der erste Grundsatz Stadions, und nach diesem handelte er. Für das flache Land nahm er zum Teil die lombardo-venetianische Gemeindeordnung, zum Teil die des Großherzogtums von Baden von 1835 zum Vorbilde, in der Reorganisation der städtischen Autonomie hielt er sich an das Steinsche Edikt von 1808, sowie an die preußische Städeordnung von 1831. Aber vor oberflächlicher Nachahmung hütete er sich, er war zu sehr Praktiker, als daß er die mannigfaltigen örtlichen Verhältnisse hätte unberücksichtigt lassen können. Auch für Wien trug die Thätigkeit Stadions eine herrliche Frucht: das Gemeindestatut vom 6. März 1850. Den vorübergehenden Schöpfungen der Revolutionszeit gegenüber bedeutet es ein Bleibendes, eine städtische Magna charta, wertvoll auch für eine späte Zukunft. Die Gemeindeangehörigen erhalten wieder ihr Wahlrecht; in drei Wahlkörpern — gebildet nach der Steuerleistung — wählen sie frei den Gemeinderat, der alle die Befugnisse der alten Zeit, mit Ausnahme der richterlichen, wieder erhält: er verwaltet das Gemeindevermögen, er besorgt die Markt- und Sanitätspolizei, das Armen- und Krankenwesen, später fällt ihm auch die Erhaltung der Volksschulen einschließlich der Lehrerbestallungen zu. Aus eignem Antriebe gründet er Gymnasien, Real- und Gewerbeschulen und nimmt einen kräftigen Anteil an der baulichen Umgestaltung der Stadt. Daneben übt er „im übertragenen Wirkungskreis" Funktionen des Staates aus, die auf dem flachen Lande und in kleinern Städten den Bezirkshauptmannschaften zufallen: sein Organ hierzu ist der Magistrat, den er ernennt. Öffentlich sind alle Verhandlungen.

Nicht ganz unbestritten allerdings ist das Statut von 1850 in der Folge geblieben: von 1851—1859 wurden die Wahlen unterbrochen, und es blieben beinahe ein Jahrzehnt dieselben Vertreter, ohne daß aus der Bürgerschaft frische Kräfte aufgenommen werden konnten. Für die, welche starben oder ihr Mandat niederlegten, traten Ernannte der Regierung ein: noch einmal warf die Zeit des büreaukratischen Absolutismus schwarze Schatten in das Rathaus in der Wipplingerstraße. Zuletzt aber, noch vor dem unglücklichen Feldzug von 1859, siegten die Ideen Stadions und der Gemeindeautonomie. Wenig verändert erschien das Statut von 1850 wieder in dem Gemeindegesetz von 1862, das der erste österreichische Reichsrat beschloß. Neu war nur die Beschränkung, daß alle finanziellen Beschlüsse des Gemeinderats von der Genehmigung des Landtages abhängig gemacht wurden. Die nächsten Jahre brachten noch einige Zugeständnisse in demokratischem Sinne: 1867 verlor die Gemeindeangehörigkeit ihre politische Bedeutung, jeder, der eine gewisse Zeit in Wien ansässig ist und Steuer zahlt, besitzt jetzt das aktive Wahlrecht. Am 14. Dezember 1885 wurde dieses auch auf die früher ausgeschlossenen Steuerträger der niedersten Klasse ausgedehnt, die Fünf-Gulden-Wahlmänner traten auf den politischen Plan.

Es wäre ungerecht, zu leugnen, daß der Gemeinderat in den neunundzwanzig Jahren der Autonomie, die bereits hinter uns liegen, manches Nützliche, ja Große geschaffen hat: wir erinnern nur an die Hochquellenwasserleitung und die Donauregulirung. An dem Niedergang der Stadt, über den nun schon so lange und nicht ohne Übertreibung geklagt wird, trägt er die geringste Schuld, die politischen Verhältnisse, die den Schwerpunkt des Reiches mehr nach Osten gerückt haben, mußten ihn bewirken. Wir wagen es übrigens an dieser Stelle, den ketzerischen Zweifel auszusprechen, ob es für die Bewohner Wiens wirklich ein Segen wäre, wenn ihre Stadt sich einmal, wie unsre Journalisten wünschen und hoffen, bis an den Wienerwald erstreckte, ein Nachtleben in ihr entstünde, wie in Paris oder Berlin, und all die vielen kleinen Gemeinwesen, die rings um ihre Linienwälle liegen, in ihr aufgingen. Leichter und reiner bethätigt sich doch der Bürgersinn in engerem Kreise, gesünder und tüchtiger wächst die Jugend in der Nichtgroßstadt empor, und es will uns kein Gewinn scheinen, daß an Stelle der bäuerlichen Umwohner unsrer Residenz neue Massen von Fabriksklaven und Proletariern treten. Dies mögen veraltete Ansichten sein, aber wir hegen sie nun einmal.

Haben wir eine Volkslitteratur?

Das Bestreben, eine Volkslitteratur im wahren Sinne des Wortes zu schaffen, hat während des letzten Jahrzehntes in Deutschland sehr verschiedenartige litterarische Formen angenommen. Einzelne unter unsern jüngern Schriftstellern glaubten zwar bei öffentlicher Besprechung der Frage das bisher auf diesem Gebiete geschaffene als gar nicht bestehend oder nur als unvollkommenen Versuch bezeichnen zu müssen. Dennoch ist ein näheres Eingehen auf dieses Thema angesichts der täglich wachsenden Zahl von Kolportagelitteratur nicht nur anerkennenswert, sondern im hohen Grade notwendig. Hier handelt es sich wirklich um einen Gegenstand, der, wie vielleicht kein andrer auf idealem Gebiete, für unser gesamtes Kulturleben von der allergrößten Wichtigkeit ist.

Sehen wir uns einmal in der europäischen Litteratur um. Da muß es uns zunächst auffallen, daß im Gegensatz zu der Litteraturperiode der fünfziger und sechziger Jahre das Leben der Unbemittelten und sogenannten Enterbten mit Vorliebe von den Schriftstellern in ihren Werken behandelt wird. Das ist sicher kein Zufall; ebenso wenig, wie die Art der Behandlung, die bald bewußt, bald unbewußt, meistenteils eine gegen die bestehende Gesellschaftsordnung gekehrte Richtung verrät. Wer sind die gelesensten unter den neuern europäischen Schriftstellern? Unzweifelhaft nicht Theodor Storm, Paul Heyse und Gottfried Keller, sondern Zola, Turgenjeff, Dostojewsky, Ibsen und ihre Nachtreter. Dergleichen muß auch bei uns Deutschen zu denken geben, besonders, da Leute, wie Max Krätzer und andre, wenn auch bei weitem mit geringerm Talente und geringerm Erfolge, dieselben Bahnen wandeln. Neben dieser Gruppe tendenziöser Schriftsteller werden von der großen Masse in Deutschland nur noch die schlimmsten Schauder- und Mordromane gelesen; jene merkwürdigen litterarischen Produkte, bei denen der durch diese Ware zu Wohlstand, ja Reichtum gekommene Verleger die Anzahl der Raubanfälle, Totschläge und Morde im voraus bei dem für das Brot schreibenden Verfasser bestellt und den Abnehmern seines Verlages noch ein Ölbild oder einen Spiegel in Goldrahmen als Zugabe bietet. Dabei soll von jener untersten Litteraturgattung, die auf den Sinnenkitzel ausgeht und von der Zote lebt, hier gar nicht weiter gesprochen werden. In einzelnen Teilen Deutschlands haben es nun zwar Vereine unternommen, diesen schmutzigen Strom der hier bezeichneten Volkslitteratur

durch eine Reihe billiger, ihrem Inhalte nach gesünderer Schriften entgegenzuwirken; allein ohne jeden Erfolg, und das wohl nur deshalb, weil die von Vereinen herausgegebenen Volksschriften mehr oder weniger einen frömmelnden Zug haben, gegen den sich nicht nur der gesunde Menschenverstand, sondern auch das einfach menschliche Gefühl auflehnen muß. Die Folge davon ist, daß die Masse von schlechter und in jeder Beziehung verderblicher Kolportagelitteratur von Jahr zu Jahr wächst; denn mit jedem Jahre, ja man möchte sagen, mit jeder Stunde ergreift das Lesebedürfnis weitere und immer weitere Kreise.

Einzelne unternehmende Verleger haben durch billige Ausgaben versucht, die bessere, ja sogar die beste Litteratur den weitesten Kreisen zugänglich zu machen. Unternehmungen, wie die Reklamsche Universalbibliothek und die Volksbibliothek des bibliographischen Institutes suchen an Wohlfeilheit ihresgleichen; sie werden in dieser Beziehung von niemand anders in ganz Europa erreicht; nicht einmal durch die viel schlechter, als die genannten deutschen Bibliotheken, ausgestatteten englischen Pennyausgaben. Und doch! Täuscht nicht alles, so werden auch diese anerkennenswerten litterarischen Unternehmungen der schlechten Kolportagelitteratur nur sehr wenig Abbruch thun. Woran liegt das? Zum Teil unzweifelhaft an der nicht immer sehr zweckmäßigen Auswahl. Reklam und Meyer bringen alles durcheinander: schöne Litteratur und Geschichte; Philosophie und wissenschaftliche Werke; Schriften, die nur noch ein rein geschichtliches Interesse in Anspruch nehmen können, und Werke der neuesten, sogenannten realistischen Richtung; ausländische und einheimische Litteratur. Eine solche planlose Überfülle macht selbst dem Gebildeten die rechte Auswahl schwer; wie vielmehr dem Ungebildeten! Zuletzt sind deshalb auch diese Unternehmungen viel mehr auf den Unbemittelten, als auf den Ungebildeten oder gar auf die nach Millionen zählenden Leser aus den weitesten Volksschichten berechnet. Aber selbst wenn die genannten Unternehmungen auf das der gewöhnlichen Kolportagelitteratur zugethane Publikum eine größere Rücksicht nehmen wollten, etwa durch eine sorgfältige Auswahl, würde, wie ich fürchte, das Ergebnis kein besonders ermutigendes sein; auch dann würden höchst wahrscheinlich die Hintertreppenromane über Lessing, Goethe und Schiller, ja sogar über die gewiß volkstümlichen Matthias Claudius, Hebel und Gotthelf den Sieg davontragen.

Das liegt nicht nur am Inhalt, es liegt auch in der rein äußern Form. Es ist eine sehr bemerkenswerte und, soviel ich weiß, noch nirgends genügend hervorgehobene Thatsache, daß die Zeitungslitteratur gerade in den niedrigsten und ungebildetsten Schichten der Bevölkerung dadurch, daß sie Erzählungen und Romane eßlöffelweise verabreicht, die geschlossene Buchform zum größten Teil vollkommen verdrängt hat. Man nimmt jeden Tag seine Portion Unterhaltungslektüre ein, wie man etwa seine Portion Mittagessen oder Kaffee verzehrt; nur daß man sich bei der materiellen Nahrung soviel wie möglich zu sättigen

sucht, während man von der geistigen Nahrung eine stete neue Anreizung verlangt, die sich bis zum Schlusse des gebotenen Schriftwerkes natürlich immer steigern soll. Darauf aber verstehen sich gerade die Verfasser jener viel gelesenen Hintertreppenromane; die litterarische Wertlosigkeit ihrer Schöpfungen, die von jeder seelischen Begründung des Vorgetragenen absehen und die Charaktere nur in den allerrohesten Umrissen zeichnen, bildet gerade die Eigenschaft, die ihnen zum größten Teil den äußern Erfolg sichert. Schon haben sich einzelne findige Köpfe diesen Umstand zu nutze gemacht und den Kolportageroman in die Form eines Familienblattes gebracht; so z. B. die in Zehntausenden von Abzügen erscheinende „Berliner Gartenlaube." Im Grunde genommen steht übrigens eine große Anzahl weit verbreiteter illustrirter Unterhaltungsblätter auf einer nicht viel höhern litterarischen Stufe; die sprachliche Darstellung ist vielleicht etwas vornehmer gehalten, dagegen erhebt sich der geistige Gehalt der betreffenden Erzeugnisse, die in vielen Tausenden von Familien unsers Kleinbürgerstandes, besonders von den Frauen, geradezu verschlungen werden, nicht viel über die gewöhnlichste Kolportagelitteratur. Der litterarische Geschmack der Dienstherrschaft und der Köchin sind leider sehr oft im wesentlichen ein und derselbe.

So betrübend es auch ist, man muß es offen bekennen, nicht zum geringsten Teil trägt die Tagespresse die Schuld an dieser ästhetischen Verwilderung; besonders die kleineren Zeitungen sündigen in diesen Dingen auf geradezu unverantwortliche Weise. Zu arm, um die Arbeiten beßrer Schriftsteller zu erwerben, nehmen die kleineren und kleinsten Blätter alles unbesehen auf, wenn es nur kein Honorar kostet. Dieser Umstand zieht noch ein zweites Übel nach sich: ein Überwuchern höchst dilettantenhafter Frauenschriftstellerei mit all der daran haftenden ungesunden Sentimentalität und Sprachmißhandlung. Was die niedrige Kolportagelitteraur noch nicht durch ihre ungeheuerlichen Kraftstücke verdorben hat, das verdirbt sicher die verlogene Empfindelei mit ihrer gemachten Pruderie. Zwischen diesen beiden äußersten Enden — Roheit und widerlicher Verzärtelung — bewegen sich mehr oder weniger alle die Erzeugnisse unsers gegenwärtigen Schrifttums, die man allenfalls als Volkslitteratur bezeichnen könnte. Im wahren und eigentlichen Sinne des Wortes bedeutet das Wort Volkslitteratur allerdings etwas ganz andres.

Volkslitteratur ist eigentlich nur die Litteratur, welche die allen Schichten eines Volkes gemeinsamen Lebensinteressen, Empfindungen und seelischen Erfahrungen in einer jedermann zugänglichen schriftstellerischen Form darstellt. In diesem wahren Sinne haben wir Deutschen bis jetzt kaum mehr als einen Ansatz zu einer Volkslitteratur. Schillers Kabale und Liebe, Goethes Götz von Berlichingen, eine Reihe Goethischer und Uhlandischer Gedichte gehören besonders neben unsern alten Volksbüchern und Volsliedern hierher. Damit aber ist, von ganz wenigen Schriftwerken abgesehen, die in hochdeutscher Sprache

geschriebene wirklich gute Volslitteratur aus der Zeit nach der Reformation erschöpft. Was sonst an Volkslitteratur vorhanden ist — und das ist die bei weitem überwiegende Zahl aller unsrer bessern Volksdichtungen und Volksschriften — ist nicht in der allgemein üblichen Schriftsprache, sondern im Dialekt verfaßt. So Hebel, Klaus Groth und Reuter; so zum großen Teil selbst Berthold Auerbach, Anzengruber und Rosegger. Die deutsche Volksseele in ihrer Totalität, wenn ich so sagen darf, ist bis jetzt kaum durch unser Schrifttum zu Worte gekommen; nur das besondre Seelenleben und Volksleben der einzelnen Stämme hat bis jetzt eine wirklich mustergiltige Darstellung durch unser Schrifttum gefunden. Aber auch diese Blüte der deutschen Dialektdichtung neigt sich sichtbar ihrem Ende zu. Berthold Auerbach war der erste unter unsern neuern Volksdichtern, der sich durch das neu einflutende Leben gezwungen sah, aus dem engen Kreise seiner Schwarzwälder Dorfgeschichten herauszutreten und die neu sich bildende deutsche Gesellschaft in ihrer ganzen Breite darzustellen. Anzengruber, wie höchstens noch Rosegger im Dialekt seiner Heimat wurzelnd, ist ihm, gezwungen durch die allgemeine Kulturentwicklung, in diesem erweiterten Streben zum Teil bereits gefolgt. Ein Dialektdichter, wie Klaus Groth, schweigt schon seit Jahren, was, wie ich glauben möchte, in der Umwandlung aller Verhältnisse seit den großen staatlichen Umgestaltungen während der letzten Jahrzehnte seinen besondern, durchaus begreiflichen Grund hat.

Sieht man in das Reformationszeitalter zurück, so muß uns die deutsche Gegenwart, im Vergleich zum fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, an großen Volksschriftstellern durchaus arm erscheinen. Der einzige Martin Luther wiegt, und das nicht nur durch seine Bibelübersetzung, sondern schon durch seine kleinern reformatorischen Flugschriften, unsre ganze gegenwärtige Volkslitteratur auf! Und dabei war er, wie hier nicht erst in Erinnerung gebracht zu werden braucht, durchaus nicht der einzige Anbauer des genannten Gebietes. Ulrich von Hutten, Brant, der Dichter des Narrenschiffes und Hans Sachs, dieser Schöpfer des neudeutschen Volksschauspiels, an den sich noch Goethe in seinem Faust anlehnen konnte, standen dem großen Sprach- und Kirchenreformator zur Seite. Diese großen Volksschriftsteller brachten ein ganz neues geistiges Element nicht allein für die allgemeine Kultur, sondern sie haben auch dem gelehrten und akademischen Schrifttum ganz neue Anregungen gegeben.

Wir stehen heute vielleicht an einem gleich wichtigen Wendepunkt unsrer Kultur wie zur Zeit Luthers; nur daß, wie bereits oben ausgeführt wurde, der Kampf gegen das überwuchernde Ungesunde und Schlechte bei der großen, ja ungeheuern Verbreitung von Preßerzeugnissen heutzutage um vieles schwieriger ist als vor drei und vierhundert Jahren.

Welche Mittel wären nun zu einer Besserung des allgemeinen Zustandes in Anwendung zu bringen, und wie ist möglichst schnell Wandel zu schaffen?

Zunächst muß dem Stoffgebiete nach wieder dort angeknüpft werden, wo die Gesamtheit des deutschen Volkes sich selbst mit ihren eigensten Anschauungen und Interessen wiedererkennt. Unsre Schriftsteller sollten sich weniger um Egypten, Griechenland und Rom, und mehr um die Heimat und das Leben ihrer Heimat kümmern. Noch immer, beinahe zwanzig Jahre nach der Wiedererstehung des neuen deutschen Reiches, hängt uns der gelehrte Zopf an, der uns verhindert, die Dinge ihrem Wesen nach, ohne gelehrte Brille zu sehen. Hätten wir es erst zu einer möglichst klaren und rein gegenständlichen Anschauung der uns umgebenden Menschen und Dinge gebracht, dann — man kann dessen sicher sein — würden die meisten archäologischen und historischen Romane ungeschrieben bleiben, weil sich an eine solche freiere Anschauung sehr bald die Erkenntnis knüpfen würde, daß nicht jeder Stoff, der den Professor interessirt, die Gesamtheit interessiren kann; daß es sich in der Dichtkunst nicht um die bloße Verwertung toter Gelehrsamkeit, sondern in erster Linie um Wiedergabe eines Empfindungsgehaltes und um das Schaffen von Gestalten handelt. Von diesem Gesichtspunkt aus begrüßen wir selbst die unvollkommenen dichterischen Versuche der Jungdeutschen auf dem Gebiete der Erzählung und der dramatischen Dichtung als Anfang einer gesunden Reaktion gegen eine erkünstelte und schablonenhafte Litteratur. Doch damit, daß die Schriftsteller neue Wege zu betreten suchen, ist es allein nicht gethan. Die Heilung des hier gekennzeichneten Schadens setzt eine Veränderung im Geschmack der breitesten Schichten des Volkes voraus, die unmöglich von heute zu morgen eintreten kann. Eine solche Umwandlung kann nur ganz allmählich erwartet werden. Sie muß schon in der Volksschule vorbereitet werden; nicht nur durch einen verbesserten Unterricht, der sich mehr an den Verstand und die Anschauung als an das Gedächtnis wendet, nicht nur durch die dringend notwendige Verbesserung der mündlichen und schriftlichen Unterweisung in der Muttersprache, sondern auch durch bessere körperliche Ausbildung, denn nur naturgemäß und gesund entwickelte Menschen zeigen einen gesunden Sinn und richtiges Urteil. Freilich müßte auch die Presse durch bessere Leitung und sorgfältige Auswahl dessen, was sie den weitesten Kreisen bietet, zur Hebung und Veredlung des allgemeinen Geschmacks beitragen.

Leider ist bei der gegenwärtigen Organisation der deutschen Tagespresse vorläufig für eine günstige Einwirkung von dieser Seite sehr wenig Aussicht vorhanden. Wir leiden an einem Übermaß materiell und geistig unselbständiger kleiner Blätter und Blättchen, deren Dasein niemandem nutzt und im allgemeinen Interesse unsrer Kulturentwicklung außerordentlich zu beklagen ist, während es uns an Zeitungen, die in wahrhaft großem Stile geleitet werden, noch immer mangelt. Immerhin könnte für die Anbahnung einer bessern Volkslitteratur auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen die deutsche Presse mehr leisten, als sie gegenwärtig leistet. Man benutze die erlaubten Mittel

der gemeinen Kolportagelitteratur, ohne die verderblichen Mittel beizubehalten. Ein solches äußeres Mittel ist beispielsweise die Illustration. Selbst ein Charles Dickens nahm zur Zeit keinen Anstoß daran, seine ersten Romane, wie die Pickwickier in Heften und mit ziemlich rohen Illustrationen erscheinen zu lassen; der Erfolg blieb nicht aus. 70000 Exemplare wurden an einem Tage abgesetzt. Allerdings, dieser rein äußerliche Umstand thut es auch nicht allein; Dickens schuf eben aus dem Herzen seines Volkes heraus. Man sehe seine Romane an! Mehr oder weniger knüpfen sie alle an öffentliche Interessen an, die zur Zeit das ganze englische Volk bewegten. So beispielsweise Bleakhouse, so Harte Zeiten, so Nikolas Nickleby u. a. Bei uns gehen leider die guten Schriftsteller gerade den die ganze Welt beschäftigenden Fragen aus dem Wege. Man schließt sich vornehm von der großen Masse ab, statt sie zu studiren. Nur wer mit und unter seinem Volke lebt, kann ein Herz für sein Volk haben, nur er kann seine Freuden und Schmerzen verstehen, nur er, als Künstler oder Schriftsteller, sie darstellen. Am Ende ist auch der größte unter uns nur ein kleiner Teil des großen Volkskörpers; das sollten Deutschlands geistige Führer vor allem beherzigen!

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

16. Gradus ad Parnassum

Oberlehrers hatten Besuch, und zwar unerwarteten. Mit dem Dreiuhrzuge war er angekommen, und jetzt saß er in der guten Stube, ein feiner Herr, halb Künstler, halb Kommis. Er trug einen blonden Vollbart, einen Kneifer auf der Nase, einen weichen Hut und großstädtische Kleidung und hatte ein gewandtes, weltmännisches Benehmen. In den wohlgeordneten und etwas kleinstädtischen Haushalt des Herrn Oberlehrer Müller war er wie eine Bombe hineingefahren, hatte alles auf den Kopf gestellt und alle Herzen, inbegriffen das der Frau Oberlehrer, mit Sturm erobert. Es war aber auch der Doktor Arthur Schlag aus Berlin, ein Studienfreund des Herrn Oberlehrers, gegenwärtig Schriftsteller und Redakteur des Feuilletons einer großen Zeitung. Uebrigens sollte er auch eine reiche Frau haben, aber von der war nicht weiter die Rede. Die Sache mußte wohl einen Haken haben.

Gott weiß, was er in der Gegend wollte. Er erklärte, ein paar Stunden Zeit zu haben, und diese habe er benutzen wollen, um seinen alten Freund und ehemaligen Leibburschen Müller aufzusuchen. Der Oberlehrer gab seiner Freude

mit den lautesten Brusttönen Ausdruck und war überzeugt, daß diese paar Stunden nirgends in der Welt besser als im Weißen Bären, wo es ein ausgezeichnetes Münchener gab, verbracht werden könnten. Nur hatte er leider noch ein halbes Dutzend Hefte zu korrigiren. Aber es würde nicht lange dauern. Die Frau Oberlehrer, die eiligst die Sophaschoner in der guten Stube entfernt, die Albums gerade gerückt und die kleine Gesellschaft in die Küche zu „Minnan" gebracht hatte, bat, einstweilen mit ihrer Gesellschaft vorlieb zu nehmen. So wurde denn der Doktor nolens volens auf das Sopha gepflanzt und ein litterarisches Gespräch eröffnet.

Also, Herr Doktor, Sie wohnen in Berlin. Das muß doch furchtbar interessant sein.

Gewiß, gnädige Frau (er sagte gnädige Frau! wie nett! in diesem Jammerneste brachte man es ja kaum bis zu einer Frau Oberlehrer), höchst interessant. Man ist dem sausenden Webstuhl der Zeit dort näher.

Wie interessant! Hörst du, Wilhelm? — rief die Frau Oberlehrer durch die offene Thür ihrem im Nebenzimmer sitzenden Manne zu — und wir sitzen ein halbes Menschenalter in Hinterthalleben. Ach, Herr Doktor, Sie glauben nicht, wie traurig es hier ist! Wenn man den Trieb hat, sich höher hinaufzuschwingen, wenn man ideale Ziele vor Augen hat, und verurteilt ist, in diesem Neste mit Pfahlbürgern zu verkehren, bei denen nur der Geldsack etwas gilt oder höchstens noch ein hoher Titel, das ist schrecklich. Und mein Mann hat nicht einmal den Doktor gemacht. Sie fragen, warum nicht? Er will nicht. Er sagt, er habe kein Geld dazu. Als ich ihm aber vorigen Sommer das Geld dazu schenkte, hat er eine Reise nach Tirol dafür gemacht. Was sagen Sie dazu?

Ich finde, daß Ihr lieber Mann nicht ganz Unrecht hat.

Aber Herr Doktor! Auch Sie? Das hätte ich nicht von Ihnen erwartet. Wenn Sie nur wüßten, wie einer Frau zu Mute ist, wenn es bei den jüngeren Kolleginnen Frau Doktor hier, Frau Doktor da heißt, und man sitzt dabei als eine simple Frau Müller! Wenn mein Mann wenigstens als Schriftsteller einen bekannten Namen hätte, man stünde doch gleich ganz anders da. Aber auch das will nichts werden.

Das wundert mich eigentlich. Wilhelm war doch sonst strebsam.

Ja, das war er, erwiderte die Frau Oberlehrer seufzend, aber jetzt ist er in Gefahr, völlig zu verrosten. Wie oft habe ich ihm gesagt: Wilhelm, schreibe ein Buch! werde berühmt! Aber es macht nichts Eindruck auf ihn. Werden Sie mir glauben, Herr Doktor, daß Wilhelm noch nicht eine Zeile hat drucken lassen? Doch, daß ich nicht lüge, einen Aufsatz in ein Schulprogramm hat er geschrieben, über Alma Pri — Wilhelm, wie war's?

Alpha privativum.

Da hören Sie es! Und noch dazu nur einen Aufsatz!

Ja, warum will er denn nicht?

Er sagt, es gebe genug Bücher in der Welt, und er wolle die Makulatur nicht noch vermehren.

Das ist denn doch zu bescheiden. Meinen Sie nicht, gnädige Frau, daß es unsre Pflicht sei, ihm Anregung zu geben?

Ach, wenn Sie das wollten, ich wäre Ihnen unendlich dankbar!

Gern, sehr gern. Sie müssen mir nur sagen, wohin seine Neigungen gehen. Sonst interessirte er sich für spätrömische Geschichte; wie wäre es mit einer Geschichte der Vandalen?

Ist das schwierig?

Sehr schwierig, aber auch desto verdienstvoller.

Herr Doktor, ich fürchte, dazu kriegen wir ihn nicht. Es ist ein herzensguter Mann, aber — offen gestanden — ein bischen bequem.

Ja, dann müssen wir freilich von den exakten Wissenschaften absehen. Wie wäre es aber mit einem philosophischen Thema? Etwa: die Aesthetik des Nachlässigen, oder die Darstellung des Nochnichtseins im Gegensatze zu dem Nichtmehrsein, oder das Verhältnis der Kategorien des Denkens zu denen des Seins.

Um Gottes willen nicht! Da läuft mein Mann bei den ersten Worten davon; er behauptet, keine Ahnung von Philosophie zu haben.

Das ist eigentlich schade. Die Philosophie ist für bequeme Leute die angenehmste Wissenschaft. Man braucht nicht viel zu lesen; man versenkt sich in sich selbst und entwickelt aus dem eignen Innern ein neues philosophisches System, durch das alle ältern überflüssig gemacht werden. Versuchen Sie es einmal mit Wilhelm. Es ist wirklich leicht. Kennen Sie Volapük? Nicht? Das ist eine Sprache, die nirgends gilt. Eine solche Sprache spricht man auch als Philosoph, doch hat man dabei noch den Vorteil, daß sich jeder seine Sprache selber machen kann.

Es geht nicht, Herr Doktor, Sie müssen etwas andres ausfindig machen.

Ich muß gestehen, gnädige Frau, daß die Sache anfängt, schwierig zu werden. Es bleiben eigentlich nur noch Dichterstudien übrig. Sie brauchen nicht zu erschrecken; ich weiß wohl, daß Ihr lieber Mann keinen einzigen Reim fertig bringt. Diese Studien setzen auch keine Dichtergabe, sondern nur den Besitz eines Dichters und einen Zettelkasten voraus. Ich meine, man muß sich einen Dichter wählen, zum Monopol machen und ihn methodisch bearbeiten; hierzu gehört eben der Zettelkasten. Mit Schiller und Goethe wird freilich nicht viel anzufangen sein; dieses Feld ist schon zu sehr abgegrast.

Nicht wahr? Goethe hat auch furchtbar viel geschrieben.

Wir müssen uns auf ein engeres Thema, auf einen Namen zweiten Ranges beschränken. Es ist zwar ganz besonders effektvoll, einen neuen Dichter zu entdecken, das heißt einen alten verkannten Dichter neu aufzutischen. Aber das ist doch auch schwierig, da bereits fast alles durchsucht ist. Man kann aber neue Gesichtspunkte aufstellen, wie: Rückert und der Darwinismus, Raphael und Platen, oder Heine als Christ. Apropos Heine! Das wäre etwas. Sie haben doch Heines Werke? Selbstverständlich. Hier liegt ja das Buch der Lieder. Sehen Sie, gnädige Frau, da hätten wir ein Thema: Heinestudien.

Sie haben Recht. Heinestudien von Müller vom Thal oder so ähnlich. Das macht sich.

Sehen Sie. Nun also der Zettelkasten. Sie nehmen —

Da klappte der Oberlehrer mit großem Geräusch seine Bücher zu und dankte den himmlischen und den unterirdischen Göttern, daß diese verfluchte Schinderei ein Ende habe. Nun aber fix, um sechs Uhr wird im Bären frisch angesteckt!

Es war nicht möglich, den Herrn Doktor noch einmal unter vier Augen zu sprechen und nach dem bewußten Zettelkasten zu fragen. Er hatte sich nicht wieder sehen lassen, sondern war vom weißen Bären aus zur Bahn gegangen und verschwunden, wie er gekommen war — wie eine Sternschnuppe.

Aber das litterarische Licht, das er in dem Hause des Oberlehrers hatte leuchten lassen, wirkte nach. Der Gedanke, ihren guten Wilhelm zu seinem und ihrem Ruhme in Bewegung setzen und bis zur Höhe eines Verfassers von Heinestudien emporheben zu können, ließ die Frau Oberlehrer nicht wieder los. Und was

würden die jüngern Kolleginnen, was würde das Kränzchen dazu sagen! Sie konnte es nicht lassen, sich diese schöne Zukunft auszumalen, während sie nur mit halber Aufmerksamkeit ihre Wirtschaft besorgte. Da — ein durchdringlicher brenzlicher Geruch, der aus der Küche hervorzog und das ganze Haus erfüllte. Der Milchreis war rettungslos angebrannt. Das erstemal in ihrem Leben, daß ihr das begegnet war! Und was mußten Oberkontrolleurs (die oben wohnten) davon denken! Als der liebe Mann aus seiner Schule gekommen war und kaum eine leise Bemerkung über den Geruch gemacht hatte, gab es Vorwürfe und Thränen. Ja es würden in den nächsten Wochen ernstliche Zerwürfnisse entstanden sein, wenn nicht der gute Wilhelm der üblen Laune seiner lieben Frau ein unverwüstliches Phlegma entgegengestellt hätte. Aber man bedenke auch die qualvolle Lage, in der sich die arme Frau befand. Es ist keine Kleinigkeit, den Weg zum Parnaß frei und offen vor sich zu sehen und ihn doch nicht betreten zu können, weil man nicht weiß, was ein Zettelkasten ist.

Wilhelm, was ist ein Zettelkasten? fragte sie früh, mittags und abends. Wilhelm erinnerte sich, daß man in der Bibliothek Zettelkataloge habe, daß Meier & Co. an der Ecke des Marktplatzes einen Kasten mit der Inschrift Zettelkasten aufgehängt hatte; was aber ein Zettelkasten mit Heine zu thun habe, war ihm dunkel.

Endlich arbeitete sich bei der Frau Oberlehrer ein großer Entschluß durch, nämlich an den Doktor Schlag zu schreiben. Zuerst dachte sie daran, wie an eine kaum denkbare Möglichkeit, dann erwog sie es ernstlich und endlich faßte sie Mut, nahm ihren besten Briefbogen und schrieb:

Verehrter Herr Doktor! Was werden Sie von mir denken, wenn ich es wage, Sie nach einer so kurzen Bekanntschaft mit einem Briefe zu belästigen? Sie haben die Güte gehabt, mir Ihren werten Rat zu geben, wie mein lieber Mann eine seiner würdige litterarische Arbeit unternehmen könnte. Ich bitte Sie, jetzt das Maß Ihrer Güte voll zu machen und mir zu sagen, was ein Zettelkasten ist und wie dieser Zettelkasten mit Heinestudien zusammenhängt. Entschuldigen Sie nur, daß ich es gewagt habe, Ihre kostbare Zeit in Anspruch zu nehmen.

Umgehend kam ein Brief von Doktor Schlag zurück. Der Doktor schrieb — wir lassen das Einleitende und Nebensächliche weg —: Der Zettelkasten ist ein notwendiges Requisit für die Litteratur, die Germanistik und ganz besonders für die schöne Litteratur. Die Gelehrsamkeit des Forschens, das Citat, der interessante Schmuck des Vortrages, Geistesblitze, geistreiche Beziehungen, originelle Gesichtspunkte, alles das ist undenkbar ohne das Vorhandensein eines Zettelkastens. Denken Sie sich einen Bogen Papier. Diesen Bogen Papier knicken Sie in Quart, Oktav und Sedez, und dann zerschneiden Sie ihn in Blätter letzterer Größe. Es wird nichts helfen, Sie werden sich eine große Menge dieser Zettel anfertigen müssen. Von der Menge und dem geschickten Gebrauche derselben hängt der Erfolg ab. Man kann mit einigen tausend Zetteln Litterarhistoriker, aber erst mit 5000 Zetteln Germanist werden. Die Heinestudien lassen sich mit 500 bis 700 Zetteln abmachen.

Glauben Sie nicht, verehrte Frau, daß ich scherze. Ich lasse Sie nur einen Blick in die Werkstatt des Schöngeistes thun. Glauben Sie nicht, daß alles nur Geist sei, es ist auch viel Handarbeit dabei.

Nehmen wir also an, wir stünden bei dem Buche der Lieder, etwa bei Seite 134 meiner Ausgabe. Dort steht geschrieben:

Wir saßen am Fischerhause
Und schauten nach der See.

Nun nehmen wir einen Zettel und schreiben: Fischerhaus, wir saßen am. S. 134, 1. Auf denselben Zettel kann gleich noch kommen: Fischermädchen, du schönes, treibe den Kahn ans Land. S. 135, 2. Weiter: Blume, du bist wie eine. S. 159, 2. Liebe, ich wollt' meine — ergösse sich. In dieser Weise muß der ganze Heine durchgearbeitet werden. Ich bin überzeugt, gnädige Frau, daß Sie einen guten Teil der Arbeit selbst werden übernehmen können. Sie fordert einige Geduld und Genauigkeit, ist also recht eigentlich Frauenarbeit. Von Zeit zu Zeit werden die Zettel nach den Stichwörtern geordnet. Also: Haupttitel: Kleidungsstücke; Untertitel (verzeihen Sie mir) Hosen. Der Wind zog seine Hosen an. — Zierlich sitzt ihm Rock und Höschen u. s. w. Die zusammengehörigen Zettel kommen in kleine Mappen und diese in Zigarrenkisten. Das ist der Zettelkasten. Ich bitte mich Ihrem Herrn Gemahl bestens zu empfehlen u. s. w.

Das letztere that Frau Laura nun freilich nicht, denn der liebe Mann durfte von der Korrespondenz nichts wissen. Desto ausführlicher setzte sie ihm das Wesen eines Zettelkastens auseinander. Darauf sprach sie die bestimmte Erwartung aus, daß Wilhelm endlich das Saufen lassen und etwas für seine Berühmtheit thun werde, wozu die oft erwähnten Heinestudien die beste Gelegenheit darböten. Hierauf ging Wilhelm in den Bären, und Frau Laura schlachtete den ganzen vorhandenen Papiervorrat zu Zetteln ein. Diese Zettel wurden sorgfältig aufgeschichtet und mit Wohlgefallen betrachtet.

Wir müssen uns kurz fassen und können aus dem sich nunmehr zwischen Frau Laura und Doktor Schlag entwickelnden Briefwechsel nur knappe Auszüge geben.

Frau Laura an Dr. Schlag. Ich habe mich selbst an die Arbeit machen müssen. Mein guter Mann — Sie wissen ja, wie er ist — hat kaum drei Zettel geschrieben, so vertieft er sich in die Lektüre; dann fängt er an zu schelten und wirft Heine in die Ecke. Hernach kostet es viel Mühe, ihn wieder an die Arbeit zu bringen. Ich habe schon 74 Zettel geschrieben. Aber das Sortiren macht mir Schwierigkeit. Zum Beispiel: Wenn dasteht: Rubinen sind die Lippen dein — gehört das unter die Edelsteine oder unter die Körperteile? Oder: Liederblut aus Herzensgrund; gehört das unter Lieder, Blut, Herz oder Grund? Mein Mann sagt, es gehöre unter die Geschmacklosigkeiten. Aber der kann ja nichts Ernstes ernst nehmen.

Dr. Schlag an Frau Laura. Verehrte Frau, auch Sie müssen die Sache nicht zu ernst nehmen. Es kommt nicht darauf an, ob ein Zettel hierhin oder dahin gerät. Man erscheint als geistreich, wenn man unzusammengehöriges kühn mit einander verknüpft. Der Vers: Rubinen sind die Lippen dein gehört unbedingt unter die Edelsteine, für die, wie nachzuweisen sein wird, Heine als Orientale ganz besondre Vorliebe besaß. Denken Sie an: Du hast Diamanten und Perlen und: Wie Du auch strahlst in Diamantenpracht. Machen Sie nicht zuviel Abteilungen. Es ist nicht schwer, den ganzen Heine an ein paar Dutzend Stichwörter, wie Nacht, Meer, Schmerzen, Lieder, Mond, Herz, Mädchen, Blume u. s. w. aufzureihen.

Frau Laura an Dr. Schlag. Jetzt sind 234 Zettel fertig. Ich habe sie so sortirt, wie Sie in Ihrem letzten werten Briefe angegeben. Aber ich kann mir kein Bild davon machen, wie aus den einzelnen Zetteln ein zusammenhängender Text entsteht.

Dr. Schlag an Frau Laura. Diesen Text schreibt man. Seien Sie versichert, daß es bei einiger Uebung, und wenn man mit Geläufigkeit über eine genügend

große Zahl von Uebergängen verfügt eine keineswegs schwierige Sache ist. Nehmen wir an, wir wollten ein Kapitel „Heine zu Wasser und zu Lande“ schreiben, so ziehen wir das Kästchen mit der Aufschrift „Meer“ hervor und stellen uns einige andre, welche die Citate über Welle, Schiff, Strand u. s. w. enthalten, zur Hand. Also zunächst: Heine und das Meer. Es giebt da eine Menge Citate, z. B. Wir saßen am einsamen Meeresstrand, Das Meer erglänzte weit hinaus, Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer u. s. w. Hieraus ergiebt sich der verbindende Text etwa in folgender Gestalt: Heine verlebte, wie bekannt, seine Jugend in der alten Seestadt Hamburg. Dieser Ort, sein Handel, der nimmer müde Strom, der seine Wasser dem Ozean zuwälzt, die kommenden und gehenden Schiffe, alles dies mußte ihn auf das Meer, jenes ewige Rätsel hinweisen, das nur dem Dichtergeiste lösbar ist. Hier ließe sich noch ein Citat über Schiffe oder Nachen einfügen. Man könnte also sagen: Wie oft hat er es erlebt, daß

im traurigen Takte rudert
der Schiffer mit seinem Kahn —

und so weiter. Endlich, im Jahre 1825, war es ihm vergönnt, am „einsamen Meeresstrande“ zu sitzen.

Thalatta, Thalatta!
Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer.

Es ist der Ruf eines Dichters, dem das Auge seiner Seele,

Phantasie, die schäumend wilde

die Geheimnisse der Welt offenbart, die dem Philister verborgen bleiben. Er sieht, wie

Das Meer erglänzte weit hinaus
In letztem Abendscheine,

wie

Der Mond,
Eine Riesenpomeranze,
Ueberstrahlt das graue Meer.

Er hört

Süßes Wort im Wasser sprechen.

Ja er selbst,

Sein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Flut
Und manche schöne Perle
In seiner Tiefe ruht.

So ungefähr.

Das ganze Buch besteht als solchen Stücken. Auf Zusammenhang braucht nicht weiter gesehen zu werden; das ist ja eben der Vorteil, den man hat, wenn man Studien schreibt.

Es giebt noch eine höhere Stufe litterarischer Kennerschaft, wobei übrigens der Zettelkasten ebenfalls seine Rolle spielt. Hier tritt das Dichterwerk zurück und die Person des Dichters in den Vordergrund. Was der Dichter je gesagt, gethan und gedacht hat, ist von höchstem Interesse. Man folgt jedem Schritte seines Lebens mit liebevoller Sorgfalt und übersieht auch nicht das kleinste, das unbedeutendste. Bei großen Männern ist nichts unbedeutend, auch nicht der Stiefel, den er getragen hat, auch nicht die Thatsache, ob er am fünfzehnten oder sech-

zehnten hier oder da gewesen ist. In unserm Falle müßte festgesetzt werden, wer das unglückliche Weib gewesen ist, das den Dichter mit seinen Thränen vergiftet hat, welcher Fichtenbaum oder Palmbaum Anlaß zu dem bekannten Gedichte gegeben hat, wobei ein botanischer Exkurs zu machen wäre, von wem Heine während seiner Pariser Zeit besucht worden ist, und von wem seine Frau das Gemüse bezog. Glauben Sie mir, alles das ist vom höchsten Interesse und wird vom Publikum mit Eifer gelesen werden. Man kann Gelehrsamkeit zeigen, Konjekturen machen und glänzende Polemik entwickeln. Aber freilich die Konkurrenz ist auf diesem Gebiete auch schon sehr groß. Ich möchte empfehlen, vorläufig die erste Stufe zu behandeln.

Frau Laura an Doktor Schlag. Mein Mann ist unausstehlich. Kaum habe ich nach Ihrer freundlichen Vorschrift einige Zettel mit Text verbunden, so zaust er sie wieder auseinander. Auch Ihre schöne Skizze über Heine und das Meer hat er zerpflückt. Was sagen Sie dazu? Ich bin recht kleinmütig. Was soll daraus werden? Zum Zettelschreiben ist mein Mann gar nicht mehr zu bringen. Wenn ich Ihrer gütigen Hilfe versichert sein könnte, ich glaube, ich schriebe das Werk selbst.

Oberlehrer Müller an Doktor Schlag. Alter Freund, was machst du für Streiche? Ich bin da einer saubern Geschichte auf die Spur gekommen. Also du altes Reptil unterhältst mit meiner Frau eine litterarische Korrespondenz? Mensch, schämst du dich nicht? Hast du auf Gottes Erdboden nichts bessres zu thun? Aber im Ernst geredet, ich bitte mir aus, daß das jetzt unterbleibt, sonst werde ich eklich. Du machst mir ja das arme Frauenzimmer reinweg toll!

Doktor Schlag an Oberlehrer Müller. Werde nur nicht gleich tragisch. Es ist besser, du fügst dich mit Humor in das Unvermeidliche und schreibst deiner Frau zuliebe besagte Heinestudien. Um was es sich handelt, weißt du doch, um den Hausfrieden. Mancher hat schon den Hausfrieden zuliebe mit seinem Gegner Kugeln gewechselt oder teure Badereisen bezahlt. Da wirst du doch wohl ein Dutzend Bogen Druckpapier dran wenden können. Deine Frau ist nun einmal auf ihre Heinestudien versessen. Es ist besser, du schreibst sie, als sie geht unter die Schriftsteller. Was das für Deinen Hausstand bedeutet, brauche ich dir nicht zu schildern.

Frau Oberlehrer an Doktor Schlag. Ich bin sehr glücklich. Mein Mann ist wie umgewandelt. Er hat heute bereits 17 Zettel geschrieben. Es ist doch ein guter Mann, ich habe ihn wirklich verkannt.

Dieselbe an denselben. Da komme ich schon wieder. Das Buch schreitet rüstig vorwärts. Es sind bereits 422 Zettel geschrieben, auch schon größere Partien zusammengearbeitet. Auch habe ich mir bereits die Kapitelüberschriften überlegt. Etwa so: 1. Persönliches. 2. Sachliches. 3. Aus meinen großen Schmerzen. 4. Ich grolle nicht. 5. Auf Flügeln des Gesanges. Meinen Sie, daß sich diese Kapitelüberschriften machen werden?

Doktor Schlag an Frau Laura. Ganz gewiß, verehrte Frau, machen sie es nur so?

Frau Oberlehrer an Doktor Schlag. Glauben Sie, daß es gut sei, jedem Kapitel ein Motto vorzusetzen? Was sagen Sie zu folgender Idee? Der Stoff wird in Gegensätze gebracht: Heine morgens und abends, Heine freudvoll und leidvoll; Heine zu Wasser und zu Lande, Heines Auszug und Heimkehr, Heine in Begleitung und allein. Oder soll alles unter den Gesichtspunkt des Schmerzes gebracht werden? Etwa so: Der Schmerz ist der Genius des Dichters.

Doktor Schlag an Frau Oberlehrer. Jawohl! Jawohl! Es ist ganz schön so.

Frau Oberlehrer an Doktor Schlag. Entschuldigen Sie, daß ich Sie schon wieder belästige. Aber es ist mir ein Gedanke schwer aufs Herz gefallen: der Verleger. Ich war gestern im Donnerstags-Kränzchen. Als, wie natürlich, auch die Rede auf die Heinestudien kam, bemerkte Frau Inspektor Lampe, die ihre Freude darin sucht, jedermann etwas unangenehmes zu sagen, ein Vetter von ihr, der ein ganz bedeutendes Buch — keine bloßen Studien — geschrieben habe, suche schon seit zehn Jahren einen Verleger. Es sei sehr leicht, Bücher zu schreiben, aber sehr schwer, einen Verleger zu finden. Wie, wenn sich mein Mann abgearbeitet hätte, um schließlich keinen Verleger zu finden? Sie müssen helfen, Herr Doktor. Wir wollen ja nichts verdienen; wir wären ja selbst bereit, Opfer zu bringen, aber gedruckt müssen die Heinestudien werden — auf alle Fälle!

Doktor Schlag an Frau Oberlehrer. Haben Sie keine Sorge, verehrte Frau. Sie haben das entscheidende Wort bereits gesprochen, daß Sie bereit seien, auch Opfer zu bringen. Auf dies Wörtlein „Sesam" thuen sich Ihnen die Pforten der berühmtesten Verlagshandlungen auf, zumal wenn diese Handlungen zugleich eigne Druckereien besitzen. Ich will Ihnen dieses Rätsel lösen. Auch die berühmtesten Geschäfte sind Geschäfte, sie wollen verdienen. Das Buch, das Sie verlegen, ist eine Ware, wie andre auch. Nun werden Sie leicht einsehen, daß es, wenn man Butterbrot verkauft, gleich ist, ob man an der Butter verdient oder am Brot; wenn man nur verdient. So ist es dem Geschäftsmann, der zugleich Buchdrucker und Buchhändler ist, gleichgiltig, auf welcher Seite seines Hauptbuches die Einnahme steht, ob unter der Druckerei oder unterm Verlag. Wenn Sie sich nun bereit erklären, einen etwaigen Verlust des Verlagskonto zu decken, wenn also hier ein Verlust ausgeschlossen ist, und beim Drucke des Buches sicher verdient wird, so macht der Mann gar kein schlechtes Geschäft. Ich empfehle Ihnen, sich geradewegs an X. zu wenden. Aber seien Sie nicht zu bescheiden. Diese Herren sind eine etwas kräftige Tonart der Herren Autoren gewöhnt.

Hier brechen wir den Bericht über den Briefwechsel zwischen Frau Laura und dem Doktor ab, um nur noch kurz zu berichten, daß er sich noch über ein halbes Jahr hinzog und zum Schluß einen geradezu krampfhaften Charakter annahm. Das Manuskript war fertig. Es wurde sauber abgeschrieben und zu Doktor Schlag geschickt. Doktor Schlag wirtschaftete mit dem Blaustifte drin herum und setzte das erste zuletzt und das letzte zuerst, worüber der Oberlehrer wütend wurde. Darauf hatte Frau Laura noch eine große Idee und fing an, das, was noch stehen geblieben war, durch einander zu bringen. Hierauf verbat sich der liebe Wilhelm weitere Korrekturen und machte die Sache noch anders. Das Manuskript sah aus wie tätowiert. Nun kam es zum Druck, und endlich, nach mancherlei ärgerlichen Zufällen, Mißverständnissen und Kümmernissen, lag das Buch fertig da. Es war nicht gut, es war nicht schlecht, es war von der Mittelsorte, die den Weg durchs Leben am leichtesten findet. Aber Doktor Schlag war mit der Ausstattung nicht zufrieden, sondern setzte durch, daß das Buch geschmackvoll eingebunden wurde und so zur Versendung kam. Man bedachte das Risiko, man bedachte die Kosten; aber er setzte es durch. Ihr versteht das nicht! Das war sein letztes Wort.

Zur Feier der Vollendung des Buches war eine Gesellschaft, Abendessen und Bowle gegeben worden. Herr Doktor Schlag hatte das Opfer gebracht, zu erscheinen und hatte in einer zündenden Tischrede den Hinterthallebnern klar gemacht,

was der Autor eines Werkes wie die Heinestudien zu bedeuten habe. Frau Laura schwamm in Wonne. Die Schlacht war gewonnen, es war alles gut.

Als sich die Menschheit verlaufen hatte, setzten sich Oberlehrers und Doktor Schlag noch ein Weilchen in eine Ecke zusammen, um die großen Ereignisse nochmals durchzusprechen. Die Postsachen lagen noch uneröffnet auf dem Tische. Das erste, was ihnen in die Hände fiel, war der „Litterarische Korrespondent" und eine Rezension der Heinestudien. Die armen Heinestudien wurden hierin gerädert, gekreuzigt und stückweise ermordet. Daß die Arbeit mit der geistigen Thätigkeit eines Sekundaners, der eine lateinische Arbeit aus seinem Phrasenhefte zusammen gestoppelt hat, verglichen und Karlchen Miesnick herbeigeholt wurde, war noch das gelindeste. Kurz die Rezension war haarsträubend bösartig. Der Doktor las sie sichtlich belustigt vor, Frau Laura vergoß Thränen, und der Oberlehrer hüllte sich in einen gewaltigen Cigarrendampf ein.

Nehmt es nicht so tragisch, Kinder, sagte Doktor Schlag, das ist der Doktor Hirsch. Der hat gerade einen bunten Artikel für sein Blatt gebraucht; und weil du ein homo novus bist und darum hilflos erscheinst, hat er dich abgeschlachtet. Wir werden ihm aber ein Licht anzünden.

Aber sind denn die Studien wirklich so schlecht? fragte Frau Laura schluchzend.

Gott bewahre! Wenn Wilhelm zu seinem, ich meine des Doktor Hirsch Klüngel gehörte, so würde dieser Ehrenmann Hallelujah gesungen und mit allen Glocken geläutet haben.

Es ist schändlich, eine solche mühsame Arbeit so gewissenlos zu vernichten.

Wieso? Eine einzelne Rezension sagt gar nichts. Jedermann weiß, wie Rezensionen entstehen — können, und jedermann vergißt schleunigst wieder, was er nur einmal gelesen hat. Erst Massenwirkung macht Eindruck. Du hattest wohl geglaubt, lieber Wilhelm, wenn das Buch im Schaufenster liegt, sei die Arbeit gethan? Nein, jetzt fängt sie erst an. Jede Mutter muß ihrem Kinde das Laufen lehren. Mit den litterarischen Kindern ist es die nämliche Sache. Das beste wäre schon gewesen, du hättest dich an irgend einen einflußreichen Kreis angeschlossen. Irgend ein großes Tier hätte dir die Vorrede geschrieben, dann wärst du ziemlich geborgen gewesen. Aber es läßt sich auch jetzt noch manches machen. Stelle dich gut mit Rudolph Mosse. Laß durch deinen Verleger an alle möglichen Zeitschriften und Tagesblätter Rezensionsexemplare schicken. Auf ein hundert Exemplare kann es nicht ankommen. Ich werde dir ein Begleitschreiben dazu entwerfen, worin das steht, was in der Rezension gesagt werden soll. Du wirst erleben, daß man es getreulich abschreibt und nur noch ein Wort über die Ausstattung hinzu fügt, was nicht gerade tiefes Studium erfordert. Aber du brauchst auch ein paar ausführlichere Rezensionen. Hierzu wirst du wohl besondre Veranstaltung treffen müssen. Warte mal! Da ist mir ein Ding zugeschickt worden, eine Litteraturgeschichte in Hexametern von dem verrückten Schragemaier. Ich werde dir das Buch senden; du schreibst eine anerkennende Rezension in den „Umblick," sendest sie Schragemaier zu und bittest um eine Besprechung deiner Studien. Du kannst sicher sein, daß eine „brillante" Lobeserhebung eingeht. Dann ist noch der Doktor Pumphahn von der „Montagspost"; das ist ein ganz gefährlicher Kerl. Dem schreibst du einen schmeichelhaften Brief, sendest ein Exemplar und legst 20 Mark hinein. Das wirkt. Alle Besprechungen sammelst du. Du läßt das günstige aus allen einzelnen zusammen drucken und legst das Blatt bei, wenn —

Halt! satis superque, rief der Oberlehrer, schone deine Lunge. Also Hausirer soll ich werden und mein eignes Fabrikat vertreiben? Daraus wird nichts.

Aber Wilhelm! Wenn es nötig ist!

Laßt mich in Ruhe. Ich habe dem Hausfrieden zuliebe zwölf Bogen Makulatur geschrieben, du hast deine Studien, und ich will nun meine Ruhe haben. Mag werden was will, ich thue nicht mehr mit.

Wilhelm war wirklich zu nichts zu bringen. Frau Laura verzweifelte, Doktor Schlag höhnte, es half alles nichts. Wilhelm war bockbeinig geworden und ging nicht einen Schritt mehr mit.

Und was meint ihr, daß aus der Geschichte geworden ist? Das Buch ist gar nicht schlecht gegangen. Nächstens wird eine zweite Auflage nötig werden.

Der Einband hats gemacht.

Januar 1889. F A

Litteratur

Zur christlichen Kultus- und Kulturgeschichte. Abhandlungen und Vorträge von D. Paul Kleinert. Berlin, W. Hertz, 1889

In diesem Buche sind sieben Aufsätze des gelehrten Berliner Professors der Theologie Kleinert vereinigt, in denen er es mit sehr erfreulichem Erfolg unternimmt, den Ertrag seiner gewissenhaften Studien den Gebildeten zugänglich zu machen, und zwar so, daß man recht gut noch die ernste Arbeit des Forschers merkt und sich dadurch gehoben fühlt.

Zuerst spricht er über die Anfänge der christlichen Beredsamkeit und zeigt, daß man schon vor Origenes, insbesondre schon bei Klemens und Hippolytus, eine Beredsamkeit findet, die von einer andern und höhern Natur ist, als die des Origenes. Zugleich wird anschaulich, wie auch in dieser Beziehung die griechisch-römische Bildung auf das Christentum stark eingewirkt hat. Sodann werden wir in das erste Werden des deutschen Kirchenliedes eingeführt. An dritter Stelle spricht der Verfasser von den schweifenden Klerikern im Mittelalter und dem ganzen Vagantentum; es nimmt sich nach seiner Darstellung viel anständiger aus, als nach den landläufigen Darstellungen. Der vierte, fünfte und sechste Aufsatz behandeln Luther im Verhältnis zur Wissenschaft und ihrer Lehre, den Anteil der Universität an der Vorbildung fürs öffentliche Leben, wobei der Verfasser ein fast unbekanntes Projekt des Großen Kurfürsten, eine Universaluniversität betreffend, bespricht, und die Beziehungen Friedrichs des Großen zur Stiftung der Universität Berlin, wobei ebenfalls viel neues dargeboten wird.

Der siebente Aufsatz ist der längste und hat eine Beziehung zu einer noch immer brennenden Frage. Er ist überschrieben: Grundsätze evangelischer Kirchenverfassung (mit besondrer Berücksichtigung der Verhältnisse im Gebiet der deutschen Reformation). Es ist eine Freude, so maßvolle und abgeklärte Ansichten über diesen schwierigen Gegenstand zu lesen. Die schlimme Wendung der römischen Kirchen-

verfassung findet der Verfasser da, wo sich die Kirche aus einem Mittel zum Zweck zum Selbstzweck macht, wo Christus hinter dem „Stuhle Petri“ verschwindet. Dieses Zerrbild ist von der Reformation zerstört worden, ihr ist nicht die unsichtbare, sondern die sichtbare Kirche Gegenstand einer natürlich geschichtlich wandelbaren Verfassung. „Berechtigt ist nur diejenige Kirchenverfassung, welche der Verkündigung und der Herrschaft des göttlichen Wortes in Sachen des Heils keinen Zwang anthut,“ evangelisch ist nur diejenige Kirchenverfassung, die eine geordnete Ausrichtung des Dienstes am Wort verbürgt. Die Grundform aller kirchlichen Organisation ist die Einzelgemeinde. Jede Kirchenverfassung, die die Grundlagen der Verfassung außerhalb der Gemeinde aufzurichten trachtet, ist unevangelisch. Allerdings liegt eine Organisation der Gemeinden durch Zusammenschluß derselben in Aemtern im Wesen der Kirche, nicht bloß in speziell geistlichen Aemtern, sondern auch für andre Bethätigungen des Gemeindelebens. Die Ausübung kirchenregierender Thätigkeiten durch die evangelische Obrigkeit steht nicht im Widerspruch, sondern in Harmonie mit der Reformation; daher ist auch die Landeskirche als unanfechtbar gesetzt. Dabei ist dem Verfasser freilich die alte Schwierigkeit nicht verborgen geblieben, wie die staatliche neutrale Kirchenhoheit sich von der innerkirchlich gedachten Kirchenregierung des Landesherrn sondert. Wenn jemand das nicht bloß im allgemeinen, sondern insbesondre für Preußen richtig ordnen könnte, würde er sich ein rechtes Verdienst um uns erwerben. Das kann Kleinert natürlich so nebenher nicht erledigen. Wie sich der Verfasser im großen und ganzen die Lösung denkt und wie er über das Zusammenwirken presbyterialer und konsistorialer Elemente urteilt, läßt sich aber deutlich erkennen. Ebenso kann man, was er über die Beziehung der mehr freien Arbeiten in der Liebessphäre der innern Mission u. s. w. zu der organisirten Kirche sagt, im allgemeinen freudig begrüßen. Aber der Kern liegt hier eben im einzelnen der Gesetzgebung und der Verständigung der verschiedenen beteiligten Mächte. Das muß, wie es scheint, seine Zeit abwarten. Jeder Blick in die Broschürenlitteratur hierüber und in die Parteipresse zeigt, wie unklar die Ziele und die Wege zum Ziele noch sind. Möchten unterdes die schönen Mahnungen des Verfassers viele Leser finden.

Gustav Heinrich Kirchenpauer. Ein Lebens- und ein Zeitbild von D. Werner von Melle. Hamburg und Leipzig, Verlag von L. Voß. 1888

Der Held dieser Biographie ist der vor einigen Jahren als Bürgermeister seiner Vaterstadt Hamburg verstorbene Jurist und Publizist, dessen Persönlichkeit nach sehr verschiednen Seiten hin allgemeines Interesse beansprucht, zumal da sie uns in einer Darstellung entgegentritt, welche großenteils nach den Notizen eines lebensvoll und eigenartig geschriebenen Tagebuchs, das ihn selbst zum Verfasser hat, sowie nach Briefen des Verewigten verfaßt ist; sodann aber ist dieser Bericht über die Entwicklung Kirchenpauers in gewissem Maße zugleich ein Bild der Entwicklung des hamburgischen Staates in den letzten Jahrzehnten und der geistigen Strömungen, Bestrebungen und Veränderungen innerhalb dieser Zeit. Die Tagebuchsblätter enthalten überdies sehr lebendige und anschauliche Erzählungen und Schilderungen von besonders interessanten Ereignissen und Zuständen der dreißiger und vierziger Jahre, z. B. aus der Zeit des großen Brandunglückes von 1842 und aus der Entstehungsgeschichte der Eisenbahnen von 1848. Mit Berichten aus diesem Jahre, welche Blicke auf die revolutionäre Bewegung von 1848 thun und unter anderm die berüchtigten Septembertage in Frankfurt auf meisterhafte Weise darstellen, endigt dieses Material, das, in geschickter und wirksamer Einordnung in das

Uebrige, das Beste an dem ganzen Buche ist. Der Verfasser hätte mit dieser Periode abschließen können, wenn er nicht die Absicht gehabt hätte, ein abgerundetes, die volle Eigenart und Bedeutung seines Mannes wiedergebendes Lebensbild zu zeichnen, und wenn er nicht daneben das Ziel verfolgt hätte, das Lebensbild möglichst zu einem Zeitbilde zu erweitern, da ihm vielleicht Goethes Ausspruch vorschwebte: „Wenn man sich nur halbwegs einen Begriff von einem Menschen machen will, so muß man vor allen Dingen sein Zeitalter studiren.“ Und seine örtliche Umgebung, fügen wir hinzu. Kirchenpauer war in Hamburg geboren und hat den bei weitem größern Teil seines langen Lebens dort verbracht, zuerst als Advokat, dann als Publizist, später als Mitglied des Senats und zuletzt als einer der Regenten der Republik an der Alster und Elbe. Sein Lebensgang und die Stadien seiner Entwicklung können folglich auch nur recht verstanden und beurteilt werden, wenn man sich Hamburg nach den verschiednen Gesichtszügen vergegenwärtigt, die es während der Zeit Kirchenpauers trug. Die neuere Entwicklung dieser Zeit ist aber vergleichsweise wenig erforscht und dargestellt, das große Publikum in Hamburg selbst weiß davon höchstens das, was es als eignes Ergebnis in der Erinnerung bewahrt oder von älteren Bekannten als deren Erlebnis erfährt. Im übrigen Deutschland aber und namentlich im Süden desselben ist Hamburg und seine neuere Geschichte sicherlich weniger bekannt als Paris oder Rom und seine Schicksale im letzten halben Jahrhunderte. So war es doppelt notwendig, neben der Persönlichkeit Kirchenpauers auch seine Umgebung mindestens flüchtig zu skizziren, und das ist von Seiten des Verfassers geschehen; doch bildet der auf dem Titel genannte vielseitige, auch dichterisch und naturwissenschaftlich thätig gewesene Mann von Anfang bis zu Ende den eigentlichen Gegenstand des Werkes, und alle Dinge, die ihn nicht näher berührt, bei ihm kein besonderes Interesse hervorgerufen haben, sind beiseite gelassen, so daß das Buch durchaus den Charakter einer Biographie bewahrt; und zwar dürfen wir es als eine der besten bezeichnen, die uns in den letzten Jahren unter die Hände gekommen sind.

Christliche Bedenken über modern christliches Wesen. Von einem Sorgenvollen Gütersloh, Bartelsmann 1888

Es ist sehr schwierig, von diesem ernsten Buche eines Unbekannten eine richtige Vorstellung zu geben. Ein lutherisch gerichteter Pastor, wie es scheint aus Süddeutschland stammend, einer von den „Stillen im Lande“ polemisirt gegen das „Wirken“ christlicher Leute und kirchlicher Vereine, die auf weltmäßige Weise äußere Mission, alle mögliche Vereinsthätigkeit treiben, die Welt durch allerlei Mittel in das Christliche hereinlocken wollen und sich ihrer Erfolge in Diakonissenarbeit u. dgl. durch statistische Nachweise rühmen. Dabei ist er wieder so liebenswürdig, sich aller solcher gutgemeinten christlichen Arbeit zu freuen und diesen Bestrebungen dankbar zu sein; er will überhaupt nicht Personen tadeln, will auch weder unmittelbar noch mittelbar die Kirche selbst reformiren oder auf das große Ganze wirken. Das hält er für unmöglich. Wer die große Masse christlich machen will, wird immer von den strengen Prinzipien des biblischen Christentums, besonders seiner Ethik etwas nachlassen müssen. Das Christentum des Neuen Testaments, seine Religion und seine Ethik (des Kreuzes) kann unmöglich jemals innerhalb der jetzigen Aera die wirkliche Ueberzeugung der Mehrheit werden. Auch ist es unnütz, die empirische Kirche zu schädigen oder gegen die Staatskirche zu protestiren. Er wendet sich nur an die Stillen im Lande, die vom Modernen, dem auswendigen christlichen Wirken, das zum Antichristentum führen kann, sich abwenden, und will

nur das als gut behalten, was vor dem Neuen Testament sich als gut bewährt. Einfache Pflichterfüllung in dem Sinne, daß jeder seine Lektion lernt, daß er im Familienleben seine Dienste leistet und durch die Macht des Gebets auf das Ganze wirkt, dies empfiehlt er vor allem; auch sonst ist ihm der Kreis aller bürgerlichen Pflichten, Gehorsam gegen Gott und Liebe zu allen Menschen, teuer als Uebungsplatz, aber das Heiligtum, „das Christentum selber soll intakt gehalten werden gegenüber allem Weltlichen," kein Hasten, Drängen, Machenwollen geziemt sich für den Christen, auch nicht zu den besten Zwecken.

Er und seine Freunde sind also nicht dadurch charakterisirbar, daß sie hier und da, z. B. in Stadtmissionen, in Revivals, in der Heilsarmee u. s. w. ungesunde und krankhafte Elemente entdeckt haben und nun protestiren. Das thun auch wir andern nicht selten, auch wir „Nichtbekehrte." Sie haben andre Prinzipien, die ihnen eine radikale Stellung vorschreiben. Sie kennen das Alte und das Neue Testament anders als wir andern. Sie haben darin für jetzt und immer einen absoluten Gesetzeskodex, nicht unterscheidbar nach Zeiten, Verfassern und Wert, sondern eine gleichmäßig inspirirte buchstäbliche Gottesoffenbarung, sie machen daher alle kritische Forschung zu einem Luxus gefährlicher Art; sie weisen alle Geistlichen, die unbekehrt sind, wofür sie also doch Kennzeichen haben müssen, von der Kanzel weg, wenn auch so, daß sie mit den noch Ringenden und Werdenden christliche Geduld haben. Sie wissen, daß es eine unübersteigliche Kluft zwischen Christentum und Welt giebt, und daß das Christentum immer bis zum tausendjährigen Reiche eine kleine Herde bleibt. Konventikel geförderter Christen sind ihnen ein Lebensbedürfnis, aber Vereinsbildungen, wonach man andre Unterschiede z. B. in Jünglings- und Jungfrauenvereinen, Sonntagsschulen u. s. w. zu Grunde legt, sind schon bedenklich weltmäßig.

Der „Sorgenvolle" wird bei den Stillen im Lande, besonders bei denen, die durch Erfolge, wie sie z. B. Herr Stöcker durch rührige unerschrockene Arbeit findet, in Versuchung geraten sind, gutes wirken, sie zur Einfalt und Selbstprüfung zurückführen. Damit ist seine beschränkte und bescheidene schriftstellerische Hoffnung befriedigt. Wir hoffen aber, daß auch noch andre, ja prinzipielle Gegner, seine ernsten Worte beherzigen werden.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marqart in Leipzig

Militärisch-politische Blicke nach Osten

1

Wenn wir im Folgenden die Augen vorzüglich auf die Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten richten, nach denen sich die Zukunft Europas von Rußland her gestalten kann, so stellen wir uns dabei zunächst auf den Standpunkt eines Österreichers, der zugleich Politiker und Soldat ist, und gehen von der Annahme aus, daß die russische Politik nach wie vor die Eroberung Konstantinopels, sei es auf dem Wege über Wien, sei es, weil hier seit dem Bündnisse von 1879 die Aussichten auf Erfolg sich stark vermindert haben, durch ein Vordringen über Kleinasien, im Sinne hat und dabei nach menschlichem Ermessen verharren wird

Blicken wir auf den Gang der Ereignisse, welche dieses Streben hervorgerufen hat.*) Diese waren lange Zeit so erfolgreich für Rußland, daß man sich nicht wundern darf, wenn es in allen Schichten des Moskowitervolkes von einem Glauben und einer Hoffnung getragen wird, die nur mit dem manifest destiny zu vergleichen sind, nach welchem die Nordamerikaner zuversichtlich erwarten, über kurz oder lang das von ihnen noch nicht eroberte Mexiko, dann die südlicher gelegenen Republiken und zuletzt alle Staaten des westlichen Erdteils mit ihrer Union vereinigen zu können. Seit fast zweihundert Jahren

*) Wir benutzen dabei vorzüglich drei im Helwingschen Verlage zu Hannover vor kurzem erschienene Schriften: 1. **Gedanken über Österreich-Ungarns militär-politische Lage** von K. L. 2. **Konstantinopel, die dritte Hauptstadt Rußlands?** von X. 3. **Das Kriegstheater an der Weichsel** von S. C., von denen sich namentlich die beiden letzten als inhaltreich und gut geschrieben empfehlen, während die erste an etwas ungelenker Sprache und noch mehr an Weitschweifigkeit leidet.

arbeitet Rußland mit eiserner Beharrlichkeit an der Vernichtung der Türkei und an der Gewinnung des Zugangs zum Mittelmeere. Seit 1768, also in dem verhältnismäßig kurzen Zeitraum von zwölf Jahrzehnten, haben sich fünf große Kriege zwischen ihm und der Pforte abgespielt und dahin geführt, daß das Gebiet des Sultans immer kleiner und das des Zaren ungefähr in demselben Maße größer wurde. Der Friede von Kutschuk Kainardschi nahm der Türkei und gab dem russischen Reiche Asow und ein Stück der Nordküste des Schwarzen Meeres (1774). Der von Jassy entzog den Türken zu Gunsten der Russen das Gebiet östlich vom Dnjester, der nunmehr die Grenze zwischen beiden bildete (1792). Der von Bukarest rückte diese Grenze weiter bis an den Pruth und vereinigte das Donaudelta mit dem Zarenreiche (1812). Im Frieden von Adrianopel verloren die Osmanen den Distrikt Achalzich in Asien an die Russen, und zu gleicher Zeit wurde Griechenland selbständig (1829). Der Friede von San Stefano (1873) verschaffte dem Zaren wichtige Festungen und beträchtliche Gebietsteile der Pforte in Asien, machte Rumänien, Serbien und Montenegro unabhängig und schuf ein halb selbständiges Bulgarien, dessen Grenzen bis an das Schwarze und das Ägeische Meer reichten, und von dem Rußland hoffen konnte, es werde sich zu seinem Vasallen bei einem zukünftigen Feldzuge zur Vollendung seines Eroberungswerkes ausbilden und gebrauchen lassen, was von Montenegro mit Bestimmtheit zu erwarten war. Der Berliner Kongreß bestätigte den Frieden von San Stefano, aber unter Einschränkung der Grenzen Bulgariens und Teilung desselben in ein der Pforte nur tributpflichtiges Fürstentum Bulgarien und ein ihr weniger selbständig gegenüberstehendes Ostrumelien. Auch wurden der russischen Politik in Betreff des Restes der Türkei zwei Riegel vorgeschoben, indem Österreich die Verwaltung Bosniens und der Herzegowina auf unbestimmte Zeitdauer (d. h. der zwar nicht rechtliche, aber thatsächliche Besitz dieser türkischen Provinzen) übertragen wurde und England dem Sultan gegen Abtretung Cyperns für die Erhaltung seines kleinasiatischen Besitzes Gewähr leistete.

Rußland hat also in seinem letzten Kriege mit der Pforte, da Europa sich der letzteren mit diplomatischen Mitteln annahm wie im Krimkriege mit militärischen, nur einen Teil dessen erreicht, was es mit seinem Angriffe bezweckte, zumal da Bulgarien die zukünftigen Hoffnungen nach kurzer Zeit täuschte und der russischen Sache abtrünnig wurde. Es bereitet sich aber offenbar vor, bei passender Gelegenheit seine Erobererarbeit wieder aufzunehmen und mit der Einnahme Konstantinopels zu beendigen. Es vermehrt seine Kriegsflotten im Schwarzen Meere, es baut sein Eisenbahnnetz nach dieser Richtung aus und dislozirt seine Truppen im Westen, Südwesten und Süden derartig, daß eins der hauptsächlichen Hindernisse eines schnellen strategischen Aufmarsches, das in den ungeheuren Entfernungen eines großen Teils derselben von dem mutmaßlichen Kriegsschauplatze besteht, bedeutend vermindert werden wird.

Im Hinblicke hierauf sagte Fürst Bismarck am 6. Februar 1888 im deutschen Reichstage: „Diese Politik hat die russischen Truppenaufstellungen schon seit langer Zeit (schon 1879) geleitet. Ich nehme an, daß man auf eine neue orientalische Krisis wartet, um dann in der Lage zu sein, die russischen Wünsche mit dem vollen Gewichte einer nicht gerade in Kasan, sondern weiter westwärts stehenden Armee geltend zu machen."

Wie würden sich nun die Nachbarn Rußlands und der Türkei zu einem neuen Kriege zwischen den beiden letztern Mächten verhalten, was würde zuerst Österreich-Ungarn thun? Das Doppelreich im Donaulande ist insofern der natürliche Gegner Rußlands, als es die von diesem letztern beabsichtigte Umgestaltung der Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel nicht zugeben kann, ohne sich erheblich zu schädigen. Aber seine Lage ist, wenn es sich auf sich allein angewiesen sieht, den Russen gegenüber ungünstig, weil seine Grenze im Osten, bogenförmig nördlich von den Karpathen sich hinziehend, sehr ausgedehnt ist und einen zentralen Vormarsch russischer Streitkräfte gestattet, und weil anderseits der zwischen Grenze und Gebirge liegende Landstrich, Galizien, schmal, nur an wenigen Stellen leicht zugänglich und somit dem strategischen Aufmarsche des österreich-ungarischen Heeres hinderlich ist. Jene aus der geographischen Lage sich ergebende Unsicherheit bewog die Wiener Politik, Gelegenheit zur Anlehnung an mächtige Nachbarn herbeizuwünschen, und diese bot sich 1879 durch den Vorschlag Bismarcks, sich mit dem deutschen Reiche für den Fall eines russischen Angriffs auf einen seiner beiden westlichen Nachbarn durch ein Bündnis zu gemeinschaftlicher Verteidigung zu vereinigen. Der deutsche Kanzler hatte eben so viel Ursache als die österreichischen Staatsmänner, dieses Bündnis zu suchen, und so kam es verhältnismäßig rasch zu Stande. Auch Deutschlands Lage war gefährdet. „Der Zustand der Besorgnis vor großen Kriegen," sagte Bismarck noch in der erwähnten Rede vom Februar vorigen Jahres, „vor weitern Verwicklungen, deren Koalitionsergebnisse niemand vorher beurteilen kann, ist bei uns ein permanenter . . . Wir liegen mitten in Europa und haben mindestens drei Angriffsfronten, während Frankreich nur seine östliche, Rußland nur seine westliche Grenze hat, wo es angegriffen werden kann. Wir sind außerdem der Gefahr einer Koalition nach der ganzen Entwicklung der Weltgeschichte und nach unsrer geographischen Lage mehr ausgesetzt als irgend ein andres Volk. Gott hat uns die unruhigste und kriegslustigste Nation, die Franzosen, an die Seite gesetzt, und er hat in Rußland kriegerische Neigungen groß werden lassen, die in frühern Jahrhunderten [nämlich Deutschland gegenüber] nicht in dem Maße vorhanden waren." Wie bekannt, trat später dem Friedensbunde auch Italien bei, das die Wahl zwischen uns und Frankreich, dem Gegner Deutschlands und Freunde Rußlands, gehabt hatte, sich aber zuletzt für Österreich und dessen deutschen Verbündeten entschied, weil es infolge der Ereignisse in Tunis und andrer Erfahrungen begriffen hatte, daß auf

diesem Wege mehr Bürgschaften für seine Sicherheit zu gewinnen waren, als durch den Anschluß an die nach „Revanche“ dürstenden Franzosen und die eroberungssüchtigen Russen. Eine Erweiterung des Dreibundes zum Vierbund durch einen Zutritt Englands wurde versucht, aber vergebens, obwohl England ein starkes Interesse daran, ja bei der Erwerbung Cyperns die Pflicht übernommen hatte, die Türkei nicht weiter schwächen oder gar vernichten zu lassen. Man bindet sich in London nicht gern für die Zukunft, man möchte freie Hand behalten, um, wie herkömmlich, im Trüben fischen zu können, und man hält sich im Hinblick auf die insulare Lage des Landes für sicher vor einem erfolgreichen Angriffe. So blieb es bei platonischer Freundschaft mit Österreich, und nur eine Art von Verständigung mit Italien kam zu Stande, die für gewisse Fälle diesem maritime Unterstützung gegen Frankreich zusichert, welches die britischen Interessen auf und am Mittelmeere mehr als bisher beeinträchtigen könnte, wenn es Italien besiegt hätte.

Wir fragen weiter: Wie stehen Rumänien und die Balkanstaaten zu Rußland und zu der Möglichkeit eines neuen russischen Angriffs auf die Türkei? Rumänien hat Rußland 1877 kräftig unterstützt, aber die Gründe hierzu sind jetzt nicht nur weggefallen, sondern es sind an ihre Stelle Gründe für ein entgegengesetztes Verhalten getreten. Zum Danke für seinen Beistand bei Plewna nötigte es Rußland, ihm einen Teil Bessarabiens zu überlassen und die wenig wertvolle Dobrudscha als Entschädigung dafür anzunehmen. Das im vorigen Sommer auf den König Karol unternommene Attentat und die gleichzeitigen Versuche, einen großen Aufstand des rumänischen Landvolks hervorzurufen, wurden auf russische Ränke zurückgeführt und trugen dazu bei, die vorhandene Mißstimmung hoher Kreise gegen diese Macht zu steigern. Man arbeitet mit Eifer an der Befestigung der Hauptstadt, die nach Beendigung derselben ein ausgedehntes befestigtes Lager sein wird, worin die rumänische Armee Platz finden kann. Ferner sollen Galatz und Fokſani in Festungen verwandelt werden. Nicht die Pruthlinie, diese von Norden nach Süden laufende Grenze, wird zu einer Kette von Forts und Schanzen gemacht, sondern die neuen Befestigungen setzen die bereits vorhandnen nach Westen fort, sodaß künftig der Durchmarsch zwischen dem Schwarzen Meere und dem transsilvanischen Gebirgslande versperrt sein wird. Die Gegend zwischen der See und Tultscha, der Festung auf dem rechten Flügel, ist sumpfig und von den verschiedenen Armen der Donaumündung durchschnitten, also für eine große Armee unpassirbar. Nicht fern von Tultscha liegt auf dem rechten Donauufer die Festung Isaktscha, weiter nordwestlich auf dem linken Galatz, das wegen seines sumpfigen Vorgeländes schwer anzugreifen ist. Siebzig Kilometer trennen es von dem linken Flügelpunkte Fokſani, aber das Zwischengelände wird von zahlreichen Flußläufen durchzogen, so daß auch hier der Durchmarsch schwierig erscheint, und zehn Kilometer von Fokſani beginnt schon das Gebirge. Die soeben beschriebene

Linie trennt, von Südosten nach Nordwesten laufend, die Moldau von der Walachei, den nördlichen Teil Rumäniens vom südlichen. Eine vom Norden her kommende russische Armee würde sich den Durchmarsch wahrscheinlich erkämpfen müssen, und das würde ihr, wenn Österreich den Rumänen beistünde, kaum gelingen. Die Befestigungslinie schützt die Hauptstadt vor rascher Besetzung und sichert anderseits den Betrieb der südlich von ihr gelegnen Eisenbahnen, besonders der nach Ungarn führenden, vor Störung.

Bulgariens Zukunft ist noch in Dunkel gehüllt. Ob Ferdinand von Orleans (so ist er wohl am richtigsten zu bezeichnen) einst wie jetzt als Vasall der Pforte oder als Werkzeug der russischen Politik die Geschicke des Landes leiten wird, ob in dem Lande die Gegner Rußlands die Oberhand behalten oder an dessen Freunde verlieren werden, läßt sich zur Zeit nicht sagen. Das Land scheint verurteilt, noch lange in Ungewißheit und Unordnung zu verharren, und was ist die Hauptursache? Offenbar Rußland, das entweder auf eine neue bulgarische Bewegung wartet, die dem jetzigen Zustande ein Ende macht, oder insgeheim mit dem Prinzen Ferdinand über eine Verständigung unterhandelt.

Serbien erfreut sich der russischen Freundschaft nicht, seine geographische Lage weist es nach Österreich hin, der König ist bisher dieser Weisung gefolgt, aber Rußland hat in der radikalen Partei viele Anhänger, und diese Partei ist jetzt die stärkste und in der Volksvertretung sehr einflußreich. Montenegro steht völlig auf russischer Seite. Zwei Töchter des Fürsten werden in Rußland erzogen und verkehren häufig mit dem dortigen Hofe, ja es war schon von dem Plane einer Vermählung des Thronfolgers mit der ältern der beiden Prinzessinnen die Rede. Auch in Griechenland richtet man seine Augen vielfach auf Rußland, obwohl man dort wissen sollte, daß dieses die großgriechische Idee nur bis zu einem gewissen Maße begünstigen und befördern kann, und der Ausbruch eines neuen russischen Kriegs mit der Pforte würde sehr wahrscheinlich ein hellenisches Heer auf dem Marsche zur Eroberung türkischer Grenzprovinzen sehen.

Nach dem Vorstehenden zerfallen die europäischen Staaten bei einem neuen Angriffe der Russen auf das Osmanenreich ihren Interessen nach zunächst in zwei Gruppen: 1) Rußland, Montenegro, Griechenland und Frankreich, 2) Türkei, Österreich-Ungarn, Rumänien, England, das Deutsche Reich und Italien. Die Lage Österreichs ist jetzt sehr günstig, da Italien und Deutschland seine Bundesgenossen, also wenigstens Kriege Österreichs mit diesen Staaten ausgeschlossen sind, und Frankreich das Kaiserreich nicht mehr unmittelbar angreifen kann. Was die Stellung des Deutschen Reiches bei Beginn eines solchen Krieges angeht, so hat sie Fürst Bismarck mit folgenden Worten klar bezeichnet: „Wenn die orientalische Krisis eintritt, so sind wir bei ihr nicht gerade in erster Linie beteiligt. Wir sind da vollkommen und ohne irgend welcher Verpflichtung zu nahe zu treten, in der Lage, abzuwarten, daß die im Mittelländischen Meere und

in der Levante nächstbeteiligten Mächte zuerst ihre Entschließungen treffen und, wenn sie wollen, sich mit Rußland vertragen oder schlagen. Wir sind weder zu dem einen noch zu dem andern in der orientalischen Frage berufen." Diese Worte folgten der Veröffentlichung des Bündnisvertrags von 1879 gleichsam als Erläuterung. Im 1. Artikel dieses Vertrags aber heißt es: „Sollte wieder Verhoffen und gegen den aufrichtigen Wunsch beider hohen Kontrahenten eines der beiden Reiche von seiten Rußlands angegriffen werden, so sind die hohen Kontrahenten verpflichtet, einander mit der gesamten Kriegsmacht ihrer Reiche beizustehn." Der Ton ist, so können die Russen sagen, auf „angegriffen" zu legen. Schaffen wir daher eine Lage, welche die Österreicher zwingt, uns anzugreifen. Dann bleibt die deutsche Armee daheim, und wir haben es nur mit dem Haupthindernis zu thun, das uns bei dem Feldzuge nach Konstantinopel und den Meerengen im Wege steht; denn England hat wenig zu bedeuten, wenn es überhaupt den Türken militärisch beisteht.

In der That ist es möglich, daß Österreich im Hinblick auf die angeführte Stelle des Vertrags sich im Anfange neutral verhält, und wahrscheinlich wird dann Rumänien das gleiche thun. Beide Staaten werden jedoch bald sich genötigt glauben, zu handeln, und zwar Rumänien, wenn seine Neutralität nicht geachtet würde, Österreich, wenn es die Türkei vor dem Verluste ihrer Hauptstadt zu schützen hätte. Wenn nun die Verhältnisse sich so gestalteten, daß Österreich und Rumänien sich mit dem Deutschen Reiche zunächst für Neutralität entschieden, so stünden den Kriegführenden für die Offensive drei Wege offen: 1) sie könnten durch Rumänien vorzudringen versuchen, 2) an den feindlichen Küsten des Schwarzen Meeres landen und von da weiter operiren, 3) auf dem zwischen dem Schwarzen Meere und dem Kaspischen liegenden Terrain in das Gebiet des Gegners einrücken. Die Pforte hat sich in den Kriegen von 1828 und 1877 defensiv verhalten, weil die Bodengestaltung der europäischen Türkei die Defensive bei einem Angriffe von Norden her durch die Barrieren der Donau und des Balkan begünstigte und die Hauptstadt gegen Operationen von der See aus genügend durch die Forts am Bosporus und an den Dardanellen verteidigt werden konnte. Sie würde auch künftig nicht offensiv gegen Rußland vorgehen, obwohl ihr heutzutage ein viel besseres Heer zu Gebote steht als 1877, es wäre denn, daß Rumänien sich mit ihr verbände, was aus vielen Gründen undenkbar ist. Nicht undenkbar zwar, aber sehr unwahrscheinlich ist anderseits, daß Rußland mit Nichtbeachtung der rumänischen Neutralität in dieses Land einrückte, um an die Donau zu gelangen. Wir sagen: sehr unwahrscheinlich, da die Erzwingung des Durchzugs durch die oben geschilderte Festungslinie das Heer des Zaren so lange beschäftigen und aufhalten würde, daß ein bei Adrianopel zusammengezogenes türkisches Heer reichlich Zeit fände, den Balkan und die Donau zu erreichen und hier Stellungen einzunehmen, die jede ein zweites Plewna zu werden drohten. Ob übrigens

Österreich auch bei einer Verletzung der Neutralität Rumäniens noch Gewehr beim Fuß zusehen würde, scheint mindestens zweifelhaft, und da die Russen, wenn sie endlich an der Donau den Türken gegenüber stünden, ihre Verbindungen rückwärts von der nach Westen ausgewichenen rumänischen Armee bedroht sehen würden, so wird man sich schwerlich für diesen Weg entscheiden. Denken wir an den zweiten Weg, so ist eine Landung der Türken oder der Russen auf dem europäischen Gebiete des Gegners, da immer nur ein verhältnismäßig kleines Heer auf einmal ausgeschifft werden könnte, nicht ausführbar, da ein solches einfach erdrückt werden würde. Der dritte Weg für eine Invasion, der nach Kaukasien führt, würde nur von kleinen Abteilungen eingeschlagen werden können; denn wollte Rußland mit seiner Hauptmacht von hier nach Konstantinopel marschiren, so würde es den Türken bei der außerordentlich großen Entfernung der letzteren hinlänglich Zeit lassen, sich in jeder Beziehung vorzubereiten.

Es bleibt also für eine Offensive der Russen, wenn sie nicht über Rumänien vorgehen wollen, das vorteilhafteste, mit dem Hauptheere nach und nach, aber mit möglichst kurzen Pausen, an der Nordküste Kleinasiens — etwa bei Sinope — zu landen und dann rasch von da nach Konstantinopel zu marschiren. Die Arbeiten zur Vorbereitung dieser Expedition ließen sich vor der Türkei und den Engländern so gut verbergen, daß diese nicht ahnten, was im Werke wäre. Transportschiffe, mit denen sich zu wiederholten Malen 25 bis 30 000 Mann und die für sie erforderlichen Pferde, Geschütze, Wagen, Munitionsvorräte und Lebensmittel über das Meer schaffen ließen, wären teils schon vorhanden, teils bald zusammenzubringen. Das Weitre hätte man sich folgendermaßen zu denken. Die Einschiffung der keinasiatischen Armee findet in den Häfen Odessa, Nikolajew, Cherson, Sebastopol, Taganrow und Rostow statt, wohin die Truppen teils auf Eisenbahnen, teils auf den Dampfern des Dnjepr, des Don und der Wolga gebracht werden können. Ausgeschifft werden sie in Kleinasien auf der Linie Samsun-Sinope-Ineboli. Bevor die Transporte anfangen, geht eine russische Kriegsflotte, für die zehn Panzerschiffe, vier Kanonen-, zehn Torpedoboote und acht armirte Dampfer zur Verfügung bereit sind, an die nördliche Mündung des Bosporus, blockirt sie und versucht eins der dortigen Forts zu nehmen. Läßt sich die Blockade aufrecht erhalten, so hat Rußland den Vorteil, daß die Türkei geraume Zeit im unklaren bleibt, wo der Feind sich ihrer Hauptstadt nähert. Angenommen aber, ein türkisch-englisches Geschwader sprengte die Sperre, so müßte sofort nach allen russischen Küsten der telegraphische Befehl ergehen, die Transporte einzustellen. Die etwa unterwegs befindliche Transportflotte fährt dann entweder nach der Krim zurück oder weiter nach Asien, je nachdem sie sich der Südküste Rußlands oder der Nordküste Kleinasiens näher befindet. Die bereits in Asien stehenden Truppen aber treten ohne Verzug den Marsch nach Osten an, um der kaukasischen

Armee des Zaren die Hand zu reichen. Diese ergreift, falls die Ausschiffung der ganzen kleinasiatischen Armee bei länger dauernder Blockade gelungen ist, auf der Linie Batum-Olty-Baschkoi formirt, eine kräftige Offensive in der Richtung nach Erzerum-Siwas, um die in Armenien stehenden Türken in Schach zu halten. Die gelandeten Russen aber treten den Marsch nach Konstantinopel an, das sie, parallel mit der Nordküste Kleinasiens hinziehend und täglich etwa dreißig Kilometer zurücklegend, binnen einundsechzig Tagen erreichen können. Wird die Armee unterwegs geschlagen, so zieht sie sich nach Kaukasien zurück.

So der Verfasser der Schrift „Konstantinopel, die dritte Hauptstadt Rußlands?“ bei dem man die Ausführung dieses Planes in seinen Einzelnheiten nachlesen kann. Indes läßt sich eine andre Absicht Rußlands und ein andres Verhalten Österreichs denken, und da jene Absicht für den Fall, daß es zu einem Bündnisse zwischen Rußland und Frankreich käme, größre Wahrscheinlichkeit haben dürfte, so wollen wir diese, die auf den Versuch hinausläuft, über Wien zur Eroberung Konstantinopels zu gelangen, mit den Ereignissen, die sie voraussichtlich zur Folge haben würde, in einem weitern Artikel besprechen. An die Stelle eines beschränkten Kriegs außerhalb Europas, zu dem sich Österreich vielleicht als passiver Zuschauer verhalten könnte, würde ein Weltkrieg treten, an dem unter Umständen auch das deutsche Reich sich zu beteiligen verpflichtet wäre.

Ein populärer Minister

Unter den Eigenschaften, auf die unsre Freisinnigen stolz sind, und deren Mangel bei andern sie am meisten beklagen, steht bekanntlich die Konsequenz obenan. Nach ihrer Lehre ist es eine arge Schwäche, wenn ein Politiker sich in seinen Grundsätzen dadurch irre machen läßt, daß diese den Thatsachen gegenüber nicht die Probe bestehen; was einmal als Glaubensartikel verkündigt worden ist, bleibt ein Glaubensartikel — und mag alles darüber zu Grunde gehen! Hin und wieder hat es wohl den Anschein, als änderten auch sie ihre Ansichten nach den Umständen; aber das ist eben nur Schein, und bei genauerer Betrachtung gewahrt man unter der täuschenden Oberfläche als Untergrund die wahre eherne Konsequenz. Wir können das an einem bestimmten Beispiele darthun. Gegenwärtig sind die Herren besonders zärtlich darum besorgt, daß Deutschland in den Ruf eines wenig liebenswürdigen Gesellschafters geraten könnte.

Sie beobachten mit Trauer, daß Deutschland, das bei den Mächten so wohl gelitten war, so lange es selbst keine Macht war, gelegentlich einen Grad von Selbstgefühl an den Tag legt, der in andern Ländern unangenehm berühren könnte. Wie gewisse — nicht gerade die verständigsten — Erzieher den Kindern, predigen sie uns, doch immer darauf Rücksicht zu nehmen, was die Leute zu unsrer Aufführung sagen, und bitten uns dringend, nur ja keine Chauvinisten zu werden. Wohl hat es damit keine Gefahr, und das Reich hat noch keinen Schritt gethan, der billigerweise so ausgelegt werden kann, daß er in die natürlichen Lebensbedingungen oder das Selbstbestimmungsrecht andrer Nationen störend eingreifen möchte. Aber, sagen die Herren, die andern Völker sind nun einmal von einer vielleicht übertriebenen Empfindlichkeit, sie wissen, daß sie selbst bei gleichen Machtmitteln nicht so gerecht und schonend verfahren würden, und deshalb trauen sie den friedlichen Absichten Deutschlands nicht. Nehmen wir auf diese Nervosität nicht Rücksicht, so fühlen sie sich verletzt; auf diese Art gewinnen wir keine Freunde. Deshalb sollte Deutschland es sich zur Regel machen, so oft ihm auf den Fuß getreten wird, höflich um Entschuldigung zu bitten und an jeder offenen Thür mit einem verbindlichen „Nach Ihnen!" bescheiden zurückzutreten.

Nun hat man daran erinnert, daß dieselbe Partei, welche den Knigge für den Umgang mit Staaten bearbeitet hat, ehemals für denjenigen Minister Englands schwärmte, der sich durch sein unaufhörliches Einmischen in fremde Angelegenheiten den Beinamen Lord Feuerbrand erworben hatte. Aber da lagen in der That die Dinge ganz anders. Palmerston war ein Ausländer — Positiv, ein Engländer — Comparativ, und er schürte, hetzte, zettelte und drohte stets nur „für die Freiheit" — Superlativ. Diese drei Punkte würden schon völlig genügen, um zu erklären, weshalb die festen Fortschrittsmänner, wie man damals sagte, gerade ihn zu ihrem Liebling erkoren hatten. Die Schule der Höflichkeit gilt ja nur für Deutsche, denen ihr Dasein erst verziehen werden muß; vollends ein Engländer und nun gar ein Lord darf sich überhaupt alles erlauben, weil er gar nicht anders als edel sein kann, schon sein Reichtum hebt ihn über die Schwächen andrer Erdenwürmer hinaus — das steht ja seit den Romanen und Theaterstücken des vorigen Jahrhunderts fest; und endlich muß ein jeder, der Sklavenketten brechen will, ein wenig gewaltsam vorgehen, nur so kann er Wohlthäter der Menschheit werden. Daneben wäre noch zu beachten, daß Palmerston immer nur handelnd auftrat, wenn er auf die Schwäche oder Unentschlossenheit des Gegners rechnen durfte, also sein Land keiner ernstlichen Verwicklung aussetzte. Nach alledem mußten die Freisinnigen in Palmerston ihr Ideal erblicken, und wenn aus seiner Schule ein englischer Staatsmann hervorgehen sollte, der sich eben so anmaßlich, ungezogen und ränkevoll benähme wie Old Pam (an dem guten Willen gebräche es Gladstone nicht, nur an der rechten Konsequenz), so würde die genannte

Partei auch diesem zujubeln können, ohne ihren Grundsätzen etwas zu vergeben.

Seit Palmerstons Tode ist nun bald ein Vierteljahrhundert verflossen. Das Schicksal ersparte ihm den Schmerz, Zeuge der Einigung Deutschlands und des Sturzes seines Freundes Napoleon zu werden, und die Welt hat ihn fast vergessen. Nur in liberalen Encyklopädien wird ihm Treue bezeigt und Freundschaft gehalten. Dem gegenüber lassen wir uns gern von einem Manne, der gegen den Verdacht parteilicher Voreingenommenheit geschützt ist, das wahre Bild des „populären Ministers" zeigen. Es ist F. H. Geffcken, der im vergangenen Jahr eine Sammlung von Charakterstudien veröffentlicht hat.*) Da erscheint neben einer umfangreicheren Arbeit, die bei Gelegenheit der Londoner Kolonialausstellung von 1886 die Entstehung und die gegenwärtige Lage des „britischen Weltreiches" darlegt und den entschlossenen Bruch mit der Politik des Friedens um jeden Preis und den Anschluß an das mitteleuropäische Bündnis als die Bedingungen bezeichnet, von denen der Fortbestand Englands als Großmacht abhänge, eine Reihe von Bildnissen hervorragender Persönlichkeiten unsrer Zeit: Prinz Albert, Disraeli, Gladstone, Nothomb, der Polyhistor Graf Circourt und dessen Gemahlin, die Königin eines Salons im alten Sinne, endlich Palmerston. In den meisten Fällen kann der Verfasser dabei eigne Wahrnehmungen im Umgange verwerten, was seine Mitteilungen natürlich um so anziehender macht. Mit Palmerston scheint er keine persönlichen Beziehungen gehabt zu haben, desto objektiver fällt sein Urteil aus.

Schon in seiner ersten Rede im Parlament stellte der dreiundzwanzigjährige Palmerston sein politisches Programm auf. Die Engländer hatten nicht nur die dänische Flotte weggenommen, damit Napoleon sich ihrer nicht bedienen könne, sondern auch Kopenhagen drei Tage lang bombardirt, zur Strafe, weil Dänemark den Abschluß eines Bündnisses verweigert hatte. Palmerston fand, daß England durch das Gebot der Selbsterhaltung dazu genötigt gewesen sei, und erklärte sich gegen die Vorlegung der diplomatischen Aktenstücke über diesen Fall, weil dergleichen unzeitige Enthüllungen eine wirksame auswärtige Politik unmöglich machen würden. Dieser Satz kann den Freisinnigen eben so wenig gefallen, wie sein entschiedenes Auftreten (1816) gegen den Gedanken eines Parlamentsheeres. Ob etwa das Parlament anstatt der Krone die notwendige Kontrolle über die Armee führen solle? fragte er, und setzte hinzu: „Wo je Volksversammlungen versucht haben, einer Kriegsmacht zu befehlen, hat die Sache damit geendigt, daß die Kriegsmacht ihnen befohlen hat." Auch als Peel (1829) im Widerspruch mit seiner frühern Haltung Schritte zur Gleich-

*) Politische Federzeichnungen. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur. 1888.

stellung der Katholiken that, benahm sich Palmerston höchst inkorrekt nach deutsch-parlamentarischen Begriffen. Da er zur Opposition gehörte, hätte er jede Gelegenheit benutzen müssen, um die Regierung zu schädigen, und wie bequem war gerade jene Gelegenheit! Er konnte dem Minister mit dessen eignen frühern Aussprüchen zu Leibe gehen und unterstützte ihn noch mit einem Argumente, das unsre Entschiedenliberalen niemals gelten lassen: alle Kämpfe in einer gesetzgebenden Versammlung hätten nur den Zweck, „sich gegenseitig davon zu überzeugen, was recht sei." Dieses „gegenseitig" ist es ja, was jene nicht anerkennen. Hier kam bei Palmerston jenes allen Deutschen zu wünschende Nationalgefühl zur Geltung, das bei Ausbruch des Krimkrieges dem in der Opposition stehenden Disraeli die Erklärung eingab, kein britischer Feldherr an der Donau werde, wie einst Wellington in Spanien, die schmerzliche Erfahrung machen, daß die Opposition daheim seine Anstrengungen verkenne oder seine Fähigkeiten ins lächerliche ziehe.

Dies Gefühl hielt freilich nicht Stand, wenn die „öffentliche Meinung" in andrer Richtung trieb. Das Toryministerium beobachtete die Neutralität in dem Kampfe zwischen Dom Miguel und Donna Maria, und deswegen mußte es angegriffen werden, denn Dom Miguel war verhaßt; und als Minister mischte Palmerston sich denn auch ebenso in die portugiesischen wie in die spanischen inneren Wirren, oder — „er erhob sich über alle engen Vorurteile, um jenen Ländern die Segnungen verfassungsmäßiger Regierung zu geben." Er hatte dann noch hinlänglich Gelegenheit, sich an den Anblick der Spanien verschafften Segnungen zu erfreuen, ließ sich aber darob kein graues Haar wachsen. Der Köder wurde ausgeworfen, so oft er ihm paßte, und der Liberalismus, nicht nur in England, biß pünktlich darauf an; mußten doch sogar Baierns „freie Institutionen" zur Rechtfertigung der Wahl des unmündigen Prinzen Otto zum König von Griechenland herhalten — 1832, in der Zeit der Verurteilungen zur Abbitte vor dem Bilde des Königs Ludwig! Darum unterließ er es auch, das spanische Ministerium zu unterstützen, das nicht gesonnen war, sich der französischen Anmaßung in der Frage der Vermählung der Königin Isabella zu fügen; denn dieses Ministerium gehörte der konservativen Partei an, und Palmerston mußte es mit den Progressisten halten. Darum hielt ihn der im Dezember 1847 dem Könige von Neapel ausgedrückte „aufrichtige Wunsch," die alten Bande der Freundschaft zwischen beiden Staaten zu erhalten und womöglich noch enger zu ziehen, nicht ab, im Januar 1848 den Aufstand in Sizilien zu unterstützen und dem Herzog von Genua im voraus die Anerkennung Englands als König von Sizilien zu verheißen. Darum lehnte er die Vermittlung zwischen Österreich und Piemont in demselben Jahre ab, denn Österreich hatte sie nachgesucht, und Österreich, Dom Miguel und den Sultan hatte Palmerston schon während des griechischen Aufstandes für die größten Ungeheuer der Welt erklärt, mit denen man sich

nicht einlassen dürfe, während Rußland die Völker befreie. Der Fall der abgeschlagenen Vermittlung, den Geffcken nur kurz berührt, ist aber so interessant und aller Wahrscheinlichkeit nach mit seinen Einzelheiten so wenigen noch in der Erinnerung, daß es sich verlohnt, diese ins Gedächtnis zurückzurufen. Österreich war damals erbötig, bis auf die Etschlinie zurückzugehen, der Lombardei, Parma und Modena die Vereinigung mit Piemont freizustellen und für Venedig eine Secundogenitur mit konstitutioneller Verfassung zu bilden. Piemont hatte sich mit der englischen Vermittlung einverstanden erklärt, Frankreich sie gebilligt. Als aber Österreich in der Lage war, den Frieden zu diktiren, hatte Palmerston den Humor, nun seinerseits die von ihm verworfenen Bedingungen in Vorschlag zu bringen! Seinen Liberalismus bewährte er auch gelegentlich durch unverschämte Äußerungen über regierende Häupter und durch Kokettiren, um nicht zu sagen Fraternisiren mit fremden Revolutionären, z. B. Kossuth und Genossen.

Diesen war er allerdings eine billige Entschädigung schuldig. Als Österreich die Hilfe Rußlands gegen Ungarn angerufen hatte, wandte sich Ungarn mit Berufung auf einen Vertrag von 1711 an England; aber Palmerston hatte plötzlich entdeckt, daß die Erhaltung Österreichs als Großmacht für die politische Unabhängigkeit und Freiheit Europas notwendig sei.

Damit kommen wir auf die — Ungezwungenheit, mit der er sich aus Händeln, die unbequem zu werden drohten, herauszuziehen und Verpflichtungen abzuschütteln verstand. Daß er die Sizilianer wie die Polen im Stiche ließ, für die Dänen keinen Finger rührte, nachdem er sie durch große Worte in ihrer Hartnäckigkeit bestärkt hatte, darüber konnten sich diese eigentlich nicht wundern. Denn derselbe Mann, der den Skandal wegen des spanischen Juden Pacifico durch die Tirade zu rechtfertigen suchte, auch der geringste britische Unterthan müsse überall sich durch die Macht seines Landes geschützt wissen, hatte sich nicht um die im cristinischen Heere dienenden Engländer gekümmert, als sie von den Carlisten nicht als Soldaten anerkannt, sondern wie Banditen behandelt wurden, denn die Regierung habe wohl die Bildung einer englischen Fremdenlegion begünstigt, aber sie nicht selbst gebildet und nach Spanien geschickt, sei daher für deren Schicksal nicht verantwortlich. Daß es auch Gesichtspunkte giebt, unter denen sein Verhalten in der italienischen, der ungarischen, der polnischen und der dänischen Frage erfreulich scheinen kann, soll nicht bestritten werden. Ohne seine Treulosigkeit und weise Vorsicht wäre möglicherweise der italienische Einheitsstaat nicht zu Stande gekommen, dagegen Österreich zersprengt, ein ohnmächtiges Polen und Ungarn würden eine Stellung wie die Donaufürstentümer einnehmen und Schleswig dem dänischen Staat einverleibt sein. Und er wäre wohl der Mann gewesen, auch solche Entschuldigungen für sich anzuführen!

Denn läßt sich eine größere Frivolität denken, als die Anwendung des

stolzen Wortes Civis Romanus sum bei Gelegenheit jenes Don Pacifico aus Gibraltar, für den Palmerston der griechischen Regierung 750 000 Franks abpressen wollte, und um den er England in die Gefahr eines Krieges mit Frankreich brachte, während die Forderung schließlich nur in der Höhe von 3750 Franks begründet erkannt wurde? 20 000 Prozent! Im Vergleich damit war Herr Jecker, der ebenso verdienterweise in die Weltgeschichte gekommen ist, noch bescheiden, da er nur das zehnfache von den sieben Millionen verlangte, die er der mexikanischen Regierung vorgestreckt hatte. Allerdings war das mexikanische Abenteuer einer von den Fehlern, welche den Sturz Louis Napoleons vorbereiteten, die Blamage bei dem griechischen Handel steckte Palmerston nicht nur gelassen ein, sondern erzielte sogar noch einen „oratorischen Triumph"!

Und dieser von Geffcken mit Recht „schmählich" genannte Handel kann als typisch angesehen werden für die Politik Palmerstons. Wie wir hin- und widerblättern, immer treffen wir auf Kurzsichtigkeit, Befangenheit, Leichtfertigkeit, Dreistigkeit, mit großen Worten oder keckem Leugnen beschönigten Rückzug, und als Endergebnis bleibt die Herabdrückung des englischen Ansehens. Wodurch Rußland ihn bezaubert haben mochte, darüber hat man sich stets den Kopf zerbrochen. Nachdem Rußland seit Peter dem Großen ein halbes Dutzend Eroberungskriege gegen die Türkei geführt und die Griechen stets aufgewiegelt, aber im Stiche gelassen hatte, vertraute Palmerston 1828 auf die Uneigennützigkeit eben derselben russischen Politik, glaubte, daß diesmal keine Eroberungen beabsichtigt seien, und fand am Ende das Stück Grusien, das im Frieden von Adrianopel der Pforte abgenommen wurde, nicht der Rede wert. Er ließ es zu, daß der neugeschaffene griechische Staat zur Ohnmacht verurteilt und somit der Oberherrlichkeit Rußlands preisgegeben wurde, nachdem die Griechen kaum die „russischen Präfekten" Capo d'Istrias losgeworden waren. Ebenso widersetzte er sich nach dem Krimkriege der Vereinigung der Moldau und Walachei. Er versagte der Türkei Hilfe gegen Mehemed Ali und nötigte sie dadurch, sich von Rußland retten zu lassen. Er räumte selbst den Stoßballen weg, den ein starkes Persien zwischen Rußland und England in Asien hätte bilden können, und erschütterte durch den verunglückten Zug gegen Afghanistan den Glauben an die Macht seines Landes. Er mußte erleben, daß Narvaez 1848 den englischen Gesandten, der im Verdachte stand, einen progressistischen Putsch in Madrid eingerührt zu haben und dann noch unverlangte Ratschläge seines Ministers zu überbringen hatte, zum sofortigen Verlassen des Landes aufforderte. Er billigte ohne Wissen und gegen den Willen der Königin und seiner Ministerkollegen Louis Napoleons Staatsstreich und schrak später nicht vor dem Plane zurück, eine englische Prinzessin dem Prinzen Napoleon Bonaparte zur Frau zu geben. Er nahm endlich bis zur Verletzung der Neutralität Partei für die Südstaaten der Union, und um die Blamage seiner Politik im Jahre 1864 recht augenfällig zu machen, ließ er in befreundeten

Blättern die preußischen und österreichischen Truppen in Schleswig als halbe Kannibalen schildern.

Welche Nichtachtung er gelegentlich seiner Monarchin zeigte, mit welcher Stirn er dem Parlament unwahre Darstellungen vorlegte oder die Ehrenwerten an der Nase herumführte, wie er, wenn einmal das Gerüst unter ihm zusammengebrochen war, sich immer für ein Opfer des von ihm erfundenen „deutschen Einflusses," der Intriguen der festländischen Reaktion u. drgl. ausgab — das ist wohl noch unvergessen.

Und trotz alledem war und blieb er populär bis an sein Lebensende, als Staatsmann ohne Zweifel in höherm Grade populär als selbst Wellington. Auffallenderweise findet Geffcken diese Popularität verdient, „weil die öffentliche Meinung, die sich um äußere Fragen in ihren Einzelheiten wenig kümmert, Englands Ehre und Machtstellung bei ihm in guten Händen wußte." „Glaubte" wäre der zutreffendere Ausdruck. Es schmeichelte der öffentlichen Meinung, wenn er mit Brutalität gegen andre Staaten auftrat, es schmeichelte ihr, daß unter allen Himmelsstrichen er der Anwalt der Freiheit zu sein vorgab; hatte eine Aktion ein klägliches Ende genommen, so ließ die öffentliche Meinung sich Sand in die Augen streuen, ergötzte sich an tönenden Redewendungen, an Witzen und Bosheiten und übersah den Kern der Sache. Störte doch der Vortreffliche sie niemals in der Ueberzeugung von der eignen Vortrefflichkeit und dem angeborenen Recht eines jeden Engländers, andern Befehle zu erteilen und Grobheiten zu sagen.

Es ist sehr lehrreich, die Grundlagen der Popularität bei verschiedenen Völkern zu untersuchen. Auch in diesen Beziehungen schleppen sich veraltete Lehrmeinungen fort. Noch immer kann man hören, in Frankreich sei die Lächerlichkeit tödlich, und die ministerielle Partei glaubte wirklich, mit der blauen Brille und dem verstellten Hinken sei die Laufbahn Boulangers abgethan! Sie vergaß, daß auch über den abgerichteten Geier Louis Napoleons einmal ganz Frankreich gelacht hatte.

Ein falscher Freiheitsheld des Altertums

Von O. E. Schmidt

(Schluß)

Als die Schreckenskunde von dem Ende Cäsars die blutgewöhnte Hauptstadt durcheilte, regte sich nirgends der Jubel, auf den die Mörder gehofft hatten, Markt und Straßen wurden leer, und über den Gemütern lagerte dumpfe Angst vor kommenden Schrecknissen. Bereits nach dem Leichenbegängnisse Cäsars, bei dem der von Antonius erregte Pöbel die Häuser der Mörder bestürmte, gaben sie ihre öffentliche Wirksamkeit in Rom auf; schon im April treffen wir M. Brutus und C. Cassius, zwei grundverschiedene Naturen, ehemals Nebenbuhler, jetzt durch die Not zu Bundesgenossen gemacht, friedlos und freudlos in den Landstädten südlich von Rom. Hier fanden sie mehr Sympathien als in der Hauptstadt; denn die guten Kleinstädter glaubten an die Echtheit der zur Schau getragenen republikanischen Gesinnung und ängstigten sich vor der Militärdiktatur des Antonius und Lepidus, da sie noch Haus und Hof zu verlieren hatten. Es sammelten sich um sie sogar zahlreiche bewaffnete Anhänger, und zwar in einer Zeit, wo dem Antonius ein bewaffneter Zug der Kleinstädter unter Brutus und Cassius nach Rom noch gefährlich werden konnte. Ungefähr am 10. April hatte er mit ihnen in der Nähe Roms eine Unterredung, in der er sie durch eitle Versprechungen vermochte, ihre Anhänger zu entlassen. Im folgenden Monat warb sich Antonius selbst auf einer Reise durch die unteritalienischen Militärkolonien eine starke Schar cäsarischer Veteranen, an deren Spitze er in Rom einzog und nunmehr dem Senat und dem Adel der Stadt mit keckem Stirn Trotz bot. Zwar protestirten die beiden Prätoren Brutus und Cassius durch Briefe und öffentliche Kundgebungen gegen das ungesetzliche Verfahren des Konsuls, innerlich aber bestärkten sie sich von Tag zu Tag mehr in dem Gedanken, Italien sich selbst zu überlassen und schon vor Ablauf ihrer ohnehin thatenlosen Prätur nach dem Osten zu gehen, auf dessen Verwaltung sie nach Cäsars vom Senate bestätigten, freilich unterdes durch andre Gesetze aufgehobenen Verfügungen ein Anrecht zu haben vorgaben. Noch im Oktober 44 gelangten sie, von dem feilen Pöbel dieser Stadt als „Harmodios und Aristogeiton" gepriesen, nach

Athen, von wo Cassius sich nach Syrien, Brutus sich nach Mazedonien wandte.

Unterdessen hatte sich in der Gesinnung Ciceros, und zwar besonders in seinem Verhältnisse zu M. Brutus, ein bedeutsamer Wandel vollzogen. Während sein Verhältnis zu Brutus vorher kühl gewesen war, entbrannte er durch die Ermordung Cäsars für Brutus von maßloser Bewunderung und begeisterter Freundschaft. Er pries den Brutus und Cassius als seine „Heroen," denen „der Zugang zum Himmel" gebühre. Hatte er vorher begonnen, sich in den Cäsarismus wie in ein unvermeidliches Fatum zu fügen, so lag das nunmehr als abgethan hinter ihm, er erwachte wie aus langem Schlafe, sein ganzes Wesen erschloß sich durch tiefgehende Erschütterungen zu neuem Leben. Nun glaubte er wieder an die Möglichkeit einer gemäßigten Aristokratie, und ihm selbst, dem „Vater des Vaterlandes," winkte die Aufgabe, durch die Macht seiner Rede alle Gutgesinnten zu vereinen, lässigere Naturen durch sein Beispiel mit fortzureißen, Gut und Blut aller anständigen Leute gegen die Gelüste der Militärdespotie zu verteidigen. Cicero trat in die letzte und größte Periode seines Lebens ein. Freilich dem ersten kühnen Traume folgte bald die Ernüchterung. Er sah seinen M. Brutus von der politischen Bühne Roms abtreten wie einen Gladiator, der seine Arbeit gethan hat, nirgends eine Spur staatsmännischer Fähigkeit bei den Mördern. Dem Cicero selbst aber versperrten die Veteranen des Antonius bald den Weg zur Rednerbühne des Marktes wie zur Kurie. Drückender und lähmender, als man Cäsars Tyrannis je empfunden hatte, lastete die rohe Militärherrschaft des Antonius auf dem eingeschüchterten Senate und dem teilnahmlosen Volke. Es kamen Tage, wo er Cäsars Tod fast beklagte und sein mildes Regiment zurückwünschte; denn die blutige That hatte für ihn eben nur Wert, wenn sie die Brücke bildete zur Wiederherstellung der sogenannten bürgerlichen Freiheit; der Gedanke, daß die Leiter der Verschwörung selbst gar nicht auf eine gemäßigte Aristokratie im Sinne Ciceros ausgingen, kam ihm nicht. Er hatte kein Auge für die gähnende Kluft zwischen seinen Zielen und den Zielen des M. Brutus; er warf sich zum Patron der Mörder Cäsars auf, weil er sich nicht denken konnte, daß eine solche That auch um niedrigerer Ziele als um der „Befreiung des Vaterlandes" willen begangen werden könnte. Diese Verblendung wurde sein Verhängnis; indem er die Lebensfähigkeit der aristokratischen Staatsform überschätzte und die schwere soziale Krisis, in der sich damals das ganze Römerreich befand, übersah, bewies er den oft an ihm gerügten Mangel an staatsmännischer Einsicht; aber man darf doch anderseits nicht verkennen, daß der falsche Idealismus Ciceros edeln Regungen einer Seele entsprang, die in der Erinnerung an die große Vergangenheit Roms aufging. Als Cicero im Sommer 44 zwischen Furcht und Hoffnung schwebte und eben eine Reise nach Griechenland unterbrochen hatte, um auf eine seiner Villen zurückzukehren, da war es M. Brutus,

der bei einer Zusammenkunft in Velia den falschen Idealismus und die Eitelkeit Ciceros geschickt benutzte, um ihn zum Kampfe gegen M. Antonius anzustacheln. Cicero baute darauf, daß Brutus und Cassius bald mit Heeresmacht aus dem Osten zurückkehren würden; er übernahm nach den Abmachungen von Velia unterdessen die schwere Arbeit, für M. Brutus die Kastanien aus dem Feuer zu holen.

Ohne sich durch die offenbare Lebensgefahr abschrecken zu lassen, erschien Cicero am 2. September 44 im Senate zu Rom und hielt hier die erste seiner philippischen Reden weniger gegen Antonius, als vielmehr an Antonius, um ihm von der Willkür zur Gesetzlichkeit eine Brücke zu schlagen. Diese Rede, freimütig und maßvoll zugleich, ist ein schönes Zeugnis der innern Festigkeit, über die Cicero doch im Augenblicke der Gefahr verfügte. Er gewann die Mehrheit des Senates für sich, nicht aber, wie er doch vielleicht im Stillen gehofft hatte, irgend welchen Einfluß auf Antonius. Vielmehr schleuderte dieser am 19. September im Senate eine Rede so voll Gift und Galle gegen den unwillkommenen Mahner, dem er sogar die Urheberschaft an Cäsars Ermordung Schuld gab, daß Cicero, das Schlimmste befürchtend, vorläufig die Stadt wieder verließ. Dennoch nahm er durch Ausarbeitung und Verbreitung seiner zweiten Philippica die Fehde auf Tod und Leben auf und gewann, während Antonius sich rüstete, um den D. Brutus aus dem cisalpinischen Gallien zu vertreiben, den jungen C. Julius Cäsar Octavianus, den glücklichen Nebenbuhler des Antonius um die Gunst der cäsarischen Krieger, mit einigen Legionen als Schützer der Aristokratie und des Senates. Nachdem am 1. Januar 43 Hirtius und Pansa, zwei dem Antonius verfeindete Cäsarianer, das Konsulat angetreten hatten, brachte Cicero auch den Senat durch das Feuer seiner Rede zu dem Entschlusse, den D. Brutus, den Antonius in Mutina (Modena) belagerte, mit Waffengewalt zu entsetzen.

Im Winter ruhte jeder Verkehr zwischen Italien und dem Osten. Aber Mitte Februar 43 traf ein Bericht des M. Brutus beim Senate in Rom ein, der das günstigste Bild von den Fortschritten seiner Macht auf der Balkanhalbinsel entrollte. C. Antonius, des Marcus Antonius Bruder, hatte nach einem von Antonius erzwungenen Senatsbeschlusse vom 28. November 44 Mazedonien als prätorische Provinz für 43 erhalten, doch war er trotz der Schnelligkeit, mit der er dem Brutus zuvorzukommen suchte, nur nach Illyrien gelangt. Brutus dagegen hatte nach Wegnahme der großen, von Cäsar für den parthischen Krieg angelegten Waffenlager zu Demetrias in Thessalien, von einem aus Asien zurückkehrenden Quästor mit dem asiatischen Tribut im Betrage von 80 Millionen Mark unterstützt, von den bisherigen Statthaltern von Mazedonien und Illyrien aufgenommen und als Nachfolger anerkannt, ein Heer von ungefähr zehn Legionen zusammengebracht, dem auch die Reiterei nicht fehlte.

Verzweifelnd warf sich C. Antonius nach Apollonia, wo ihn Brutus belagerte. Brutus beherrschte nunmehr Illyrien, Mazedonien, Griechenland und alle Hilfsquellen dieser Länder. Doch erschien es ihm wünschenswert, seine ganz rechtlose Herrschaft zu legitimiren, damit ihm der Senat nicht etwa einen unbequemen Nebenbuhler auf den Hals schicke. Deshalb berichtete er nach Rom und bat um Bestätigung seines Besitzes. Die Antonianer im Senate bekämpften die darauf zielenden Anträge, aber Cicero brachte es durch seine glänzende Beredsamkeit dahin, daß dem Brutus eine Schutzherrschaft über die genannten Länder mit einem prokonsularischen Imperium über die dortigen Legionen verliehen wurde, nebst der Vollmacht, Getreide und Geld nach Bedarf zu requiriren. Außerdem sollte er sich bereit halten, nötigenfalls in den mutinensischen Krieg einzugreifen. Brutus nahm diese ausgedehnten Vollmachten mit Freuden in Empfang; wie wenig er aber daran dachte, dem Senat sich unterzuordnen, geht u. a. daraus hervor, daß er, ein Majestätsverbrechen gegen die römische Republik, auf seine Münzen sein Bild prägen ließ und auf die Rückseite einen Hut, das Symbol der Freiheit, mit zwei gekreuzten Dolchen. Noch vor Mitte März zwang Brutus den C. Antonius zur Kapitulation und nahm ihn gefangen. Jetzt war für Brutus die Möglichkeit gegeben, mit seinem Heere nach Italien überzusetzen, bei der Vernichtung der Antonianer vor Mutina mitzuwirken und zugleich den etwas unbequemen Parteigänger Ciceros und des Senates, den jungen Cäsar Octavianus, zu entwaffnen. Aber seinen Sinn erfüllten im Hinblicke auf das Pfand, das ihm das Schicksal in der Person des C. Antonius gegen M. Antonius in die Hand gegeben hatte, ganz andre Pläne. Er hatte wie für die griechische Beredsamkeit und Philosophie, so für das griechische Leben überhaupt eine stärkere Vorliebe als die meisten seiner Zeit- und Standesgenossen. Während Cicero sich in Griechenland durch die Wucht eines starken Heimwehs niedergedrückt fühlte, muß sich Brutus auf demselben Boden ziemlich wohl gefühlt haben, wenigstens hat er auch später, so oft ihm auch dringende Aufforderungen nach Italien riefen, keinen Versuch gemacht, in die Heimat zurückzukehren. Scheute er vielleicht den Boden, auf dem er Cäsars Blut vergossen hatte? Zahlreiche Griechen fanden sich unter Brutus nächsten Vertrauten. Liebte er es doch schon im Sommer 44, während zu Rom die Antonier herrschten, unthätig auf seiner Villa bei Lanuvium griechischen Träumen nachhängend „am Eurotas zu sitzen.“ Der ruhige Besitz und die ungestörte Ausbeutung seiner Länder, zu denen er noch Asien hinzuzufügen gedachte, hätten ihm vermutlich als Ziel seines Ehrgeizes und seiner Habsucht genügt. Nach dem Westen hat es ihn nie gezogen. Er wollte nur vor einem Angriffe von Westen her sicher sein. Die beste Bürgschaft dafür glaubte Brutus in einem Vertrage mit M. Antonius zu finden. Seinen Schwager Lepidus, der bereits mit Antonius verbündet war, glaubte er ohnehin gewinnen zu können. Außerdem aber konnte

Brutus mittels des gefangenen Bruders auch einen Druck auf M. Antonius auszuüben hoffen. Auf diese Verhältnisse baute Brutus seinen Plan. Möglich ist es auch, daß damals (März und April 43) M. Antonius, wie er in seiner Bedrängnis aufs neue mit dem Senate verhandelte, so auch seine Sendboten insgeheim ins Lager des Brutus abschickte und dessen Wünschen mit der Erklärung entgegenkam, daß er bereit sei, ihm und dem Cassius den Osten zu überlassen, wenn ihm und dem Lepidus der unbestrittene Besitz des Westens mit Italien verbürgt würde.

Jedenfalls war Brutus damals auf dem Wege, an Cicero, den er selbst zum Kampfe mit den Antoniern aufgereizt hatte, den schnödesten Verrat zu begehen und über seinen Kopf hinweg sich mit ihnen zu vertragen. Man würde diese meine Annahme in das Gebiet unglaublicher Fabeln verweisen müssen, wenn ihre Richtigkeit und Wirklichkeit nicht aktenmäßig bezeugt wäre durch einen allerdings bisher nicht gehörig beachteten Brief Ciceros an Brutus (II, 5), der uns einen tiefen Einblick in diese sonst dunkeln Verhandlungen und Pläne thun läßt, wie wenn die Koulissen sich für einen Augenblick aus einander schöben und der Hintergrund in grellster Beleuchtung sichtbar würde. Wir entnehmen daraus folgendes.

Am 13. April erschien in Rom der ehemalige Cäsarianer Q. Pilius Celer als Bevollmächtigter des Brutus und überbrachte, ohne Cicero vorher irgendwie davon zu benachrichtigen, zwei Briefe, einen von Brutus und einen von seinem Gefangenen C. Antonius. Der vorsitzende Prätor verlas sie im Senate. Schon die Überschrift: Antonius proconsul erregte bei den Senatoren peinliches Erstaunen, denn indem Brutus sie zugelassen, hatte er die von C. Antonius beanspruchte, aber vom Senate für nichtig erklärte Stellung als eine zu Recht bestehende anerkannt. Der Brief des Antonius selbst enthielt offenbar ähnliche Aufforderungen zu einem Ausgleiche mit M. Antonius, wie sie Plancus und Lepidus am 20. März vergeblich an den Senat hatten gelangen lassen. Und Brutus hatte sie in seinem beigefügten Schreiben gebilligt und empfohlen. Am folgenden Tage war die Sache das Stadtgespräch, und Pilius Celer trat mit positiveren Vorschlägen heraus; dagegen erhob sich eine stürmische Opposition Ciceros und seiner Parteigenossen. Schließlich aber war die Verlegenheit der Republikaner so groß, daß einer von ihnen, Labeo, im Einverständnis mit Cicero zu dem äußersten Mittel griff, den Brief des Brutus und die dem Celer erteilte Vollmacht für gefälscht zu erklären. Die Mehrheit des Senates trat dieser Erklärung bei, der Angriff der vereinigten Parteien des Antonius und des Brutus war abgeschlagen. Noch einmal war dem M. Brutus durch die eigenmächtige Entschlossenheit Ciceros das äußerliche Verbleiben bei derjenigen Partei ermöglicht, deren Schlagwörter er mit derselben Verlogenheit im Munde führte, wie sein edler Schwager Lepidus. Cicero übernahm die schwierige Aufgabe, ihn von der Notwendigkeit des Vorgehens der Republikaner brieflich zu überzeugen.

Brutus war, da die Stellung des M. Antonius bei Mutina bald darauf zusammenbrach, klug genug, von seinen Friedensvorschlägen nichts mehr verlauten zu lassen. Noch verzweifelte Cicero nicht an der Treue des Brutus; er redete sich ein, daß nicht die Absicht des Brutus schlecht gewesen sei, sondern daß er sich nur in den Mitteln vergriffen habe. Immerhin beginnen sich seitdem die Beziehungen zwischen Brutus und Cicero zu lockern. Brutus hüllte sich zunächst in ein grollendes Schweigen, aus dem er erst gegen Mitte Mai auf die Nachricht von der gänzlichen Niederlage und Flucht des Antonius bei Mutina wieder hervortrat. Doch lenkte sein Brief alsbald von dem kühlen Ausdrucke der Siegesfreude zurück zu der Streitfrage in Betreff des C. Antonius und warf dann dem Cicero sein Verhältnis zu Oktavian, das er doch bis dahin geduldet hatte, als einen schweren Fehler, ja als ein Verbrechen gegen die Republik vor. Cicero war darauf nicht im mindesten gefaßt, weil Brutus so gut wie er selbst wissen mußte, daß es ohne Oktavians Schutz kaum noch eine Republik gebe. Cicero hatte sogar daran gedacht, nach dem Tode des bei Mutina gefallenen Konsuls den Oktavian für seine Dienste durch die Wahl zum Consul suffectus für den Rest des Jahres 43 zu belohnen. Er hoffte, den jungen Mann, der sich ihm bisher durchaus willfährig gezeigt hatte, so am leichtesten unter seinem Einfluße erhalten zu können. Dagegen wandte sich Brutus mit solcher Entschiedenheit, daß Cicero sofort von seinem Vorhaben zurück kam und sich in der Folge auf jede Weise bemühte, den Oktavian von seiner Bewerbung um das Konsulat abzubringen. Er bewies sich also dem Brutus gegenüber auch in dieser schwierigen Lage durchaus als einen ehrlichen Bundesgenossen. Oktavian freilich gehorchte der Mahnung des greisen Redners nicht mehr; ihn trieb die eigne Kraft und das Vermächtnis seines großen Adoptivvaters unaufhaltsam vorwärts. Am 13. Juli forderten 400 Centurionen und Soldaten seines Heeres von dem fast wehrlosen Senate das Konsulat für ihren Kriegsherrn. Dazu kam noch eine andre Not. M. Antonius war bald nach der Schlacht bei Mutina wie ein Phönix aus der Asche zu neuer Macht emporgestiegen und hatte am 29. Mai sein Heer im Narbonensischen Gallien mit dem des Lepidus vereint. Und schon spannen sich zwischen den vereinigten Lagern des Antonius und Lepidus einerseits und dem Lager des Oktavian die Fäden, die nachher zum Abschlusse des Triumvirates führten.

Der Senat war nicht blind gegen die aufsteigenden Ungewitter. Seit Mitte Mai bereits waren an Brutus Anforderungen des Senats und später auch private Bitten Ciceros ergangen, mit seinem Heere nach Italien zu kommen; seit Anfang Juni waren diese Hilferufe immer dringender geworden; er war durch Cicero und seine Agenten in Rom vollkommen von der dort herrschenden Lage in Kenntnis gesetzt. Er konnte bequem noch im Juni sein Herr an der adriatischen Küste zusammengezogen haben; der Überfahrt nach Italien stand keine Flotte, kein Feind, kein Hindernis durch die Jahreszeit

entgegen; Mitte Juli konnte er vor Rom stehen. Lepidus und Antonius waren damals noch lange nicht mit Oktavian im Reinen, und überdies stand ihnen in Gallien das Senatsheer des D. Brutus und Plancus entgegen. Den Streitkräften Oktavians aber war das Heer des Brutus weit überlegen. Aber Brutus bemühte sich wohl, das Vermögen seines vom Senate geächteten Schwagers Lepidus durch Ciceros Vermittlung der Familie zu erhalten, aber für die Rettung Ciceros und des Senats, für die Rettung der Republik rührte er keinen Finger. Dieses Verhalten kann ich, nach allem was vorhergegangen war, nur als Verrat an der Sache, der er zu dienen vorgab, bezeichnen.

Während sich in Italien die entsetzlichen Proskriptionen vorbereiteten, führte er mit thrakischen Völkern Krieg, um Beute zu machen. Dann fiel er über Asien her wie ein Räuber; sogar die notwendigen Kriegsvorbereitungen gegen die Triumvirn wurden aus Habsucht vernachlässigt, weil Brutus erst noch Lycien, Cassius Rhodus plündern wollte, ehe sie das adriatische Meer in ihre Gewalt brachten. Die Bewohner von Xanthos brannten lieber ihre Stadt an und gaben sich lieber mit Weib und Kind den Tod, als daß sie in Hände des Brutus fallen wollten. Wenn Brutus beim Anblicke des brennenden Xanthos Thränen vergoß, so erinnert das an das hohle schauspielerische Pathos, womit er bei seinem Tode die Verse eines Tragikers gesprochen haben soll: „Elende Tugend, du bist nur ein Wort; ich habe dich verehrt, als wärest du mehr; du fröhnest dem Glück.“*)

Es war ein Heil für die römische Welt, daß Brutus und Cassius, der ihn an Treulosigkeit und Habsucht noch übertraf, bei Philippi nicht gesiegt haben. Um das Römerreich neu zu ordnen, die Heilung der sozialen Schäden einzuleiten, bedurfte es nicht der plumpen Hände dieser philosophischen Räuber, sondern der feinen und besonnenen Steuermannskunst eines Augustus. In einem Punkte freilich gleicht Brutus dem Augustus und seinem großen Adoptivvater: auch Brutus war ein Vertreter des Cäsarismus, sofern er eine ungesetzmäßige Gewalt auf das Militär stützte. Nur waren seine Ziele kleinlicher und roher als die Cäsars. Es fehlte ihm außer andern großen persönlichen Eigenschaften erstens der umfassende Herrschaftsgedanke Cäsars, insofern er gewillt war, nicht nur mit Cassius, sondern auch mit Antonius und Lepidus zu teilen und insofern er nicht einen innerlichen Ausgleich des griechischen mit dem römischen Elemente anstrebte, sondern, aus dem vaterländischen Boden entwurzelt, einseitig dem Griechentume zugethan war. Zweitens fehlte ihm die milde und maßvolle Form der Tyrannis, welche die Blüte des beherrschten Landes, die Wohlfahrt der Unterthanen anstrebt. Drittens fehlte ihm Kraft

*) Bezeichnend für die republikanische Überlieferung ist, daß Volumnius, um den sittlichen Bankerott seines Helden, der in den genannten Versen bezeugt ist, nicht einzugestehen, angab, er habe die betreffenden Verse vergessen.

und Geschick, sein Heer dauernd an sich zu fesseln. Zweimal zwang ihn das Heer, eigentlich wider seinen Willen, zur Schlacht, und die verarmten Bauern und verbrannten oder geplünderten Städte, die seinen Weg bezeichneten, kommen natürlich zum Teil auch auf die Rechnung der Zügellosigkeit seiner Soldaten. Zuletzt war er kaum etwas andres als ein großer Bandenführer.

So gleicht M. Brutus alles in allem mehr einem jener italienischen Cäsaren des fünfzehnten Jahrhunderts, wie z. B. einem Giangalcazzo Visconti, in denen sich auch eine gewisse klassische Bildung mit maßloser Selbstsucht, Habsucht und Treulosigkeit paarte. Man könnte ihn auch vergleichen mit jenem Ostgotenkönige Theodahad, dem feigen Mörder der Amalasunta, in dessen Brust neben geistvollen Gedanken und Kenntnissen der Weisheit Platons ein völlig unköniglicher Sinn und die schnödeste Habsucht und Untreue wohnten. Keinesfalls war Brutus ein Republikaner; als solcher lebt er nur in den Sagen und Dichtungen der republikanischen Legende, die einen dichten Lügenschleier um diesen Sprossen des alten Königsfeindes und des Servilius Ahala, um den Tochtermann des Cato von Utica, um „den Befreier Roms vom Cäsarismus" herumgewoben hat. Die vornehmen Römer, die noch unter Trajan die Büste des Brutus in ihren Villen verehrten, ein Michel Angelo, der diese Büste zu neuem Leben rief, sie meinten dem Genius der Republik zu opfern, aber sie vergriffen sich in der Wahl ihres Heroen. Nicht bei Philippi ist der Sterbetag der römischen Republik gewesen, sie war schon vorher gestorben. Als letzter Vertreter einer starr aristokratischen Republik muß Cato von Utica gelten, als letzter bedeutender Vertreter einer gemäßigten Aristokratie, einer Republik der „anständigen Leute und humaner Verwaltung" Cicero. Als er am 7. Dezember 43 am grünen Strande von Gaeta sein greises Haupt aus der Sänfte herausstreckte, um den Todesstreich zu empfangen, flackerte das Flämmlein einer idealen republikanischen Gesinnung zum letztenmale auf und erlosch.

Wunderbar waren die Schicksale der Leiche des Brutus. Wenn Antonius sie mit seinem Purpurmantel bedeckte und ehrlich verbrennen ließ, so war das nicht ein Tribut persönlicher Achtung, sondern eine Rücksicht auf das Heer des Toten, das tapfer gestritten hatte. Die Mutter des Brutus, Servilia, die an seinen Plänen und Entschließungen immer hervorragend beteiligt gewesen war, erhielt die Asche seines Körpers zurück. Das Haupt hatte man vor der Verbrennung vom Rumpfe getrennt. Es sollte als Totenopfer neben Cäsars Statue in Rom niedergelegt werden. Aber bei der stürmischen Überfahrt raffte es eine Welle aus dem Schiffe, und so versank dieses unheilvolle Hirn in die geheimnisvolle Tiefe des Meeres.

Moderne Kreuzfahrer

Moderne Kreuzfahrer — das klingt etwas lästerlich und birgt einen komischen Gegensatz. Aber es enthält doch auch ernste Bezüge. Wer hätte es im vorigen Jahrhundert geweissagt, daß es in seinem Folgezeitalter noch Menschen geben würde — nicht „bigotten Pöbel,“ der große Anstoß für die damaligen Allerweltsaufklärer, sondern wirkliche „Menschen,“ die „auf Akademien gewesen“ waren und „Berlinische Zeitungen“ lasen — Menschen, die wieder statt nach dem Westen nach dem Osten pilgern würden, statt nach dem Lande der Freiheit nach der Heimat des Glaubens, statt nach dem unermeßlichen Eldorado der Zukunftsmenschheit jenseits des Ozeans nach der engen Menschheitswiege hinter dem einstmaligen „Völkermeere“! Man hätte damals in die „kritische Urteilskraft“ eines solchen Propheten begründetes Mißtrauen gesetzt. Das gilt von der Anziehungskraft des Ostens im Allgemeinen, die in unsrer Zeit wieder ein solches Übergewicht erlangt hat, daß das Wort vom „Zug nach dem Westen“ im Munde der Zeitungsdichter und ihres Publikums gerade jetzt wie ein Hohn auf die Thatsächlichkeit erscheint. Es gilt im Allgemeinen, d. h. nicht bloß im religiösen Sinne, an dem wir oben anknüpfen. Die große Welle schlägt wieder zurück und, merkwürdig, wiederum wie in den Zeiten der großen Imperien, des griechisch-römischen und des römisch-deutschen, ist gerade im Zeitalter des neuen deutschen Reiches der Osten der Schwerpunkt des Ausdehnungsbedürfnisses, des Thätigkeitstriebes der gesamten Kulturmacht. Und eigentümlich ist es dabei jedenfalls, daß bei dieser Ostbewegung der Kultur alsbald wieder das ganz unmaterielle, rein geistige oder besser sittliche Element eine große Rolle zu spielen beginnt, die humane, rechtliche oder staatliche Idee, die in den Alexanderzügen und den römischen Parteikriegen ihren Ausdruck fand, dann als christliches Ideal gegenüber dem Islam in den Kreuzzügen wieder auflebte und heute, nicht gar so verschieden, als Bollwerk gegen wüstes Nomadentum und menschheitschändende Sklaverei sich energisch und, im Besitze der modernen Hilfsmittel hoffentlich erfolgreicher, gegen Osten vorschiebt. Man kann diesen Zug zusammenfassend ganz wohl einen religiösen nennen. Wie grell hebt sich der Gold- und Besitzhunger der großen Westbewegung nach der Entdeckung Amerikas von dem entsagungsvollen und aufopferungsreichen Charakter aller Orientexpeditionen

ab! Wie seltsam vergleichen sich die satanischen Mord- und Zerstörungsfeste der katholischen Unterthanen König Philipps in der neuen Welt mit der Kreuzfahrt Peters von Amiens oder heute z. B. mit dem Sklavereiaufrufe des Kardinals Lavigerie!

Dies ist der große, weltgeschichtliche Hintergrund für das neuerwachte allgemeine Interesse für den Orient. Man bilde sich nicht ein, daß es von heute und gestern stamme, über Nacht erweckt, durch einen Zeitungsartikel beim Frühkaffee und künstlich erhalten durch Aufrufe und Versammlungen. So etwas bereitet sich von langer Hand vor und kündigt sich in allerlei Zügen und charakteristischen Einzelheiten an, die gerade das Leben des Tages an die Oberfläche fördert. Ein sehr bedeutsames Merkmal scheint uns hier, so äußerlich es manchem vorkommen mag, jene moderne Kreuzfahrtbewegung, die sich ganz privater Kreise schon seit geraumer Zeit bemächtigt hat und unter den Zeichen des Tages natürlich nur zunehmen kann, die Orientreise des gebildeten Westländers, Deutschen, Engländers und — seltsam — ganz besonders Amerikaners. Die Franzosen scheinen sich weniger daran zu beteiligen, obgleich im Anfang des Jahrhunderts gerade französische Werke, Chateaubriands Génie du christianisme, Volneys Ruines, einen zweifellos starken ersten Anstoß zu den heutigen Pilgerfahrten nach den heiligen Stätten und den Ruinen der alten Weltreiche gegeben haben. Man darf die Pietät, das heilige Interesse daran nicht über-, aber man darf es auch nicht unterschätzen. So etwas wird ja immer leicht Sport, Mode, ja noch schlimmer Philisterei, wie es so ganz nackt und blos die unumgängliche „italienische Reise" ganz besonders der grünen und silbernen Ehepaare, die sichs leisten können, bei uns geworden ist. Aber obwohl Madame Buchholz allerneuestens auch nach dem Orient ihr Stricknetz ausgeworfen hat, so ist doch vor der Eröffnung von Wüsteneisenbahnen mit Schlafkupees und Rundreisebillets nicht zu befürchten, daß sie allzuviel Familienkarawanen zur Nachfolge anregen wird. Zwar haben die „Stangen" beider Weltteile auch den Orient in den Bereich ihrer die Sache der Menschheit fördernden „Expeditionen" gezogen. Mit wie überraschendem Erfolge, mögen die Innocents abroad des amerikanischen Humoristen (Marc Twain) denen, die sie und den Orient noch nicht kennen, zu Gemüte führen. Findet man bei diesen harmlosen Seelen eine ganz unamerikanische bocksteifige Ungläubigkeit, wenn auch nicht gegen die geweihten Stätten, so doch gegen die Erklärungen ihrer Führer, so ist das nur ein Beweis, was man der Gläubigkeit dieses besondern Reisepublikums zuzumuten wagt. Der amerikanische und der englische Reverend ist eben meist ein zu dankbarer Orientreisender. Macht ein Deutscher die Reise, so braucht er kein Pastor zu sein, um neben gelehrtem Rüstzeug ein gut Teil historischer und antiquarischer Kritik, zugleich aber gegenwärtig ein ganz besondres ethnologisches und politisches Interesse mit zu führen. Hat er nun zugleich, wie ein rechter deutscher Reisender Humor, so zeigt er eine

noch drolligere und dabei auf die lustigste Art unterrichtende Spielart jener Marc-Twainschen Orientreisenden, nämlich den Mann, der sich nicht imponiren läßt. Das ist denn nun wirklich der moderne Kreuzfahrer, wie er lebendig das Verhältnis unsrer Zeit zu dem alten Märchenlande im Osten und seinem heiligen Mittelpunkt veranschaulicht: die Pietät im Herzen, aber den hellen Blick und die klare, nüchterne Urteilskraft im Kopfe. Ein solcher Mann darf sich billig einen „Hadschi" nennen.

Hadschi oder richtig Hadschdschi bedeutet einen Kreuzfahrer, wenigstens für uns. Denn arabisch bedeutet es im allgemeinen einen Pilger der zu seinem obersten Heiligtume gewallt ist, den Muhamedaner, der in Mekka, den Christen oder Juden, der in Jerusalem, und — in den tiefblickenden Augen der Araber giebt es noch eine Gemeinschaft, die unfehlbar zur Seligkeit befördert — Söhne von Ärzten (!), die in Kos gewesen sind. In Kos befand sich nämlich im Altertum ein Heiligtum des Äskulap, dessen Ruf sich bei den orientalischen Ärzten noch wenigstens in Bezug auf ihre Söhne erhalten hat, die allerdings vor andern Sterblichen des Schutzes des Äskulap bedürftig sein mögen.

Der Hadschi, von dem wir hier reden, gehört hoffentlich nicht zu der letztgenannten Art. Er scheint von einer sehr guten Gesundheit und des Schutzes des Äskulap wenig bedürftig. Trotz aller medizinischen Warnungen vor Orientreisen im allgemeinen hat er denn auch anstandslos im Jahre 1885 eine ausgedehnte Palästinafahrt durchgemacht und sich auf ihr den Hadschititel rite erworben. Die Ergebnisse seiner Studien, sozusagen die Hadschidissertation liegt nun vor in einem liebenswürdigen kleinem Buche*), dessen „morgenländischer Weisheit" wir hier im wesentlichen folgen. Unser Hadschi ist, wie gesagt, nicht so unschuldig im Unglauben wie die unschuldigen Reisenden des Mark Twain. Als deutscher Völkerpsychologe philosophirt er alsbald über die Märchen- und Legendensucht des Orients, die sich an alles heftet, Auffälliges und Unauffälliges, was in irgend welche Beziehung zu berühmten Begebenheiten gesetzt werden kann, an jeden Stein, jeden Felseindruck, jeden Trümmerhaufen. Er bemerkt, wie wenig genau es der Orientale mit der offenkundigsten Thatsächlichkeit nimmt, wenn es nur gilt, einen Eindruck zu erzielen, auf abendländisch, wie elegant er lügen kann. Der Araber zeigt einen Haufen Säulen und sagt salbungsvoll: Siehe, o Fremdling, zum Zeichen dessen hat der Prophet hier 3000 Säulen hingesetzt. Der „Fremdling" sieht, daß es zwölf Säulenreihen zu fünf Säulen sind, aber er sieht zugleich, daß in diesem Falle für die Phantasie des Gläubigen 12 mal 5 eben 3000 ist. Er bildet sich alsbald sein System über die Lügenkunst des Orients, und die Art, wie er es an der Hand der Vorkommnisse einfach bestätigt, ist entschieden noch drolliger als die stereotype Beweisforderung der erwähnten Amerikaner. Er ist auf der „geraden Straße" von Damaskus, der

*) Erfahrungen eines Hadschi. Von E. Budde. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1888.

Zeugin jener gewaltigen Begebenheit in der Apostelgeschichte. „Wenn Mark Twain sagt, sie sei gerader als ein Korkzieher, aber nicht so gerade wie ein Regenbogen, so hat er einem guten Witz zu liebe die Genauigkeit ein wenig hintangesetzt; sie ist thatsächlich ziemlich gerade.“ Der Platz, wo der Apostel sich bekehrte, wurde ihm auf dem Wege nach Palmyra gezeigt. Die philosophischste Auffassung der Sache fand er bei einem dortigen Dragoman. „Ihm trug ein Amerikaner das Verlangen vor, an die Stelle geführt zu werden, wo Saulus die Erscheinung hatte. Unser Dragoman überlegte klug: der Mann wird um so mehr bezahlen, je weiter ich ihn hinausschleppe, und beschloß, ihn einige Stunden weit auf den Weg nach Jerusalem zu führen. Gedacht, gethan; nach etwa zwei Stunden aber schien ihm die Sonne doch zu heiß auf den Kopf, er ward des Rittes müde, hielt sein Pferd mitten im freien Felde an und sprach: Hier ist die Stelle. Der Amerikaner ritt zunächst herzu und gab dem Dragoman eine Ohrfeige, weil er nicht vor dem geheiligten Platz den Hut abgenommen hatte, stieg dann ab, küßte den Boden und ritt wieder zurück in den Gasthof. Nachher stand auf der Rechnung: Ritt zur Stelle der Bekehrung zehn Franken, Eine Ohrfeige zwei Franken, und damit war die Sache erledigt.“

Das Treiben der wackern Muselmannen hat Budde in solchen kleinen Schnurren zu den ergötzlichsten Charakterstudien zusammengefaßt, die trotz ihres komischen Gepräges doch gerade im Innersten treffend sind. Er berichtet die „Geschichte von zwei Heiligen“ nach der Erzählung eines neugewonnenen Freundes, des Scheichs eines türkischen Derwischklosters. Beide Heilige, deren Grabkapellen, im Besitze eines Derwischs und seines Schülers, im weiten Geruche der Wunderkraft stehen, und, von Unzähligen aufgesucht, für beide ein ansehnliches Kapital darstellen, werden in vertrauter Stunde von den beiden Wissenden gegenseitig als — Esel erkannt. Der Heilige des Schülers ist der Sohn des Grautieres seines Meisters, mit dem er einst auszog, um sein Glück zu machen, das es ihm durch sein vorzeitiges Ende wirklich eingebracht hat. In Damaskus wundert sich unser Hadschi über die lebhafte Bauthätigkeit an den Moscheen. Auf seine Erkundigung wird ihm die Antwort: Junge Leute, die nachweisen, daß sie eine gewisse Zeit lang an einer Moschee gebaut haben, sind nach dem heiligen Gesetz vom Militärdienst befreit. Hinc illae lacrimae! Stumpfe Unthätigkeit gegenüber allem Verbesserungsbedürftigen ist ja im Gegenteil Grundzug des Islamiten. Er läßt seine Wohnung ruhig unter dem dräuenden Überhang von Festungsmauern stehen, von denen eine nur auf ein kleines, ganz kleines Erdbeben wartet, um ein Dutzend Häuser in Kuchenform zu quetschen. Kismet, — das Schicksal will es, sagt der Araber. Der Schmutz ist sein Element. In der Nähe von Tabarîje (Tiberias) liegt ein bei den Eingebornen berühmtes heißes Bad, zu dem Bädeker die richtige und tröstliche Bemerkung macht: Der Dunst, der dem heißen Wasser entsteigt, hindert

den Besucher, in den Badegemächern die Unsauberkeit zu erkennen. Die Araber behaupten, in Tiberias residire der König — der Flöhe, eine anmutige Tierfabel, deren Berechtigung sich jedem Besucher „einprägt.“ Dem leiblichen Zustande entspricht der geistige. Was ist von der einstigen Blüthe der arabischen Gelehrsamkeit geblieben! Es bestehen noch fünf wissenschaftliche Schulen, von denen man früher gegen hundert zählte. Dabei gleichwohl der fanatische Hochmut des Islamiten gegen Andersgläubige, der sich z. B. darin äußert, daß es verboten ist, den Koran an sie zu verkaufen. Er ist zu hoch für sie, sie sind seiner nicht würdig. Was in jenen Schulen gelehrt wird, ist bekannt: Altarabisch, Koranauslegung, juristische Auslegung des heiligen Gesetzes, dazu die faule Logik und Philosophie, der ihr Ergebnis, die Weltanschauung des Korans, von vornherein vorgeschrieben ist. Und dabei „sitzen diese Menschen, deren ganze Weisheit, sämtliche Ulemas mit einbegriffen, ein europäischer Student auf einen Schluck nimmt, und dünken sich so hoch erhaben über den Abendländer, daß sie ihn keiner Antwort würdigen.“ Die allgemeine Versunkenheit wird (nach einem deutschen Sozialphilosophen nicht zufällig!) äußerlich versinnbildlicht durch den Zustand der Wege. Ein Hadschi kann unsre Bewunderung herausfordern durch die Vielgestaltigkeit und innere Wahrheit seiner mehr oder minder unpoetischen Anklagen orientalischer Wege. Die Sache hat in jenen Bergländern, die die einzelnen Länder, Syrien, Palästina, trennen, ihre sehr ernste Seite, sodaß sogar einem Hadschi der Humor dabei ausgehen kann. Ohne die vorzüglichen Pferdegeschlechter, die der Kampf ums Fortkommen auf diesen Wegen im Laufe der Zeit herangebildet haben muß, und die noch stehen, wenn nur noch der Rand des Hufes den Felsen faßt, wären diese Reisen überhaupt unmöglich. Das ist es vornehmlich, was Damen von ihnen ausschließt, wenn es auch immer von neuem mutige Evastöchter wagen, an den Abhängen des Libanon oder auf dem Wege von Jerusalem bis Nablus (dem alten Sichem) einen Fall zu versuchen. Weniger schlimm scheint es mit dem Räubergesindel bestellt, das die Großmut der türkischen Verwaltung hier unterhält. Meist sind es reine Räuberattrapen, die die Verachtung jedes Romantikers herausfordern, da sie eigentlich nur angreifen, um bei der geringsten Tracht Prügel, die ihnen blühen könnte, wieder davonzu laufen. Übrigens sind es im Einzelverkehr manierliche Leute nach dem Exemplar zu urteilen, das uns der Hadschi in seinem Freunde, dem „berühmten Räuber Abu Schnappsack ibn Bluthund“ vorstellt. Gleichwohl wird dies vorgebliche Räuberwesen von den Beduinen der Grenzen zu einem sehr einträglichen Schutzzoll ausgenutzt, der anscheinend das einzige ist, wovor man sich schützen müßte, ohne daß das Imperium des Mutessarifs von Jerusalem sie im geringsten in ihrer eigenmächtigen Politik störte. Äusterste Harmlosigkeit im Guten wie im Schlimmen kennzeichnet überhaupt das Leben und den Verkehr der Araber und ihrer Wüstenbrüder, der Beduinen. Budde entwirft eine

ebenso lustige als sicherlich im Wesentlichen getreue Charakteristik des urväterlichen Wesens und der festen, unverrückbaren Lebensformen des Ostens in einem Impromptu „Arabische Sprachstunde," das eben darauf hinausläuft, daß jeder Reisende ohne alle Sprachkenntnis durch die weitgehendste Benutzung der Natursprache sich vollkommen verständigen kann oder nötigenfalls verständigt wird. Die Gastfreundschaft der Beduinen ist keine Fabel, ebensowenig die edle Zucht ihrer Pferde (wenn auch ihre Reitkunst und ihr persönlicher Mut sich in ihren Grenzen zu halten gut thut), ihr poetisches und patriarchalisch dauerndes Kriegerleben, auf das die Gräber ihrer Vorfahren, großer Scheichs und tapfrer Helden, herabsehen. „Und das ist noch ein Stück echter und gerechter Wüstenpoesie, diese Heldengräber auf den verlassnen Gipfeln und die todtüberdauernde Liebe zum Stamm, die aus ihnen herausschaut. Es fällt von ihrem Glanz ein Schimmer auf das ganze Beduinenleben. Ja, mögen sie Ungeziefer haben, sie merken es ja nicht; mögen sie frieren im Winter und dursten im Sommer, sie kennen es ja nicht anders; mögen sie zu Hunderten vor fünfzig türkisch-kurdischen Reitern davonlaufen, sie sind ja gewohnt, den Mut und den Ruhm nur an andern zu messen, die dessen noch weniger haben; in ihrem Sinne bleibt es doch ein königlich schönes Leben, wild und spannend, begrenzt nur durch den Rand der Wildnis, aber innerhalb der Wildnis so frei wie diese. Ich begreife es vollständig, daß sie sich mit allen Kräften sträuben, wenn die Städtebewohner versuchen, sie unter das Joch der ehrbaren, steuerzahlenden, predigthörenden Seßhaftigkeit zu zwingen; wer den Reiz dieses Nomadenlebens gekostet hat, der kann nicht von ihm lassen, und ich glaube, wenn einmal die europäische Kultur auch diese Landstriche in ihren Bereich zieht, dann werden die letzten Beduinen es machen wie ihre Vettern, die roten Indianer, sich wehrend untergehen oder am Heimweh sterben — am Heimweh nach der Freiheit und nach dem sonnenbeglänzten, weitschauenden Grab in der Wüste."

Äußerlich im schärfsten Gegensatz und doch innerlich in tiefer Beziehung dazu steht eine andre charakteristische Erscheinung in der orientalischen Welt, die für uns die Brücke schlägt zu den abendländischen Elementen in ihr: die orientalischen Juden und in enger Verbindung die europäischen Pilger dieses Volkes an den heiligen Städten. Beide Teile in großer Zahl und in noch größerer Armut und gänzlichem Elend. Trotz aller Unterstützung durch die europäischen Glaubensgenossen scheint dieser Jammer eher zu- als abzunehmen. Es muß eben diesen Leuten nicht zu helfen sein. Denn was in Palästina und Jerusalem von Juden vorhanden ist, das ist da, „um dort zu sterben." „Es ist ein merkwürdiger Anblick; die zähe Liebe des Volkes, die heute noch die kalten steinernen Zeugen ehemaliger Größe und jetzigen Elends mit Thränen und Küssen bedeckt, entbehrt einer gewissen Würde nicht; diese Mauer (die Klagemauer in Jerusalem) ist der echte Mittelpunkt der Gemeinde Israel, und das Lied, welches hier aufklingt, ist der Kitt, der jene zusammen-

hält. Aber in der rein materiellen Auffassung des Messias, der nichts andres zu thun haben soll, als die Juden wieder zu Besitzern in Palästina zu machen, da spricht sich der Realismus und die nationale Beschränktheit so derb aus, daß die Feier trotz des großen historischen Zuges, den sie enthält, den Zuschauer nicht sympathisch berühren kann; er kann ihre Trauer verstehen, aber ihre Hoffnungen nur an Rothschild verweisen." Daß das heilige Land auf Schritt und Tritt Vergleiche dieser Art anregt, ist natürlich. Jeder Ortsname ruft hier die Erinnerung wach an die Besitzergreifung des gelobten Landes, den „furchtbarsten Eroberungskrieg, von dem die Geschichte" berichtet, an die gewaltigen Thaten der alten Helden, die hier als Richter und Könige gewaltet, gekämpft und gesiegt haben, und von denen uns das heilige Buch in erschütternder Einfachheit berichtet. „Seltsamer Gegensatz zwischen einst und jetzt! Dort die blutige, harte Heldenschaft eines erobernden Volkes, hier das gedrückte Duldertum einer lange mißhandelten Rasse; dort der alte Geschichtsschreiber, der das größte Trauerspiel mit zwei markigen Worten erzählt, ohne eine Silbe von Gefühlskommentar, hier der Sohn desselben Stammes, der seinen modernen Weltschmerz in den zartesten Versen besingt und allen voran den Kultus des Liebeskummers treibt; dort das Schwert und der Pflug, hier der Kurszettel. — Wenn der alte Josua einmal wieder auferstünde, was der wohl zu seinen Erben sagen würde!"

Leider bietet auch die Vertretung des vornehmlich christlichen Elementes im Morgenlande nicht das erhebendste Bild. In Syrien, Damaskus giebt es abendländische Kaufleute, offenbar von ziemlichem Wohlstand, die ihre Kultur und Bildung schon so entschieden durchgesetzt haben, daß es „Ton" unter den mohammedanischen Eingebornen geworden ist, in den europäischen Kreisen gelitten zu werden und dabei den Muselmann zu verleugnen. Das letztere nun ist schwer, um so mehr, da die Sitte des Handschuhtragens dort noch nicht herrschend geworden zu sein scheint und eine gewisse blaue Tätowirung auf der Hand nach unserm Bericht dem kundigen Beobachter alsbald den Sachverhalt verrät und den armen Europasüchtigen in arge Verlegenheit versetzt. Auch in Jerusalem giebt es ein besondres europäisches Viertel, wenn auch dort von europäischer Geselligkeit nicht viel die Rede ist und begreiflicher Weise sein kann. Ob freilich dort alles so auf den Grabeston gestimmt ist, wie er uns hier geschildert wird, können wir nicht entscheiden, da Berichte grade über diese Seite des Lebens im heiligen Lande nicht allzuhäufig sind. Wenn man wirklich im deutschen Kasino dort nur mit „halbflüsternder Grabesstimme" reden darf, und das Schachspiel als zu weltliche Unterhaltung verboten ist, so geht das ohne Frage zu weit. Wenn aber der russische Konsul dort Bälle abhalten will, so fragen wir doch, ohne Zeloten zu sein, ob dazu gerade der Boden von Golgatha der passende Ort sei, und finden es ganz am Platze, wenn das „Zetergeschrei der Pietisten" die tanzlustige „Welt von Jerusalem" daran erinnerte, daß auch

die Weltflucht ihre Stätten auf dieser sonst ja so toleranten Welt beanspruchen darf. Es macht ja so schon einen traurigen Eindruck, gerade an diesem Orte der Welt so ziemlich den geraden Gegensatz des evangelischen Geistes vertreten zu sehen. Die griechischen Orthodoxen und die römischen Katholiken („Lateiner") benutzen die Grabeskirche und jeden Zoll breit von ihr als Zankobjekt, und wenn auch die das einfache Anstandsgefühl beleidigenden beständigen Prügeleien an dieser Stätte gerade in den letzten zwei Jahren nachgelassen, ja aufgehört haben sollen, so ist gerade bei dem jetzigen Spannungsverhältnisse zwischen den beiden Kirchen auf slavischem Boden nicht abzusehen, ob sie nicht bald in verstärktem Maße wieder ausbrechen werden. Die beiderseitige Geistlichkeit, Popen und Kapuziner, bilden die Anführer und Rufer im Streit bei diesen unheiligen Kämpfen, Armenier, Syrer und Kopten kommen hinzu, und das Ende vom Liede ist, daß der türkische Polizeipräfekt einschreitet und die Bande in des Wortes eigentlichster Bedeutung zum Tempel hinaustreibt. Übrigens nicht bloß hier, sondern auch in Bethlehem an den heiligen Stätten deuten türkische Wachen an, daß sie nicht umsonst an diesen Orten aufgestellt sind. Das Ärgernis besteht nicht bloß in diesen Raufereien. Von Seiten der armenischen und russischen Pilger geschehen schlimmere Dinge, das berühmte Osterfest mit der Ceremonie des heiligen Feuers ist nichts als ein einfacher großer Skandal. Es ist daher leider kein Wunder, daß der Islam nach wie vor keine besonders hohe Meinung von der Religion der „Ungläubigen" bekommt und ihre Fortschritte bei ihm gleich Null sind. „Man denke sich etwa, daß bei uns die Juden in fünf Sekten zerfielen, daß diese Sekten sich gegenseitig verdammten und unter einander in den Synagogen balgten, daß eine der andern ihre Seelen abspenstig machte und über die Rettung der gewonnenen triumphirte, daß dabei das Judentum mit der Absicht aufträte, etwa die katholische Bauernschaft einer deutschen Provinz zu sich zu bekehren — so wie der münsterländische Bauer auf diese Juden blicken würde, blickt der arabische Muhammedaner auf die Christen zu Jerusalem."

Gleichwohl ist, wie wir sahen, auch auf diesem hartumstrittnen Grenzgebiete der Gegensatz des Orients und Occidents nicht mehr der unüberbrückbare von früher. Zwar das häufige Anbieten bairischer Münzen neuesten Datums als Antica durch die orientalischen Händler (offenbar Folge der griechischen Vermittlung) und die famosen Tempelgemeinden der Herren Hoffmann und Hardegg aus Württemberg, die als echt schwäbische Hartköpfe die Araber zum „Schwäbeln" zwingen, solche Erscheinungen sind noch nicht als endlicher, gemütlicher Ausgleich der Gegensätze anzusehen. Wenn in den kultivirten Strichen auch Christenschlächtereien nicht mehr das sind, worauf man jeden Tag gefaßt sein muß, noch immer sammelt sich den dortigen Christen der Begriff Politik in der Bedeutung Ruhe und Ungeschorenheit. Wie der alte Zündstoff nach wie vor vorhanden ist, bereit, beim richtigen Zunder noch jederzeit

auszubrechen, das hat die islamitische Welt gerade in der allerletzten Zeit wieder bewiesen. Aber daß es ihm noch je einmal möglich sein sollte, wie früher zu verheerenden Bränden anzuschwelen und sich europäische Kulturstätten zu eigen zu machen, das darf die moderne europäische Kultur endgiltig in den Bereich der Unmöglichkeiten stellen. Ein dunkles Gefühl nicht bloß davon hat der Moslem von jeher gerade an den Stätten, die er jetzt noch mit der westlichen Welt teilt. Es geht eine alte Sage unter den Arabern von Jerusalem, daß dereinst an einem Freitag wieder ein christlicher König durch das „goldene Thor" (die „schöne Pforte" des alten jüdischen Tempels) einreiten und Jerusalem erobern werde. „Seltsam, daß der städtebrechende Muslim da, wo er sich auf dem Boden der Europäer weiß, sich selbst das Siegel der Haltlosigkeit auf die Stirn drückt. Hier wie in der Stadt Constantins die gleiche Sage, daß einst das Kreuz den Halbmond wieder vertreiben wird, das gleiche dumpfe Gefühl, daß seines Bleibens nicht ist in den beiden Perlen seines Besitzes, um die er am schwersten gerungen hat. Er hat die instinktmäßige Kenntnis, daß er einer überlegnen Kultur gegenübersteht, er haßt sie gerade um dieser Überlegenheit willen, und dieser Haß ist der stärkste Teil seines Fanatismus, aber er ahnt, daß er ihr erliegen muß, wenn sie ernstlich will, und da zeigt er raunend mit dem Finger auf das Thor, durch welches der Sieger auf ihn hereinbrechen wird. Welcher König mag es sein, der einst die Weissagung erfüllt?"

Harte Köpfe

Erzählung von E. Budde

1

Kurze Zeit, nachdem ich mich als Arzt in Aachen niedergelassen hatte, lernte ich den Mann kennen, der mir als der bedeutendste unter meinen dortigen Kollegen erschien. Er hieß Venarius, hatte in den siebziger Jahren durch eben so geistvolle wie beschwerliche Untersuchungen über südafrikanische Seuchen sich einen Namen gemacht, dann aber, in die Heimat zurückgekehrt, mit Vorliebe die Chirurgie gepflegt. Man weiß doch einigermaßen genau, was man thut, wenn man operirt, sagte er, und charakterisirte damit nicht bloß die Spezialwissenschaft, der er sich ergeben hatte, sondern mehr noch sich selbst. Denn das merkte der Stumpfste, der mit ihm in Berührung kam, sofort: er war ein ganzer, bis zur Einseitigkeit konsequenter Mann, einer von den wenigen, die von vorn herein mit allen Folgen ihres Handelns rechnen und deshalb weder schwanken noch bereuen. Einem solchen ist es Bedürfnis, jederzeit zu wissen, was er thut. Er war jünger als ich, etwa 36 Jahre alt, im äußern eine kräftige Erscheinung von einer Ruhe, die den schwierigsten Kranken unweigerlich zur Unterwerfung brachte. Daß er mit eben dieser Ruhe auch den Damen imponirte, schien er wohl zu bemerken, aber nur dann, wenn es sich darum handelte, aufgeregte Angehörige zu schweigender Thätigkeit zu veranlassen; im übrigen hatte er für weibliche Zuvorkommenheiten meist nur ein etwas pessimistisches Lächeln. Meine gute, lebhafte Frau, eine große Freundin des Ehestiftens, fragte ihn einmal über der Theetasse: Doktor, haben Sie nie daran gedacht, sich zu verheiraten? Da antwortete er: O ja, aber ich bin davon zurückgekommen, und das wieder mit so ruhiger Bestimmtheit, daß ihr selbst der Mut verging, ihn weiter auszufragen.

Jetzt ist er gestorben, im Dienst, an Blutvergiftung, und ich kann deshalb erzählen, wie ich durch ihn einen Blick in den Kampf des Mannes mit dem

Weibe, den Kampf der Logik mit der Sitte gethan habe. Dieser Kampf mag sich selten so scharf und so unglücklich abgespielt haben, wie im Leben dieses hochbegabten, stolzen und intelligenten Menschen.

Es war im Sommer des Jahres 1883. Ich hatte ihm bei einer schweren Operation assistirt, und wir gingen, um einen zweiten Fall gemeinschaftlich in Behandlung zu nehmen. Unterwegs schlug ich ihm vor, ein wenig zu essen; die Hand eines Hungernden ist unsicher, sagte ich; ich bin seit sieben Uhr in Thätigkeit, und ich bin hungrig.

Wie Sie wollen, antwortete er, ich bin noch nicht zum Essen aufgelegt, und mein Kopf ist im allgemeinen frischer, so lange der Magen nichts zu thun hat; aber es ist gut, wenn jeder von uns in seiner Weise vorbereitet ist, also werde ich mit Vergnügen auf Sie warten und Ihnen zusehen.

Wir traten in die nächste gute Restauration und ließen uns nieder. Es war kurz vor elf Uhr, das Gastzimmer noch wenig gefüllt, nur an einem Tische neben uns saß eine schon etwas geräuschvolle Gesellschaft hinter dem Frühtrunk. Einige von den Herren kannte ich, zwei waren mir fremd. Unter den letztern fiel mir einer sofort durch sein eigentümlich aufgeregtes Aussehen auf; es kam mir vor, als sei er blaß geworden, wie wir eintraten, und als hätten seine Augen das besondere Funkeln angenommen, das die Irrsinnigen zuweilen zeigen, wenn ihnen ein böser Einfall kommt. Ich machte Venarius auf ihn aufmerksam; der schaute gleichgiltig nach ihm auf und meinte: Der Mann hat vielleicht eine Nacht des Zechens hinter sich.

Der Besprochene aber hatte den Blick meines Kollegen aufgefangen, und diesmal wurde er deutlich blasser; mit einem Ruck erhob er sich und trat wie ein rempelnder Student auf uns zu. Sind Sie Herr Doktor Venarius? fragte er.

Jawohl, lautete die Antwort, wünschen Sie etwas von mir?

Das werden Sie gleich sehen, sprach der Fremde, und blitzschnell, ehe jemand sein Vorhaben voraussehen konnte, hatte er seinen Handschuh genommen und den Doktor damit ins Gesicht geschlagen.

Nicht bloß ich war überrascht; auch am Nebentische sprang man in die Höhe. Darrenbach, was machen Sie? wurde gerufen, und einer von seinen Freunden faßte den Beleidiger beim Arm, um ihn zurückzuziehen. In Venarius' Gesicht spiegelte sich im ersten Augenblick nichts als maßlose Überraschung, dann ein flammender Zorn, aber wenige Sekunden später stand er vollkommen ruhig da und sagte, halb zu mir gewendet: Ich glaube wirklich, Kollege, der Herr ist nicht bei Sinnen; wollen Sie das nicht näher untersuchen.

Nicht nötig, erwiderte der andre, ich weiß genau, was ich gethan habe; das weitere wird Ihnen meine Karte sagen. Damit zog er eine Visitenkarte aus der Brieftasche und reichte sie dem Doktor hin. Der warf sie kühl auf den Tisch und sprach: Ich habe jetzt keine Zeit, mich mit einem Verrückten zu

befassen. Meine Herren, wandte er sich an die übrige Zechgesellschaft, wollen Sie nicht Ihren Freund soweit in sichere Obhut bringen, daß er keinen öffentlichen Unfug mehr anrichtet.

Der Beleidiger stand umringt von seinen Genossen; sie redeten von allen Seiten auf ihn ein und suchten ihn abzudrängen. Er aber schüttelte die nächsten Nachbarn mit einer ungeduldigen Bewegung von sich ab und sagte: Laßt mich, ich gehe schon mit; und Sie wissen ganz wohl, daß ich bei Sinnen bin. Dem Herrn Doktor da wird meine Karte schon sagen, was für Gründe ich habe; ich wollte ihm nur noch bemerken, daß, wenn der Handschuh nicht genügt, auch die Reitpeitsche zu Diensten steht. Damit machte er eine steife Verbeugung und wandte sich. Der Frühtrunk war unterbrochen, verstört führten sie ihn ab, und noch von der Straße her tönte ihr Durcheinandersprechen zu uns herein.

Ich schaute auf Venarius; mit finsterm Gesicht saß er und sann. Dann sprang er auf, zuckte ärgerlich mit den Achseln und rief aus: Das ist zu toll; der Mensch ist absolut verrückt, wir müssen ihn einsperren lassen.

Kennen Sie ihn thatsächlich nicht?

Nie gesehen! ich denke gerade darüber nach, ob er mir irgendwo begegnet sein könnte, aber ich bin ganz sicher, daß ich ihn nicht einmal als Patienten unter den Händen gehabt habe. Außerdem pflegt man doch die Leute, mit denen man auf dem Duellirfuß steht, etwas näher zu kennen, als einen beliebigen Patienten, den man am Ende nach einigen Jahren aus dem Gedächtnis verlieren kann.

Das ist mehr als seltsam. Hier ist seine Karte; sagt Ihnen der Name nichts.

Nicht das Mindeste; wir haben ihn ja gehört, ich habe nie einen Darrenbach gekannt.

Besinnen Sie sich; es wäre doch zu toll, wenn ein Mensch, mit dem Sie nie in Berührung gekommen sind, Sie in dieser Weise angreifen wollte.

Eben deshalb sage ich, wir werden ihn einsperren lassen müssen; ich kann ja nicht einmal an eine Namensverwechslung glauben, denn außer mir giebt es auf zwanzig Meilen in die Runde keinen Venarius, der Arzt wäre.

An eine Verwechslung glaube ich auch nicht recht; denn ich sah ihn blaß werden, als wir eintraten; er hat Sie also gekannt; eben das veranlaßte mich, Sie auf ihn aufmerksam zu machen.

Der Wirt war mit dem bekannten diensteifrig neugierigen Gesicht in unsre Nähe getreten; Venarius winkte ihn heran und hielt ihm die Visitenkarte hin. Kennen Sie den Herrn?

Der Wirt las langsam: Darrenbach, Leutnant der Reserve; dann drehte er das Blatt um, und antwortete: Nein, er ist sicherlich nicht von hier; auch steht hier auf der Rückseite Hotel de Russie, er ist also im Gasthof abgestiegen.

Aber Sie sind ja mit den Herren Sternberg und Müller bekannt, die werden Ihnen wohl Aufschluß geben können.

Ja, sagte Venarius, ich werde wohl einen von ihnen fragen müssen, und da Sie einmal Zeuge des Skandals gewesen sind, Kollege, werde ich Sie auch bitten dürfen, mich nachher zu Sternberg zu begleiten. Jetzt aber beendigen Sie Ihr Frühstück, und dann wollen wir zu unserm Kranken gehen.

Sind Ihre Nerven ruhig genug dazu?

Ja, antwortete er trocken, ich sehe in dem Fall nichts andres, als Material zu einer Diagnose, die den Betroffenen ins Irrenhaus führen wird. Das ist betrübend für ihn, aber für uns leider etwas Gewöhnliches.

Wir gingen und thaten unsre Pflicht am Krankenbett; ich chloroformirte, und er schnitt eine bösartige Geschwulst aus. Anfangs sah ich etwas mißtrauisch auf seine Hände, aber er führte die Klinge so sicher, als ob nichts vorgefallen wäre. Die Operation ging schnell und ohne Störung zu Ende, der Verband war mit peinlichster Sorgfalt angelegt, und wir empfahlen uns, wobei er versprach, am Abend wieder zu kommen. Die Vorschriften für die Wartung gab er in seiner gewöhnlichen, ruhig befehlenden, keinen Zweifel zulassenden Art.

Nun also zu Sternberg oder Müller, sagte er, als wir auf der Straße waren; einer von beiden wird wohl so klug gewesen sein, zu Hause zu bleiben.

In der That trafen wir den Notar Sternberg an. Der behäbige Herr kam uns schon im Hausgang entgegen und sprach sein lebhaftes Bedauern über den Vorfall aus. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, Herr Doktor, daß keiner von uns geahnt hat, Darrenbach könne irgend etwas gegen Sie im Schilde führen, sonst hätten wir ihn gar nicht in unsre Gesellschaft zugelassen.

Ich zweifle nicht daran; aber nun bitte ich Sie, mir erst einmal zu sagen: Wer und was ist Herr Darrenbach? und haben Sie einen Grund, den Mann nicht für verrückt zu halten?

Wer Herr Darrenbach ist, das müssen Sie am Ende doch besser wissen als ich; wir kennen ihn als einen Mann, der zuweilen hierher kommt und dann einem guten Frühschoppen nicht aus dem Wege geht. Er stammt, wenn ich nicht irre, aus Hamburg, soll seiner Zeit flott gelebt, sich dann aber „rangirt“ haben. Er besitzt noch einen Rest von Vermögen und hat außerdem eine Thätigkeit als Rentmeister, ich weiß nicht recht, für wen und was, angenommen. Seit ich ihn kenne, hat er nichts Auffallendes ausgeführt. Verheiratet ist er, wie man sagt, nicht sehr glücklich. Das ist so ziemlich alles, was ich von ihm weiß. Mit Ausnahme der Sache von heute morgen ist mir nichts bekannt, was gegen seinen Charakter spräche.

So; nun erkläre ich Ihnen, Herr Sternberg, und zwar in vollem Ernst und auf mein Wort, daß ich Herrn Darrenbach nie gesehen und seinen Namen bis heute nie gehört habe, und daß ich mich auch keines Vorfalls aus meinem

Leben entsinnen kann, durch den ich ihm etwa hätte unangenehm werden können. Ich halte ihn demnach für einen gemeingefährlichen Irren und gedenke darnach zu verfahren.

Der Notar schüttelte den Kopf. Merkwürdig, betrunken war er nicht; bis zu dem Augenblick, wo Sie ins Wirtshaus traten, hat er ganz ruhig, wenn auch in sich gekehrt, dagesessen; erst als Sie Platz genommen hatten, wurde er extravagant, und das so plötzlich, daß niemand es erwarten oder hindern konnte.

Irrsinnige haben solche Einfälle. Wissen Sie denn, ob er meine Person wirklich gemeint hat?

Unzweifelhaft; er nannte auf dem Rückweg Ihren vollen Namen, Doktor Conrad Franz Venarius, der zwei Jahre in Wien zugebracht habe. Es scheint also fast, als ob Sie den Anhaltepunkt, der Ihnen fehlt, irgendwo in Wien suchen müßten.

Venarius schüttelte den Kopf und erwiderte: Wenn ich alle meine Wiener Erlebnisse zusammenfasse, finde ich noch immer nichts, was mir dieses Vorkommnis erklären könnte; am allerwenigsten wüßte ich zu sagen, wie gerade ein Herr Darrenbach dahinein gerät.

Nun, warten Sie noch eine kurze Zeit; Müller und die andern haben den — wir wollen einmal so sagen — Patienten nach seinem Gasthof begleitet. Einer wird gleich herkommen, dann können wir hören, was er sagt.

Es dauerte in der That nicht lange, bis der Branddirektor Müller zu uns eintrat.

Er wurde mit unsrer Auffassung des Falles bekannt gemacht und antwortete: Ich muß sagen, meine Herren, daß Darrenbach wohl in den ersten Minuten stark aufgeregt erschien, aber keineswegs den Eindruck eines Verrückten machte. Er erklärte uns, er fühle selbst, daß sein Benehmen auffallen müsse, aber es sei wohlüberlegt. Er sei mit der Absicht hergekommen, Herrn Dr. Venarius herauszufordern, und habe die erste sich bietende Gelegenheit dazu benutzt. Die Gründe kann ich Ihnen nicht mitteilen, so schloß er, aber der Herr Doktor wird sie, wie ich denke, zu würdigen wissen, sobald er meinen Namen liest. Wenn Sie sagen, Herr Doktor, daß Ihnen sein Name ebenso unbekannt sei, wie seine Person, so weiß ich allerdings nicht, was ich denken soll.

Cherchez la femme, murmelte der Notar.

Ich sah, daß in Venarius allmählich der Ärger aufstieg. Nun soll auch noch ein Weib dahinterstecken, rief er aus. Ich habe vielleicht einmal der Schwiegermutter des Menschen ein Bein abgeschnitten, ohne sie zu kennen, aber von andern zarten Beziehungen zu einem Herrn Darrenbach wüßte ich wahrhaftig nichts.

Seltsam, meinte der Branddirektor. Übrigens habe ich Ihnen noch auszurichten, daß Herr Darrenbach uns erklärt hat, er werde heute und morgen

zu Hause bleiben. Der Unmut im Antlitz des Doktors stieg. Nun, murmelte er, wenn der Pinsel es nicht anders will, so kann ihm geholfen werden. Aber nein, so geht es doch nicht. Herr Müller, Sie haben sich der Sache nun einmal soweit angenommen und sind auch als Zeuge so weit hinein verwickelt, daß ich nicht wohl einen andern als Sie damit behelligen kann. Ich ersuche Sie, als freiwilliger Ehrenrichter in erster Instanz zwischen Herrn Darrenbach und mir zu entscheiden. Wenn Sie wollen, so adjungiren Sie sich noch einen Genossen. Ich selbst will Ihnen meine Erklärung sofort geben: Ein Herr, von dessen Dasein ich nie gehört habe, kommt hierher mit der ausgesprochenen Absicht, ein Duell mit mir zu suchen. Er giebt keine Gründe an, und ich habe nicht die leiseste Vermutung darüber, was ihn zu seinem Schritt veranlaßt, oder vielmehr, ich habe die bestimmte Vermutung, daß er verrückt ist. Wüßte ich ihn bei Sinnen, nun wohl, ich würde das Duell mit ihm für eine Abgeschmacktheit halten, aber ich würde diese Abgeschmacktheit begehen, denn ich müßte sie als einen Akt der Notwehr ansehen, zu dem mich die geistreichen Satzungen der Gesellschaft zwingen, und — ich bin nicht mehr so gutmütig, daß ich mir mein Dasein durch die Laune eines beliebigen Dummkopfs verderben lassen sollte. So wie aber die Sachen stehen, kann davon keine Rede sein. Daß ich, als Arzt, mich vor der Welt und vor mir selber blamiren soll, indem ich auf einen Menschen schieße, an dessen Geistesgesundheit ich zweifle, das geht nicht an. Also, entweder ich will die Gründe kennen, mit denen Herr Darrenbach so geheimnisvoll thut, und dann mag das Ehrengericht darüber entscheiden, ob sie ausreichend sind, oder ich will ein vollgiltiges Zeugnis darüber haben, daß er gesund ist. Wenn der Irrenarzt Leonhart bezeugt, daß der Betreffende vollständig zurechnungsfähig ist, nun, so mag er seinen Willen haben. Zeit dazu gebe ich bis morgen früh; wenn ich bis dahin keine genügende Auskunft habe, lasse ich als Beleidigter die Sache fallen und stelle als Arzt den Antrag, daß Darrenbach einer geeigneten Überwachung anheimgegeben werde, oder besser, ich bitte Sie, Kollege Sturz, den Antrag zu stellen — ich denke, Sie werden mit mir einverstanden sein, daß er motivirt ist.

Vollständig, antwortete ich. Der Branddirektor aber verbeugte sich und sagte: Ich nehme Ihren Auftrag zwar nicht gern an, aber ich nehme ihn an. Die Sache ist mir bis jetzt völlig unverständlich, aber ich werde versuchen, ob sich Licht hinein bringen läßt. Können wir uns um sechs Uhr wiedersehen?

Nein, antworteten wir beide fast gleichzeitig, und Venarius fügte hinzu: Meine Kranken sind mir wichtiger, als diese alberne Geschichte; bei meinem letzten Operirten von heute morgen muß ich um acht Uhr noch einmal nachsehen; ist alles in Ordnung, so kann ich gegen neun Uhr hier sein.

Hierauf trennten wir uns; ich ging noch eine Strecke mit Müller. Eine wunderliche Sache, sagte er, sind Sie ganz sicher, daß Ihr Kollege sich

in seinen exotischen Jahren nichts eingepflanzt hat, wovon er jetzt die Früchte erntet?

Da er es sagt, bin ich dessen sicher, antwortete ich; ich kenne ihn seit nunmehr fünf Jahren aus nächster Nähe und weiß, daß sein Wort, wie sein Schnitt, absolut zuverlässig ist. Und was sein Gedächtnis angeht, ich wollte, ich hätte die Hälfte davon. Übrigens muß ich Ihnen sagen, daß der Herr Darrenbach mir schon bei meinem Eintritt in das Restaurationszimmer aufgefallen ist; ich neige durchaus zu der Ansicht, daß eine fachmännische Beobachtung erwünscht wäre. Damit schüttelte ich ihm die Hand und ging meines Weges.

Am Abend trafen wir wieder bei Sternberg zusammen, und der Direktor Müller stattete seinen Bericht ab. Ich bin, sagte er, gleich nach Mittag zu Herrn Darrenbach gegangen und habe ihm zunächst die Erklärung mitgeteilt, die mir heute morgen gemacht wurde. Die Behauptung, daß Dr. Venarius ihn nicht kenne und von nichts wisse, schien ihn nicht sowohl zu erstaunen als zu empören. Als ich ihm die Bedingungen mitteilte, geriet er in eine namenlose Wut; er schäumte buchstäblich vor Zorn und Verachtung. Auf die Wiedergabe seiner Ausdrücke muß ich verzichten; ich habe selbst eine Zeit lang geglaubt, er sei nicht bei Sinnen, und von dieser Auffassung ausgehend, sagte ich ihm schließlich: Nun, wenn Sie keine Gründe angeben können, ist wohl anzunehmen, daß Sie auch keine haben. Ich muß dann jede weitere Vermittlung ablehnen, und Sie dürfen sich durchaus nicht wundern, wenn Sie als unzurechnungsfähig behandelt werden. Da raffte er sich gewaltsam zusammen und sprach, wie ein halb vernünftiger Mensch. Wenn Sie meine Gründe wüßten, sagte er, so würden Sie es selbst begreiflich finden, daß ich sie nicht an die Öffentlichkeit bringen will.

Aber es steht ja nichts im Wege, antwortete ich, daß Sie diese Gründe dem Dr. Venarius unter vier Augen mitteilen; er ist Manns genug, um selber zu sehen, wieviel Sie wert sind.

Da blitzte noch einmal die furchtbare Wut in seinen Zügen auf, und er erwiderte: Wenn ich den Dr. Venarius erst unter vier Augen hätte, würde einer von uns das Zimmer nicht lebend verlassen.

Dann, sagte ich, kann ich Ihnen nur den Rat geben, sich sofort einer Untersuchung durch Dr. Leonhart zu unterwerfen. Denn wenn Sie das nicht thun, sitzen Sie morgen mittag als gefährlicher Kranker hinter Schloß und Riegel. Und wenn Sie dann nicht als Monomane festgehalten werden wollen, werden Sie Ihre Gründe wohl öffentlich angeben müssen, nötigenfalls vor Gerichtshof und geehrtem Publikum. Sie werden mir wenigstens das zugeben müssen, daß Sie einem Arzt, der Sie einsperren lassen will, die Sache sehr leicht gemacht haben. Dr. Sturz, den Sie in Venarius' Begleitung gesehen haben, hat mir bereits gesagt, nach seiner Meinung liege bei Ihnen ein dringender Verdacht auf Geistesstörung vor.

Es sah zuerst aus, als sollte ein neuer Wutausbruch folgen, aber mit einer abermaligen Anstrengung faßte er sich wieder und sagte ruhig, wenn auch mit heiserer Stimme: Gut, es sei; es ist namenlos, aber ich sehe ein, daß ich das Urteil des Irrenarztes brauche. Lassen Sie ihn kommen.

Ich bin also zu Dr. Leonhart hingefahren, habe ihm die Sachlage erklärt und ihn gebeten, den Patienten zu besuchen. Er hat das gethan, und vor einer Stunde erhielt ich diesen Brief, den ich Ihnen, Herr Dr. Venarius, übergeben soll.

Sie würden mich verpflichten, sagte der Angeredete, wenn Sie den Brief gleich laut vorlesen wollten. Müller nickte mit dem Kopf und las:

Geehrter Kollege! Ich bin heute nachmittag zu dem von Herrn Direktor Müller bezeichneten Herrn Darrenbach gegangen und habe mich eine gute Stunde lang mit ihm unterhalten. Ich bemerkte an ihm einen ausgesprochenen Haß gegen Sie und eine ungemein große Zornesaufregung, aber außerdem nichts eigentlich Krankhaftes. Ohne etwas über die tiefer liegenden Gründe seiner Aufregung erfahren zu können, habe ich alle die kleinen Hilfsmittel, die uns unsre Kunst an die Hand giebt, vorsichtig angewendet, um ihm das Geheimnis seiner etwaigen Monomanie abzulocken, aber er widerstand vollständig, und zwar nicht mit der bei wirklich Irren so oft vorkommenden Schlauheit, die man schließlich doch immer übertölpelt, sondern mit voller, unverkennbarer Naivität. Sie wissen, daß ein auf kurze Beobachtung gegründetes Urteil über den Geisteszustand eines aufgeregten Menschen nicht vollkommen zuverlässig sein kann, ich gebe also meine Ansicht mit einem gewissen Vorbehalt; innerhalb desselben lautet sie: der Mann ist wahrscheinlich in irgend eine Dummheit verrannt, aber nicht eigentlich geisteskrank.

Ich habe von Herrn Müller die Art der Provokation erfahren, womit Ihnen der pp. Darrenbach entgegengetreten ist. Als älterer Kollege und Vorsitzender des ärztlichen Vereins darf ich mir wohl erlauben, Ihnen einige Worte darüber zu sagen.

Ich meine, ein Mann, dessen Beruf so fest steht wie der Ihrige, kann über einen Menschen, der sich wie ein Schuljunge aufführt, ohne weiteres hinwegsehen. Ehe Sie sich einem Duell aussetzen, sollten Sie bedenken, daß ein Unglück, das Ihnen etwa widerfährt, nicht bloß Sie und Ihre nächsten Freunde treffen würde, sondern einen weiten Kreis von Leuten, deren einige geradezu ihre ganze Lebenshoffnung auf Ihre Geschicklichkeit gesetzt haben. Ich bitte Sie inständig, jedes Duell abzulehnen, zu dem nicht wenigstens ein ausreichender Grund vorliegt; Sie werden, wenn Sie das thun, unser ganzes Kollegium und alle vernünftigen Menschen unbedingt auf Ihrer Seite haben.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr

P. Leonhart.

Venarius hatte der Verlesung bewegungslos zugehört; nur einmal, als von möglichem Unglück die Rede war, zog ein eignes, fast gemütliches Lächeln über sein Gesicht. Jetzt sagte er: Bitte, geben Sie mir den Brief. Sie haben gehört, meine Herrn, daß der fragliche Herr nicht verrückt ist. Was in dem Falle zu thun sei, hatten wir ja vorher schon ausgesprochen. Einen vernünftigen Grund für ein Duell giebt es meines Erachtens überhaupt nicht, aber die Gesellschaft hat es in ihren weisen Regeln so festgestellt, daß ich, der Beleidigte, jetzt auch der Blamirte bin, wenn ich die Beleidigung auf mir sitzen lasse. Also werde ich den Herrn fordern, und Sie, Herr Müller, muß ich wohl oder übel bitten, mein Sekundant sein zu wollen; als Unparteiischen könnten wir etwa den Hauptmann K. dazu bitten. Meine Bedingungen sind: Pistolen, fünfzehn bis zwanzig Schritt, keinesfalls eine größere Entfernung, sonst bin ich nicht sicher, den Gegner noch etwa schonen zu können. Wegen eines größern Unglücks brauchen Sie sich dann keine Sorge zu machen. Sie wissen noch nicht, wie man bei den Boeren schießen lernt. Ferner verlange ich, daß das Rendezvous jenseits der Grenze stattfindet; denn ich habe keine Lust, meine Zeit nachher noch mit gerichtlichen Schwierigkeiten zu verlieren. Wir können übermorgen früh um fünf Uhr über die Grenze fahren und vor elf Uhr wieder zurück sein. Kollege Sturz hat vielleicht die Güte, uns als Paukarzt zu begleiten.

Der Branddirektor und ich, wir sprachen beide unser achselzuckendes Ja, und die Sitzung war aufgehoben.

2

Am zweitfolgenden Morgen fuhren wir über die Grenze, die bekannten zwei Wagen mit den bekannten acht Mann, von denen zwei ein gleichmütiges Gesicht machen und sechs ein sorgenschweres. Die üblichen Förmlichkeiten waren bald erledigt, und die beiden Gegner standen einander gegenüber, die Waffe in der Hand. Kaum ertönte das Signal, so krachten beide Schüsse fast gleichzeitig, aber nur der des Arztes war wirklich, wenn auch blitzschnell, gezielt; sein Gegner war noch damit beschäftigt, den Arm zu senken, als er, offenbar durch eine unwillkürliche Zuckung, die Pistole abdrückte, so daß die Kugel unschädlich schräg über den Kopf meines Kollegen hinweg ging. Gleich darauf ließ Darrenbach die Pistole fallen und machte eine Bewegung nach vorn; er fiel nicht, aber er war doch genötigt, sich ins Gras zu setzen und sich mit der Linken aufzustützen: der rechte Arm war offenbar schwer verletzt. Ich sprang ihm zu Hilfe, er aber wies meine Annäherung zurück. Mit etwas heiserer Stimme, aber mit ungebrochenem Haß und Trotz in den Zügen rief er: Ich bin nicht zum Schuß gekommen, ich verlange einen zweiten Kugelwechsel.

Eben wollte ich als Arzt gegen diese tolle Forderung protestiren, als Venarius herzutrat und sagte: Ich bin bereit, mich der zweiten Kugel zu

stellen, wenn Herr Darrenbach mir einen genügenden Grund für sein Auftreten angeben will.

Und ich, sagte der ältere von Darrenbachs Sekundanten, ich weigre mich, dem Herrn noch ferner zu assistiren; die Unregelmäßigkeit eines Kugelwechsels, bei dem ein Teil nicht weiß, weshalb er sich schlägt, ist groß genug, für ein zweitesmal mag Herr Darrenbach sich andre Zeugen suchen.

Der Verwundete knirschte. Elender Heuchler, rief er aus, da nimm, damit die Vergeltung dich endlich treffe! — — er griff mit der gesunden Hand in seine Brusttasche und zog einen halb zerknitterten Brief hervor, den er ins Leere hinaushielt. Venarius bückte sich, nahm das Papier, glättete es ein wenig und warf einen Blick darauf; ein leichtes Rot färbte sein Gesicht. Also das, sagte er; in welcher Beziehung stehen Sie zu Aline Perdetti?

Ich bin ihr Mann.

Venarius zuckte die Achseln: Sie haben wohl geglaubt, daß ich das wüßte? Und für wie alt halten Sie den Brief?

Er hat kein Datum, wie alle seinesgleichen, sprach Darrenbach mit theatralischem Hohn; ich habe ihn vor vier Tagen im Nähkörbchen meiner Frau gefunden, genügt Ihnen das?

Ich bitte den Herrn Unparteiischen und die Sekundanten meines Gegners, heranzutreten, sagte Venarius. Er hielt den Brief in die Höhe, so daß das Tageslicht hindurchschien, und fuhr fort: Herr Hauptmann, wollen Sie die Güte haben, das Wasserzeichen, das Sie da sehen, laut vorzulesen?

Der Hauptmann las: Wiener Ausstellung 1873, Journalistenpavillon.

Und nun sehen Sie, meine Herren; dies Papier hat nur einmal in der Welt existirt, es war nämlich dasjenige, welches die Ausstellungsbehörden von 1873 den bei der Ausstellung beschäftigten Journalisten lieferten. Es war ballenweise bestellt, und der Fabrikant hat die Höflichkeit gehabt, uns ein eignes Wasserzeichen anzulegen. Ich habe damals über den medicinisch-chirurgischen Teil Berichte für ein Fachblatt geschriebeu, und während einer Pause habe ich vom Pavillon aus diesen Brief an die jetzige Frau des Herrn Darrenbach gerichtet. Damals hatte ich das Recht, ihr derartige Briefe zu schreiben, und Herr Darrenbach besaß, wie ich bestimmt weiß, kein Anrecht an die Dame. Wenn dies der Grund ist, den Herr Darrenbach anzugeben hat, so kann ich darin nur einen Beweis dafür sehen, daß wir doch besser gethan hätten, ihn einsperren zu lassen. Es ist eine ganz unglaubliche Eifersuchtspinselei. Herr Darrenbach hat es vermutlich auch für besonders romantisch gehalten, die ihm angeblich angethane Unehre nicht in die Öffentlichkeit kommen zu lassen. Bitte, geben Sie dem Herrn seinen Brief zurück, ich glaube kaum, daß er jetzt noch nach einem Kugelwechsel verlangen wird. Damit wandte er sich und ging davon, ohne sich umzublicken.

Was die physische Wunde nicht vermocht hatte, das that die moralische

Niederlage. Darrenbach streckte totenblaß die Hand nach dem Schreiben aus, warf einen Blick auf das Wasserzeichen und knickte völlig zusammen. Mir war es recht, ich konnte ihn um so ruhiger untersuchen. Ich schob den Brief in seine Brusttasche zurück — ich sah rundliche, verwischte Flecken, offenbar Thränenspuren auf Venarius' Zeilen —, streifte dem Verwundeten die Kleider ab und besichtigte die Verletzung. Die Kugel war in das rechte Schultergelenk gedrungen und hatte die Nerven der Achsel beschädigt, wahrscheinlich mittelbar durch einen Knochensplitter; so erklärte ich mir die unwillkürliche Zuckung, die das verfrühte Abdrücken der Pistole verursacht hatte. Als ich eben den Notverband anlegen wollte, hörte ich die hinter mir stehenden Herren ausweichen, und eine Hand legte sich auf meine Schulter. Es war Venarius. Er besah den Patienten mit demselben Blick, den er auf irgend einen andern Kranken geworfen haben würde, und sagte: Ziemlich schlechter Schuß, die Kugel sitzt drei Zoll höher, als ich gezielt hatte; das wird eine böse Wunde werden. Trotzdem muß ich Sie bitten, Kollege, den Patienten jetzt nicht nach Aachen überzuführen, sondern eine Stunde mehr daranzuwagen und ihn sofort nach Köln zu bringen. Es liegt augenblicklich viel mehr daran, daß die Frau geschont wird, als an diesem .... Othello. Sie darf mir nicht begegnen, und Sie wissen, daß ich meiner Kranken wegen die Stadt jetzt nicht verlassen kann. Wenn die Frau nach Aachen kommt, wäre er vielleicht sogar im Stande, neue Szenen zu veranlassen, denn bei solchen Leuten gibt es keine Grenze der blödsinnigen Unterstellungen. Sie müssen sich beeilen, wenn sie den Zug erreichen wollen.

Er hatte Recht; wir brachten den Verwundeten, der sich von seiner Betäubung nur halb erholte, in den Wagen, und kurz nach Mittag hatte ich ihn in Köln, wo ich ihn mit guter Empfehlung den dortigen Kollegen überließ. Beim Kugelsuchen brach plötzlich ein Blutstrom hervor — wir mögen wohl alle dasselbe bedenkliche Gesicht dazu gemacht haben, und die letzten Worte, die ich mit auf den Weg nahm, kamen entmutigend aus dem Munde des Oberarztes: Sehr böse Sache das, die Axillararterie scheint angestreift oder von einem Splitter angebohrt zu sein. Doch ich wußte, daß mein Verbleiben ihm nichts nutzen konnte, und meine eignen Kranken warteten; also fuhr ich zurück.

Zu Hause fand ich ein kurzes Briefchen von Venarius vor: Lieber Kollege, ich möchte Sie und besonders Ihre Frau heute Abend ungestört sprechen; können Sie um neun Uhr zu Hause sein? Ich antwortete mit Ja und ging meinen Geschäften nach.

Am Abend kam er, und ich teilte ihm zunächst mit, was sich in Köln begeben hatte. Sein finsteres Gesicht wurde noch finsterer, doch zeigte es keine Spur von Erschrecken. Ja, sagte er, dann ist die Gefahr allerdings groß. An dem Manne würde mir nichts liegen; das Bewußtsein, möglicherweise den Tod eines Menschen mitveranlaßt zu haben, ist niemals angenehm, aber in diesem

Falle würde ich sagen: Er hat es nur seiner eignen maßlosen Unvernunft zu danken. Aber das arme Weib! das ist es, was mich bedrückt; und deswegen komme ich her, gnädige Frau; denn an Sie habe ich eine große Bitte. Sie sollen mir helfen, und damit Sie wissen, warum, will ich Ihnen den Zusammenhang erzählen.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein norddeutscher Bund und Kaiser zu Anfange des Jahrhunderts. Die Grenzboten haben in zwei Artikeln gezeigt, daß die Idee der Einigung Deutschlands mit der Wiederbelebung des Kaisertums schon Jahrzehnte vor dem Winter 1870, schon bald nach den Befreiungskriegen, dann 1848, später 1863 und 1866 verbunden wurde. Wenn dabei das letztemal an einen Kaiser Norddeutschlands gedacht wurde, so gestatten Sie mir wohl, in der Kürze nachzuweisen, daß dieser Gedanke unter andern Verhältnissen schon viel früher laut geworden ist und einen Augenblick Aussicht auf Verwirklichung gehabt hat. Im Jahre 1800 erschien im Hinblick auf die von Frankreich her drohende Auflösung des deutschen Reiches eine Schrift unter dem Titel: Wie könnten Deutschland und Preußen gerettet werden? worin die Gründung eines neuen Bundes der deutschen Staaten vorgeschlagen wurde, der sich um Preußen gruppiren und, da eine Vereinigung ganz Deutschlands um letzteres zwar wünschenswert, aber nicht ausführbar erschien, sich auf das nördliche Deutschland beschränken sollte. Der Zweck sollte lediglich die Verteidigung des gemeinsamen Gebietes unter preußischer Führung, das Mittel eine Verständigung ohne Zwang sein. Aehnliches regte eine Druckschrift Massenbachs an, die sich für eine Union der Fürsten Norddeutschlands unter dem Könige von Preußen aussprach, welcher deren geborner Feldmarschall sein und mit dem Titel „Erbkaiser des nördlichen Deutschlands“ auf einem Reichstage in Braunschweig als ihr Oberhaupt ausgerufen werden sollte. Dieser Plan fand den Beifall Friedrich Wilhelms des Dritten und seines Ministers Haugwitz; doch hielten Rücksichten auf Oesterreich und Frankreich beide lange zurück, darnach zu handeln, auch dann noch, als Napoleon 1804 den König von seiner Absicht unterrichtete, sich die Kaiserkrone Frankreichs aufs Haupt zu setzen, und dabei andeuten ließ, wenn er ebenfalls die Kaiserwürde annehmen wolle, so werde Frankreich ihn bereitwillig unterstützen. Erst als Napoleon diese Andeutungen wiederholte, begann der König eine andre Politik. Im Juli 1805 begleitete Talleyrand die Mitteilung des Entwurfs der Rheinbundsakte, die ein Jahr später Thatsache wurde und zur Auflösung des deutschen Reiches führte, mit den Worten: „Es ist nun an Preußen, eine so günstige Gelegenheit zu benutzen, um sein System zu vergrößern und zu befestigen. Es kann unter einem Bundesgesetze die noch zum deutschen Reiche gehörigen Staaten vereinigen und die Kaiserkrone an das Haus Brandenburg bringen, oder auch, wenn es dies vorzieht, einen Bund der norddeutschen Staaten

bilden, welche mehr in seinem Wirkungskreise liegen. Der Kaiser billigt schon jetzt jede derartige Maßregel, die Preußen für geeignet halten wird." Der König war hierüber erfreut und lehnte zwar die deutsche Kaiserwürde „aus Rücksicht auf das erhabne Haus, welches das Szepter Deutschlands verlieren sollte," ab, nicht aber die Bildung eines norddeutschen Bundes und die Annahme der Kaiserwürde innerhalb eines solchen. Ohne Verzug schrieb er an die Kurfürsten von Sachsen und Hessen, um diese für die Errichtung einer norddeutschen Union zu gewinnen, und es kamen wirklich Konferenzen über die Angelegenheit zu stande, die in Berlin abgehalten wurden, und bei deren Schlusse Haugwitz von den beiden genannten Staaten eine endgiltige Erklärung darüber bis zum 1. September verlangte. Der Umstand aber, daß Preußen an dem Kaisertitel unerschütterlich festhielt, mißfiel den Kurfürsten, und sie zogen ihre Entschlüsse in die Länge. Haugwitz erklärte endlich, sein König werde die Kaiserwürde nur auf Antrag Sachsens und Hessens annehmen. Diese aber beeilten sich damit durchaus nicht, denn mittlerweile war ihre Eifersucht und ihr Mißtrauen gegen Preußen gestiegen, und anderseits wirkten französische Ränke bei ihnen gegen den preußischen Plan, wofür A. Schmidt in seinem Werke „Preußens deutsche Politik" (Berlin 1850) unwiderlegliche Beweise beigebracht hat. Während Preußen offiziell zur Gründung des norddeutschen Bundes, der „eine ähnliche Vereinigung wie der Rheinbund sein" und „unter den Auspizien Preußens stehen sollte", aufgefordert wurde, suchte Napoleon insgeheim die dabei in Betracht kommenden deutschen Fürsten von Preußen abzulenken. Das scheue Hessen, sagt Schmidt, wurde zum Eintritt in den Rheinbund eingeladen und durch das Versprechen der Neutralität und beträchtlicher Vergrößerung geködert. Dem ängstlichen Sachsen pries man die Vorzüge der Selbständigkeit bei erhöhter Würde an. Dem Könige von Dänemark (als Herzog von Holstein) und dem Kurfürsten von Würzburg ging geradezu der Rat zu, dem Verlangen der preußischen Krone Widerstand zu leisten, und den Hansestädten wurde kurz und bündig erklärt, daß Napoleon nie in eine Teilnahme derselben am norddeutschen Bunde willigen werde. So zerstörte er im Stillen, was Preußen, durch ihn veranlaßt, im Vertrauen auf die Ehrlichkeit seiner Absichten zu schaffen versuchte. Zunächst zwar wurde ein mit Hessen verabredeter Bündnisvertrag von dem Gesandten dieses Kürfürstentums unterzeichnet; aber Sachsen zögerte und ließ nur in Berlin anzeigen, daß es nächstens seinen Berliner Vertreter zum Abschluß der erneuerten Verbindung zwischen Brandenburg, Sachsen und Hessen instruiren werde, und darauf ließ der Hesse nach Berlin melden, daß er aus Achtung vor dem Kurfürsten von Sachsen noch nicht zu ratifiziren gedenke. Weitere diplomatische Verhandlung in der Sache, selbst persönliche Schritte Friedrich Wilhelms hatten keinen bessern Erfolg als die bisherigen Vorstellungen. Der Hesse erklärte zuletzt, den Bündnisvertrag deshalb nicht vollziehen zu können, weil Preußen darin die vormaligen Rechte des Kaisers in Anspruch nehme, und sofort bekam der sächsische Gesandte die Weisung, den Vertrag nun auch nicht zu unterzeichnen, weil, wenn Hessen nicht mit abschließe, die Lage der Dinge eine völlig andre sei. Damit ging der beabsichtigte norddeutsche Bund und dessen Kaiser in der Geburt zu Grunde, während der Rheinbund unter seinem fremdländischen Protektor etwa um dieselbe Zeit zu schmachvoller Wirklichkeit wurde. Am 12. Juli 1806 unterzeichneten sechzehn deutsche Fürsten eine Akte, durch die sie ihre Trennung von Kaiser und Reich vollzogen, und die am 1. August dem Reichstage in Regensburg übergeben wurde. Als Gründe der Lossagung gab man die Mängel der deutschen Verfassung an. An demselben Tage erklärte der Gesandte, den Napoleon beim Reichstage unterhielt, daß sein Kaiser ein deutsches

Reich nicht mehr anerkennen werde, und fünf Tage später legte Kaiser Franz seine Würde als Oberhaupt dieses Reiches nieder und entband dessen Fürsten in aller Form ihrer bisherigen Pflichten. Finis Germaniae! Es gab nur noch eine österreichische Monarchie, eine Gruppe französischer Vasallenfürsten deutscher Nationalität, einen preußischen Staat und ein Kurfürstentum Sachsen, das nach der Schlacht bei Jena gleichfalls dem Rheinbunde angegliedert wurde.

Bemerkenswert ist, daß auch Hegel und später Goethe, jeder in seiner Weise, die Wiedervereinigung Deutschlands als Notwendigkeit erkannten, und daß der Dichter dessen große Bestimmung voraussah. Der Philosoph aus Süddeutschland nahm in seiner unmittelbar nach Auflösung des Reiches erschienenen Schrift über die Verfassung Deutschlands ungefähr denselben Standpunkt wie Massenbach ein, indem er Zusammenfassung der Kräfte der Einzelstaaten nach außen befürwortete. Die Armeen derselben müßten, wie er zeigte, gleichmäßig geschult sein, es müsse eine gemeinsame Kriegskasse und für die auswärtigen Angelegenheiten eine Zentralstelle geschaffen werden. Wie eine Prophezeiung nimmt es sich aus, wenn er hinzufügt, ein Werk wie die Vereinigung der deutschen Nation könne, wie tief und bestimmt das Bedürfnis einer solchen auch empfunden werden möchte, nie Frucht der Ueberlegung, sondern immer nur der Gewalt sein. Die Jahre 1866 und 1870 haben dies bestätigt, nur war es in letzterm Falle nicht Gewalt und Zwang Preußens, sondern der Angriff Frankreichs, der dieses Ergebnis herbeiführte. Goethe aber schrieb 1814, als Stein mit dem Gedanken einer Wiederherstellung des Kaisertums in verbesserter Gestalt gescheitert war, an Professor Luden in Jena: „Mich tröstet nur der Glaube an Deutschlands Zukunft. Ich halte ihn so fest wie Sie, diesen Glauben. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, um mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andre Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst untergegangen sein. Da sie aber fortbestanden sind und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie, nach meinem Glauben, noch eine große Bestimmung haben, eine Bestimmung, die um so viel größer sein wird, denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht."

Unsre Lebensversicherungsgesellschaften. Die Staatsregierungen haben die Lebensversicherungsinstitute bisher ziemlich frei gewähren lassen und sich auf Prüfung und Genehmigung der Statuten, sowie auf Ueberwachung ihrer Handhabung beschränkt. Diese Ueberwachung ist indes eine mehr äußerliche und beschäftigt sich weniger mit der so überaus wichtigen Reservenberechnung der Institute und deren alljährlicher Rechnungslegung in einer, die Richtigkeit derselben genauer kontrollirenden Weise. Dies wäre aber dringend wünschenswert. Verwaltungsräte und Generalversammlungen gewähren dafür keine ausreichenden Bürgschaften, wie die neusten Vorgänge bei der Hannoverschen Lebensversicherungsanstalt beweisen. (Vergl. Nr. 68 der Berl. Börsen-Ztg. v. d. J.) Das versichernde Publikum ist also zumeist auf blindes Vertrauen angewiesen. Daß dieses auch getäuscht werden kann, haben die im Laufe der Jahre wiederholt vorgekommenen Zusammenbrüche von Lebensversicherungsanstalten gezeigt; Tausende haben dabei die mühsamen Ersparnisse eines halben Menschenlebens eingebüßt. Die Schuld lag u. a. hauptsächlich an der Unzulänglichkeit der Reservefonds. In diesen, sagt ein längst verstorbener, sehr verdienter Lebensversicherungsmathematiker, liegt die ganze

Lebenskraft eines Instituts und die alleinige Bedingung seiner Lebensfähigkeit. Ist eine Lebensversicherungsgesellschaft in einer solchen Verfassung, daß sie aus den Mitteln des Geschäfts selbst den technisch richtig berechneten Reservefonds dauernd nicht zu reponiren vermag, so ist sie bankrott, und wenn noch so viele Millionen als Aktien- oder Garantiekapital hinter ihr stünden. Der Schwerpunkt der Sicherheit eines solchen Instituts ruht einzig und allein in diesen Reservefonds.

Hiernach drängt sich die Frage auf: Sind diese Reservefonds bei allen Lebensversicherungsinstituten richtig berechnet und unausgesetzt auf ihrer rechnungsmäßigen Höhe erhalten, ist die Sicherheit der Institute also eine für alle Zeiten unzweifelhafte? Von einer ganzen Anzahl unsrer Lebensversicherungsinstitute ist dies anzunehmen. Indes ist es für das versichernde Publikum wichtig, dies nicht bloß voraussetzen zu müssen, sondern auch die beruhigende Gewißheit zu haben, daß es unbesorgt jedem Lebensversicherungsinstitute seine Ersparnisse anvertrauen und der prompten Erfüllung der von dem Institut übernommenen Verbindlichkeiten jederzeit gewiß sein darf. Diese Gewißheit zu schaffen, hat der Staat, der sich die Sicherung von Gesundheit, Leben und Eigentum seiner Angehörigen in andern Beziehungen angelegen sein läßt, ein großes Interesse, teils darum, weil bei den Lebensversicherungsinstituten ein namhafter Teil des Nationalvermögens angelegt ist, teils auch darum, weil es sehr wünschenswert ist, daß alles geschehe, was die fortgesetzte, vertrauensvolle Beteiligung des Publikums an den Segnungen der Lebensversicherung zu fördern geeignet erscheint. Es ist also ein dringendes Bedürfnis, daß der Staat den Lebensversicherungsinstituten gegenüber sein Aufsichtsrecht eingehender geltend mache. Denn der Konkurrenzkampf der Lebensversicherungsinstitute veranlaßt diese zu teilweise sehr bedeutenden Kostenaufwendungen. Anderseits werden die Einnahmen der Institute infolge des sinkenden Zinsfußes erheblich geschmälert, wie denn zugleich auch die Schwierigkeit guter verzinslicher Kapitalanlagen und die Gefahr hiermit zusammenhängender, thatsächlich vorkommender Verluste wächst. Also einesteils sich mehrende Ausgaben, andernteils sich verringernde Zinseneinnahmen, und doch sollen sich steigernde Dividenden und Tantièmen herausgerechnet werden!

Daß unter diesen unleugbar schwierigen Verhältnissen die Reservefonds der Lebensversicherungsinstitute nicht zu kurz kommen und ihre Solidität nicht gefährdet werde, darüber möge der Staat wachen und den Instituten auch die Aufstellung möglichst ins einzelne gehender Jahresrechnungen nach einem einheitlichen Schematismus auferlegen. Dieser Aufgabe, die freilich nicht leicht ist, dürfte sich der Staat für die Dauer nicht entziehen können, im übrigen mag er nach wie vor die Lebensversicherungsinstitute ihrer freien Fortentwicklung überlassen.

Stilblüten. Bekanntlich ist Deutschland jetzt mit so vielen, so großen und so fruchtbaren Dichtern gesegnet, daß man, um mit der Entwicklung der jüngsten Nationallitteratur Schritt zu halten, Tag für Tag und von früh bis spät Romane und Gedichte lesen müßte. Leider gestatten die Verhältnisse nur den wenigsten Deutschen, dieser Pflicht in vollem Umfange zu genügen — ein neuer unwiderleglicher Beweis für die Wahrheit der pessimistischen Weltanschauung im allgemeinen und für die Trostlosigkeit unsrer Zustände im besondern! Wir dürfen daher ohne Beschämung eingestehn, einen der Größten von den Großen, Hermann Heiberg, erst in den letzten Tagen kennen gelernt zu haben, fühlen uns aber um so mehr gedrängt, andern zu sagen, welche Genüsse wir dieser neuen Bekanntschaft verdanken.

Es handelt sich um eine Erzählung „Margots Träume." Ihrem Helden erinnern wir uns wohl schon mehrmals begegnet zu sein. Er nannte sich sonst Dichter oder Maler oder Husarenleutnant oder Kammerjunker, diesmal hat er soeben das Assessorexamen glücklich bestanden, und seine Beschäftigung ist immer dieselbe: allen Frauenzimmern, jung und alt, schön und häßlich von Gestalt, die Köpfe zu verdrehen. Dazu genügt sein bloßes Erscheinen, er spricht nichts, er thut nichts, was auch den Leser für ihn einnehmen könnte, er kommt und läßt sich lieben und liebt manchmal selbst; wodurch er eine so unwiderstehliche Gewalt ausübt, das verschweigt der Verfasser diskreter Weise. Um unsern Assessor nun wirbt eine ganze Schar mehr oder weniger verschrobener Frauenzimmer, voran die eigne Schwester, die über Schopenhauer geraten ist und sich da um ihr bischen Verstand gelesen hat. Alle werfen sich ihm ohne Umstände an den Kopf, „beziehungsweise" an den Hals, und schwatzen den belustigendsten Unsinn, um ihm zu zeigen, wie bedeutend sie sind, und wie tief in die Ausdrucksweise Hermann Heibergs eingedrungen. Hier einige Proben.

Auf der ersten Seite erhält der Held die Nachricht von dem Ableben seines in Wiesbaden lebenden Onkels, wird dadurch Millionär und kann sich nun ausschließlich dem oben angedeuteten Berufe hingeben. Bei dem Empfange dieser Nachricht „zerdrückt er in dem einen Auge eine Thräne der Rührung, in dem andern eine solche (!) ausgelassener Freude." Der Verfasser findet dieses Kunststück „begreiflich." Die erwähnte Schwester, auf deren „feingeschnittenen (!) Wangen allezeit eine auffallende gleichsam stumme Blässe liegt," möchte ihn am liebsten für sich behalten, aber er zieht hinaus in die Welt, zunächst zu einem Onkel, der noch wirklich lebt und zwei Töchter besitzt. Die Mutter, die sich „sanfter Wangen" erfreut, hält ihm beim Abschied eine Poloniusrede, die folgendermaßen beginnt: „Beim Schachspielen, mein teurer Alexander, sind die unbeachteten Bauern trotz der Beschränkung ihrer Rechte schließlich stets unsre besten Verbündeten. Beschränkte Rechte haben auch im Lebensspiel zunächst nur Besonnenheit und weise Ueberlegung. Und doch sind sie es, die Bauern u. s. w. Respice finem!" Das solle er sich besonders für die Wahl einer Lebensgefährtin merken. Sie trägt diese tiefe Weisheit vor „nach ihrer Art den Dingen auf den Grund gehend." Der Sohn verspricht auch die Lehre zu beherzigen, hat sie jedoch sofort vergessen, als er mit seinen Kousinen zusammen trifft. Die eine schien oft „mehr noch als ein Kind zu sein." Ob das heißt: noch weniger als ein Kind, oder: mehr noch ein Kind als eine Jungfrau, vermochten wir nicht zu ergründen. Die andre nennt ihn, ihm ins Gesicht, in einem Atem „einen zu früh alt gewordenen etwas an der Leber leidenden Apollo" und einen „herrlich gebauten Leuchtturm, ders nicht mehr der Mühe wert hält, die Lichter anzuzünden." Sie hält ihm aber auch vor, daß, wenn alle lachen, um seinen Mund „höchstens ein Miniaturlächelchen fliege," und daß er, bevor er über menschliche und göttliche Dinge urteile, „rasch vorher alle Superlative an dem Handtuch seiner souveränen Bedächtigkeit abtrockne." Diese Dame ist, wie es scheint, sogar dem herrlich gebauten Alexander zu geistreich. Rückhaltlos bewundert er hingegen die „gesunde Weisheit" einer Kaufmannstochter mit „heißblassem Angesicht." Sie hat ihm nämlich eröffnet, einem Nichtsthuer, wie er, gegenüber verschöben sich die natürlichen Verhältnisse. „Sonst wirbt der Mann! In solchen Fällen aber werben unwillkürlich die Frauen, auch die zurückhaltendsten. Und eine werbende Frau! - Nichts geht so sehr gegen mein Gefühl!" In der That schlingt sie nicht sofort, sondern erst bei der nächsten Begegnung, „die Arme um seinen Hals." „Ich gebe mich ganz (nicht Gans), wie ich bin," sagt

sie. „Ich habe aber nicht den aus den fünf Sinnen sich meistens ergebenden sechsten unsichtbaren Sinn der übrigen u. s. w." Leider steht der Verbindung dieses herrlichen Paares ein düsteres Geheimnis im Wege, und auf die Lösung, wie auf Margots Träume müssen wir noch einen Monat lang warten, da erst im nächsten Hefte der Schluß folgt. Die Spannung ist furchtbar. Wir raten hin und her, aber, wie noch ein andres Fräulein so schön sagt: „Menschliche Einsicht ist kürzer als eines Fadens Ende." So müssen wir uns denn gedulden, bis auch diese Geschichte ein kurzes Ende findet. Immerhin werden unsre Leser uns Dank wissen für die Einführung in eine so gewählte Gesellschaft, die, mit blühendem Unsinn bekränzt, des Lebens Unverstand mit Wemut zu genießen versteht.

Litteratur

Von unehrlichen Leuten. Kulturhistorische Studien und Geschichten aus vergangenen Tagen deutscher Gewerbe und Dienste von Otto Beneke. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, W. Hertz, 1889

Mit Befriedigung sehen wir den Verfasser aus seiner Vaterstadt Hamburg diesen Band zum zweitenmal entsenden, und zwar wesentlich vermehrt durch eigne Studienergebnisse und auf Grund von Mitteilungen, die dem liebenswürdigen Verfasser von Lesern aus andern deutschen Gauen zugegangen sind. Eine würdige Gesinnung steht hinter dem bunten Material, das er über Art und Unart unsrer Altvordern aus den Aktenstücken in konkreter Weise vorlegt. Man spürt nichts von Ermüdung beim Lesen, denn bald ist es der Humor, bald eine ernste Reflexion über die erzählten Thatsachen, die unsre Teilnahme immer wieder auffrischt. Eine Fülle sogenannter unehrlicher Gewerbe und Dienste werden uns vorgeführt, die aus verschiedenen Gründen in Deutschland unterhalb der guten ehrlichen Gesellschaft standen. So finden wir Hirten, Spielleute, Bader und Barbier, Leinweber, Bettelvögte, Nachtwächter, Schergen, Scharfrichter u. a., die mit ihren Angehörigen der sozialen Geringschätzung verfallen waren; wir sehen diese Geringschätzung in Beispielen aus dem damaligen Leben, wir erfreuen uns der obrigkeitlichen Bemühungen, mehreren dieser Klassen von Unehrlichen ihren Makel abzunehmen, und bemerken mit Erstaunen, wie schwer diese Bemühungen gegenüber dem Volksgefühl durchgesetzt werden. Dabei lernen wir eine Menge kulturgeschichtlicher Einzelheiten kennen, sogar ein Stück Volkslitteratur. Einen versöhnlichen Abschluß giebt der Verfasser seinem Buche durch den Abschnitt vom „Ehrlichsprechen," denn allerdings gelang es zuweilen und mit der Zeit immer mehr, daß sowohl einzelne als auch Klassen von Unehrlichen bei günstiger Gelegenheit vom Kaiser oder andern Obrigkeiten emporgehoben wurden, sogar Scharfrichter. Und so ist es uns bei diesen letzten lebhaft ausgemalten Geschichten, als sei das meiste, was wir zuvor an Verdrießlichem gelesen haben, ein böser Traum gewesen, halb in Vergessenheit geraten durch das erfreuliche Licht des hellen Tages.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Das Pariser Kegelschieben

Somit sollen wir das Leben und Treiben des französischen Parlamentarismus vergleichen? So fragten wir uns, als mit dem radikalen Ministerium Floquet wieder einmal eine Pariser Regierung einer andern ihren Platz einräumte. Mit einem rasch bewegten Schattenspiele nicht, dazu ist die Sache in doppeltem Sinne zu bunt. Mit einem Totentanze ohne Aufhören auch nicht und ebensowenig mit einem Gott oder einem Tiere, die ihre Kinder bald nach der Geburt verschlingen; denn der Totentanz, der Saturn und die unnatürliche Gefräßigkeit des Löwenvaters sind alle schon zum Vergleiche verbraucht, und man will ein andres Bild. Da bietet sich uns denn eine Kegelbahn an, die mit ihren neun Kegeln und ihrem Kegelpapa recht hübsch zu den in Frankreich üblichen neun Ministern und ihrem Premier zu stimmen scheint. Die Mitglieder der jeweiligen Opposition sind die Spieler, ihre Kugeln sind Anträge, die von der Regierung, wie sie wissen, schlechterdings nicht angenommen werden können. Sie werden trotzdem aufgesetzt und ins Rollen gebracht, und das Ergebnis ist immer „alle Neune." Dann stellt der Präsident der Republik — es thut uns leid, ihm die Aufgabe des Kegeljungen zugewiesen zu sehen — die umgefallenen Kegel säuberlich wieder auf, und das Spiel kann fortgesetzt werden, mit Grazie in infinitum. Daß die parlamentarischen Kegelbrüder es einmal satt bekommen, ist nicht zu erwarten; denn sie leben hauptsächlich dafür und davon, es ist ihr natürliches Element, sie wissen und können nichts Gescheidteres. Aber daß das französische Volk sie und ihr langweiliges und nutzloses Treiben noch nicht satt bekommen und ihren Kegelschub abgebrannt oder sonst wie der Erde gleich gemacht hat, nimmt billig Wunder. Vielleicht sind die Erfolge der Boulangerei ein Anfang dazu. Nur ist der eitle, selbstsüchtige Streber, um den sie sich dreht, schwerlich der Mann, der an die Stelle des Kegelschubs,

wenn er beseitigt wäre, einen dauernden Bau mit vernünftigem Zwecke zu errichten im Stande sein würde. Von einem französischen Dichterlinge sagte man, er sei gar nichts, nicht einmal Mitglied der Akademie, und Heine schrieb boshaft, kein wohlerzogner Preuße in mittleren Jahren könne drei Dingen zu entgehen hoffen: dem Tode, dem Steuererheber und dem roten Adlerorden vierter Güte. So wird es, wenn die vanitas vanitatum des französischen Parlamentarismus noch einige Zeit sich weiter fristet, einem leidlich begabten und gebildeten Pariser schwierig werden, sich ein Ministerportefeuille vom Leibe zu halten; denn der aus Neid und Gefallen an Umsturz und Wechsel gemischte demokratische Wahnsinn der französischen Republikaner hat dem Lande seit 1871 nicht weniger als 24 Ministerien aufgenötigt, und die jetzige Deputirtenkammer hat seit dem Oktober 1885 sechsmal Kabinetskrisen hervorgerufen, die mit einem Wechsel der Regierung endigten. Sie stürzte nach der Wiederwahl Grévys am 2. Januar das Kabinet Brissons, dann das Kabinet Freycinet-Boulanger, das vom 7. Januar bis zum 3. Dezember 1886 sich behauptet hatte, ferner das Kabinet Goblets, das fünf Monate und sieben Tage, nämlich vom 11. Dezember 1886 bis zum 17. Mai 1887 dauerte, ferner Rouvier und seine Kollegen, die sich vom 31. Mai bis zum 19. November auf ihrem Posten erhielten, das Ministerium Tirards, das vom 13. Dezember 1887 bis zum 31. März 1888 im Amte war und durch eine Mehrheit von nur 31 Stimmen zu Falle gebracht wurde, endlich das Kabinet Floquets, das, aus den Reihen der Radikalen hervorgegangen, nach einer Regierung von 10½ Monaten an der Revisionsfrage scheiterte. Das neue Ministerium, das Tirard nicht ohne Mühe zusammensetzte, enthält nur wenige neue Leute, es schließt vier Mitglieder ein, die schon Ministerpräsidenten gewesen sind, und fast alle andern haben bereits die Freuden und Leiden hoher Ämter gekostet. Die einzige hervorragende Persönlichkeit desselben ist Freycinet, der sich aber auch nur durch Elastizität, Nachgiebigkeit und die Kunst, in allen Sätteln zu reiten, auszeichnet und niemand viel Vertrauen und Achtung einflößt. Er war der dritte Kandidat, als es sich nach Grévys Fall zwischen Ferry und Carnot um die Wahl eines neuen Präsidenten der Republik handelte, und einen Augenblick sah es aus, als würde diese auf ihn fallen, weil er glatten Verlauf der Dinge unter allen Parteien zu verheißen schien. Jetzt ist er der eigentliche Leiter eines Kabinets, das eine Art Leipziger Allerlei aus verschiedenen politischen Gemüsen ist. Rouvier ist ein überzeugter Anhänger Ferrys, Tirard, Spuller, Constans, Fallières und Faye sind Opportunisten, die Herren Thévenet, Yves Guyot und Pichon gehören der radikalen Partei an, aber die Hauptfarbe des Ministeriums ist das opportunistische Blaßrot. Die Gemäßigten, die beigetreten sind, besitzen keine scharf ausgeprägte, mit Entschlossenheit gepaarte Meinung, und anderseits sind die radikalen Minister leicht von der Gedankenblässe ihrer opportunistischen Amtsgenossen angekränkelt, was namentlich vom Justizminister Thévenet be-

hauptet wird, der ursprünglich Advokat in Lyon war, dann in die Kammer gewählt wurde und zuletzt unter die Journalisten ging und Chefredakteur des Siècle wurde. Das neue Kabinet ist von allen Parteien mit Kälte aufgenommen worden: die Radikalen verdrießt das Vorwiegen des Opportunismus, die Opportunisten beklagen, daß es nicht aus lauter Leuten ihrer Gruppe besteht. Ribot und Jean Casimir Perrier haben keine Stelle in einer Regierung, die Freycinet und Yves Guyot zu Mitgliedern hat. Die Minister des Kriegs und der öffentlichen Arbeiten können, wie man fürchtet, ihren Kollegen Ungemütlichkeiten bereiten. Wie kann, so fragt man, Yves Guyot mit Rouvier, dem Alter ego Ferrys, im Ministerrate zusammensitzen? Der Präsident Carnot hielt immer große Stücke auf Tirard und bot ihm nach seinem Amtsantritt sofort die Bildung und Leitung seines ersten Kabinets an, und jetzt erinnerte er sich ohne Verzug des Mannes, unter dessen Auspizien Boulanger aus der Armee entfernt wurde. Die reaktionären Parteien aber machen sich lustig darüber, daß in Tirard ein Politiker wieder zu Einfluß und Macht gelangt, der unbewußt und unabsichtlich die Erschütterungen vorbereitete, die der Republik in den Departements du Nord, der Somme, der Charente-Inferieure und zuletzt in Paris beigebracht wurden, und erklären, daß Tirard mit noch ein paar solchen Geniestreichen dem bestehenden Regimente sicher den Garaus machen werde. Auch Rouviers Ernennung gab den Spöttern Stoff zu boshaften Scherzen. Unter seiner Ministerpräsidentschaft eröffnete General Ferron den Feldzug gegen Boulanger, der unerwartet zu dem Skandal Wilsons und zu der Katastrophe führte, der Wilsons Schwiegervater Grévy erlag. Constans aber, der neue Leiter des Departements des Innern, ist den Klerikalen tief verhaßt; denn er unterzeichnete das Dekret, das die Austreibung der religiösen Congregationen anordnete. Unter der frühern Amtsführung des neuen Ministers Fallières veröffentlichte Prinz Napoleon das kecke Manifest, das seine Verhaftung und Einsperrung in der Conciergerie zur Folge hatte. Freycinet, der sich mit Leib und Seele der Vervollkommnung und Befestigung der nationalen Verteidigung widmen will, zeigte früher eine merkliche Schwäche für Boulanger, und Argwöhnische schreiben ihm noch jetzt stille Neigung für den Leiter der Bewegung zu, die Umsturz der Verfassung erstrebt. Der Marineminister Jaurez ist ein geachteter Seeoffizier, der sich im Krimkriege, in China und in Mexiko hervorthat und auch in der Année terrible sich auszeichnete. Yves Guyot hat einen guten Namen auf volkswirtschaftlichem Gebiete. Im ganzen kann man sagen, daß das neue Kabinett gleich gichtbrüchig und baufällig auf die Welt gekommen ist. Dennoch wäre es kein Wunder, wenn daran geknüpfte Weissagungen, es werde ein kürzeres Leben haben als seine kurzlebigsten Vorgänger, sich unrichtig erweisen. Es giebt nämlich zwei Gründe, nach denen zu erwarten ist, es werde mindestens die neun Monate im Amte verbleiben, die einem französischen Kabinet seit Beginn der dritten

republikanischen Periode des Landes durchschnittlich bisher beschieden waren. Der erste Grund besteht darin, daß in Paris alle Parteien mehr oder minder von dem Wunsche beherrscht werden, es möge während der großen Ausstellung, die im Mai dieses Jahres eröffnet werden soll, und wo möglich einige Monate vorher in der Politik Frieden oder doch ein Waffenstillstand stattfinden. Für eine große Anzahl der Bewohner der Stadt ist das eine Lebensfrage. Namentlich sehnen sich alle Gasthofsbesitzer, alle Schenkwirte, alle Inhaber von Vergnügungsanstalten und das gewaltige Heer der großen und kleinen Kaufleute mit offnen Läden nach Ruhe. Es ist für sie unumgänglich nötig, daß jenes großartige Unternehmen gelingt und Paris wie bei frühern Gelegenheiten der Art wieder zu einem riesenhaften Stelldichein von Gästen aller Nationen wird, die den Inhalt wohlgefüllter Geldtaschen und Checkbücher rasch unter die Leute bringen. Diese Fremden würden natürlich ausbleiben, jedenfalls würden sie nur spärlich erscheinen, wenn sie einen zweiten Aufstand der Sozialdemokraten, eine zweite Kommune oder den dreisten Griff eines Generals noch der obersten Gewalt zu befürchten hätten, der darauf brennt, die Staatsstreiche des 18. Brumaire und des 2. Dezember zu wiederholen. Infolge dessen ist es nicht unmöglich, daß die Deputirtenkammer, diesen Wunsch nach Frieden wiederspiegelnd, sich herbeiläßt, das neue Ministerium bis auf weiteres zu dulden und ihm erlaubt, bei den Festlichkeiten, die die Ausstellung zu begleiten bestimmt sind, den Vorsitz zu führen. Ein zweiter Grund, der der solidere von beiden ist, aber gerade deshalb hier weniger Einfluß ausüben dürfte als der erstere, liegt darin, daß das neue Kabinett die Vereinigung aller politischen Elemente Frankreichs darstellt, die nicht royalistisch, nicht imperialistisch, nicht boulangeristisch und nicht sozialistisch sind. Alle seine Mitglieder sind entschieden republikanisch gesinnt, und keiner der Herren läßt auch nur entfernt daran zweifeln. Dies sollte der Kammer, deren große Mehrheit aus Republikanern zusammengesetzt ist, genügen, aber unglücklicherweise sind die meisten Menschen so geartet, daß geringfügige Meinungsverschiedenheiten sie in der Regel mehr in Eifer versetzen, erhitzen und erbittern als der Gegensatz und Widerstreit in Ansichten, Fragen und Sorgen ersten Ranges. Wir Deutsche haben — allerdings erst nach Jahren solcher Thorheit — das Kartell der reichstreuen Parteien gegen die reichsfeindlichen Demokraten, Ultramontanen und Sozialisten zu Stande kommen und bis jetzt fortbestehen sehen. In Frankreich scheint ein solches Kompromiß der Republikaner bei Wahlen und im Parlamente, das zur Erhaltung der bestehenden Staatsform vortreffliche Dienste leisten würde, schwerer erreichbar, ja kaum denkbar. Ein französischer Radikaler haßt einen Opportunisten glühend, obwohl dessen Partei der seinen so viel zugestanden hat, daß es kaum noch etwas zuzugestehen giebt. Ferner hat man mit Portefeuilles hier so verschwenderisch um sich geworfen, daß so ziemlich jedermann eines zu erwarten berechtigt erscheint, was den persönlichen Ehrgeiz

wach erhält. Mindestens ein halbes Hundert Staatsmänner und Staatsmännchen opportunistischer Farbe sagen sich jetzt von Tirard, der das neue Kabinet zusammengelesen und auf die Schnur gereiht hat: Der hätte auch besser wählen, d. h. mich nicht übersehen sollen, und ähnlich empfinden sicher auch viele Radikale diese Blindheit für ihre Fähigkeiten und Verdienste, schmollen und grollen. So giebt es keinerlei Gewißheit, daß auf Grund des Umstandes, daß die Mitglieder des neuen Kabinets in zwei Gruppen, eine opportunistische und eine radikale, zerfallen, dies Kabinet nun sich auch der Unterstützung beider Parteien in der Kammer auf die Dauer erfreuen wird. Fällt es aber, so giebt es sehr wahrscheinlich eine Krisis, die nicht bei den Ministern stehen bleiben, sondern auch den Präsidenten der Republik in ihren Strudel ziehen wird. Kein Zweifel, das Land verlangt jetzt nicht eine Gesellschaft mehr oder minder dunkler politischer Ehrenmänner, die die Ämterbeute unter sich und gute Freunde teilen, sondern einen Mann, der es mit fester Hand aus dem alten parlamentarischen Sumpf und Nebel herausführt. Carnot konnte und könnte vielleicht noch etwas der Art sein, er hatte und hätte möglicherweise noch Gelegenheit. Er konnte ein Geschäftsministerium aus Senatoren und achtbaren Fachleuten, die außerhalb der parlamentarischen Kreise groß geworden waren, bilden und dafür ein Vertrauensvotum bis auf weiteres verlangen, wogegen er sofortige Auflösung der Kammer zu dem Zwecke darbieten konnte, daß Frankreich vor dem Mai, d. h. vor Beginn der großen Ausstellung durch Neuwahlen seine Entscheidung treffe. Herr Carnot aber betrachtet wie Grévy den Parlamentarismus als unantastbares Heiligtum, sich als nichts, als willenlos und einflußlos von rechtswegen, die Präsidentschaft als eine bloße Gallion am Staatsschiffe, ein zwar sehr schmuckvolles, aber zugleich sehr nutzloses Zubehör derselben. Die Gefahr solcher Entsagung und Enthaltsamkeit, solcher Abdankung vor einem Götzenbilde der Doktrin war immer groß, und sie ist gegenwärtig um so größer und ernster, als die Boulangerei Paris mit einer demokratischen Diktatur bedroht, und anderseits die Sozialisten unter der ihnen von der Republik seit anderthalb Jahrzehnten gewährten Duldung soweit gediehen und dreist geworden sind, daß sie sich vermessen zu können glauben, morgen schon „auf die Straße herabzusteigen.“ Gefahren wie diese lassen sich mit schönen Worten, Formeln aus dem alten Vorrat, schwächlichen Änderungen, hier und da ein bischen und zur Not dort noch etwas, nicht beschwören, sondern nur mit energischer Gründlichkeit, wenn es nicht anders geht, mit Blut und Eisen. Das bringt aber nur eine heroische Natur fertig, nicht die Pygmäenschar, die heute an die Stelle der früheren Pygmäenschar getreten ist, um die Republik aus der Not zu retten, in die sie der Parlamentarismus verfahren hat. Auch Boulanger ist, wenn nicht alles trügt, kein Heiland, kein Held für solche Erlösung, möglicherweise etwas mehr als ein Bühnenheld, aber aller Wahrscheinlichkeit zufolge wenig mehr.

Frankreich feiert demnächst das Jubelfest der großen Revolution, die es

vor hundert Jahren erlebte, und es wird dabei viel Weihrauch verbrannt und wenig daran gedacht werden, daß das Ereignis auch seine Schatten, ja mehr Schatten als Licht hatte. Jedenfalls muß die Lage auffallen, in der sich Frankreich jetzt, ein Jahrhundert nach dem Umsturze, befindet, namentlich wenn man sie mit den überschwänglichen Lobliedern vergleicht, mit denen man ihn damals begrüßte, und die seine Helden, die Radikalen, die Demokraten, noch heute in die Welt hinaus nachsingen. Wir leugnen die Lichtseite nicht, da aber so viel davon geredet worden ist, so wollen wir auch einmal die dunkle betrachten. Renan machte neulich einmal Claretie, den neuen Akademiker, darauf aufmerksam, daß alles wirklich gute und große der französischen Litteratur aus dem achtzehnten Jahrhundert stamme, und das neunzehnte uns, namentlich zuletzt, nur „Düngerhaufen-Gemälde," Orgien des Naturalismus und Werke so mangelhaft in der Form gegeben habe, „daß sie nicht fortleben könnten." Das ist übertrieben, aber im wesentlichen unwiderlegbar. Und ebenso steht es mit dem staatlichen und dem gesellschaftlichen Leben, mit den Sitten und Gewohnheiten des Volkes und hundert andern Dingen. Feinheit, Artigkeit, Maß und Milde des Denkens und Empfindens sind den Franzosen mehr und mehr abhanden gekommen. Sie vertragen sich nicht mit der revolutionären Methode, nicht mit dem Neide, nicht mit seiner Tochter, der Gleichheit; es soll wie nichts Hohes und Niedriges, so auch nichts Feines und Grobes mehr geben, und da Grobheit sich leichter anschaffen läßt als Feinheit, ist man zu ihr oder doch auf mittelfeines Niveau wie in andern Beziehungen überhaupt zur Mittelmäßigkeit herabgestiegen. Die Revolution übte einen begreiflichen Zauber auf die benachbarte Welt, aber sie trug in ihrem ganzen Wesen und in allen ihren Wirkungen den Charakter des Gewaltsamen, des Übertriebenen, des Brechens, nicht des Bauens. Unaufhörlich zerstörte sie wieder, was sie für den Augenblick geschaffen hatte. So die konstitutionelle Monarchie, so die Republik in der einen und der andern Gestalt, dann nach Unterbrechung fortwirkend das Kaisertum durch die von ihr geerbte Sucht, zu zerstören, an sich zu reißen und sich aufzudrängen. Und dieses wilde Feuer brach immer von neuem wieder aus und ließ es nie zur Stetigkeit, nie zu dauerndem Gedeihen, nie zu einem haltbaren Staatswesen kommen, wie bei den Nachbarn, wo es in der Schule des Gehorsams gezähmt wurde und sich nun in eine heilsame Triebkraft verwandelte. Deutschland hat, während Frankreich ohne Aufhören Revolutionen und Staatsstreiche, d. h. Revolutionen von oben erlebte und davon immer von neuem durcheinandergeschüttelt wurde, sodaß es selten zur Besinnung kam und am Fortschritte arbeiten konnte, von Geschlecht zu Geschlecht sich weiter und höher entwickeln und sich endlich im Innern zu der materiellen Blüte, die jetzt mehr und mehr von jedermann draußen erkannt und bewundert wird, nach außenhin und im Verhältnis zu der ganzen europäischen Völkerfamilie zu der großen friedlichen Weltmacht ausbilden können, die nur revolutionären Staaten, nur den von Ruhm- oder

Rachsucht oder von Eroberungslust zum Umsturz der bestehenden Verhältnisse bewegten Mächte nicht als ein Segen erscheinen kann. Frankreich ist ein stets glimmender Brand, eine stete Bedrohung, aber durch das revolutionäre Fieber, das als Parlamentarismus fortwütet, wechselt und immer wechselt, geschwächt, gesunken, verhältnismäßig einflußlos geworden. Vielfach widerspricht die Republik ihren eignen Grundsätzen. Oder wäre dort etwa mehr Freiheit als bei uns oder in England? Wären die „Menschenrechte“ dort, wo die Phrase erfunden wurde, höher geachtet als hier? Im Gegenteil, wir kennen weniger polizeiliche Einschränkung, und wir dürfen uns in allen Stücken weit uneingeschnürter bewegen als der Franzose unter seinem Präfekten, obgleich beide bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit „mit hohen Augenbrauen“ reden und rühmen, daß sie in Freiheit schwimmen wie die Fische im Wasser. Welcher Kenner der Verhältnisse wollte in Abrede stellen, daß ein Deutscher oder ein Engländer viel gesicherter gegen richterliche Unterdrückung oder administrative Brutalität dasteht als ein französischer Republikaner, wie wohlgefällig dieser auch seinen Titel „Bürger“ zur Schau stellt? Wie unendlich mehr Duldung herrscht diesseits des Rheins und der Vogesen als drüben, wo man nur die Juden unverfolgt läßt, ja sich von ihren Finanziers mittelbar, von ihren Advokaten, die bei einigem Talente und ihrer immer vorhandenen strebsamen Vordringlichkeit unfehlbar emporkommen, unmittelbar, in der Eigenschaft von Ministern oder Diktatoren, beherrschen oder ausbeuten läßt! Wie sich auf politischem Gebiete nur der hier vollkommener Freiheit erfreut, der zur gerade herrschenden Partei gehört, so genießt auf religiösem Gebiete nur der Religionslose Duldung neben dem Mosaiker. Jede triumphirende Partei verfolgt abwechselnd die Anhänger der gegnerischen Gruppe und teilt die Beute, die sie ihnen lassen müssen, und barmherzige Schwestern wurden aus ihren Spitälern verjagt, weil sie mit ihren Kranken gebetet oder zu Sterbenden von Gott und dem Himmel gesprochen hatten, Mönche bestrafte man mit Landesverweisung, weil sie des Verbrechens angeklagt und geständig waren, Kindern die Bibel lesen gelehrt zu haben. Das sind einige von den Früchten der Revolution, zu deren Feier man sich anschickt. Die Freiheit, die sie brachte, ist noch heute keine Göttin, mild, wohlwollend, Gedeihen spendend, sondern eine unablässig zerschmelzende, fressende, zwecklos umgestaltende Flamme. Die immer von neuem wiederkehrende Revolution aber vergleichen wir mit einer Überschwemmung, aber nicht mit der des Nil, die befruchtet und Reichtum erzeugt, sondern mit einem Dammbruch, durch den das salzgeschwängerte Meer nach den Wiesen und Feldern des Strandes strömt und nach seinem Abflusse Salzboden und Unfruchtbarkeit zurückläßt, schwer oder niemals zu bessernde Unfruchtbarkeit.

Das Programm des neuen Ministeriums, das vorige Woche in der Kammer vorgetragen wurde, läßt sich recht angenehm lesen und sollte auch den Deputirten einleuchten. Unzweifelhaft hat es Recht, wenn es auf Erledigung

des Budgets für 1890 und Sicherung des Erfolgs der Weltausstellung dringt und für diese Zwecke die Mitwirkung der Abgeordneten beansprucht. Wenn die Regierung aber ihrerseits in ihrer Erklärung für diese zweite Aufgabe als Mittel und Wege eine großangelegte, duldsame und weise Politik in Aussicht stellt, so wird die Erfüllung dieser etwas ruhmrednerischen Versprechung abzuwarten sein. Hübsch stilisirte Worte klingen gut, aber erst verständiges, thatkräftiges Handeln ist gut, und gerade von den Opportunisten, die jetzt in der Mehrzahl der Minister wieder einmal am Ruder des Staatsschiffes stehen und dessen Kurs bestimmen, gilt das Sprichwort: Man soll den Tag nicht vor dem Abende loben. Weiter heißt es: „Das Kabinet wird es als seine Hauptaufgabe betrachten, unter den dermaligen Umständen für alle Republikaner, für alle der Sache der Ordnung und Freiheit ergebnen Franzosen" — man beachte: die Ordnung zuerst, die Freiheit nachher — das Feld zu bereiten für ein energisches und entscheidendes Handeln, das darauf abzielt, die Herrschaft des Friedens, der Gerechtigkeit und des Fortschritts zu verteidigen, die unser Land seit Begründung der Republik für sich aufrichten wollte." Wollte! sagen wir und denken an das biblische Bekenntnis: Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen des Guten fehlet mir. Hat man jetzt das Zeug, weiß man das Wie zu solchen Vorsätzen, ist man heute wirklich im Besitze der Kraft dazu, die man gestern noch entbehrte? Vielleicht ist in der Stille ein Wunder geschehen, eine Erleuchtung der Partei vor sich gegangen, ein Arkanum, eine Panacee entdeckt worden, sonst sind es in der That nur Worte, leerer Schall und Pomp. Bescheidener klingt es und weniger unklar, wenn wir weiter lesen, daß „Frankreich inmitten seiner Beunruhigung sich auf sich selbst besinnen muß," was übrigens schon Rußland nach dem Krimkrieg durch Gortschakoff von sich erklären ließ, sodaß es nicht original ist. Zum Schlusse wird dann „den pflichtgetreuen Beamten voller Schutz versprochen," und hinzugefügt, das Ministerium sei „entschlossen, alle Maßregeln zu ergreifen, welche die Aufrechthaltung der Gesetze und die Achtung vor der Republik zu sichern und aufrührerische Unternehmungen zu vereiteln und nötigenfalls zu unterdrücken geeignet seien." Die Kammer scheint sich von der „groß angelegten Politik" der Gambettisten nicht zu viel versprechen. Sie nahm sie mit eisiger Kälte auf.

Besser lautet die Nachricht, daß der neue Minister des Innern gegen die Frechheit der Patriotenliga eingeschritten sei, und daß er eine große Arbeiterkundgebung in Paris vereitelt habe. Zwei Gruppen der Sozialisten hatten von seinem Vorgänger Floquet Regelung der Löhne und der Arbeitszeit sowie staatliche Versorgung der Arbeitsunfähigen nach den Beschlüssen der Kongresse von Bordeaux und Troyes verlangt, Floquet hatte auf Sonntag den 24. Februar einer Deputation Empfang und Antwort in der Sache zugesagt. Constans aber schlug den Empfang, zu welchem 30000 Arbeiter die Deputation durch die Straßen begleiten wollten, rundweg ab und empfahl

den Polizeipräfekten strenge Maßregeln zur Verhinderung der Demonstration, worauf diese Kundgebung sowie ähnliche, die in Lyon, Marseille, Bordeaux und Lille beabsichtigt waren, unterblieb. Ein solches Quos ego wäre am Ende auch für die Boulangerei und die mit ihr verbündete Masse der verschiedenen Gegner der Republik angebracht und von einigem Erfolge. Es hieße jedoch die Klugheit dieser Gegner stark unterschätzen, wollte man hoffen, sie würden der Regierung selbst die gesetzlichen Waffen zum Einschreiten gegen sich in die Hand spielen. Irgendwelches herausfordernde Auftreten dieser Leute, das im gegenwärtigen Augenblicke stattfände, würde unfehlbar den Zusammenschluß der Kammermehrheit zur Folge haben. Das soll aber gerade verhindert werden, und deshalb werden Boulanger und seine Verbündeten vorerst wahrscheinlich die Regierung und die republikanische Kammermehrheit sich selber überlassen.

Deutsche Stimmungen

beim Eintritt in das letzte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts

Von Woldemar Wenck

Die gewaltigen Erregungen und Spannungen, die durch die ersten, großen Schläge der französischen Revolution — im Jahre 1789 — in das geistige Leben der Deutschen gebracht worden waren, setzten sich in das folgenden Jahrzehnt hinein fort, in einer Weise, daß man wohl sagen kann: seit den Tagen der Reformation war niemals durch die innere Entwicklung des einen Volkes das Denken und Fühlen des andern so mächtig beeinflußt worden. Sowohl in der andauernden Konzentrirung des Interesses auf die politischen Fragen, als in der Ausbreitung dieses politischen Interesses auf weitere Volkskreise gab sich das zu erkennen. Wenn bereits in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Zunahme politischer Reflexion und Schriftstellerei in Deutschland manchen in Verwunderung gesetzt hatte, wie weit trat alles zurück gegen die jetzt hervorgebrochene Teilnahme und die Schnelligkeit ihres Wachstums! „Glückseliges Zeitalter! Bald wird unser Deutschland lauter Politiker und lauter Genies aufweisen,“ spricht sich eine Stimme im Berliner Journal über das Unmaß politischer Diskussion aus, das man sich gefallen lassen müsse. Zur kurrenten

Münze seien eine Menge von Ideen geworden, die man bisher nur in den Büchern der Philosophen gefunden. Hier wie anderwärts, heißt es in einem Bericht aus dem Hildesheimischen, sei die Zeit vorüber, wo der Bauer nichts gekannt habe als seinen Katechismus, Gesang- und Gebetbuch; er lese Zeitungen, die Reden der Freiheits- und Gleichheitsapostel seien ihm nicht unbekannt. „Die französische Revolution verdrängt durch ihr gewaltiges Interesse alles," sagt Archenholz in seiner Minerva 1793; „die besten Gedichte bleiben ungelesen; man greift nur noch nach Zeitungen und solchen Schriften, die den politischen Heißhunger stillen"! Wir sehen: selbst die schöne Litteratur schien den breiten Raum, den sie eine Zeit lang in dem Leben und Streben der Nation eingenommen hatte, an die Politik verlieren zu sollen. „Ich weiß wohl," sagt Tiedge bei Ankündigung einer neuen Sammlung seiner poetischen Episteln, „daß Poesie jetzt kaum noch als ein Nebengericht in einem Journal genossen wird." „Erst müssen die Deutschen weniger politisch, philosophisch und altklug werden, sonst kommt der kindliche Greis immer noch zu früh," so schrieb Johann Heinrich Voß an seinen Freund Gleim, indem er die Vollendung und Veröffentlichung seiner Homerübersetzung auf eine gelegenere Zeit hinausschob. Das bekannteste nach dieser Richtung hin sind wohl Schillers Worte bei Ankündigung seiner Horen, zu Ausgang des Jahres 1794. Aus der starken Gewalt, mit der politische Begebenheiten und Meinungsverschiedenheiten alles gefangen genommen hätten, leitet er das dringende Bedürfnis her, „die dadurch eingeengten Gemüter durch ein allgemeineres und höheres Interesse an allem, was rein menschlich und über allem Einfluß der Zeiten erhaben, wieder in Freiheit zu setzen und die politisch geteilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen." Hatte doch jene Gewalt sich auch in dem Kreise, aus welchem die Horen hervorgingen, aufs heftigste spüren lassen! „Sie stritten, daß sie alle zugleich schrieen," so schrieb Frau von Stein 1791 von der Bewegung, in der sie die Träger von Deutschlands litterarischer Herrlichkeit zu Weimar um politischer Dinge willen gefunden hatte.

Fragen wir nun aber angesichts einer so starken, durch die Revolution hervorgerufenen Beschäftigung mit politischen Dingen, welche Stimmung oder welches Urteil denn dieser Revolution selbst gegenüber, ob Gunst oder Ungunst, das vorwiegende gewesen sei, so ist wohl leicht zu erkennen: jener Enthusiasmus, wie er im Sommer 1789 Jung und Alt, Hoch und Gering, mit sich fortgerissen hatte, konnte sich in solcher Allgemeinheit nicht behaupten. Je heftiger die Revolution in ihrem weitern Fortgang gegen die bis dahin vorherrschenden Klassen des französischen Volkes anlief, desto weniger konnte es, bei der starken Verwandtschaft in Zuständen und Zusammensetzung aller abendländischen Nationen, auch in Deutschland an Kreisen fehlen, die durch ihre eigensten Interessen, Anschauungen und Empfindungen mit einem Widerwillen gegen diese Revolution erfüllt wurden. Und dazu nun wie vieles, wodurch die

Revolution das gesunde Urteil und die allgemeinmenschlichen Gefühle auch des Unbefangensten gegen sich aufregen mußte! Schon über die gräuelvollen Szenen, unter denen, am 5. und 6. Oktober 1789, die Überführung Ludwigs XVI. und der Nationalversammlung aus Versailles nach Paris ins Werk gesetzt worden war, vermochte mancher aufrichtige Freund der französischen Freiheit nur mit schwerer Mühe hinwegzukommen. Man denke sich ferner die Nationalversammlung in ihrer schlecht verhehlten Unlust oder Unfähigkeit, mit der königlichen Gewalt aufrichtig gegen die einreißende Anarchie zusammenzuwirken; man denke an jene Verfassungsberatungen, bei denen schon im Spätsommer 1789 einem Deutschen die Erfahrung alter, ökumenischer Kirchenversammlungen durch den Sinn gehen mochte, „daß auch die respektabelsten Männer, unter einem Dache versammelt, zu Pöbel werden könnten." Ich unterlasse es, auch nur in allgemeinsten Andeutungen das Ärgerliche und Verwerfliche in der ferneren Entwicklung der Revolution herauszuheben — das immer stärkere Empordringen der übelsten Volkselemente, die wachsende Gewaltsamkeit in tausend Erscheinungen, bis endlich die Gefangensetzung König Ludwigs (10. Aug. 1792) und die Septembermorde in die Schreckenszeit der blutigen Konventsherrschaft hinüberführten. Vieles ist ja wohl von Schriftstellern einer spätern Zeit, aus Parteigesichtspunkten oder für sonstige Zwecke, zu Tage gefördert worden, um auch das Ärgste und Schlimmste in jenen Vorgängen, teils als große Notwendigkeit zu rechtfertigen, teils als heroische Kraftproduktion des Weltgeistes in ein glänzendes Licht zu setzen. Den Zeitgenossen konnte von diesem Vielen nur das Wenigste in den Sinn kommen — wie ja auch das Meiste davon neuerdings, gutenteils durch Frankreichs eigne Schriftsteller, wieder beiseite geräumt worden ist.

Als um die Mitte des Jahres 1790 der einsichtsvolle Hannoveraner Ernst Brandes, schon damals wenig erbaut von dem Gange der Dinge in Frankreich, seine „Betrachtungen über die französische Revolution" schrieb, warf er zum Schlusse einen Blick auf das Verhalten der verschiedenen Gesellschaftskreise in Deutschland zu dem Gegenstande der allgemeinen Aufmerksamkeit. Bei dem Adel und den Geschäftsmännern (was damals, in solchem Zusammenhang, immer die im öffentlichen Dienst angestellten bedeutet) findet er die Besorgnis vor Anarchie überwiegend; bei den Theoretikern, bei den denkenden Köpfen aus dem dritten Stande herrsche die schrecklichste Abneigung gegen den Despotismus vor, den sie — nicht ganz mit Recht — nur in der unbeschränkten Gewalt eines einzelnen suchten. Mancher sehr kluge und sehr einsichtige Geschäftsmann aber, bekannt mit dem auf dem Volke ruhenden Drucke und den schädlichen Prätentionen des ersten Standes, lasse sich zu einer lebhaften Parteinahme für die Nationalversammlung verleiten. Zu ihnen schlage sich auch der große Teil derjenigen Menschen aller Stände, die ihre Bildung der Büchergelehrsamkeit und nicht ihrer eignen Beobachtung der Welt verdankten. Von dem Miß-

behagen vieler Geschäftsmänner an dem französischen Verfassungswerke, anderseits von den Freiheitsdeklamationen und dem wenig gediegenen Enthusiasmus der meisten gens des lettres redet gelegentlich auch Brandes jüngerer Landes- und Gesinnungsgenosse Rehberg.

Man sieht: lebhafte Verstimmung gegen den Gang der französischen Dinge, starke Mißbilligung des dort geschehenden, waren jetzt in Deutschland an mehr als einer Stelle zu finden. Schon aus den angeführten Worten von Brandes aber — wenn man darnach versuchen wollte, gewissermaßen die Summen der Revolutionsfreunde und -Feinde in ungefährem Überschlag sich zusammenzurechnen — möchte sich dasselbe ergeben, was uns noch deutlicher aus einer um zwei Jahre jüngeren Schrift des gleichen Schriftstellers, überdies aber aus einer Menge von sonstigen Zeugnissen und Anzeichen entgegentritt, daß es nämlich ein großer Irrtum sein würde an einen eigentlichen Umschlag zu denken, der in der Stimmung der Deutschen eingetreten wäre. Vielmehr blieb, trotz der Abschwächung der ursprünglichen Begeisterung und indem die Meinungen sich schieden, doch bei der großen Mehrzahl derer, die überhaupt hier als Träger einer Meinung in Frage kommen konnten, ein sympathisches Verhalten zur französischen Sache das Vorwaltende; eine starke Neigung, diese Sache in engstem Zusammenhange mit der Sache politischer Freiheit und menschlicher Vervollkommnung zu denken, erhielt sich bei der ganz überwiegenden Mehrzahl derer in Kraft, die von den Bewegungen der Zeit innerlich berührt wurden.

Große Verschiedenheiten in dem Wärmegrade und in der Ausdrucksweise dieser Neigung waren ja allerdings, je nach Landschaft, nach Bildungsstufe und anderm, zu verspüren; gewiß aber wußte Johannes Müller recht gut, was er meinte, wenn er im März 1790 einem Freunde von dem alles pervadirenden Geiste der Freiheit sprach. Er, der noch vor kurzem, gegenüber der Million wohldisziplinirter Krieger, die zu den Fürsten standen, die Sache der Völker fast verloren gegeben hatte, wollte jetzt in den meisten adlichen Korporationen nur noch ein caput mortuum erblicken. In seiner rheinischen Atmosphäre mochte der schweizerische Gelehrte und Staatsmann, damals beim Kurfürsten von Mainz in Diensten, derartige Betrachtungen sich besonders nahe gelegt finden. Die Richtigkeit der Bemerkung, daß fast allen Reichsständen die fürchterlichsten Revolutionen ihrer Unterthanen bevorstünden, so läßt sich im März 1791 eine Stimme vernehmen, müßte wenigstens in diesen Gegenden jeder Deutsche einsehen. Zu Frankfurt wollte man im September 1790, bei dem prunkvollen Einzuge der kurfürstlichen Gesandten zur Kaiserwahl Leopolds II., das Wort aus der Menge gehört haben: Das sind die letzten Seufzer der sterbenden Aristokratie. In Mannheim entwarf einige Zeit darauf Iffland in einem Trauerspiel „Die Kokarden“ ein Schaudergemälde von Zuständen, wie sie nun auch für deutsche Städte zu erwarten wären; wegen der düstern Farben, deren er sich bedient hatte, zur Rede gesetzt, berief er sich auf die

Erscheinungen in seiner Umgebung. In dem Württembergischen Lande, wo die noch frischen Erinnerungen an Karl Eugens Despotismus und seinen Kampf mit den Landständen den Eindrücken der französischen Revolution einen günstigen Boden bereiten mochten, rief der Dichter Schubart — er selbst einst, in langer Kerkerhaft, ein Opfer des Despoten — in seiner „Deutschen Chronik" sein schwäbisches Publikum zu heller Bewunderung des im Westen aufgegangenen Lichtes empor. In der Lieblingsstiftung Karl Eugens, der Karlsschule, beging eine Anzahl von Zöglingen in geheimer Feier am 14. Juli 1790 den Jahrestag der Bastillenerstürmung; der Bruder eines frommen Dichters späterer Tage, der reichbegabte Georg Kerner, warf dabei den Adelsbrief seiner Familie, den er zu diesem Zwecke an sich gebracht hatte, ins Feuer. Und ebenso wenig, wie hier die militärische Disziplin der fürstlichen Lehr- und Erziehungsanstalt, verhinderte an der Tübinger Universität die klösterliche Zucht des sogenannten Stiftes das Eindringen des neuen Geistes, in welchem sich dort Jünglinge von bedeutender Zukunft, Hölderlin, Schelling, Hegel u. a. zusammenfanden. Gar verwunderlich ist auch, aus diesem Württembergischen Lande, die Festrede bei der offiziellen Stuttgarter Feier des herzoglichen Geburtstages im Jahre 1792 zu lesen; der Redner wagte es, sich darin über die Schwächen und Schäden von Reichs- und Landesverfassung in einer Weise auszulassen, daß eine Wendung von fast humoristischer Kühnheit dazu gehörte, um schließlich den Weg zu der obligaten Huldigung für den hohen Gefeierten zu finden.

Aber auch in minder beweglichen oder von Frankreich entferntern Bevölkerungen als den rheinischen oder schwäbischen war das Wehen eines gleichen Geistes zu empfinden. Ja obschon ärmer an tumultuarischen Nachahmungen des französischen Beispiels, war man doch an eigentlichem Verständnis für die Gedanken, die die französische Revolution bewegten, in Nord- und Mitteldeutschland vor dem Süden und Osten entschieden voraus. Fand man sich doch dort durch die viel größere Verbreitung der Aufklärung für die Erfassung jener Gedanken ungleich besser vorbereitet, als in den geistlichen Herrschaften des Westens oder in den pfalzbairischen Landen, wo die spärlich verstreuten Anhänger moderner Ideen erst vor kurzem durch die arge Illuminatenverfolgung genötigt worden waren, zu entweichen oder doch von der Oberfläche zu verschwinden.

Von Berlin aus richtete damals einer der wunderlichen Gesellen jener Tage, der sich aber immer eine gewisse Beachtung zu schaffen wußte, August Friedrich Cranz, in düster mahnendem Tone ein „Wort der Beherzigung an die Fürsten und Herren Deutschlands." Er spricht (1790) von der politischen Influenza, welche, wie die physische Krankheit dieses Namens vor acht Jahren vom Norden her, so jetzt vom Westen her alles überziehe. „Hört mich, ihr Fürsten, und merkt auf meine Rede, ihr Regenten der Erde, denn ich habe

Gotteswort an euch" — so beginnt er, in des Propheten Weise, seine Ansprache. Die Zeit der Revolutionen sei angegangen und wälze sich über Europas Horizont immer näher herauf wie der dämmernde Morgen oder — wie die allmählich einbrechende Nacht, die Zeit von Revolutionen, welche nicht, wie die der Vorzeit, gegen unerträglichen Tyrannendruck in plötzlichem Stoße vereinzelt hervorbrächen, sondern vielmehr, durch die moderne Aufklärung von lange her vorbereitet, aus allgemeinen tieferliegenden Antrieben auch wohlwollende Regierungen und gedeihliche Staatsverhältnisse mit Erschütterung heimsuchten.

Was Preußen und insbesondre Berlin betrifft, so war dort eine scharfe und freie Art, sich auszusprechen, schon in Friedrichs des Großen Tagen dem Fremden aufgefallen und äußerte sich eben zur Zeit des Ausbruchs der französischen Revolution bei einem lebhaften Gegensatze, in welchem sich der größere Teil der Gebildeten zu der hervorstechendsten Willensrichtung von Friedrichs des Großen Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., befand. Nur bewegte sich der Gegensatz freilich um Fragen und Streitpunkte ganz andrer Art, als die in dem französischen Kampfe zwischen Volk und Königtum die Hauptrolle spielten. Es handelte sich in Preußen weniger um Staats- und Gesellschaftsformen; am wenigsten dürfte man denken, daß eine sofortige Mißachtung des preußischen Staatsgebäudes, gegenüber dem im Werke befindlichen französischen Neubau, eingetreten wäre. Wohl verfolgte man auch in Preußen, wie anderwärts, den Gang der französischen Dinge mit lebhafter Teilnahme, und der größte Philosoph der Zeit, Immanuel Kant in Königsberg, war keineswegs der einzige im Lande, der sich jetzt stärker als je zur Erörterung allgemeiner politischer Prinzipfragen angeregt fühlte. Keineswegs ging man jedoch hier in der Bewunderung der französischen Herrlichkeit in solchem Grade auf, daß man darüber den Wert des eignen Besitzes ohne weiteres hintangesetzt hätte. Ein nicht unbedeutendes Interesse, ganz geeignet, alle Preußen in einer vaterländischen Spannung zusammenzuhalten, war zunächst, bis tief in das Jahr 1790, durch die von Hertzberg geleitete auswärtige Politik gegeben, die jeden Augenblick zu einem vielversprechenden Kriege gegen Oesterreich und vielleicht auch gegen Rußland führen zu sollen schien. Überhaupt aber gab es hier in Preußen ein politisches Selbstgefühl, es gab einen Staat, der sich bisher durch seine Leistungen zum Gegenstande der Genugthuung und Anhänglichkeit für die Angehörigen gemacht hatte. Ihm ohne weiteres alle Schätzung und Beachtung zu entziehen, um etwa für ein Ideal nach französischem Zuschnitt zu schwärmen, war man hier nicht so rasch geneigt, wie in den ärgerlichen oder doch ganz unbefriedigenden Verhältnissen mancher Kleinstaaten. Das geachtetste Organ der Berliner Aufklärung, die Berliner Monatschrift, hielt sich in seinen politischen Aufsätzen von allen Überschwenglichkeiten fern und gab hier sehr verschiedenen Meinungen Raum. Ein nichts weniger als

aufklärungsfeindlicher Mitarbeiter des Blattes, v. Goßler, hebt, indem er ganz gegen die Gewohnheit der deutschen Aufklärungspolitiker vor allem die Macht des Staates nach außen ins Auge faßt, aufs nachdrücklichste hervor, daß der preußische Staat eine wahre Monarchie, daß in dem Oberhaupt alle Macht vereinigt und jede gemischte Regierungsform ausgeschlossen sein müsse. Also ganz das Gegenteil dessen, worin die französische Nationalversammlung und die Mehrzahl ihrer deutschen Verehrer das Heil suchten!

Was aber um diese Zeit die Geister in Preußen vor allem in Erregung setzte, das war der Kampf um die Freiheit auf dem Gebiete des religiösen und philosophischen Denkens. Es galt den Widerstand gegen die Anstrengungen Friedrich Wilhelms II. und seiner nächsten Vertrauten, eines Bischofswerder und Wöllner, durch neue Inkraftsetzung der kirchlichen Symbole und andre Maßregeln der Lehrfreiheit Schranken zu setzen und den positiven Kirchenglauben wiederherzustellen. So heftig nun der Widerstand gegen diese Anstrengungen war, so wurde er doch fast ohne tumultuarische Erscheinungen geleistet; höchste Behörden — Minister, Kammergerichts- oder Oberkonsistorialräte — konnten in einzelnen Fällen, ohne aus ihrer Rolle als königliche Diener herauszufallen, bis zu einem 'gewissen Punkte an der Opposition teilnehmen und die Durchführung des von oben herab beabsichtigten erschweren. Natürlich aber mußte doch auch dieser Kampf gegen einen ausgesprochenen aufklärungsfeindlichen Königswillen, bei aller Verschiedenheit der Beschaffenheit und der Erscheinungsart, dazu beitragen, in Preußen die Teilnahme an der französischen Volkserhebung gegen das Königtum zu verstärken; und wenn sich dann unter dem Eindruck dieser französischen Erhebung auch die Hitze jener preußischen Opposition steigerte, so wird man das nicht minder begreiflich finden. Zwar das oft angeführte Wort des Ritter von Zimmermann aus dieser Zeit, es gebe in Berlin Eiferer, die wohl Lust hätten, gewissen Leuten die Köpfe abzuhacken, um sie vor der Thür ihrer Aufklärungssynagoge aufzupflanzen, ist die Ausgeburt eines krankhaft überreizten Gehirns und verdient keine übergroße Beachtung; die Berliner Weisheitsmonopolisten werden aber, neben den Reformatoren mit Feuer und Schwert, auch von dem durchaus nicht freiheitsfeindlichen Körner, in einem Briefe an Schiller, als Leute genannt, die ihm schlecht behagten und gegen die er manches auf dem Herzen habe.

Sah man sich in dem außerpreußischen Norddeutschland um, so stach als die Wohn- und Wirkungsstätte derjenigen, die Körner bei dem Ausdruck Reformatoren mit Feuer und Schwert im Sinne hatte, hauptsächlich Braunschweig ins Auge. Campe — den meisten von uns nur um seines Robinson und andrer Jugendschriften willen in werter Erinnerung — hatte sich im Sommer 1789 mit dem jungen Wilhelm von Humboldt nach Paris begeben, um dort einige Wochen in der neugebornen französischen Freiheit zu schwelgen und mit einem dichten Rausche nach Braunschweig heimzukehren; hier machten

er und seine Sinnesgenossen, Trapp, Mirabeaus Freund Mauvillon und andre, in ihrem Braunschweigischen Journale und sonstigen schriftstellerischen Erzeugnissen von der Preßfreiheit des Ortes den ausgedehntesten Gebrauch. Datirte man hier schon in den ersten neunziger Jahren mitunter nach „Jahren der Freiheit" (von 1789 aus gerechnet), so beging man in Hamburg den 14. Juli 1790 als den ersten Jahrestag der Bastillenerstürmung mit einer Feier, die unter allen ähnlichen Festlichkeiten, an denen es auf deutschem Boden nicht fehlte, am meisten von sich reden machte. Klopstock, der Sänger des Messias (der auch später um Mirabeaus Tod Trauer angelegt haben soll) wurde dabei im Schmuck der französischen Nationalkokarde, das verehrte Haupt mit einer Freiheitsmütze bedeckt, gesehen; die Frauen erschienen in weißen Gewändern, von Gürteln in den französischen Freiheitsfarben umfaßt. Der Augenblick, wo die Sonne den Meridian von Paris passiren mußte — 12 Uhr 42 Minuten — wurde abgewartet, um mit einem Kanonenschuß das Zeichen zum Beginn der Feier zu geben. Man trank auf baldige Wirkung des französischen Beispiels in Deutschland, auf Beseitigung des Despotismus. Ein französisches Blatt, das Journal de Paris, freute sich, seinen Lesern von den angestimmten Gesängen zu erzählen und die eine der beiden Oden, die Klopstock zum Vortrag brachte — der Fürst und sein Kebsweib (Le despote et sa Sultane) — in französischer Übersetzung mitzuteilen. — Zu solchen Huldigungen für das französische Heil stimmte es, wenn anderwärts öffentliche Beleidigungen der Revolution aus dem Publikum heraus eine scharfe Zurückweisung erfuhren. Ein Trauerspiel und ein Lustspiel voll bittern Grimmes und platten Spottes gegen das revolutionäre Wesen — Ifflands „Kokarden" und Kotzebues „Weibliche Jakobiner" — wurden in Leipzig in der Michaelismesse 1791 gründlich ausgepfiffen, und der Regisseur mußte auf die Bühne, sich wegen der Wahl dieser Stücke zu entschuldigen. — Als ein charakteristisches Zeichen für die Atmosphäre, in der man lebte, mag endlich noch erwähnt werden, was sich in Gotha an dem herzoglichen Geburtstag der Festredner in einer Freimaurerloge erlauben durfte; sonst ein Mann von harmlos-friedlichem, wohlwollend-gemeinnützigem Wesen, verstieg er sich bei dieser Gelegenheit bis zu einer Aufforderung an die anwesenden Mitglieder vom Militärstande, für den Fall, daß ihr Einschreiten bei Volksaufläufen verlangt würde, sich einer weisen Neutralität zu befleißigen, und der Herzog war nicht zu bewegen, ihn deshalb irgendwie behelligen zu lassen.

Allgemeine Zeugnisse dafür, wie frei sich die Gedanken in der Richtung bewegten, in der sie durch die französische Revolution so mächtig vorwärts gebracht waren, ließen sich in Menge beibringen. Als alltäglicher Gesprächsstoff in weiten Kreisen werden uns Fragen bezeichnet wie die von der Pflicht des Regenten, sein Volk glücklich zu machen und über die Verwaltung seines Amtes Rechenschaft abzulegen, von dem Vertrag zwischen Fürst und Volk, an

den das Volk nur insofern gebunden sei, als der Fürst die Bedingungen erfülle. Ein ganz andrer Ton, heißt es, sei seit 1789 in der Behandlung politischer Fragen eingerissen; von Fürsten- und Volksrechten werde in einer Sprache gesprochen, stärker als man sie früher jemals gehört habe. Worüber man noch vor 10 Jahren, sagte 1792 Karl Friedrich von Moser, als ein Majestätsschänder fiskalisirt worden wäre und sich, wie Hutten dem Erasmus, das Fliehe, fliehe! hätte zurufen müssen, das werde nun auf allen Kathedern behauptet, unter kaiserlichen und königlichen Privilegien gedruckt, von den Häuptern der Völker selbst erkannt, bekannt, gelobt, gepriesen, und, gern oder ungern, befolgt.

Lange haben die Großen der Franzen Sprache gesprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde nicht floß.
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken.
Zürnet, Mächtige, nicht! Was ihr verlangtet, geschieht!

So lautet eines von Goethes venetianischen Epigrammen, die im Anfange der neunziger Jahre entstanden. Und welche Mühe wurde nicht von so manchem, der die weitverbreiteten Anschauungen zu widerlegen oder zu ermäßigen bestrebt war, daran gesetzt, diese weite Verbreitung auf ihre natürlichen Ursachen zurückzuführen und so ihres bestechenden Eindruckes zu berauben! Indem dabei die Verbreitung selbst als eine gar nicht abzuleugnende Thatsache vorausgesetzt ist, haben wir auch hierin ein neues, und zwar ein recht nachdrückliches Anzeichen dafür zu erkennen, in welchem Maße der Name der Freiheit den Zauber, den er einst auf deutschem Boden hauptsächlich in Kämpfen um Glauben und Denken gewonnen hatte, jetzt in der Beschäftigung mit politischen und bürgerlichen Ereignissen und Verhältnissen zur Geltung brachte.

Für uns aber mögen eben jene Versuche der Gegner, die starke Wirkung der Revolutionsideen in Deutschland aus andern Ursachen als ihrer innern Wahrheit zu erklären, bei einer spätern Gelegenheit den Gegenstand der Aufmerksamkeit abgeben.

Pädagogische Phrasen

Eine beliebte Wochenschrift hat sich das Verdienst erworben, Männer von Bedeutung zu kurzen Äußerungen über unser Unterrichtswesen zu veranlassen, die sie unter der Überschrift: Gedenket eurer Kinder! zusammenstellt. Darunter findet sich manches köstliche Samenkorn, das, im Boden empfänglicher Leserherzen keimend, reiche Frucht bringen kann. Aber auch hochtönende Orakelsprüche laufen mit unter, die Großes zu sagen scheinen, in Wirklichkeit aber nur Nebelbilder eines Idealzustandes vorgaukeln, die sich nicht in feste Formen bringen lassen. Es mag ja recht unhöflich, wo nicht grausam sein, die Freude an solchen Bildern zu zerstören, aber es ist notwendig; notwendig gerade im Interesse der Kinder. Denn wo man sich an den großartigen Umrissen unausführbarer Reformpläne weidet, da wird das Kleine und Ausführbare als trocken, kleinlich und pedantisch verschmäht. Während die Zeitungen über die Abschaffung des Griechischen und Lateinischen debattiren, was ein ganz müßiger Zeitvertreib ist, verabsäumen sie es, auf Fehler in der Methode des Sprachunterrichts hinzuweisen und auf ungeeignete Lehrbücher aufmerksam zu machen, wodurch sie tausenden von Schülern eine wirkliche Erleichterung verschaffen würden. Manche Zeitungspädagogen fordern die Einführung der „biologischen Methode" in die Schule und wollen den Unterricht mit dem Urnebel begonnen wissen. Weit nützlicher würden sie sich machen, wenn sie auf Einrichtung pädagogischer Seminare für die akademischen Lehramtskandidaten dringen wollten. Das wäre eine wirkliche Wohlthat für die Schüler, sintemal die Not der lieben Jugend häufig bloß von der mangelhaften pädagogischen Schulung ihrer nur allzu gelehrten Herren Lehrer herrührt. Die „biologische Methode" wird sofort in ihr Nichts zurücksinken, wenn man die Biologen auffordert, Lehrpläne und Schulbücher auszuarbeiten.

Also es mischen sich unter die Fruchtkörner der pädagogischen Autographensammlung auch taube Nüße. Prüfen wir nur zwei der letztern auf ihren Inhalt.

„Die Einheit unsrer höhern Schulbildung kann gegenwärtig nicht mehr in der Alleinherrschaft der klassischen Sprachen bestehen, sondern (ist hier als Prädikat kann, soll oder muß zu ergänzen?) teils in der stofflichen Verknüpfung der Lehrfächer unter einander, teils in der harmonischen Vereinigung aller

Bildungselemente zu einer schönen menschlichen Persönlichkeit und in der Herrschaft einer edeln Gesinnung über das ganze geistige Wesen. Wahre Humanität in diesem Sinne zu pflegen ist schönste Aufgabe der Schule."

Zuvörderst: was ist mit der „Einheit unsrer höhern Schulbildung" gemeint, die Zusammenfassung der Erkenntnisse zu einer bestimmten Weltansicht im Geiste des Schülers, oder die Gleichartigkeit des erworbenen Wissens bei allen, welche die Schule besucht haben? Ferner: ist es nicht mindestens eine starke Übertreibung, von Alleinherrschaft der klassischen Sprachen zu reden? Sodann: wie kann man so ungleichartige Dinge wie Lehrgegenstände und Methoden zu Gliedern einer Alternative machen! Ich würde es verstehen, wenn gesagt würde: nicht Latein und Griechisch sondern Deutsch muß den beherrschenden Mittelpunkt des Unterrichts bilden; oder auch: die einzelnen Fächer dürfen nicht zusammenhanglos neben einander liegen bleiben, sondern müssen unter einander zu einem Ganzen verknüpft werden. Aber nicht Latein, sondern — Verknüpfung, das verstehe einer! Ob Latein, ob Deutsch, ob Mathematik das herrschende Fach ist, der Unterricht kann von Fachlehrern erteilt werden, die sich nicht um einander kümmern, oder die einzelnen Fächer können zu einem Ganzen mit einander verknüpft werden, was, nebenbei gesagt, nicht gut möglich ist, wenn nicht wenigstens die Hauptfächer in der Hand eines einzigen Lehrers liegen.

Nun entsteht die große Frage: was für ein Ganzes ist es, zu dem die mancherlei Erkenntnisse verknüpft werden sollen? Doch ohne Zweifel ein Weltbild, das als sein Gegenbild eine bestimmte Schülerindividualität hervorruft. Aber welches Weltbild, und welcher Schülercharakter? In Beziehung auf den zweiten Punkt sagt der Verfasser, was er will; oder vielmehr, er sagt es nicht; denn nachdem wir ihn gehört haben, wissen wir so viel wie vorher: „harmonische Vereinigung aller Bildungselemente zu einer schönen menschlichen Persönlichkeit." Was versteht er unter einer „schönen menschlichen Persönlichkeit?" Den „schönen und guten Mann" der Alten, in welchem die Kräfte des Körpers und Geistes gleichmäßig ausgebildet sind, so daß seine Erscheinung, sein Benehmen und seine Unterhaltung einen angenehmen Eindruck machen? der nach geistigen Gütern strebt, ohne dem Leibe sein Recht zu versagen? der die Leidenschaften nicht unterdrückt, sondern nur in ihrer Befriedigung Maß hält? Oder was man im vorigen Jahrhundert „schöne Seelen" nannte, nämlich ästhetisch angehauchte Pietisten? Oder Asketen, die durch Abtötung des Leibes die höchste Seelenschönheit zu erringen hoffen? Oder große Geister und starke Charaktere, die Gewaltiges vollbringen, der Welt ihren Willen aufzwingen und brechen, was sich nicht biegen mag? Oder den Mann des kategorischen Imperativs, der in nie versagender Ordnung und Pünktlichkeit seine tägliche Pflicht erfüllt? Eher kann doch der Lehrer seine erhabene Bildnerarbeit nicht beginnen, als bis er weiß, zu welcher Schönheit er das Wachs der jungen Seelen formen

soll. Die „reine, edle Gesinnung“ hilft uns nicht weiter, denn mit socher prahlen die Vertreter aller Richtungen. Wenn, wie das Wort „Humanität“ im Schlußsatze anzudeuten scheint, das klassische Humanitätsideal gemeint sein sollte, dann müßte man es seltsam finden, daß gerade die Erzeuger dieses Ideals, die Griechen, in der Schule entthront werden sollen.

Daß wir es nur gerade heraussagen, um was es sich handelt: in dem kritisirten unklaren Ausspruch giebt sich eine Sehnsucht kund, die unzählige Gemüter erfüllt, die Sehnsucht nach jener Erziehung aus einem Geist und aus einem Guß, wie sie vormals der Hellenenknabe genoß, und wie sie der Sohn des korangläubigen Türken noch heute genießt. Leider muß diese Sehnsucht ungestillt bleiben. Ehe die Jungen zu einer geschlossenen, einfachen, folgerichtigen Weltansicht erzogen werden können, müssen die Alten sich erst über eine solche einigen, und an Einigung ist gar nicht zu denken. Selbst wenn es im Kulturkampf gelungen wäre, durch Ausrottung des Katholizismus die Lage zu vereinfachen, so würden wir in Deutschland immer noch vier verschiedene Richtungen haben, die sich auf Tod und Leben bekämpfen: die orthodox-lutherische, die humanistisch-kosmopolitische, die materialistische (in sehr vielen Schattirungen) und endlich jene kant-hegelsche, welche die übrigen Kulturelemente nur so weit gelten läßt, als sie sich in den Dienst des Staates stellen. Eine Schulreform, die Erziehung aus einem Guß gewährte, würde erst dann möglich sein, wenn eine dieser Richtungeu alle übrigen unterdrückt hätte, oder wenn sie allesamt in einer neuen, höhern Richtung aufgegangen wären.

Ein andrer Ausspruch, der sich wunderhübsch liest und anhört, lautet: „Nicht unter den Trümmern der Akropolis, auch nicht Jerusalems, liegen die ausschließlichen Fundstätten des Idealen; überall in Natur und Menschenherzen liegt das Ideale, freilich auch erst in der Tiefe, und es verlangt hier wie dort seinen — Schliemann.“

Da bin ich zuvörderst so unbescheiden, zu behaupten, daß in den Trümmern der Akropolis und Jerusalems noch kein Mensch nach Idealen gegraben hat, auch Schliemann nicht. Was Schliemann, wenn auch nicht gerade an den hier genannten Orten, gesucht hat, das war die Bestätigung gewisser Angaben Homers. Sollen aber die Trümmer der Akropolis und Jerusalems als Symbole des Hellenen- und Judentums verstanden werden — das Wort „Trümmer“ würde in diesem Falle andeuten, daß beide Mächte als tot und abgethan anzusehen seien —, dann muß die Reihe fortgesetzt werden, etwa folgendermaßen: nicht im Vatikan, nicht in der Schloßkirche zu Wittenberg, nicht im Goethehause zu Weimar, nicht in der Ruhmeshalle und in der Universität unsrer Reichshauptstadt, sondern in der Natur und im Menschenherzen haben die Ideale ihre Heimstätte. Und das würde dann bedeuten: nicht jene gottbegnadeten Menschen und Völker, die ganzen Perioden der Weltgeschichte das Gepräge verleihen, nicht sie sind es, denen wir unsre Ideale verdanken,

sondern ein jegliches Menschenkind schafft sich mit Hilfe der Naturbetrachtung seine Ideale selbst. Nun ja, das ist ja richtig! Jeder Hans hat sein, und jede Grete hat ihr Ideal, aber es ist auch darnach. Wenn wir alles, was einem beschränkten rohen Individuum das Höchste und Liebste ist, Ideal nennen wollen, dann ist schließlich auch die gefüllte Branntweinflasche und das Kannibalenfrühstück ein Ideal.

Meint aber der Verfasser nur, daß jedes einzelne Menschenherz für edle Vorstellungen, Empfindungen und Bestrebungen empfänglich sei, so entsteht doch die Frage, woher jenes Edle kommt, für das die Herzen empfänglich sind. Wie gelangt der Einzelne zu seinen Idealen? Ideale sind Musterbilder. Es hieße aller Erfahrung Hohn sprechen, wollte man behaupten, jeder Einzelne erzeuge oder schöpfe diese Musterbilder aus sich selbst. Von außen werden sie dem jungen Menschen dargeboten, und ihre Einwirkung auf seine Seele ist das Wesentliche von dem, was wir Erziehung nennen. Daß ein Mensch, der unter schlechtem Gesindel aufgewachsen ist, zeitlebens nichts als Böses gehört und gesehen hat, die Ideale uneigennütziger Liebe, aufopfernder Freundschaft, heldenmütiger Pflichttreue, lauterer Wahrheit und fleckenloser Reinheit aus sich selbst erzeugen sollte, das ist ebenso unmöglich, als daß ein Naturkünstler unter den Wilden, der nie andre als Samojedengestalten oder Botokudengesichter gesehen hätte, den Apoll vom Belvedere meißeln oder die Sixtinische Madonna malen sollte. Wie aller Reichtum der Wirklichkeit aus der wechselnden Lösung und Bindung einer mäßig großen Anzahl von Elementen entspringt (den chemischen Elementen, 7 Farben, 7 Tönen, 24 Buchstaben), so ist es auch nur eine beschränkte Anzahl geistiger Elemente, deren Spiel die menschliche Kultur ausmacht. Diese Elemente zerfallen in drei Gruppen: Bedürfnisse, Begriffe, Ideale. Unter den Idealen gehören einige, wie Freundschaft, Familie und Vaterland, allen Kulturvölkern und Kulturzeiten an (wenn wir die allerniedrigsten Zustände nur als Vorstufen der Kultur oder als Entartung derselben gelten lassen); andre üben, von einem einzelnen Volke ausgehend, eine gewisse Herrschaft und geben größern Abschnitten des Kulturlebens ihr eigentümliches Gepräge, so der jüdische Monotheismus, die griechische Humanität (Wahrheit, Schönheit, Güte), der römische Rechtsstaat, die germanische Vasallentreue, die katholische Priesteridee und Askese, die protestantische Gerechtigkeit, der französische Geschmack, die kantische Pflichtidee. Alle diese Ideen herrschen bis heute, in einigen Kreisen eine jede für sich, in andern mehrere zusammen. Wie glücklich unter Umständen die Verschmelzung mehrerer ausfallen kann, sehen wir an Rafael (romanischer Katholizismus und Hellenismus) und Schnorr von Carolsfeld (deutscher Protestantismus und Hellenismus), denn jede Kunstrichtung entspricht natürlicherweise einer Lebensrichtung.

Also: unter irgend welchen Trümmern sind freilich die Ideale nicht zu finden. Aber daß sie von ganz bestimmten Orten ausgegangen sind, deren

einige heute in Trümmern liegen, während die übrigen später einmal verfallen werden, das ist ein Umstand, der sich weder leugnen noch beseitigen läßt. Da alles Irdische an Zeit und Raum gebunden ist, so muß auch jeder irdische Geist irgendwann und irgendwo geboren werden; ist er einmal da, dann lebt er fort und wirkt über seine Geburtsstätte hinaus. Der hellenische, der stoische, der epikureische, der jüdische, der römisch-katholische, der lutherische, der preußische Geist, sie sind heute noch so lebendig wie vor 2000, vor 1000, vor 300, vor 100 Jahren, und sie werden des Menschen Seelenspeise bleiben, auch wenn im Laufe der Zeit andre neue Geister sich ihnen zugesellen. Sind doch Roggen- und Weizenbrot nicht von unserm Tische verschwunden, obwohl schon zu unsrer Urgroßväter Zeit die Kartoffel eingeführt wurde.

Berliner Romane

Diese Bezeichnung hat sich schnell eingebürgert, unter dem Schlagwort „Berliner Roman“ versteht man überall das gleiche Gemisch von Sittenbild und Phantastik. Es ist auch natürlich, daß sich diese neueste deutsche Romangattung rasch verbreitet hat. Das Getriebe der Reichshauptstadt, auf die sich Tag für Tag nicht bloß die Augen der Deutschen, sondern die der gesamten politischen Welt richten, erweckt in Millionen von Lesern auch nach der sozialen Seite hin Neugier und Interesse, und der Berliner Roman ist darum kein Lokalroman mehr. Darin liegt seine Berechtigung im weitern Sinne, das hat ihm seinen großen Erfolg geschaffen. Man kann sogar sagen, daß der Berliner Roman über alle Romangattungen herrschend geworden sei, nur dürfen nicht die Naturalisten diesen Erfolg für sich in Anspruch nehmen, denn er folgt gar nicht aus ihren ästhetischen Grundsätzen. Das Wachsen Berlins ist zunächst das äußerlich sichtbarste Ereignis der neuen Zeit in Deutschland, darum fesselt es das große Publikum von Romanlesern am meisten. So bedauerlich es nun wäre, wenn Berlin für Deutschland jene einzige Bedeutung gewänne, die Paris in beiden Beziehungen, in politischer wie in künstlerischer, sich für Frankreich im Laufe der Zeiten angemaßt hat, ebenso bedauerlich wäre es, wenn die ganze deutsche Romanproduktion im Berliner Roman aufginge. Das großstädtische Leben ist bei all seinem Reichtum und in all seiner Mannigfaltigkeit doch nicht typisch

national. Alle Großstädte Europas sind einander bei weitem ähnlicher, als die Nationen, deren politische Mittelpunkte sie bilden. Das Zusammenleben von Millionen von Menschen erzeugt neue soziale Formen, die international sind. Je mehr daher der Romanschriftsteller diese neue Form erfassen will, um so weniger national bleibt er. So ein spezifisch großstädtischer Roman kann mit geringen Veränderungen aus dem Berlinischen ins Wiener oder Londoner Lokal übersetzt werden, wird in Berlin so gut wie in Wien verstanden, und es ist daher nur folgerichtig, wenn Paul Lindaus letzter Roman: Spitzen (Stuttgart, Spemann, 1888) den Leser stellenweise in der That nach Wien, München, Hamburg, London führt, um dann nach Berlin zurückzukehren. Mit dieser Logik in der Entwicklung verliert aber der Berliner Roman seinen eigentümlichen Reiz, den Erdgeruch der heimatlichen Scholle. Die Menschenwelt eines solchen Romans ist bald erschöpft: es sind ja keine tiefen Naturen, keine Menschen, die an die Heimat mit allen Fasern ihres Wesens gebunden wären, es handelt sich bei solchen Menschen doch immer nur darum, wie sie sich durch die Welt schlagen, und dieser sogenannte Kampf ums Dasein der Menschen ist doch wahrhaftig poetisch um so weniger ergiebig, je betrübender er für den Einzelnen in Wirklichkeit ist. Es stellt sich daher bald eine gewisse Eintönigkeit in solchen großstädtischen Romanen ein; ob sie Lindau schreibt oder ein andrer, ist ganz gleichgiltig. In allen diesen Geschichten ist derselbe weltmännische Standpunkt, dieselbe konventionelle Moral, dieselbe prosaische Virtuosität in den Mitteln der Spannung und Rührung zu finden. Man liest sie mit mehr oder weniger Hast durch und behält am Ende nichts andres im Gedächtnis als das Bewußtsein, einige Stunden in ähnlicher Weise totgeschlagen zu haben wie beim Kartenspielen oder dergleichen. Vielleicht tritt für manchen Leser noch das unangenehme Gefühl hinzu, sich sagen zu müssen: nicht einmal in so guter Gesellschaft wie bei der gewohnten Skatpartie.

In den „Spitzen" tritt die satirische Tendenz des Sittenschilderers, wie sie noch in den „Armen Mädchen" merkbar war, ganz hinter der Freude Lindaus am künstlichen Aufbau seiner Kriminalgeschichte zurück. Diese Verbrecherhöhlen, diese Halbweltdamen, diese unsaubern Geschäftsleute, diese Revolverjournalisten u. s. f., welche die eine Hälfte seiner Handlung ausfüllen, und die Gegenpartie der Aristokraten mit ihrer doppelten Lebensführung, die ihnen gestattet, in den Armen der käuflichen Liebe ihre Jugend zu vertoben, den eignen Frauen aber die strengste Zurückhaltung auferlegt, ihre doppelte Moral, die gestattet, vor Gericht zu lügen, den Standesgenossen aber die Wahrheit zu gestehen verpflichtet, wenn sie mit dem Degen ausgefochten werden soll — das alles ist schon sehr oft geschildert worden, und Lindau hat es auch nicht als Neuigkeit vorgetragen. Ganz ebenso findet man diese Menschen und Sitten in den Pariser Romanen, es ist nichts spezifisch Berlinisches. Aber auf die Kriminalgeschichte thut sich Lindau um so mehr zu gute, wie man aus

der säuberlichen Sorgfalt, die er auf sie verwendet hat, entnehmen kann. Als spannender Erzähler berühmter Gerichtsverhandlungen von Brüssel und Wien hat sich Lindau übrigens schon gezeigt; außerdem hat er Dostojewskis große Romane aufmerksam gelesen; nun hat er sich selbst einen Kriminalprozeß nach Mustern aus der Wirklichkeit erfunden und hat ihn „Roman" genannt.

Bei der Gräfin Juliane, der jugendlichen Frau eines alten hohen Staatsbeamten wird mit schlauer Berechnung gerade in dem Augenblicke ein Einbruchsdiebstahl verübt, wo sie ihren Liebhaber, den schönen und sympathischen Ulrich, der sich mit einem jungen Mädchen verlobt hat, zum letztenmale, eine Stunde nach Mitternacht, bei sich empfängt. Um ihre Ehre nicht bloßzustellen, darf sie die Diebe nicht früher stören, als bis der Freund entflohen ist; inzwischen aber ist das Verbrechen geschehen, und außer kostbaren Juwelen ist die unbezahlbare Lamoralspitze gestohlen worden. Als die Gräfin um Hilfe klingelt, ist es zu spät, um den Raub zu retten, die Diebe werden jedoch bald erkannt und verhaftet. Es kommt zur Gerichtsverhandlung, und dabei wird der Besuch verraten; Ulrich schwört, um Julianens Ehre nicht zu vernichten und auch sich selbst zu schützen, einen falschen Eid, er leugnet seinen Besuch. Der Gerichtshof nimmt diese für den Diebsprozeß gleichgiltigen Aussagen gläubig hin, und die Sache bleibt vertuscht. Allein die Verbrecher kommen nach einigen Jahren aus dem Kerker wieder heraus; um Geld zu erpressen, graben sie die vergessene Geschichte wieder aus, und es kommt schließlich so weit, daß gegen Ulrich die Anklage wegen Meineids erhoben wird. Er wird freigesprochen, allein in dem unmittelbar darauf folgenden Duell mit dem Gatten Julianens, dem er den Besuch abzuleugnen nicht den Mut gefunden hat, wird er erschossen. So wird, ohne die Standesehre vor dem Publikum bloßzustellen, der reinen Moral Genugthuung geleistet. Graf Ulrich ist das tragische Opfer eines nur im Herzen eines modernen Aristokraten möglichen Pflichtenkonfliktes.

Wir wollen Lindau keineswegs die Anerkennung versagen, daß er seine Sache geschickt genug für die Leser der Tagesblätter eingerichtet hat. Uns aber hat gerade die auffällige Art, mit der er das Verbrechen exponirt, wobei er von vornherein den Leser auf alle jene Nebenumstände aufmerksam macht, die bei der spätern polizeilichen Nachforschung von Wichtigkeit werden sollen, den Spaß am Spiele verdorben. Da hat er uns doch zu sehr in die Karten gucken lassen, und wenn dann alles klappt, so haben wir nicht die Freude der Überraschung, die naivere Leser vielleicht dennoch empfunden haben. Uns erscheint diese Manier bei aller Schlauheit doch auch wieder einfältig und unwahr. In dieser Einfädelung des Verbrechens ist Dostojewski seinem strebsamen Nachahmer überlegen, und zwar deswegen, weil der Russe eine wichtige Kleinigkeit nebst all seiner Klugheit auch noch besitzt, nämlich die Kleinigkeit Poesie. Dostojewski fesselt uns zunächst durch die psychologische Tiefe seiner Charakteristik. Nicht blos wie das Verbrechen überhaupt geschieht, stellt er uns vor Augen,

sondern wie es im Gemüte seiner Figuren keimt, wächst und schließlich aus dem Plan zur That wird: das ist die unterhaltende, fesselnde, Täuschung und Selbstvergessenheit des Lesers befördernde Macht seiner Kriminalromane, und nur darum sind sie so berühmt geworden. Lindau aber hat ihm nur den äußerlichen Apparat des Indicienbeweises, der Gerichtsverhandlung mit den die That von der anklägerischen und verteidigenden Seite beleuchtenden Reden abgeguckt, und darum verhält sich Lindaus Roman zu einem Werke Dostojewskis wie das Skelett zu einem vollen, muskulösen Körper. Finde daran Geschmack wer will; der unsrige ist es nicht. Lindaus Charakteristik ist kalt, nüchtern, deutlich, aber nicht lebendig. Häufig spricht er viel zu viel, wenn er uns in die Innerlichkeit seiner Menschen einführen will, wenn er alle diese künstlerisch unbedeutenden Reflexionen der Figuren über sich selbst auf das Allernötigste zusammenstreichen wollte, würde der Roman zwar um ein gutes Drittel magerer werden, sonst aber nur gewinnen. Doch machen wir aus dieser Breite keinen Vorwurf. Lindau hat das unbeschränkteste Recht, seine Romane so breit zu schreiben, wie es ihm gut dünkt, denn künstlerische Bedenken kommen bei solchen Werken gar nicht in Betracht, einzig und allein die Rücksicht auf die Geduld des Publikums, und zwar insbesondere des Zeitungspublikums, das diese Romane fortsetzungsweise kennen lernt. Da Lindau bei diesem Publikum viele Anerkennung mit seinen Romanen erntet (in Buchform erleben sie kaum mehr als eine Auflage), so wäre es wahrhaft unklug von ihm, wenn er nicht das Eisen schmiedete, so lange als es warm ist, und so viele Fortsetzungen machte, als überhaupt die Geduld des Zeitungspublikums verträgt. Und auf ein gutes Quartal darf sich der Zeitungsroman schon erstrecken; darin liegt das einzige Gesetz, wonach er sich zu richten hat.

Lindaus Berliner Roman ist also eigentlich nur der Roman der Großstadt; Lindau kennt auch die Berliner nur von außen und sieht nur die Zustände, die man allein in Großstädten beobachten kann. Max Kretzer ist besser daran, dieser fühlt mit dem Berliner Volk, als einer seinesgleichen, und das Bild, das Kretzer von Berlin entwirft, hat mehr Lokalfarbe, mehr Seele, mehr Wahrheit, als Lindau je erreichen kann, trotz seiner überlegenen litterarischen Bildung und Geschicklichkeit. Einem Berliner Gassenjungen, einer einfachen Bürgersfrau wird Lindau nie so passende Worte leihen können wie Kretzer; das läßt sich nicht erlernen, das kann nur der dichterische Mensch machen. Darum werden Kretzers Romane vielleicht noch gelesen werden, nachdem Lindaus „Spitzen“ wie eine alte Mode abgethan sein werden. In seinem jüngsten Roman: Ein verschlossener Mensch (Leipzig, Reißner, 1888) hat Kretzer auch jede sozialistische Tendenz vermieden und eine freie, rein menschliche, unparteiische Haltung zwischen Reichen und Armen eingenommen, so oft es auf diesen Gegensatz ankam. Der Roman ist eigentlich nur eine sorgfältige Charakterstudie, die für Kretzers dichterisch aufwärts führende

Entwicklung ein wertvolles Zeugnis abzugeben vermag, wenn sie auch von den bisherigen Romanproblemen ablenkt. Zwei junge Menschen werden einander gegenübergestellt: Alwin Sommerland und Robert Gatter. Alwin ist der Sohn und Erbe eines großen Fabrikshauses, Robert das Kind einer armen Frau. Alwin ist von Robert einmal in einer Knabenschlacht geschützt und herausgehauen worden; Robert hat sich in die Spree gestürzt, um den Quälereien seines Stiefvaters zu entfliehen, ist aber gerettet und von der zufällig vorüberfahrenden Mutter Alwins ins Haus aufgenommen worden. Die Knaben verkehren brüderlich, aber mit dem zunehmenden Alter zeigen sich die ursprünglichen Charakterunterschiede, und diese Entwicklung ist das Thema des Romans. Alwin ist ein Mensch mit reichen Geistesgaben, glänzend, temperamentvoll, ehrgeizig, aber mit einem schwachen Willen, darum den Affekten hingegeben, geneigt zum Mißtrauen, zur Eifersucht, zum Neide. Robert dagegen ist der starke Mensch ohne eine glänzende Außenseite, aber zäh in der Behauptung seines Willens bis zur Selbstaufopferung. Diese geht aus Dankbarkeit für die ihm im Sommerlandschen Hause erwiesenen Wohlthaten so weit, daß Robert auf dasjenige Mädchen verzichten will, das er liebt, weil Alwin darnach begehrt, und schließlich sogar den Verdacht einer fahrlässigen Tötung, die sich Alwin hat zu schulden kommen lassen, so lange passiv auf sich ruhen läßt, bis dieser, von Gewissensqualen gefoltert, seine That offen bekennt und dann wahnsinnig wird. So ist der Verlauf der Handlung. Der Wert des Buches liegt in der lebenswahren Gestaltung der Charaktere; seine Berliner Lokalfarbe erhält es durch die schönen Schilderungen des Stadteils im Süden Berlins, und durch die teilweise im Dialekt redenden köstlichen Nebenfiguren. Neben den zwei Knaben stehen die humoristischen Gestalten des Doktor Hahnebusch, des „Kellergelehrten" Quisselhopp, der alten schwatzhaften Jungfer Adele; eine prächtige Zeichnung ist der echt berlinisch gutmütige Lehrjunge Ede Flimmer u. s. w. Zuweilen vernimmt man den tiefen Ton Raabischen Humors. Kretzer ist hier so lebenstreu wie möglich, und doch hat seine Kunst nichts mit der gemein, welche die jüngsten Deutschen als die alleinseligmachende preisen. Kretzer ist hier ebenso Idealist als Realist, das erstere in der Gesinnung, das letztere in der Form, wie es alle rechten Künstler waren. Hoffentlich treffen wir ihn auch künftig auf diesem Wege wieder.

Den vollen Eindruck der Lebenswahrheit und den ganzen Reiz der damit verbundenen schönen Täuschung haben wir aber von keinem andern Romane so erhalten wie von dem neuen Berliner Roman: Die Falzgräfin von Paul von Szczepanski (Leipzig, Reißner, 1889). Der Name dieses Schriftstellers steht vielleicht zum erstenmale auf dem Titelblatte eines Romanbandes, und man ist sehr geneigt, anzunehmen, daß sein Werk mehr von persönlichen Erlebnissen mitteilt, als man in Romanen zu suchen pflegt. Man kommt beim Lesen nicht über die Neigung hinweg, den Verfasser und den Helden der

Geschichte für ein und dieselbe Person zu halten, denn sie wird in der Ichform erzählt und Jozif von Kozierowski ist gleichfalls Pole von Geburt und deutscher Schriftsteller von Beruf. Eben wegen dieses Zusammenhanges mag die Darstellung so überzeugend und wahrhaftig wirken. Wie dem aber auch sei, jedenfalls hat Szczepanski eine vielversprechende Probe seines Talents abgegeben. Er erzählt ganz vorzüglich, in einem die maßvolle Spannung niemals unterbrechenden Tone, er verfolgt keine Nebenabsichten, er sucht (scheinbar) gar nicht Stimmung zu machen oder Sittenbilder zu zeichnen oder zu rühren, und diese memoirenhafte Natürlichkeit und Schlichtheit seines Vortrages berührt sehr wohlthuend. Alle Gestalten sieht der Erzähler klar und lebhaft vor sich, er belästigt uns nicht mit langen Ergüssen oder Betrachtungen, er ist stets in Bewegung, seine Art zu charakterisiren ist präzis und kurz und zutreffend. Das Kolorit Berlins kommt in seine Darstellung nicht so hinein, als ob er frei über den Dingen schwebte und nun für seinen Zweck die Farben oder Thatsachen wählerisch zusammenstellte, sondern der Erzähler selbst ist durch und durch moderner Berliner, die Handlung und die Charaktere sind nur in der Großstadt denkbar, wir atmen Berliner Luft, ohne es zu bemerken. Wir werden in die Berliner Theater- und Zeitungswelt zweiten Ranges eingeführt. Der Erzähler ist Redakteur mit Scheere und Kleister bei einem jungen Zeitungsunternehmen, ein ehrlicher litterarischer Handwerker und ein guter Mensch. Von Geburt Pole und aus besserm, wenn auch verarmten Hause, hat er in Berlin doch nicht die ferne polnische Heimat vergessen können, und er schließt sich nicht ungern Landsleuten an. Ein zufällig gefundener Spielkamerad aus der Jugendzeit, namens Taschewski wird von ihm trotz des Unterschiedes der gesellschaftlichen Stellung zwischen Redakteur und Setzer doch auch jetzt noch der Freundschaft gewürdigt, und Taschewskis Roman ist es nun, den er erzählt. Taschewski hat ein auffallend schönes polnisches Dienstmädchen kennen gelernt und will sie heiraten. Damit sie zunächst versorgt werde, wird sie in derselben Zeitungsdruckerei als Falzerin untergebracht. Bei einem Ausflug aufs Land in Gesellschaft andrer Polen entdeckt ein reicher musikalischer Dilettant, der gerade eine Operette mit polnischem Stoff schreibt, die schöne Stimme Irmas und setzt es durch, daß das Mädchen sich trotz aller Abmahnungen entschließt, sich für die Bühne ausbilden zu lassen. Die Aussicht auf den großen Gelderdienst verlockt sie; sie hofft um so früher, ihren geliebten Taschewski heiraten zu können. Und in der That: ohne dramatisches Talent, ohne eigentliche musikalische Bildung spielt Irma die Heldin in der Operette jenes reichen Dilettanten. Ihre offenbare Unfähigkeit, auf der Bühne auch nur gut zu stehen, findet das blasirte Publikum reizend. Die Stimme Irmas reicht gerade aus, um das einzige Volksliedchen zu singen, das ihre Rolle fordert, mehr hat sie nicht zu thun, aber die Menschen jubeln, so oft sie erscheint, denn sie ist eine schöne Person, und das allein in Wahrheit genügt, um zu reizen.

Ganz so hat Zola das Operettenpublikum in seiner Nana geschildert, nur ist er weiter gegangen und hat Nana zum Idol der Sinnlichkeit gemacht. Szczepanskis Irma ist eine ganz nüchterne Person, sie will viel Geld verdienen, um das Theater desto schneller verlassen zu können und dann Taschewski zu heiraten. Die Verhältnisse sind aber stärker, als sie geglaubt hat. Eine Operettendiva kann den hart arbeitenden Setzer nicht mehr zum Gatten haben, und mit diesem Bruche erst betritt sie die Bahn, die sie zur — Gräfin macht. Sie heiratet nach allerlei im Dunkel gelassenen Abenteuern einen abgetakelten gräflichen Roué, um sich zu versorgen. Diesem heutzutage sehr beliebten naturalistischen Motiv hat Szczepanski ein andres, recht poetisch anmutendes beigesellt. Der Erzähler nämlich bekommt plötzlich Heimweh nach Polen und fährt mit seinen Freunden Taschewski, Irma und jenem musikalischen Narren auf sein heimatliches Gut in Czernowice. Die polnische Wirtschaft ist jedoch während seiner Abwesenheit durch ihre eigne Unfähigkeit zusammengebrochen; das Gut kam in deutschen Besitz und blühte neu auf. Von dieser Veränderung ist zunächst der elegisch gestimmte Erzähler verstimmt: seine poesievollen Jugenderinnerungen, die er auffrischen wollte, sind verschwunden; die Poesie des Verfalls vermißt er. Bald aber siegt in ihm die Erkenntnis des höhern Wertes der deutschen Arbeit, er fühlt ihr Glück, er erkennt ihr Verdienst um seine verfallende Heimat und freut sich des Wechsels auf Kosten seiner frühern egoistisch-ästhetischen Neigungen. Er stimmt rückhaltlos dem neuen deutschen Herrn in dem lebensunfähigen Polen bei. Diesen Gegensatz der alten polnischen Wirtschaft und der neuen deutschen Herrschaft hat Szczepanski recht hübsch dargestellt, und er läßt seinen Erzähler die Tochter des neuen deutschen Gutsherren seines einstigen Familiengutes heiraten, also symbolisch die Versöhnung der Nationen herstellen. Mit diesem angenehmen Gefühle legt man das Buch aus der Hand, von dem man auch sagen könnte, daß es wenigstens den Versuch macht, den Naturalismus familienfähig zu machen.

Harte Köpfe

Erzählung von E. Budde

(Schluß)

Ich war einmal verlobt. In Wien lernte ich eine junge Dame kennen, die in einigen der besten Familien Unterricht gab, dort aber nicht als Lehrerin, sondern mehr als Freundin behandelt wurde. Sie wohnte allein, besaß übrigens eine Sicherheit der Umgangsformen, die man gewöhnlich nur bei Mädchen findet, welche aus sogenannter guter Rasse stammen, und schien auch nicht gerade ausschließlich auf ihre Thätigkeit angewiesen zu sein; wenigstens fehlte ihr das Schulmeisterliche im Auftreten gewöhnlicher Gouvernanten. Wir trafen uns öfter in Häusern, wo ich verkehrte, und wir zogen uns an. Es verstand sich bald von selbst, daß wir neben einander saßen, die Hausfrauen legten unsre Tischplätze zusammen, wenn der Doktor Venarius zu einer Landpartie geladen wurde, konnte man sicher sein, daß Fräulein Aline nicht fehlte, und umgekehrt. Ich sehe sie noch, wie wir eines Abends im Mondschein dasaßen, etwas abseits von der übrigen Gesellschaft, und wie sie mir gestand, sie habe ihre Pflichten heute fahren lassen, um den Ausflug mitzumachen. Da wußte ich, wie wert ich ihr war, neigte mich wortlos zu ihr und küßte sie. Schüchtern, aber als ob sie nicht anders könnte, erwiderte sie meinen Kuß, dann aber zog sie sich plötzlich zurück und sagte leise vor sich hin: Nein, es kann nicht sein. Ich war zu glücklich, als daß ich viel darauf geachtet hätte; ich umschlang sie und zog sie an mich. Sie ließ es eine Weile geschehen, dann aber wehrte sie mich sanft ab und sagte, mit der Hand auf die benachbarte Laube zeigend: Kommen Sie, man bricht auf!

Für den Abend war das das letzte, was ich ohne Zeugen von ihr hörte; am folgenden Morgen war ich auf dem Wege zu ihr, um mich mit ihr zu verloben. Zu meiner Überraschung empfing sie mich mit einem Gesicht, in dem sicher eine überwachte Nacht, wahrscheinlich auch die Spur von Thränen zu lesen war, und als ich sie fragte, ob sie meine Braut sein wolle, schloß

sie mich leidenschaftlich in ihre Arme, gab aber die befremdliche Antwort: Es darf nicht sein, ich bin keine Frau für dich. Mehr verwundert als erschreckt fragte ich nach ihren Gründen, bekam aber keine bestimmte Antwort. Sie klagte leise, daß sie Unrecht daran gethan habe, sich mir zu nähern, war aber zu einer genügenden Erklärung nicht zu bewegen. Endlich versprach sie, mir zu schreiben, was mündlich zu sagen ihr zu schwer würde.

Und das that sie denn; am Nachmittag erhielt ich einen Brief von ihr, worin sie mir mitteilte, sie sei die Tochter eines im Gefängnis gestorbenen Mannes. Meine Mutter, schrieb sie, habe ich gar nicht gekannt, meinen Vater nur dunkel; die Verwandten meiner Mutter nahmen mich als kleines Kind zu sich. Dieselben Verwandten haben mich in Berlin erziehen lassen und haben den Versuch gemacht, mir die Kenntnis meiner Abstammung vorzuenthalten, aber vergeblich; ich erhielt sie durch einen gerichtlichen Akt, der mir zu Gesichte kam, als ich kaum sechzehn Jahre alt war, plötzlich, in den brutal nackten Worten der amtlichen Sprache. Seitdem weiß ich, daß eine Last von Schande unabschüttelbar auf mir ruht; ich bin aus der Heimat geflohen, meine Verwandten haben mich mit Geld versorgt, und ich habe mir hier, wo mich niemand kannte, ein verborgenes Dasein geschaffen. Wärst du nie gekommen, es hätte kein Mensch von meinem heimlichen Elend erfahren, dir aber muß ich es sagen, damit du siehst, daß ich deine Frau nicht werden kann. Ich will von hier fortgehen, wenn du es wünschest, damit du mir nicht mehr zu begegnen brauchst.

Erschüttert und gerührt eilte ich zu ihr zurück, um ihr zu sagen: Du armes Kind, was mußt du gelitten haben, und was für einen Zopf hast du dir da angebunden! Was kümmert mich das alte Theaterrequisit, die Schande meines Vaters? Ich will dich, wie du da bist, und deine Ehrlichkeit macht dich mir nur teurer. Ich verlange von dir nicht Abstammung, sondern treue, demütige Liebe; im übrigen stehe ich allein und unabhängig da, so daß ich mich um andre nicht zu kümmern brauche.

Da willigte sie ein, meine Braut zu werden.

Aber es war ein trüber Brautstand. Sie, die während der Annäherung jedem Wunsche zuvorkam, wurde jetzt, in der Nähe, launisch und zurückhaltend. Sonst hatte sie kein Wetter gescheut, um mit mir zusammenzutreffen, jetzt machte der leiseste Reif ihre Stiefelchen zu naß. Früher hatte sie die Einsamkeit mit mir gesucht, jetzt kam sie gar auf den Gedanken, es sei uns eine Anstandsdame nötig. Hie und da brach sie einen bräutlichen Zank vom Zaun, einmal sogar eine kleine Eifersuchtsszene. Wäre sie ein glänzendes, verwöhntes Wesen gewesen, ich weiß nicht, ob ich sie nicht hätte fallen lassen; so, wie sie war, gab ich mich nur um so mehr dem Gedanken hin, daß es meine Aufgabe sei, ihr das Leben wieder von der lichten Seite zu zeigen, und unsre Kämpfe schlossen mich nur immer fester an sie an.

Es war vergeblich. Eines Abends stellte sie wieder eine kleine eifersüchtige Zänkerei an, und am nächsten Morgen erhielt ich ein kurzes Briefchen von ihr, worin sie mir schrieb, sie sehe ein, daß sie mich nicht glücklich machen könne, sie gebe mir mein Wort zurück und betrachte unser Verhältnis als aufgelöst.

Ich traute meinen Augen nicht, schrieb ihr umgehend, was ich zu sagen hatte, bekam aber nur die kurze Antwort, ihr Entschluß sei unwiderruflich.

Ich ging hin, es hieß aber, sie sei nicht zu Hause. Ich wiederholte meine Besuche; immer dieselbe Antwort. Sie zog aus und nahm ihre Wohnung in einer Familie — ich mußte es aufgeben, sie dort sprechen zu wollen. Wollte ich sie in Gesellschaft treffen, so saßen zwei alte Damen in ihrem Wagen, kurz, mit einer Rücksichtslosigkeit ohnegleichen brachte sie es Wochen und Monate lang dahin, daß ich nicht einmal ein vernünftiges Wort mit ihr sprechen konnte. Sie schloß sich einfach ein, verließ sich auf die konventionellen Satzungen, die es dem anständigen Manne unmöglich machen, seine Anwesenheit einer Dame aufzudrängen, und überließ es mir, fertig zu werden, wie ich konnte. Endlich wurde ich ernstlich krank. Da schrieb ich ihr noch einmal und verlangte sie zu sehen. Sie gewährte mir in Gnaden eine Audienz, und als ich, nicht ohne Mühe, in ihre Wohnung hinaufgestiegen war, fand ich neben ihr auf dem Sofa die alte Frau von Dolhagen, eine gemeinschaftliche Bekannte — sie hatte es richtig zu Stande gebracht, auch zu dieser Unterredung eine Anstandsdame einzuladen. Da war ich mit ihr fertig; ich mußte lachen, drehte mich um und ging hinaus, ohne ein Wort gesagt zu haben.

Und nun kam es, wie ein Kenner es wohl hätte voraussagen können. Ich war noch auf der Treppe, da hörte ich oben meinen Namen rufen, aber ich schritt weiter und ging, ohne mich umzusehen, nach Hause. Ich bemerkte allmählich, daß sie mir in Gesellschaft zu begegnen suchte, und kümmerte mich nicht darum. Die Studien, um deretwillen ich mich in Wien aufgehalten hatte, waren ihrem Ende nahe, und die Stadt war mir zuwider geworden. So bereitete ich meine Reise nach Südafrika vor. Bis ich alles beendigt hatte, verging noch etwa ein Vierteljahr, und in dieser Zeit gelang es ihr einmal, mich in einem Salon zu finden, in den noch niemand eingetreten war. Hastig flüsterte sie eine Erkundigung nach meinem Ergehen, worauf ich ihr bemerkte, ich würde wohl besser thun, mich zurückzuziehen, da noch keine ältere Dame zugegen sei. Sie wurde bleich, aber sie sprach kein Wort der Reue.

Als meine Abreise unmittelbar bevorstand, erhielt ich einen Brief von ihr, in dem sie mich bat, ihr noch einen Besuch zu machen. Ich beschloß, anständiger zu sein als sie, und ging hin. Hätte sie als Mensch gegen Mensch sich hingestellt und einfach gesagt: Ich habe gesündigt gegen dich, vergieb mir, vielleicht hätte ich verziehen, aber sie blieb das verantwortungslose Geschöpf, das sie gewesen war; ihr erstes Wort klang, als ob es keine Vergangenheit zwischen uns gegeben hätte, es war ein Wort des Bedauerns darüber, daß ich

so weit fortginge, und so allein! Da kochte die ganze Bitterkeit des Erduldeten in mir auf, und meine Antwort hieß: Wissen Sie denn nicht, daß Sie allein unter allen Menschen kein Recht haben, das zu bedauern? Es wurde eine harte Stunde der Vergeltung zwischen uns; ich sah die Leidenschaft in ihren Augen blitzen, aber ich sah auch nichts weiter, nur das Weib, das den Mann verschmäht, wenn er zu ihr betet, und das ihm nachläuft, wenn er ihr den Rücken kehrt. Ich verließ sie. Einen letzten Brief schickte sie mir nach, den ich in Lissabon erhielt; es war in geschriebenen Buchstaben dasselbe, was sie mündlich gesagt hatte, gewissermaßen unartikulirte Begütigungsversuche, aber keine Spur von der Anerkennung der Thatsache, daß sie mir gegenüber doch auch eine Rechtspflicht gehabt hätte. Ich schrieb ihr kurz zurück: Sie haben acht Monate lang mit allen Mitteln und ohne alle Rücksicht das eine Ziel verfolgt, mich von sich zu entfernen; jetzt haben Sie es erreicht, nun geben Sie sich wenigstens damit zufrieden; ich habe nicht die Absicht, mich Ihnen je wieder zu nähern.

Seitdem habe ich nichts mehr von ihr gehört. Nur einmal, etwa drei Monate später, ging ein Brief eines Bekannten aus Wien an mich ab, der die lakonische Frage enthielt: Was sagen sie zu Alinens bevorstehender Heirat? Ich sagte natürlich nichts dazu. Daß sie sich so schnell getröstet hatte, hat sie in meinen Augen nicht einmal herabgesetzt; sie war vielleicht nach dem letzten Zusammenprall so zerschlagen, daß sie nicht mehr den Mut gehabt hat, irgend einem Werber Nein zu sagen. Wen sie geheiratet hat, wußte ich bis heute nicht. Hätte ich etwa gehört, daß sie in Not geraten wäre, so würde ich ihr in der Stille zu Hilfe gekommen sein; weiter aber habe ich mich nicht um sie gekümmert. Sternberg sagte heute, der Herr Darrenbach sei nicht glücklich verheiratet; daß sie mit dem Pinsel kein freudenreiches Leben geführt hat, ist wohl wahrscheinlich. Nun hat der Unglücksmensch noch einen alten Brief von mir in ihrem Nähzeug gefunden und hat ihn für neu gehalten! Das ist freilich wahr, wenn ich jenes Schreiben jetzt an sie gerichtet hätte, so würde es genügen, um einen Ehemann rasend zu machen. Das bedauerlichste scheint mir, daß sie jene alten Reliquien noch in der Gegenwart hervorgezogen hat; denn das läßt am meisten darauf schließen, wie wenig ihr eifersüchtiger Gatte sie wirklich an sich hat fesseln können. Er scheint, wie sie, ein Mensch zu sein, der erst handelt nnd dann fragt, warum. Einem solchen sieht es ganz ähnlich, daß er erst hierher kommt, um mich zu erschießen, und dann sich bei seiner Frau nach dem Datum des Briefes erkundigt. Welch ein Nest von Dummheiten ist da zusammengekommen!

Venarius schwieg, meine Frau aber, die schon lange auffallend unruhig auf ihrem Stuhle gesessen hatte, trat ihm plötzlich mit aufgehobnen Händen entgegen: Um Gottes willen, Doktor, Sie sagten vorhin Aline, wie war ihr vollständiger Name?

Aline Perdetti.

Sie schrie fast auf: Ich habe es geahnt! O Aline, meine arme kleine Freundin, mein Kind, das ich abends in der Pension auf den Schoß nahm, um ihm Märchen zu erzählen! Wie waren wir glücklich! Jetzt weiß ich, warum sie spurlos aus dem Gesichtskreis aller Freundinnen verschwand. Und so zu scheitern! O sie kluger, kluger Doktor, Sie haben nie gemerkt, daß das arme Mädchen Sie nur deshalb nicht zu Worte kommen ließ, weil sie ganz sicher wußte, daß sie Ihnen nicht fünf Minuten widerstehen würde, wenn Sie erst mit ihr allein wären?

Mag teilweise so sein, antwortete er, das ändert aber nichts an der Sachlage und an der — Anstandsdame.

Jawohl, an der hängen Sie nun; o, ich glaube, Sie sind viel mehr geliebt worden, als Sie es verdienen.

Ich weiß vorläufig nur, daß ich viel mehr an die Luft gesetzt worden bin, als ich es verdiente. Doch wir wollen keinen Streit wegen der Vergangenheit anfangen. Sie ist einmal gegeben, und ich habe mit ihr abgeschlossen. Jetzt handelt es sich um etwas andres. Das Duell wird nicht ganz ohne Aufsehen vorübergegangen sein, es gelangt vermutlich in die Zeitungen, auf alle Fälle wird es unmöglich sein, der Frau die Kenntnis davon vorzuenthalten, daß ich derjenige bin, der ihren Mann verwundet hat. Sie muß denken, es handle sich dabei um einen feindseligen Akt von meiner Seite. Daß mir das nicht eingefallen ist, daß ich nichts von ihrem Namen wußte, und daß das Duell mir trotz meines Widerstrebens aufgezwungen wurde, das kann sie kaum ahnen, und wenn ich es selbst ihr sagte, so würde sie es wahrscheinlich nicht einmal glauben. Es ist auch zu vermuten, daß sie mich wieder nicht dazu kommen lassen würde, es ihr zu sagen. Es muß ihr aber gesagt werden, und das kann nur eine Frau thun. Sind Sie, gnädige Frau, eine Freundin von ihr, um so besser; Sie allein können jetzt der Unglücklichen glaubhaft auseinandersetzen, wie sich die Sache zugetragen hat, und können weitere mögliche Folgen verhindern. Wollen Sie ihr schreiben, oder besser, wollen Sie hinreisen und ihr mündlich das Nötige mitteilen?

Ich will, sagte sie unter Thränen; das ist wenigstens nett von Ihnen, daß Sie das fühlen! Weshalb lächeln Sie jetzt so eigentümlich?

Ja, sagte er, da ich mich nicht ganz habe zurückhalten können, muß ich es Ihnen wohl erklären, auf die Gefahr hin, als ein Bär zu erscheinen. Wenn man die Gefühle der Damen schont, sind Sie sofort bereit, das als wenigstens nett zu acceptiren; wenn wir aber einmal einen ähnlichen Anspruch erheben wollten, dann — den Schluß können Sie sich nach dem, was Sie gehört haben, selbst ausmalen.

O, Ihre Gefühle! blitzte mein kleiner Sprühteufel durch ihre Thränen hindurch, was Ihnen in den Augen funkelt, ist Stolz, nichts andres! Und

nichts als harter, kalter Stolz ist es gewesen, wenn Sie das arme Mädchen verstießen, weil sie nicht sagen konnte: Ich habe Unrecht gehabt, weil sie nicht methodisch — so nennt Ihr Herrn das ja wohl — zu Werke ging und Ihnen der Reihe nach auseinandersetzte, worin sie geirrt hatte!

Meines Erachtens, sagte er ruhig, sollte sie wenigstens das erstere können. Ein Mensch, der gefehlt hat, soll sich demütigen, selbst wenn der Beleidigte kein höheres Wesen als ein Mann ist, und wer sich über derartige Verpflichtungen erhaben glaubt, der steht mir so fern, daß ich ihn nicht als Menschen anerkennen kann.

Ist denn das eine so große Schuld, was aus Liebe geschieht?

Rechnen Sie die Anstandsdame vielleicht auch zur Liebe?

Huh, mit euch Männern! sagte sie. Doch in dem Augenblick wurde hastig an der Klingel gezogen. Wir öffneten die Zimmerthür, ein eiliges Dienstmädchen brachte eine Depesche aus Köln. Ich erbrach den Umschlag: Darrenbach hat im Delirium seinen Verband abgerissen, arterielle Blutung, Unterbindungsversuch vergeblich, weil Verletzung zu tief in der Achsel, dringende Lebensgefahr. Der Unterzeichner war einer der Kölner Ärzte.

Meine Frau sank auf ihren Stuhl zurück; Venarius sagte kurz: Dann können wir in einer halben Stunde die Nachricht erwarten, daß er todt ist. Sie sah ihn mit einem unbeschreiblichen Blicke an, sprach aber nichts. Er nahm seinen Hut und fuhr fort: Der Kräftezustand unsers Patienten von vorgestern beruhigt mich nicht ganz, Kollege, ich will noch ein paar Stunden bei ihm wachen. Wenn noch eine Nachricht kommt, haben Sie wohl die Freundlichkeit, sie mir gleich morgen früh mitteilen zu lassen. Und meine Bitte an Sie, gnädige Frau, ist jetzt doppelt dringend. Sie nickte, ohne aufzusehen, und er ging.

Seine Schritte verklangen noch draußen auf der Straße, als meine Frau den Kopf hob und — ihren Gefühlen freien Abzug gestattete. O das arme, arme Ding! Weißt du, mir graut vor deinem weisen, hochgeistigen Freund! Da geht er nun hin und pflegt irgend einen Schuster, aber was aus ihr wird, dafür hat er kein Wort! und das will ein barmherziger Samariter sein!

Meine liebe Sophie, das ist ein barmherziger Samariter; das weiß ich, denn ich habe seine nimmermüde Aufopferung oft genug mit angesehen. Was er für deine Freundin thun konnte, das hat er gethan, indem er dich bat, die traurige Sendung zu übernehmen; was sollte er mehr thun?

Er hätte sie heiraten sollen; dann wäre das alles nicht geschehen.

Sachte, er muß doch wohl ausreichende Gründe gehabt haben, um sich von ihr loszusagen, und ich muß dir gestehen, ich hätte wahrscheinlich das Gleiche gethan, wenn man mir so gekommen wäre.

O, ihr hättet sie nur kennen müssen, wie ich sie kenne, das scheue, keusche Kind, das nie im Stande war, sich zu vertheidigen. Wenn man ihr Unrecht

that, sie zog sich förmlich in sich zusammen; sie wußte uns nur mit den traurigen Augen anzusehen, wie ein verwundetes Thier, aber sprechen konnte sie nicht. Ich selbst habe sie einmal angefahren, weil ich glaubte, sie hätte meinen Porzellanengel zerschlagen. So lange sie mir den Rücken kehrte, hielt ich sie für verstockt, aber als sie zu mir aufsah, thaten mir meine eignen harten Worte so bitter weh, daß ich sie weinend auf meinen Schoß zog. So wurde sie mein Kind, und sie ist es geblieben, bis sie verschwand — wir wissen ja jetzt, warum.

Dann ist es ein Unglück, daß sie gerade an diesen gewaltigen Logiker geraten ist. Der Mann hat sehr helle Augen, das magst du mir glauben, er hat auch gesehen, wie ihr zu Mute war, aber —

Ja, warum hat er ihr denn nicht verziehen?

Vermutlich, weil sie das einzige gemacht und immerfort gemacht hat, was er nicht vertragen kann, schlechtweg eine Dummheit. Ich habe das schon mehrfach an ihm bemerkt: er verzeiht eine egoistische Schwäche oder Bosheit ohne jede Anstrengung, aber die blanke Dummheit ist ihm etwas Unerklärliches, etwas Fremdes, das er nicht vergiebt, weil es ihm unverständlich bleibt. Und dann bedenke, wie furchtbar sie ihn gekränkt haben muß! Ihn auszuschließen von jedem Wort, ihn, dessen ganze Lebensrichtung nur darauf hinausgeht, im offnen Streit der Meinungen das Richtige zu ergründen, ihn einzuhemmen und auszusperren mit gesellschaftlichen Konventionen, ihn, der nur die nackte Wahrheit und das nackte Weib kennen will —

Mein Herr Gemahl, ich wünschte manchmal, du wärst etwas weniger Mediziner!

Werde nicht spitz, meine Gute, es ist so; was sieht denn der Chirurg da, wo er eingreift? er hat in der Hauptsache nackte Menschen vor sich, und zwar nicht bloß körperlich, sondern sie liegen auch geistig nackt da, in ihren Schmerzen, in ihrer Angst und in ihren Sünden. Wer die Schule hinter sich hat, dem imponirt man nicht mehr mit konventionellen Anstandsregeln, und es gehörte von ihrer Seite ein unbegreifliches Verkennen dazu, um so gegen ihn aufzutreten.

Aber ich bin sicher, daß sie es nur aus Liebe gethan hat.

Sie hat also ein halbes Jahr lang das Gegenteil von dem gethan, was sie eigentlich wollte. Das mache du einmal einem Menschen begreiflich, der mit allen Fasern seines Wesens darauf eingerichtet ist, genau das zu thun, was er will und wollen wird, der seine Entschlüsse einmal faßt und für immer!

Einmal und für immer, wiederholte sie; weißt du, was ich heimlich glaube?

Nun?

Er denkt noch immer an sie. Ich sah es an seinen Augen, als er von ihr sprach.

Kind, beschwöre das Gespenst nicht herauf; er hat wahrscheinlich ihren Mann getötet!

Sie schauderte und brach ab. Wir trafen die Vorbereitungen zu ihrer Abreise; die Adresse der Frau Darrenbach hatte Venarius beim Notar erkundet und uns zurückgelassen. Ich brachte noch am Abend eine Depesche zum Amt, in der meine Frau ihre bevorstehende Ankunft meldete. Um fünf Uhr morgens kam die Nachricht aus Köln, Darrenbach sei verschieden, um sieben Uhr saß meine Frau auf dem Eisenbahnzug.

3

„O Gott, was habt ihr aus meinem Kinde gemacht! Ich bin zu spät gekommen; sie hatte seinen Namen schon erfahren." So schrieb meine Frau, und meldete von schwerer, halb wahnsinniger Krankheit. Sie schickte mir einige zerknitterte Blätter aus alter Zeit, mit den Worten: „Ich wage nicht, sie zu vernichten, aber sie müssen aus dem Wege; denn ihre schlaflosen Augen haften immer daran, wenn sie hellere Augenblicke hat, und wenn sie gelesen hat, dann wird es schlimmer; dann faßt sie der alte Jammer, daß es nicht anzuhören ist."

Ja, die Seele, die unter Menschen stumm war, hatte doch nach einer Äußerung gesucht und hatte es da niedergeschrieben, zur Selbstbefreiung und zur Selbstqual.

„Furchtbar, furchtbar," so lautete der Anfang, „wie er dastand, ein ganz veränderter Mensch! Er zog sich weit von mir zurück, kein Strahl erhellte sein Gesicht, er sprach nicht mehr wie sonst, sondern langsam und wie mit Mühe, aber jedes Wort war ein eisenharter Schlag. Und das Herz that mir so weh dabei! Jede Bitte, die ich that, kehrte grausam vergiftet zu mir zurück; denn zu jeder wußte er ein Wort aus der Vergangenheit, mit dem ich seine Bitte abgewiesen hatte. Ja, es klingt, als ob er Recht hätte, ich bin unter allen lebenden Wesen das einzige, das sich nicht beklagen darf, wenn er geht; denn ich habe ihn fortgetrieben, und doch — ich habe es so gut gemeint! Ich hätte ihn so gerne glücklich gesehen ohne mich und ohne mein schmachvolles Erbteil! Ich wollte still entsagen und ihn mit einer andern, reineren auf helleren Pfaden wandeln sehen. O, wenn er Recht hätte, wenn alle meine Gewissensbisse nur ein lächerliches Vorurteil wären! Ich hätte schreien mögen, als mich der Gedanke übermannte, aber es hielt mir, wie immer, die Kehle zu, und ich konnte ihm nur sagen: Sie müssen mich doch nicht so geliebt haben, wie ich Sie, sonst könnten Sie nicht so zu mir sprechen! Seine Antwort war die langsamste, die bitterste von allen: Das mag wohl sein, daß ich Sie anders geliebt habe, als Sie mich; denn meine Liebe hat nicht dahin gestrebt, Sie um jeden Preis aufs Pflaster zu setzen. Wenn er nur wüßte, wie viel Liebe ich gesäet habe, um seinen Haß zu ernten! Denn es ist Haß,

was sich aus seinen Worten wie mit Krallen in mein Fleisch gräbt — und er sah so krank aus! Das war noch härter als sein starrer Hohn, wie er so bleich dastand und keinen Gedanken der Klage hatte. Oh, ich habe auch ihn um sein Glück gebracht"!

So ging es fort von Blatt zu Blatt, ein langer Schrei des Elends. Warum mußte sie zu ihrem Unglück gerade an diesen Mann geraten? Andern hilft der sinnliche Zug der weiblichen Liebenswürdigkeit über den Riß hinüber, aber für sein stolzes Rechtsbewußtsein ist der nicht vorhanden. Man sah aus ihren Zeilen viel deutlicher als aus seiner eignen Erzählung, wie er ihr gegenüber gestanden hatte, empört darüber, daß sie den einseitigen Willen gegen die Vernunft, die gesellschaftliche Sitte gegen die sittliche Wahrheit ins Feld geführt hatte. Er selbst tief leidend, vielleicht innerlich darauf wartend, daß sie dem beleidigten Recht eine ausdrückliche Genugthuung gäbe; aber sie that es nicht, und er schaute über sie weg, nicht in Haß, sondern in Verachtung; sie war unter den Kreis der Wesen, mit denen er sich verständigen kann, hinabgesunken. Das hat auch seine Großmut getötet.

Drei Wochen lang meldeten die Briefe meiner Frau von schweren Delirien, gelegentlich auch von Erholung; dann kam der letzte:

„Ich glaube, es geht zu Ende. Das wilde Fieber mit der wahnsinnigen Aufregung hat nachgelassen, aber der hiesige Physikus sagt, sie müsse sterben, die Schwächung sei zu groß. Sie ist bei Besinnung, aber merkwürdig, es ist, als habe sie ihren Mann vollständig vergessen. Er scheint es zu verdienen; wie ich ihren wirren Reden entnahm, hat er ihr gar die Schuld ihres Vaters vorgeworfen. Sie hat nur noch einen Gedanken; wenn sie spricht, sei es Tag oder Nacht, sie spricht nur davon: sie will seine Verzeihung. Sie wehklagt, daß sie nicht sterben könne, ohne ihn gesehen zu haben. Er muß kommen, er muß! Bringe ihn her um jeden Preis, und komm auch du; denn ich kann den Jammer nicht länger allein tragen."

Ich ging zu Venarius und zeigte ihm den Brief. Wenn es sein muß, sagte er. Helfen Sie mir, daß wir uns möglichst rasch frei machen können. Er nannte die Kollegen, die unsre Vertretung übernehmen sollten, und wir machten uns beide auf den Weg, um das Erforderliche zu besorgen. Der Tag ging darüber hin, aber am Abend des nächsten Tages, bei Sonnenuntergang, traten wir in das Sterbezimmer.

Sie lag in ihrem Bett, noch immer von eigenartiger, ergreifender Schönheit. Der Physikus hatte, wie zu erwarten, ihr langes Haar abschneiden wollen, aber sie hatte sich mit so bitterer, fast schreiender Heftigkeit dagegen gewehrt, daß er seinen Vorsatz aufgeben mußte. Es umgab sie wie eine dunkle Krone. Sie sah nicht verfallen aus, sondern eine trügerische Schwellung verdeckte, was das Wüten der Krankheit ihr entzogen hatte. Sie lag still mit über der Brust gefalteten Händen, nur ihre Augen richteten sich uns entgegen. Ja, das war

der Blick eines todwunden, flehenden Tieres. Ein rührend ängstliches Lächeln zog über ihr Gesicht, als er näher trat und ihr die Hand reichte, ohne zu sprechen. Sie nestelte ihre eignen Finger mit Mühe auseinander, zog seine Hand an sich und drückte sie an die Lippen.

Wir beiden Überflüssigen warfen uns einen Blick zu und zogen uns ins Nebenzimmer zurück. Aber wie wenig wir auch die Absicht hatten, zu horchen, wir mußten zuhören; denn die klagende Stimme des Weibes klang seltsam deutlich zu uns herüber.

Dank, sagte sie, daß Sie gekommen sind. Ich weiß es jetzt, daß ich ein großes Unrecht gegen Sie gethan habe. Aber Sie müssen auch wissen, daß mein Wille nicht böse war. Ich glaubte, es sei nicht möglich, daß Sie meine Schmach vergessen könnten.

Ich habe in der Erbschaft Ihres Vaters nie eine Schmach für Sie gesehen; ich hatte also nichts zu vergessen. War es denn Ihre Schuld, daß sich Ihr Vater zum Übeln wandte?

Das wohl nicht, aber man sagt, die Schuld gehe auf Kinder und Kindeskinder über.

Man sagt vieles, was nicht wahr ist. Die Armut vererbt sich und die Krankheit, und beide erzeugen neue Schuld; das ist der Hergang der Sündenvererbung. Bei Ihnen aber wußte ich, daß keine Krankheit übergegangen war, denn Sie waren wahrhaft.

Ich glaube es Ihnen; ich glaubte es schon lange, aber im Anfang konnte ich es nicht fassen; ich habe Jahre gebraucht, um mir klar zu werden über Dinge, mit denen Sie in einer Sekunde fertig waren. Deshalb habe ich Sie zurückgewiesen. Ich hatte gedacht, Sie würden mich bald vergessen und dann mit einer andern ein Glück finden, das ich Ihnen nicht bieten konnte. Ach Gott, ich hatte an alles gedacht, nur nicht an das eine, daß Sie mich mißverstehen würden, nicht an ihrer schrecklichen Zorn.

Ich glaube nicht, daß ich Sie so ganz mißverstanden habe. Was mich empört hat, das war nicht sowohl die Thatsache, daß Sie mich verstießen, als die Art, wie Sie es gethan haben. Hätten Sie mich nur einmal angehört, Sie hätten alsbald erfahren können, wie es mit mir stand. Ist Ihnen denn nie eingefallen, daß ich in einer Sache, die mich so nahe anging, doch auch wohl ein Wort zu sagen gehabt hätte?

Doch wohl, aber ich wußte ja, welche Antwort ich bekommen würde, wenn ich Sie fragte, und das wußte ich auch, wenn Sie mich nur angesehen hätten, würde ich gethan haben, was Sie wollten; ich aber glaubte, es sei meine Pflicht, zu entsagen, und nur deshalb — o, warum haben Sie mir nicht verziehen?

Weil Sie nichts gethan hatten, um Verzeihung zu verdienen. Sie haben mir acht Monate lang gegenüber gestanden wie ein Weib, das kein Recht und

keine Pflicht kennt außer dem gesellschaftlichen Sittenkodex des jungfräulichen Anstandes. An dem Tage, wo mir das vollkommen deutlich wurde, hörten Sie für mich auf, da zu sein. Um das zu ändern, hätten Sie einmal wenigstens aus den Schranken dieser Weiblichkeit heraustreten, hätten Sie mich einmal wenigstens überzeugen müssen, daß auch Ihnen das Recht höher stehen kann, als die Sitte. Ich verlangte eine That, nicht bloß begütigende Redensarten.

Es entstand eine Pause, die mir sonderbar lang schien. Ich wußte in dem Augenblick nicht, was sie that, aber nachher sah ich es: sie hatte ihr Nachtkleid über der Brust geöffnet und es weit auseinander geschlagen. Dann fuhr sie fort:

Ich habe es gewollt, aber ich konnte nicht. Jetzt könnte ich alles, aber damals, als ich Ihnen gegenüber stand, faßte mich das Elend an der Kehle und preßte mich zusammen, daß ich sagen mußte, was ich nicht wollte. Ich habe nie sprechen können; ich kann es erst jetzt, wo ich sterben muß. Ich glaube, das war mein ganzer Fehler, daß ich mit Ihrem Geiste nicht entfernt Schritt halten konnte; ich mußte hilflos mit meiner Angst und meinen Zweifeln kämpfen, wo Sie Ihren Weg vom ersten Schritt an klar gesehen hatten.

Es muß wohl so sein, du armes Kind, antwortete er, und sie schluchzte leise: Du hast mir verziehen?

Ja, sagte er.

Du verzeihst mir auch die Frau von Dolhagen? Sieh, ich hatte sie nicht bestellt, sie war zufällig gekommen, und ich in meiner Hilflosigkeit behielt sie bei mir. Es war entsetzlich ungeschickt, aber —

Sorge nicht, die alte Zeit ist jetzt abgethan, sprich kein Wort mehr von ihr.

Sie machte wieder eine Pause, dann sagte sie leiser: Doch, eins muß ich noch sagen. Nachdem du meine Armseligkeit gesehen hast, wird es dir nicht schwer geworden sein, mir zu verzeihen. Aber kannst du auch der Welt und meinem Geschlecht vergeben, was du durch mich hast tragen müssen? Werde nicht böse, Konrad, du hast um meinetwillen den Anspruch auf das Glück aufgegeben, und das, nicht mein eignes Loos ist es, was mich quält. Willst du, kannst du mir versprechen, daß du versuchen willst, wieder glücklich zu sein?

Er wartete einige Sekunden, dann antwortete er: Ich verspreche es. Und dann wurde nichts mehr zwischen ihnen geredet. Als wir nach einer Weile ins Zimmer traten, saß er vor ihrem Bett, ihre Hand in der seinigen. In ihren Augen war der alte wunde Blick erloschen, sie sahen friedlich aus, aber todmüde. Ihre Brust war noch offen; meine Frau trat leise heran und deckte sie zu. Sie ließ es geschehen, wie ohne es zu merken; ihr Blick war unablässig auf ihn geheftet.

Und so blieben sie einander gegenüber, er ihre Hand haltend, sie zu ihm aufblickend, die lange Nacht hindurch und den folgenden Morgen. Von Zeit zu Zeit schloß sie die Augen, aber wenn sie sie aufschlug, waren sie wieder

auf ihn gerichtet. Die Pausen wurden immer länger, ihr Atem immer schwächer: um Mittag war es zu Ende. Wir begruben sie allein; Venarius war gleich nach ihrem Tode zurückgekehrt.

* * *

Er holte uns ab, als wir am späten Abend in Aachen ankamen. Nachdem einige wenige Worte gewechselt waren, schritt er so vollkommen schweigsam neben uns her, daß meine Frau, so sehr ich ihren Arm auch drückte, schließlich zuckend und schluchzend herausfuhr: O Doktor, Doktor, so sagen Sie doch etwas!

Ein wenig langsam, aber äußerlich unbewegt, gab er zur Antwort: Muß man denn immer etwas sagen? Sie hat einen sanften, beruhigten Tod gehabt, das ist das einzig Tröstliche an der traurigen Sache.

Und Sie, Doktor?

Nun, ich will Ihnen Rede stehen. Wissen Sie, die Natur hat bei einigen Pflanzen solch eine Einrichtung getroffen — auf Griechisch nennt man das Proterandrie — daß die männlichen Blüten eher auftreten als die weiblichen, oder auch umgekehrt. Die, die ihre Zeit richtig treffen, bringen Früchte, die zu früh aufbrechen, erfrieren, und die zu spät kommen, müssen verdorren. Das Gleichnis hinkt wie alle: in unserm Falle ist die Blume, die sich zu spät begriffen hatte, erfroren, und ich bin übrig geblieben.

Trostlos! Und Ihr Versprechen?

Fragen Sie Ihren Mann, ob er Anstand nehmen wird, eine Dosis Morphium zu verschreiben, wenn er damit die letzten Stunden eines Sterbenden lindern kann. Ich habe eine Lüge verschrieben. Nicht daß ich ihr noch persönlich zürnte, ich habe in ihr überhaupt nur das Prinzip bekämpft. Aber ich bin nicht sentimental genug, um mich an Versöhnungskränzen zu weiden, die im Angesicht des Grabes gewunden werden. Ich gedenke auch nicht, meine Tage in heimlicher Trauer zu versitzen; im Gegenteil, ich strebe nach Befriedigung, wie ich es bisher gethan habe. Aber ich glaube, daß die Gunst der Frauen wenig damit zu thun haben wird; sie, die Tote, steht zwischen mir und jedem andern Weibe.

War denn das, was sie gethan hat, ein so großes Unrecht, daß Sie es nie vergessen können?

Recht oder Unrecht? Ja, das ist eine schwere Frage. Sie hat trotz ihres guten Willens gewiß Unrecht gethan; die Menschheit müht sich seit Jahrtausenden, und wir einzelnen Männer mühen uns redlich unser Leben lang, es dahin zu bringen, daß unsre Streitigkeiten ausgleichbar werden, wie es unter vernünftigen Wesen sein soll, nicht nach Laune und Vorurteil, sondern nach Rechtsgrundsätzen und durch verständige Erörterung. Sie hat nur auf ihr Vorurteil gehört und keine Erörterung zulassen wollen. Das war ihr Unrecht; aber es war doch nicht eigentlich das, was mich veranlaßt hat, sie zu verlassen. Das lag vielmehr darin, daß mir deutlich wurde, es sei zwischen uns überhaupt kein Verständnis möglich. Unverständlich ist mir der Halbwille,

der einen Menschen erst hinaustreibt und dann seine Entfernung bedauert, unverständlich die Unfähigkeit, ein geschehenes Unrecht um jeden Preis wieder gut zu machen, wäre der Preis selbst die harte Aufgabe, einmal schamlos die Wahrheit zu sagen, unverständlich eigentlich an allem, was nach der Verlobung geschah, die Art, wie sie es gethan oder gesagt hat. Ich habe an ihr die Erfahrung gemacht, daß es eine ganze Klasse von Wesen giebt, mit der ich nicht verkehren kann, weil sie von allem, was mir natürlich und griffgerecht ist, durch eine dicke Mauer anerzogener Konventionen getrennt sind. Ich habe keine Lust, die Erfahrung zum zweitenmal zu machen.

Damit ging er. Jetzt ist auch er gestorben, und Tausende klagten ihm nach. Er hat, soviel mir bekannt, nie wieder einen Menschen in seine Tiefe blicken lassen. Aber eins konnte ich seit jener Zeit an ihm bemerken: er war duldsamer gegen Vorurteil und Zimperlichkeit geworden, wo sie ihm in seinem Berufe begegneten. Früher setzte er die Leute, die ihn mit solchen Eigenschaften aufhalten wollten, kurz und hohnvoll vor die Thüre; jetzt war er milder und ließ sich herbei, ihnen mancherlei auszureden. Das verdanken sie ihr, von der sie nichts wußten.*)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Politischer Karneval. Nach dem Jahre 1848 wurde oft von einem Wettlauf der festländischen Regierungen gesprochen, deren jede es allen andern in der Wiederherstellung abgelebter Einrichtungen zuvorzuthun suchte. Heute scheint zwischen den Völkern ein ähnlicher Wetteifer entbrannt zu sein. Fast überall ist die Hauptsorge des Tages, am handgreiflichsten und unwiderleglichsten darzuthun, daß unser Geschlecht die politische Freiheit nicht vertragen könne. Noch behaupten die Franzosen einen Vorsprung; angeborne Gaben und durch Tradition vererbte Geschicklichkeit, dazu der Segen des unverfälschten Parlamentarismus begünstigen sie entschieden. Aber sie haben allerorten gelehrige Schüler, die sich entschlossen zeigen, den Meistern den Ruhm der Führerschaft streitig zu machen. Das jetzt wieder in Paris vorgeführte Kunststück, der Regierung alle irgend erdenklichen Verlegenheiten zu bereiten, sie der Tyrannei und des Verrates anzuklagen, wenn sie sich wehrt, und der

*) Berichtigung. In der ersten Hälfte der vorstehenden Erzählung sind durch ein Versehen einige Druckfehler stehen geblieben. S. 430, Z. 14 v. u. lies „sie" statt „Sie", S. 431, Z. 12 v. u. „Ruf" statt „Beruf".

Schwäche, wenn sie sich nicht wehrt, die Bildung einer neuen Regierung durch eigne vorsichtige Zurückhaltung und Abschrecken anderer zu erschweren, und dann zu jammern oder zu spotten, weil sie nicht besser ausgefallen ist: das würde man anderswo genau so gut treffen, hat das zum Teil auch schon bewiesen. Und daß keine noch so ernste Lage zum, wenngleich nur vorläufigen, Austragen der elendesten Parteizwistigkeiten bestimmt, lehrt jeder Tag. Das kläglichste Schauspiel bietet augenblicklich ohne Frage Ungarn, dessen Bewohner uns stets als politisch geschult und reif gerühmt worden sind. In Italien, wo man die Hetzpresse durch französisches Geld genährt glaubt, gebricht es den nach Macht lüsternen und den Gegnern der Monarchie nicht an Vorwänden für das Lärmmachen: die traurigen Agrarverhältnisse und die Arbeitslosigkeit sind ja nicht wegzuleugnen. Um was aber ist das tolle Treiben in Budapest losgegangen? Um die Examenscheu der Studenten! Niemand wird es den jungen Leuten verübeln, daß sie lieber eine Sprache weniger lernen möchten, aber das Vaterland gerät doch dadurch nicht in Gefahr. Fernerstehenden und kaltblütigern Zuschauern kommt das Ganze wie ein Karnevalsspuk vor, dieser Aufzug der akademischen Jugend, die so „würdig" gegen die Zumutung, Deutsch zu lernen, protestirt, und in deren Reihen, wie ein siebenbürgisches Blatt behauptet, jeder dritte Mann ein Jude gewesen ist, voran ein Herr Polonyi (vermutlich ein ins Magyarische übersetzter Pohl oder Pollak) und ein Graf Karolyi, offenbar derselbe, der sich kurz vorher von Kossuth hatte den Segen geben lassen und dann als genauer Freund des Kronprinzen von Österreich einen lügenhaften Bericht über dessen Tod in das ungarische Abgeordnetenhaus gelangen ließ; nach dem Aufzuge natürlich ein Bankett und zum Schluß die Bitte an Mr. Deroulède um Übersendung der Statuten der Patriotenliga. Keine Narrhalla könnte ein schöneres Programm ersinnen. Hätte die Sache nur nicht auch ihre bitter ernste Seite! Daß Aristokraten glauben, das von ihnen angefachte Feuer auslöschen zu können, sobald ihre Suppe gekocht sein wird, ist ja schon öfter dagewesen, und wenn nur sie sich dabei die Finger oder mehr verbrennten, wäre das Unglück nicht zu groß. Aber es kann viel wertvolleres dabei zu Grunde gehen. Schon haben die ungarischen Sozialisten den Veranstaltern der Straßendemonstrationen spöttisch Dank gesagt für die Verpflanzung der Politik in die Gasse und versprochen, das Beispiel zu ihnen gelegener Zeit und für ihre Zwecke nachzuahmen. Vielleicht kommt diejenige liberale Presse, welche sonst überall Verschwörung gegen den Parlamentarismus wittert, nach und nach zu der Einsicht, wo die wahren Feinde des parlamentarischen Systems zu suchen sind, und auf der andern Seite dürfte der Pfiff, den Tumult mit Lebehoch auf den Kaiser zu würzen, die richtige Würdigung finden. Die französischen Monarchisten und die italienischen Republikaner sind wenigstens aufrichtig.

Bismarck ein Fakir? Der Reichskanzler, so sagte mir ein stockgelehrter Freund, ist nicht bloß Doktor der Theologie, er ist sogar Fakir. Na nu? sagte ich. Ja ja, woher sollte er denn das berühmte Wort haben, daß wir Deutsche niemand fürchten außer Gott? — Aber Fakir? — Ja, ihr lest eben nichts als die dummen Zeitungen. — Bitte! — Na, nichts für ungut. Aber was wollen Sie denn sagen, wenn ich Ihnen das „geflügelte" Wort — es war Herr Büchmann, der diese Bezeichnung für ein gesprochenes Wort aufbrachte, denn geflügelt ist jedes Wort, das von der Lippe gleichsam abfliegt — also gut, wenn ich Ihnen das Wort fast ganz so aus der Zeit Alexanders des Großen nachweise? Da habe ich z. B. hier eine der neuesten Publikationen des Litterarischen Vereins in Stuttgart (Sitz der Verwaltung seit 1849 in Tübingen). Es ist die 183ste, in der Professor

Wendelin Toischer, höchst sorgfältig behandelt, das große Alexanderlied des Ulrich von Eschenbach bietet, etwa 30000 Verse. Da können Sie nun Vers 22220 und folgende lesen, wie der Held zu den nackten Weisen, den Gymnosophisten kommt, das sind ja die indischen Fakir. Und wissen Sie, was ihr Oberpriester, der hier König heißt, dem mächtigen Eroberer schrieb? Hier hielt er mir das Buch hin und wies auf Seite 593, Vers 22269:

wir vorchten nieman wann got.

Nun, was sagen Sie dazu? Der Dichter fand das ja in seiner Vorlage so, in der Alexandreis des Gualterus von Chatillon, und diese geht damit auf alte griechische sagenumwobene Geschichten zurück.

Was ich sage? Doch nicht, daß Bismarck zum Plagiator an dem alten Fakir geworden sei?

Nun, so ists auch nicht gemeint, aber ihr sollt begreifen, daß euer Neuestes und „Aktuellstes" oft uralte Weltwitze sind; die gleiche Lage schafft sich auch den gleichen Ausdruck.

Weltwitz gefällt mir, kann sich Bismarck gefallen lassen.

Eine italienische Wochenschrift. In Bologna erscheint seit Ende Januar dieses Jahres, herausgegeben von dem geistvollen und feinfühligen Dichter Enrico Panzacchi, der Giosuè Carducci als seinen Lehrer und Freund verehrt, unter Mitwirkung dieses Führers des so mächtig aufstrebenden jungen Italiens selbst und andrer Männer der Wissenschaft und der schönen Litteratur — wir nennen den trefflichen Litterarhistoriker und Essayisten Enrico Nencioni — eine neue Wochenschrift Lettere e Arti (Preis jährlich 15 Lire = 12 Mark), die wir den Freunden Italiens und seines geistigen Lebens aufs wärmste empfehlen. Die uns vorliegenden beiden ersten Nummern der sehr hübsch gedruckten Zeitschrift bringen schon recht ansprechende Dinge, von Carducci eine Ode auf eine Flasche 1848er Veltliner, die zum Schluß auf eine andre Ecke der Alpen weist, wo die italienische Fahne wehen solle, von Panzacchi eine Ballade vom heiligen Nepomuk (die Sünde der Königin), zum Gedächtnis des so früh geschiednen, hoch begabten Malers Luigi Serra, von Nencioni einen Aufsatz über Algernon Swinburne mit Bildnis, von dem neben Verga wohl bedeutendsten Naturalisten Siziliens, L. Capuana, eine Erzählung Il Mago, der Zauberer, und vieles andre Anziehende. Die reichhaltigen litterarischen und Kunstnachrichten geben selbstverständlich auch den Deutschen den gebührenden Raum. Das Blatt ist billig, gut und sehr anständig. Es wird bald das gelesenste Blatt der gebildeten Welt Italiens, besonders auch der Frauen sein.

Zur Geschichte von dem kranken Königssohne gehen uns von zwei Freunden der Grenzboten folgende dankenswerten Nachträge zu:

1. Eine bildliche Darstellung des kranken Königssohnes giebt es in der Galerie zu Kassel. In dem von dem Galeriedirektor Dr. O. Eisenmann herausgegebenen Führer wird das Gemälde unter 3. Kabinet, Italienische Schulen, Nr. 581, mit folgenden Worten aufgeführt: Andrea Celesti (1639—1706). Venedig. Der kranke Königssohn. Erasistratus, der Arzt des zu Bett liegenden Antiochus I. Soter, entdeckt die Ursache von dessen Krankheit in dem beschleunigten Pulsschlage, den das Eintreten seiner Stiefmutter, der schönen Stratonice, die er heftig liebte, verursachte.

2. In der mitteliriſchen Sage Tochmarc Etáine (gedruckt mit Ueberſetzung in der Revue Celtique III, der Text auch bei Windiſch, Iriſche Texte) iſt Ailill von Liebe zu ſeines Bruders Gattin Etáin ergriffen und liegt infolgedeſſen ein Jahr lang krank darnieder. Der Bruder beauftragt ſeinen Arzt Fiachna, den Grund der Krankheit zu erforſchen. Dieſer legt die Hand auf die Bruſt des Kranken, heißt ihn ſtark Atem ziehen und erkennt ſo die Urſache des Leidens, die in Liebesſchmerz beſteht. Die nähern Umſtände dieſer Erzählung werden den Verfaſſer des Aufſatzes über den kranken Königsſohn vielleicht auf die Spur führen, wann und wie frühe, auf welchem Wege und aus welcher Quelle dies Motiv nach Irland und in die iriſche Helden- und Märchenpoeſie gelangt iſt.

Litteratur

Otto Hübners geographiſch-ſtatiſtiſche Tabellen aller Länder der Erde. Jahrgang 1888. Herausgegeben von Profeſſor Dr. Fr. v. Juraſchek. Frankfurt am Main, W. Rommel

Das wohlbekannte, bei ſeiner gedrängten Anordnung reichhaltige Hand- und Nachſchlagebuch, das hier in vielfach vermehrter und verbeſſerter Auflage vorliegt, verdient in dieſer Geſtalt eine etwas ausführlichere Beſprechung. Vergleichen wir die vorjährige Ausgabe mit der Ende Mai 1888 vollendeten neuen, ſo fällt ſofort in die Augen, daß letztere eine gründliche Umarbeitung nach dem letzten Stande der Dinge erfahren hat und mit wichtigen Zuſätzen der verſchiedenſten Art bereichert worden iſt, ſodaß es jetzt ſo ziemlich alle Fragen, die man billigerweiſe an eine derartige Arbeit richten darf, beantwortet und ſomit denen, die nicht ausführlichere Auskunft wünſchen müſſen, das Nachſchlagen in größern Werken über die von ihm behandelten Gegenſtände erſpart. Der vorliegende Jahrgang weiſt neun Nummern mehr auf als der ihm vorausgehende, indem der Grundſatz, jedes ſelbſtändige Landgebiet beſonders darzuſtellen, ſtrenger durchgeführt iſt, ſodaß z. B. die fünf Republiken Zentralamerikas unter eignen Nummern erſchienen. Dasſelbe iſt der Fall mit den drei Sultanaten Borneos und den Samoa- und Tongainſeln. Trotzdem giebt es von dieſem Grundſatze Ausnahmen, und dasſelbe gilt von dem der alphabetiſchen Reihenfolge der Staaten und Länder, teils wegen des Verhältniſſes einiger Staaten zu andern, teils deshalb, weil alle Teile der Erde zu berückſichtigen waren. Infolgedeſſen ſind die Staaten, die unter dem Schutze eines andern ſtehen, ſofern das Verhältnis nicht ein ganz lockeres iſt, bei den letztern angeführt, z. B. Tunis, Madagaskar (wohl nicht mit Recht), Kambodſcha und Anam bei Frankreich, die indiſchen Vaſallenländer, Malacka und die Maldiven bei Großbritannien, Chiwa und Buchara bei Rußland, wogegen Aegypten, Bulgarien, die Miniaturrepubliken Andorra und San Marino, dann Samos und Tripolis, ſowie Korea beſonders behandelt werden. Anderſeits iſt es dem Bearbeiter rätlich erſchienen, gewiſſe Gruppirungen in den frühern Jahrgängen beizubehalten,

so z. B. Mittelafrika mit den Somali- und Gallaländern, der Neuen Republik u. a., die Sahara und den Sudan, das unabhängige Arabien, die Himalayastaaten, die Inseln im indischen Ozean und die Polargegenden. Der Flächeninhalt der Staaten ferner ist anders als früher angegeben, teils auf Grund neuer Berechnungen, teils weil der Kolonialbesitz sich ausgedehnt hat; doch fallen die Veränderungen hier nur bei Frankreich, bei dem asiatischen Rußland, bei den deutschen, englischen, französischen und portugiesischen Kolonien in Afrika, bei der Südafrikanischen Republik, bei Sansibar, Chile, Uruguay und den Besitzungen Deutschlands in der Südsee ins Gewicht. Auch auf die fortdauernde Vermehrung der Bevölkerung fast in allen Gebieten (nur Irland und Französisch-Westindien bilden Ausnahmen von der Regel) wird hingewiesen, und wir ersehen daraus, daß die Einwohnerzahl Europas um mehr als 2, die Amerikas um mehr als 3 Millionen höher anzugeben war als in der letzten Ausgabe. In die Rubriken „Nationalitäten" und „Konfessionen" sind mancherlei neue Daten eingeführt. Die mit jedem Jahre sich ändernden Rubriken Ein- und Auswanderung, Einnahmen und Ausgaben, Schulden, Ein- und Ausfuhr, Kriegs- und Handelsflotte der Staaten sind diesmal meist schon mit den Ziffern des einen oder des andern der letzten beiden Jahre ausgefüllt. Beachtenswert ist die Zunahme der Auswanderung aus Deutschland und Großbritannien und der Einwanderung in Amerika und Australien, wo das Jahr 1885 ein Sinken gewahren ließ. Die Staatseinnahmen haben allenthalben und vorzüglich im Deutschen Reiche zugenommen, aber auch die Ausgaben und Schulden, von denen die letztern indes zum guten Teile durch die Uebernahme von Eisenbahnen, die sich rentiren, in staatlicher Verwaltung gewachsen sind. Die Ein- und Ausfuhr ging 1886 noch in den meisten Staaten zurück, 1887 aber stieg sie überall, namentlich in Oesterreich-Ungarn, Großbritannien, Frankreich, Italien und den Vereinigten Staaten. In Rußland ist 1887 die Einfuhr stark zurückgegangen, die Ausfuhr aber hat sich beträchtlich gehoben. Die Handelsflotten, deren Stand in dieser Auflage auch für die Kolonien und Schutzgebiete der einzelnen Staaten angegeben worden ist (teils für das Jahr 1887, teils für das folgende), zeigen durchweg, wie in der letzten Zeit überhaupt, eine Abnahme in der Zahl der Segelschiffe und eine Vermehrung der Dampfer, die häufig recht bedeutend ist, was wir als günstiges Zeichen für die Entwicklung des Welthandels ansehen dürfen. Die neu eingefügte Tabelle für die Kauffahrteiflotte der einzelnen seefahrenden Völker zeigt das außerordentlich große Uebergewicht der englischen Flagge über alle andern. Die Angaben in Betreff der Kriegsflotten folgen den jüngsten amtlichen Berichten, wobei jedoch zu bemerken ist, daß die Stärke dieser Flotten jetzt weniger durch die Anzahl ihrer Fahrzeuge und Geschütze, als durch die Dicke der Panzerung ihrer Schlachtschiffe, die Größe ihrer Torpedogeschwader und die Schnelligkeit ihrer Kreuzer bestimmt wird, weshalb hier auf alle diese Punkte Rücksicht genommen ist. Ebenso ist bei den Mitteilungen über die Armeen die Zahlstärke des Landsturms möglichst berücksichtigt, aber selbstverständlich nur da, wo diese Truppenformation wirklich größere Bedeutung hat, nicht, wo, wie beispielsweise bei den Niederlanden, nur erwähnt zu werden brauchte, daß es etwas der Art giebt. Die Produktion von Roheisen und Kohle hat sich 1886 nur in den Vereinigten Staaten gehoben. Die Länge der Telegraphen- und Eisenbahnlinien, für die unsre Tabellen allenthalben die Daten von 1887 bringen, hat bedeutend zugenommen. Wie in den frühern Auflagen, ist auch in der neuesten das Wertverhältnis von 1 zu $15^1/_2$ zwischen Gold und Silber festgehalten worden, aus welchem Grunde die Wertangaben für Silbermünzen nur in den Staaten mit Gold-

oder Doppelwährung dem wahren Werte entsprechen, wogegen in denen mit Silberwährung der Wert geringer ist, aber wegen der Schwankungen des Goldagios mit einer für längere Zeit giltigen Genauigkeit nicht angegeben werden kann. Der in den Tabellen angeführte Wert ist daher dem Kurswerte der Münzen gleich, wenn die Unze „Standard," d. h. Münzsilber in London $60\frac{7}{8}$ Pence kostet. Bei geringerm Standardpreise findet man den geringern Wert, indem man den in unserm Texte angegebenen mit dem bekannten augenblicklichen Münzsilberkurse multiplizirt und das Ergebnis mit $60\frac{7}{8}$ dividirt. Aus ähnlichen Gründen ist hier die Umrechnung bei den Einnahmen, Ausgaben und Schulden sowie bei der Ein- und Ausfuhr der Staaten mit Silberwährung mit dem nominellen im Texte verzeichneten Werte der Münzen durchgeführt worden, und nur bei Oesterreich-Ungarn findet eine Ausnahme statt, indem hier die Umrechnung nach dem Schlüssel 1 Gulden = 1,6 Mark vorgenommen worden ist, weil hier die Daten auch in der Guldenwährung angeführt worden sind. Das Werk ist, soweit wir prüfen konnten, als durchaus zuverlässig zu rühmen, und so verdient es unsern Lesern warm empfohlen zu werden.

Vergangenheit und Zukunft der Kirche Christi von H. Geyer. Hamburg, Lehsten, 1889

Dieses Schriftchen handelt von der Gründung und Ausrüstung der Kirche und sodann von der Hoffnung der Kirche. Die Aemternamen der alten Kirche spielen im ersten Teile die Hauptrolle, die Offenbarung im zweiten Teile. Der Verfasser ist in der deutschen Uebersetzung des Neuen Testaments wohl bewandert, scheint sonst aber keine theologische Bildung zu haben. Von den Schwierigkeiten der Aemterlehre hat er keine Ahnung; wo er sich gegen den Irvingianismus kehrt, sind wir auf seiner Seite. Die Lehre von den letzten Dingen macht ihm keine Schwierigkeit, die Deutung der Offenbarung, die er natürlich in zuversichtlichster Weise als buchstäblich zu fassende künftige Endgeschichte auffaßt, keine Skrupel. Hieraus ergiebt sich, für welche Leser etwa das Schriftchen Interesse bietet.

Martin Opitzens Aristarchus sive de contemptu linguae Teutonicae und Buch von der deutschen Poeterey. Herausgegeben von Dr. Georg Witkowski. Leipzig, Veit & Comp., 1888

Die Neuherausgabe zweier vielgenannten, aber seltener gelesenen Schriften des Vaters der gelehrten deutschen Kunstpoesie schließt sich der kleinen Bibliothek neuerer Schriften und Abhandlungen über Opitz von Boberfeld, neuerer Ausgaben seiner kritischen und poetischen Werke mit guter Berechtigung an. Sie stützt sich auf genaue und umfassende Kenntnis der in Frage kommenden Litteratur, sie fügt der lateinischen Schrift Opitzens „Wider die Verachtung deutscher Sprache," eine gute Uebersetzung hinzu, sie weist in gelehrten Noten die Quellen der Anschauung und Weisheit von Opitzens „Deutscher Poeterey" nach und erläutert sorgfältig jede dunklere Stelle, jedes Citat und jede Anspielung, sie stellt endlich in einer gut geschriebenen Einleitung, wie neuerdings wiederholt geschehen ist, das geschichtliche Verdienst des Martin Opitz fest. Gleich Borinski und Otto Fritsch versucht auch Georg Witkowski die Geringschätzung, die „den harten an sich richtigen Urteilen" über Opitz zu Grunde liegt, zu bestreiten oder doch zu mindern. „Der Fehler besteht darin, daß sie alle das Hauptgewicht auf den absoluten Wert der Opitzschen Regeln legen, während doch vor allem ihre historische Bedeutung in Frage kommen muß. Nicht auf die spätern Zeiten glänzender dichterischer Leistungen ist bei ihrer Beurteilung zu sehen, sondern der Blick wende sich zurück zu dem Elend der vorhergehenden Poesie, dann erst kann man den Fortschritt,

welcher durch Opitzens Gesetzgebung, wenn auch nicht herbeigeführt, so doch bezeichnet wurde, ermessen." Und an andrer Stelle der Einleitung sagt der Verfasser: „Durch ihn erhielt unsre Dichtung eine Form, in welcher das edle Metall deutschen Geistes zum Kunstwerk gebildet werden konnte; er schuf die Erkenntnis, daß nicht die Begabung allein, sondern deren Verbindung mit der bewußten, durch Vorbilder und künstlerisches Gefühl geregelten Technik den Dichter ausmache." Wer möchte das bestreiten? Aber auf das Verhältnis der Begabung zu der geregelten Technik, auf das Verhältnis der Phantasie, der poetischen Bildungskraft zum künstlerischen Gefühl, auf das Verhältnis des Lebensgehaltes zur dichterischen Form kommt eben alles an. Und auch bei der unbefangnen Würdigung historischer Erscheinungen wie Opitz darf es nie den schlimmen Anschein gewinnen, als ob die unentbehrlichen Nebenbedingungen künstlerisch wertvoller Poesie mit ihren Hauptbedingungen als gleichwertig betrachtet, ja wohl gar über die Hauptbedingungen hinausgehoben würden. Nicht nur bei dieser Einleitung zum „Aristarchus" und zur „Deutschen Poeterey", sondern bei ganzen Reihen neuerer litterarhistorischer Abhandlungen wandelt es uns zuweilen an, als ob man diesen Anschein im Eifer der historischen Gerechtigkeit zu wenig scheue.

Das Kunstwerk als Darstellung einer künstlerischen Vorstellung. Eine Untersuchung. Stuttgart, Ebner und Seubert, 1889

Eine ästhetische Untersuchung hat von jeher nur ein kleines Publikum gehabt, und selbst unter den „Höchstgebildeten" befaßt sich eine große Anzahl nur ungern mit sogenannten „abstrakten" Erörterungen. Die vorliegende Schrift hat den Vorzug, daß sie die Gedanken des Verfassers klar und einfach vorträgt, daß sie kurz ist und also wirksam zu werden vermag. Mit ihrem Hauptsatz: „Das Kunstwerk ist die Darstellung einer künstlerischen Vorstellung, welche bezweckt, Wohlgefallen zu erregen" tritt die Abhandlung mit der Aesthetik jenes Naturalismus, nach der das Kunstwerk den offenbaren Zweck hat, Ekel und Mißgefühl zu erwecken, in entschiednen Gegensatz. Jedenfalls sei sie der Aufmerksamkeit und dem Nachdenken derjenigen unsrer Leser empfohlen, die mit ihren ästhetischen Anschauungen noch zu keinem Abschluß gediehen sind.

Rohitscher Sonnendienst. Gedichte von Faust Pachler. Stuttgart, J. Fink

Gar mancher macht's bei einem lyrischen Gedicht,
Wie ich gethan bei einem Betteljungen habe.
Der bot mir einen Strauß und bat um eine Gabe.
Ich aber sagte: Troll dich, Blumen brauch ich nicht.

Diese Verse (sprachlich nicht gerade musterhaft), die liebenswürdige Bescheidenheit, womit die Klage über die moderne Geringschätzung der Lyrik vorgebracht wird, und der Tadel darin, der deswegen nicht herb klingen kann, weil sich gleichzeitig der Dichter eigner Schwäche erinnert, charakterisiren den ganzen Mann, die zarte, kleine, eingeschüchterte, sich selbst genügende Seele, die uns aus seinen Gedichten entgegenspricht. In diesem Wesen ist Faust Pachler ein Typus altwienerischer Charaktere, und es ist gewiß kein Zufall, daß wir bei der Lektüre seiner Gedichte oft an Grillparzer denken mußten, nicht an den Epigrammatiker Grillparzer, der aller Welt ein sarkastisches Wort ins Gesicht zu schleudern wußte, sondern an den persönlichen Charakter des großen Wiener Dramatikers, wie er sich poetisch in seinem armen Spielmann und Bankban und im Privatleben in den Tagebüchern prosaisch wiederspiegelte. Denn was Bankban charakterisirt, ist die ewige Über-

legung und Bedenklichkeit, der Mangel aller Leidenschaft, er gerät kaum jemals in Hitze. Ebenso Faust Pachler: niemals war ein Mann weniger faustisch angelegt als dieser Dichter des „Rohitscher Sonnendienstes.“ Ihm geht jede Leidenschaft ab, er ärgert sich über nichts, er hat die Vergänglichkeit, die Wandelbarkeit menschlicher Wünsche und Begierden erkannt, es giebt für ihn auch keine absolute Wahrheit. Alles hat seine zwei Seiten, und jeder Gegner kann Recht haben. Er selbst will aber nur ungestört seinen Weg gehen dürfen. Ihm behagt es, in der Sonne zu wandeln, jeden ihrer Strahlen zu verehren, vor jeder Blume, ja vor jedem Grashalm in Andacht zu versinken, und sein einziger Genuß ist, still zu betrachten. Ja diese Andacht vor dem Kleinen ist ihm zur einzigen Leidenschaft geworden. Er will um das Steinchen am Wege, um das ausgerupfte Federchen, das in der Luft herumfliegt, um das Wölkchen in der blauen Himmelshöhe seine Gedanken ranken, er will ebenso still dasitzen und das lebhafte Treiben der Menschen auf dem Kurplatze belauschen und dann selbst behaglich sein Täßchen Kaffee genießen, alles dies, ohne sich aufzuregen, und dann mit allerlei Gedanken beladen den Heimweg nach Hause betreten, um sie dort aufzuzeichnen. Zuweilen wohl überkommt ihn eine Ahnung von einer stärkern Art zu fühlen, zu leben, zu genießen, oder er fühlt sich unzufrieden, weil er nicht jene Ideale erreicht hat, die er in der Jugend anstrebte, ja er kann sogar recht schwermütig darüber nachdenken. Aber bald hat er diese Anfechtung besiegt, es ist doch nicht der Mühe wert, und er fährt in seiner Andacht vor der Alltäglichkeit trotz dem Gespött und Hochmut der Genußmenschen fort. Nun hat man ungefähr eine Vorstellung von dem Lebensgehalte der in den Gedichten Pachlers zu Tage tritt. Die Andacht und Reflexion über Kleinigkeiten kann sich nur selten zu poetischer Wirkung erheben, so ehrbar sie auch sein mag. Aber man würde dem bescheidenen Manne Unrecht thun, wenn man ihm jede Poesie absprechen wollte. Er ist schon deswegen häufig Dichter, weil er ehrlich fühlt, was er sagt, weil er sich selbst nicht besser machen will, als er ist, und weil oft die Offenherzigkeit eines Bekenntnisses in seinen Versen wahrgenommen werden kann. Uebrigens sind die Gedichte des nicht weniger als 415 Seiten starken Bandes nicht ausschließlich Rohitsch oder dem Sonnendienst gewidmet, obgleich das bekannte Bad mit aller Ausführlichkeit gepriesen wird. Zwischen die drei Bücher lyrischer Gedichte, die auch mitunter märchenhafte Erzählungen in Makamenform oder Ghaselen enthalten, sind ebensoviele „Zwischenspiele“ eingeflochten, deren jedes etwa hundert Spruchverse enthält, die sich öfters durch ebenso glückliche Form als zutreffende Gedanken auszeichnen. Im ganzen freilich läßt die Bildung des Pachlerschen Sprachgefühls manches zu wünschen übrig.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Militärisch-politische Blicke nach Osten

2

Nicht irgend ein Gefühl von besonders warmer Liebe auf der einen oder der andern Seite oder von Haß gegen einen dritten, sondern die Gemeinsamkeit der Interessen Österreich-Ungarns und des Deutschen Reiches hat zwischen diesen beiden Staaten ein Freundschaftsverhältnis entstehen lassen, das nicht leicht zu stören und zu lösen sein und das bei dem für die Dauer doch kaum vermeidlichen Weltkriege, mit dem uns französische Rachgier und russische Eroberungslust bedrohen, sich sicherlich bewähren wird. Da indes die politische Lage gegenwärtig noch derart ist, daß die Kräfte Deutschlands bei einem solchen Kampfe zum größern Teile zur Niederwerfung Frankreichs verwendet werden müssen, so wird sich Österreich dabei, wenigstens anfangs, vorzüglich auf seine eignen militärischen Hilfsmittel zu verlassen haben, und das gleiche gilt von Rußland, wenn es sich anschickt, über Wien zur Eroberung Konstantinopels oder auch nur zu einer wesentlichen Umgestaltung der staatlichen Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel vorzugehen. Rußland hat in seinen beiden letzten Kriegen mit der Pforte erfahren, wie nachteilig die große Ausdehnung seines Gebietes auf die Mobilmachung, die Sammlung und Aufstellung der Armeen, auf deren Verpflegung und auf den notwendigen Nachschub von Truppen wirkt, und es hat darnach gehandelt. Es hat seitdem zunächst sein Eisenbahnnetz erweitert, und zwar in der Weise, daß es die Ansammlung von Streitkräften in den westlichen Grenzprovinzen bedeutend erleichtert. Von Petersburg, Moskau, Sarepta, Kursk, Charkow, Rossow und Odessa laufen jetzt durchgehende Linien, die durch Zwischenbahnen von Norden nach Süden mit einander verbunden sind, nach dem Weichsellande, und selbst die unwegsamen Rokitno-Sümpfe sind durch Schienenstraßen dem

Verkehr erschlossen. Ferner hat man das Befestigungssystem in diesen Provinzen wesentlich vervollständigt, indem man teils schon bestehende Festungen durch Umbau und Erweiterung zu Waffenplätzen ersten Ranges erhob und gegen die Wirkung der modernen Belagerungsmittel nach Möglichkeit zu schützen suchte, teils neue Festungen und befestigte Lager anlegte. Ersteres geschah mit Nowo Georgiewsk, Warschau, Iwangorod, Brest Litewski und Kiew, letzteres bei Dubno, Chotim und Kamenez Podolsk, sowie neuerdings bei Grodno und bei Bielostok an der österreichischen und bei Kowno an der preußischen Grenze. Endlich hat das russische Kriegsministerium von 1879 an, zuerst ganz in der Stille, von Jahr zu Jahr mehr Truppen in die westlichen Grenzlande verlegt und sie an den großen Eisenbahnlinien untergebracht, so daß ihre Mobilmachung und Zusammenstellung zu Armeen rasch erfolgen kann, wobei jedoch nicht zu übersehen ist, daß bei der vergleichsweise geringen Zahl der Zwischenbahnen die Urlauber und Reservisten noch in vielen Fällen weite Strecken zu Fuße zurücklegen müssen, also erst nach geraumer Zeit bei ihren Regimentern eintreffen können. Dagegen ist durch Belegung der westlichen Gouvernements mit Massen von Kavallerie und reitender Artillerie, die beinahe auf Kriegsfuß gebracht sind, und durch die Bestimmung, daß die in Kongreßpolen stehenden 15 Infanteriedivisionen, sowie die dortigen Schützen-, Sappeur- und Feldartilleriebrigaden durch Einstellung der in diesem Landesteile einberufenen Reservisten auf die volle Kriegsstärke gebracht werden sollen, was in etwa zehn Tagen zu bewerkstelligen sein wird, die Vorbereitung zu einem Kriege mit den westlichen Nachbarn wesentlich gefördert worden. Ebenso ist für die rasche Bespannung der Geschütze und Trainfuhrwerke, für die reichliches Material vorhanden ist, genügend Sorge getragen. Nur die Divisionskavallerie, die aus Kosakenregimentern besteht, muß in der Heimat formirt und dann auf den Kriegsschauplatz gebracht werden. Alle diese Maßregeln mit Ausnahme der Ansammlung von Kavalleriemassen mit reitender Artillerie könnten auch auf bloße Verteidigung berechnet sein, also keine Bedrohung bedeuten. Bei jener Ausnahme aber erinnert man sich unwillkürlich an die großen Reitervorstöße der Unionsgenerale im letzten amerikanischen Bürgerkriege und vermutet, die Kavalleriemassen in Polen seien zur Eröffnung des Angriffs, zu Invasionen in das Gebiet der westlichen Nachbarn mit dem Zwecke bestimmt, deren Mobilmachung durch Zerstörung von Eisenbahnen zu hindern, gesammelte Vorräte wegzunehmen, weit ins Land hinein Schrecken zu verbreiten und den eignen Aufmarsch zu verschleiern, auf welche Verwendung der russischen Reiterei deren ganze Ausbildung schon seit zehn Jahren hindeutet.

Deutschland und Rußland haben nun an sich keine Interessen, die einen Gegensatz zwischen dem einen und dem andern Reiche einschlössen. Aber mit dem Berliner Kongreß ist unleugbar eine Erkältung der Freundschaft zwischen ihnen eingetreten. Deutschland zeigte sich hier nach Möglichkeit dankbar für

die Haltung Rußlands in den Jahren 1866 und 1870, es verwendete seinen Einfluß energisch für dessen Interessen und verschaffte ihm wesentliche Vorteile, erntete aber dafür statt Anerkennung seines guten Willens bei der russischen öffentlichen Meinung, da es auch die Interessen andrer Staaten berücksichtigen mußte und somit nicht alle Ansprüche der Russen befriedigen konnte, nur Vorwürfe und Haß, die zu einem erbitterten Zeitungskriege führten, welcher bedenklich wurde, als sich an ihm auch halbamtliche Blätter beteiligten. Die russische Presse liebäugelte mit Frankreich. General Obrutschew sondirte dort die Regierung wegen gemeinsamen Auftretens gegen Deutschland. Kaiser Alexander II. richtete an den deutschen Kaiser einen Brief, der Klagen über die deutsche Politik im Balkanlande mit Drohungen mischte. Wie die kleine dunkle Wolke am Horizont, die plötzlich losbrechenden Sturm verkündet, stieg es am östlichen Gesichtskreise empor und breitete sich rasch über den Himmel aus. Zwar kam das Kriegswetter damals nicht zum Ausbruch, da der Zar sich eines Bessern besann, in Alexandrowo eine Verständigung stattfand, und das trotzdem von Bismarck abgeschlossene Bündnis Deutschlands mit Österreich in Petersburg weiteres Einlenken und Zurückweichen für die nächste Zeit ratsam erscheinen ließ. Aber die folgenden Jahre gestalteten sich nicht trostreicher. Das drohende russische Gewitter wurde nur ein Aprilwetter, ein unaufhörlicher Wechsel von Sonnenblicken und Wolkenschatten, von Versöhnungen und Beschwichtigungen und von neuen Verstimmungen und Beängstigungen, denen der Tod Alexanders nicht nur kein Ziel setzte, sondern in dem Rufe des Nachfolgers, er sei in den Händen der Panslawisten, Nahrung gab. Die Danziger Zusammenkunft schien ein besseres Verhältnis angebahnt zu haben, aber wieder gewannen deutschfeindliche Einflüsse am Petersburger Hofe Oberwasser, und die orleanistische Intrigue mit den gefälschten Aktenstücken, die Alexander III. bei seinem Besuche in Kopenhagen zugestellt wurden und den deutschen Reichskanzler als heimlichen Gegner Rußlands in Bulgarien erscheinen ließen, steigerten jenen Einfluß und rückten die Gefahr eines Bruches wesentlich näher. Die Berliner Unterredung Bismarcks mit dem Zaren war, indem sie den letztern überzeugte, daß er getäuscht worden war, wieder ein Sonnenblick, und mit dem Besuche, den der junge deutsche Kaiser dem russischen vor andern benachbarten Herrschern, also wohl als dem abstattete, an dessen Freundschaft ihm zunächst gelegen war, schien alle Verdüsterung sich aufgeklärt zu haben und der Friede völlig gesichert zu sein. Ob das in Wahrheit sich so verhielt und ob es dauern wird, wird die Zukunft zeigen, jedenfalls sind Zweifel daran nicht ausgeschlossen, da die deutschfeindlichen Einflüsse noch keineswegs aus der Nähe Alexanders III. verbannt sind, und so wird vermutlich noch lange Vorsicht das erste Erfordernis sein, wenn es sich um unser Verhältnis zu Rußland handelt. Vertrauen erweckt wieder Vertrauen ist ein schönes Sprichwort, aber die Kriegsvorbereitungen in Polen, die heute

noch nicht eingestellt sind, während in Deutschland nichts derart zu bemerken ist, erlauben, ja gebieten uns doch, den Russen zu empfehlen, mit seiner Beachtung den Anfang zu machen.

Das Verhältnis Österreichs zu Rußland ist notwendig ein andres, als das von Deutschland. Die österreichische Politik verfolgt auf der Balkanhalbinsel andre Ziele als die russische. Die russische ist hier revolutionär, sie will erobern, mindestens machtgebenden Einfluß auf Bulgarien und andre Kleinstaaten dieser Gegend Europas gewinnen, die österreichische dagegen ist konservativ, sie will die Türkei und jene Kleinstaaten in dem Zustande erhalten wissen, in den sie der Berliner Kongreß versetzt hat. Der freie Verkehr auf der untern Donau und die Verbindung mit dem Schwarzen Meere, Lebensfragen für Österreich, werden schwer gefährdet, wenn Rußlands Bestreben, hier mittelbar oder unmittelbar Herrschaft zu gewinnen, Erfolge erzielt. Sein Einfluß hat seit dem Berliner Kongreß durch die Trennung Bulgariens, Serbiens und Rumäniens von ihm wesentlich abgenommen, und in den beiden letzten Staaten hat der österreichische sich gesteigert. Es ist nur natürlich, wenn Rußland seinen Verlust wieder einzubringen versucht, und gewiß scheint, daß es, wenn dies auf diplomatischem Wege nicht gelingt, zur Anwendung von Waffengewalt schreiten wird. Dazu drängt, daß es den gegenwärtigen Stand seiner Rüstungen für diesen Zweck aus finanziellen Gründen nicht lange mehr aufrecht erhalten kann; anderseits warnt davor das deutsch-österreichische Bündnis, das sofort in Kraft treten soll, wenn einer der Verbündeten von Rußland angegriffen oder einem andern Angreifer eines derselben durch militärische Maßregeln von ihm Hilfe geleistet wird. Der Vertrag schließt eine Offensive beider Bundesgenossen gegen Rußland ganz aus und macht eine solche von seiten eines derselben unwahrscheinlich. Aber auch Rußland wird nicht allein zum Angriff schreiten, da es in diesem Falle keine Aussicht auf Erfolg haben würde, weil es dann beide Bundesgenossen sich gegenüber sähe. Es wird mit andern Worten nur mit einem gesicherten Bündnis den Krieg mit seinen beiden westlichen Nachbarn wagen, und sein Verbündeter könnte nur Frankreich sein.

Sehen wir uns nun die Grenze zwischen Rußland und Deutschland einesteils sowie zwischen Rußland und Österreich-Ungarn anderenteils an. Sie trägt im allgemeinen den Charakter einer politischen Grenze. Zwar bilden vielfach Flußläufe, Seelinien und Sumpfstrecken eine natürliche Grenze, aber nirgends militärisch wichtige Abschnitte, die den anliegenden Gebieten diesseits und jenseits Sicherheit böten. Die Grenze ist also an sich eine offene. Zwischen dem 50. und 54. Breitengrade schieben sich die westlichen Gouvernements Rußlands zwischen die östlichen Provinzen Preußens und Österreichs wie ein Keil hinein, und die russische Grenze ist von Berlin nur 300 Kilometer entfernt — eine natürliche Offensivposition, welche die Maßregeln einer deutschen

Offensive von vornherein beeinflussen müßte. Diese Landesteile sind sehr fruchtbar und wohl angebaut. Westlich vom Bug und bis zum Dnjepr aber werden die mittlern Gouvernements durch das unwirtliche und für militärische Operationen völlig ungeeignete Gebiet des Pripet mit seinen Flußarmen, Morästen und Wäldern eingenommen. Im Süden der Rokitnosümpfe bis zur galizischen Grenze und östlich bis zum Dnjepr liegt wieder stark bevölkertes und gut angebautes Land, das die Kriegführung erleichtert, im Norden dagegen und bis zur preußischen Grenze erschweren abermals Wasserläufe mit Moorland zu beiden Seiten und ausgedehnten Waldungen jede Bewegung größerer Truppenmassen. Diesen Verhältnissen ist das russische Befestigungssystem im Westen angepaßt, zu dem wir uns nun wenden wollen. Zuvor jedoch einige allgemeine Bemerkungen, die wir den Äußerungen höherer preußischer Offiziere entnehmen.

Oberst Blume sagt in seiner „Strategie," wo er die Festungen in zwei Kategorien einteilt, in solche, die lediglich den Gegner von einer Örtlichkeit und deren nächster Umgebung fernhalten sollen, und in solche, die gleichzeitig oder ausschließlich bestimmt sind, Streitkräften Schutz und Zuflucht zu gewähren, deren Aufgaben außerhalb des Bereichs der Festungsgeschütze liegen: „Die strategischen Zwecke, denen Festungen dienen sollen, können folgende sein: Schutz bedeutender Städte, Schutz von Depots und Etappen, Vertheidigung von Eisenbahnen, Gebirgsstraßen und Flußübergängen, Rückhalt für die Vertheidigung eines Nebenkriegsschauplatzes, Schutz gegen Verfolgung, Herstellung eines Anlehnungspunktes für die Truppen im Felde und Wirksamkeit im Rücken des angriffsweise vorgegangenen Feindes . . . Wir müssen indes davor warnen, für die Sicherheit des Vaterlandes zu viel von der Befestigungskunst zu erwarten, dem Schilde mehr wie dem Schwerte zu vertrauen." Ein andrer Militärschriftsteller, Major Scheibert, urteilt in seinem Buche „Die Befestigungskunst und die Lehre vom Kampfe": „Nur Eisenbahnsperren sind des Angriffes wert, da Eisenbahnen die Lebensadern der heutigen Armeen sind. Festungen halten den feindlichen Angriff nur da zeitlich auf, wo deren Umgehung durch Dampfkraft mehr Zeit beansprucht, als die Existenzsicherheit der vorbeimarschirenden Armeen dies erfordert. Festungen in ihrer heutigen, ihren Wert meist überragenden räumlichen Ausdehnung, die hier und da eine übergroße Zahl von Vertheidigern verlangt, thun der feindlichen Wehrkraft keinen, aber der eignen großen Abbruch. Sie haben die Bedeutung, die sie einst als Depotplätze besaßen, jetzt nicht mehr. Die Organisation des Bahndienstes hat diese Funktion übernommen. Ist die eigne Armee offensiv, so sind Depotplätze überflüssig, ist sie unglücklich, so zernirt der Feind die Depotplätze, und sie werden wertlos. Festungen erfüllen ihre frühere Aufgabe heutzutage nur noch unvollkommen. Sie schützen nicht mehr die Grenze, nicht mehr gegen das Vordringen des Feindes im Innern des Landes, nicht mehr die großen Armee-

depots.“ Dazu vergleiche man wiederum Blumes Ausspruch: „Für einen Angriffskrieg ist es sehr vorteilhaft, über einen oder mehrere befestigte Depotplätze an der Grenze zu verfügen. Wo indessen Krieg mit Hilfe eines ausgebreiteten und leistungsfähigen Eisenbahnnetzes geführt wird, hat sich das Bedürfnis befestigter Depots verringert.“

Die am weitesten nach Westen vorgeschobenen Mittelpunkte des russischen Festungssystems stützen sich auf die Weichsel und den Bug und bilden ein Dreieck, dessen Basis, am mittleren Lauf der Weichsel liegend, der westlichen Grenze zugekehrt ist, und dessen Spitze bis an die Rokitnosümpfe reicht. Die Festung Nowo-Georgiewsk, da gelegen, wo der Narew sich in die Weichsel ergießt, bildet den rechten, Iwangorod, an der Mündung des Wjeprz, den linken Flügel, Warschau das Zentrum der Basis, Brest-Litewski, am Bug liegend, wo dieser sich nach Nordwesten wendet, die Spitze des Dreiecks. Diese Festungen, von denen die drei ersten als Straßensperre dienen sollen, während die vierte die Verbindung mit den Hilfsquellen des Hinterlandes zu sichern bestimmt ist, gebieten einem von Westen anrückenden Feinde energisch Halt, da eine Umgehung innerhalb des russischen Gebietes im Norden durch die Sümpfe des Narew, im Süden durch die Festungen Zamosc, Luzk und Dubno unmöglich gemacht wird. Eine Invasion von Ostpreußen her gegen das nordwestliche Rußland würde für den Schutz der deutschen Ost- und Südostgrenze und für die Sicherung der langen, von rechts her bedrohten Operationslinie sowie der beiden Eisenbahnen, welche die Rückwärtsverbindung zu vermitteln hätten, so bedeutende Truppenaufstellungen erfordern, daß die Operationsarmee zu sehr geschwächt werden müßte. Günstiger liegen die Dinge für eine Invasion in das südwestliche Rußland, weil hier die Operationslinie kürzer ist und für die Verbindung nach rückwärts mehrere Eisenbahnen benutzt werden können, die durch die österreichischen Festungen Przemysl und Krakau gedeckt sind. Doch ist auch hier eine starke Armee zur Deckung der linken Flanke des angreifenden Hauptheeres erforderlich, und es ist zweifelhaft, ob Österreichs Wehrkraft jetzt schon genügend entwickelt ist, um ein Hauptheer ins Feld zu stellen, das den russischen Streitkräften gewachsen wäre, und zu gleicher Zeit jene Nebenarmee auf dessen linker Seite aufzubringen. Dagegen sind Österreich und Deutschland vereinigt sehr wohl in der Lage, den Frontangriff auf die befestigte Weichsellinie Rußlands mit einer strategischen Offensive gegen Petersburg oder das südwestliche Gebiet des Zarenreichs zu verbinden.

Eine zweite Verteidigungslinie der Russen bilden die Düna und der Dnjepr. Die Mitte derselben ist durch die Sümpfe des Pripet und die Festung Bobruisk, der rechte Flügel durch die Düna mit Dünaburg und Dünamünde, der linke durch die starken Festungen Kiew und Nikolajew gedeckt. Das taktische Zentrum des russischen Festungssystems im ehemaligen Polen ist das obenerwähnte

Dreieck an der Weichsel, die breit und tief ist und hier nur sechs Brücken hat. An diesem Punkte wird Rußland seine Streitkräfte zusammenziehen, um nach den Umständen zur Offensive überzugehen. Bricht der Krieg unerwartet aus, so werden seine beiden Gegner ihm mit der Konzentrirung ihrer Truppen, die in vierzehn Tagen bewerkstelligt werden kann, auch heute noch um mindestens so viel Zeit zuvorkommen können. Die Weichsel aber und ihre Festungen können deren Vordringen nach Osten so lange Widerstand leisten, daß der russische Oberfeldherr Zeit findet, seine Truppen, trotz der immer noch vielfach schwierigen Mobilmachung und Beförderung, auf Kriegsfuß zu bringen, ihren Aufmarsch hinter der Grenze zu beendigen und vielleicht sogar die Offensive zu ergreifen.

Die militärischen Kräfte, die Rußland für einen Krieg an seiner Westgrenze verfügbar machen kann, werden oft unrichtig beurteilt, teils weil die russische Armee sich in den letzten zehn Jahren vielfach vermehrt und umgestaltet hat, und dies vom großen Publikum entweder gar nicht entdeckt oder mißverstanden worden ist, teils weil das Urteil sich meist einseitig auf bloße Ziffern stützt und nicht an die geographische Lage des Kriegsschauplatzes, an die Dislokation der Truppen und an die Beschaffenheit der Eisenbahnen, Straßen und sonstigen Beförderungsmittel denkt, während es hier doch z. B. von größter Wichtigkeit ist, ob eine Bahn ein- oder zweigleisig, ob die Garnison eines Ortes leicht und ganz abkömmlich oder dort teilweise oder völlig unentbehrlich, ob man der Neutralität der kleinern Nachbarn für alle oder für keinerlei Fälle vollkommen sicher ist. Parteiregungen, neues Aufflackern der patriotischen Flamme in Polen, neues Auftauchen von Nihilisten, eine zweifelhafte Haltung Rumäniens, Serbiens u. a. sind Möglichkeiten, mit denen die Russen bei der Aufstellung ihrer Feldarmee zu rechnen haben, d. h. ihrer europäischen Feldarmee; denn die asiatischen Truppen würden teils in ihren jetzigen Standquartieren unbedingt verbleiben müssen, teils wegen zu großer Entfernung dieser Quartiere auf dem Kriegsschauplatze zu spät eintreffen, um noch stark ins Gewicht zu fallen.

Berücksichtigen wir das alles, so würde Rußland im Falle eines Krieges mit Österreich-Ungarn zunächst etwa folgende Heeresmassen aufzustellen im Stande sein. In erster Linie Feldtruppen: 8 Armeekorps zu je 3 Divisionen = 24 Divisionen, 9 Armeekorps zu je 2 Divisionen = 18 Divisionen, zusammen 42 Divisionen Infanterie; 18 Kavalleriedivisionen mit 36 reitenden Batterien, 42 Regimenter Divisionskavallerie, 28 Sotnien für die Konvoies des Kaisers, des Großfürsten, des Gouverneurs von Warschau und nicht eingeteilte Kosaken, 39 Brigaden fahrender Artillerie, 3 Brigaden fahrender Reserveartillerie, zusammen 42 für sämmtliche Infanterie-Divisions-Brigaden. In zweiter Linie Reservetruppen: 6 Reserve-Infanterie-Divisionen, 6 Regimenter Divisionskavallerie, 6 Brigaden fahrender Reserveartillerie zu je 4 Batterien,

21 reitende Batterien, 32 fahrende Batterien und 6 Gebirgsbatterien (Reserve-artillerie). Ob es thunlich sein wird, alle diese Kriegsformationen bald in voller Stärke aufmarschieren zu lassen, entzieht sich der Beurteilung und erscheint dem Verfasser der in der Anmerkung zu unserm ersten Aufsatze erwähnten Schrift „Das Kriegstheater an der Weichsel,“ der wir das oben gesagte entnehmen, fraglich, da er an die kurze Zeit denkt, die seit der Einführung des neuen russischen Wehrsystems verflossen ist. Indes möchte der günstige Ausfall der ersten Reservistenübungen (die im Herbste des vorletzten Jahres stattfanden) manche Zweifel, die bis dahin in Betreff der Durchführbarkeit der Reformmaßregel gehegt wurden, zerstört haben. Österreich-Ungarn aber vermag der hier als verfügbar angenommenen Truppenmacht Rußlands 15 Armeekorps, die je 2 oder 3 Divisionen haben, und daneben 8 Kavalleriedivisionen gegenüber zu stellen. Die Streitkräfte, mit denen man ihm zu Anfang an die Seite treten könnte, ziehen wir in diesem Zusammenhange nicht in Betracht, da sie sich nicht im voraus berechnen lassen.

Bevor wir unsre Betrachtungen weiter fortsetzen, zunächst noch ein paar allgemeine Bemerkungen, die wir hier gewissermaßen nur einleitend für das Nächste ohne Anwendung auf die besondre Lage des von Rußland zunächst bedrohten Staates folgen lassen und erst im nächsten Abschnitte in Folgerungen zu Empfehlungen eines bestimmten Verfahrens verwandeln werden. Es sind einige Sätze rein militärischer Natur, die zum Teil Strategen von Ruf zu Urhebern haben. Sie lauten kurz und bündig: Der erste Sieg kann, bald erfochten, der Sieg überhaupt sein und ist es in der That oft gewesen. Zweifelhafte Mächte pflegen sich nach ihm zu enthüllen und zu entscheiden. Wohl vorbereitet die Offensive ergreifen, heißt ihn, den Sieg, aufsuchen. Unentschlossenheit, langes Wählen zwischen mehreren Zielen, Zerstreuung der Kräfte ist immer verhängnisvoll. Viribus unitis ist eine Devise, die nicht bloß den Staatsmännern, sondern auch den Feldherren Regel sein muß. Radetzky war der Meinung, daß „eine zu jeder entsprechenden Verwendung gut organisirte Armee ihr Augenmerk bloß auf die Offensive zu richten habe.“ Wird der Obergeneral gehindert, rasch mit dem Marsche auf den Feind zu beginnen, oder gar auf die Verteidigung verwiesen, so muß sein Hauptbestreben sein, aus der Defensive herauszukommen. In jedem Heere muß das Bestreben herrschen, den Feind vom heimischen Boden fernzuhalten, und das geschieht am besten, wenn man ihm auf dem seinigen entgegenrückt und ihn zu werfen sucht, was sicher ist, wenn man ihm durch rasche Manöver das Gesetz diktirt, ihn bindet, schiebt und eine Stellung einzunehmen zwingt, die dem Angreifer Vorteile, dem Angegriffenen Nachteile bringen muß. „Die Aufgabe der Strategie besteht,“ wie Blume sagt, „darin, günstige Bedingungen für den Entscheidungskampf herbeizuführen, vor der Verwicklung aber in nachteilige Gefechte die Streitkräfte nach Möglichkeit zu bewahren.“ Diese Möglichkeit, die Freiheit, die Wahl gehört, wenn die Gegner

ungefähr gleich stark sind, immer dem offensiven Führer. Der defensive gerät mehr oder minder unter seinen Bann, er muß nehmen, was ihm übrig bleibt, er empfindet auch den schwächern Gegner, weil er angreift und dies in der Regel nur der wagt, der sich für überlegen hält, als einen mindestens gleich starken.

Englische Technik und deutsche Konkurrenz

Von Johannes Wuttig

Als ich im vorigen Sommer nach einer längeren Pause wieder einmal in England und Irland war, hielt ich mich einige Zeit lang in einer großen Fabrikstadt Mittelenglands auf. Dort bot sich mir Gelegenheit, mehrere Schulen zu besuchen, deren Leiter mir in höchst entgegenkommender Weise jede gewünschte Auskunft über die ihnen anvertrauten Anstalten, ihren Zweck und ihre Einrichtung erteilten. Zwei fesselten meine Aufmerksamkeit in ganz besonderm Maße. Es waren dies eine höhere Bürgerschule und eine technische Lehranstalt.

Äußerlich ein völlig schmuckloser Ziegelbau, barg die höhere Bürgerschule im Innern eine solche Fülle wertvoller, kostspieliger Einrichtungen, wie man sie schwerlich in irgend einer Schulanstalt Deutschlands vereinigt finden würde. Da fand ich ungemein reich ausgestattete physikalische und Naturalienkabinete, vorzügliche geographische Hilfsmittel, eine sehr große Bibliothek, ein mächtiges chemisches Laboratorium mit allen möglichen neuern Einrichtungen, Gasbrenner und Ableitungsrohr, Säuren- und Reagentienschrank an jedem einzelnen Platze, ein Lesezimmer, in dem die entfernter wohnenden Schüler die Mittagspause zubringen konnten und in dem neben einer großen Anzahl von Belehrungs- und Unterhaltungsschriften auch wunderbarer Weise die letzten Nummern der bedeutendsten politischen Tageszeitungen, wie der Times, des Morning Chronicle, besonders aber auch viele Sportzeitschriften das rege Interesse des zwölf bis vierzehnjährigen Englishman an den großen Tagesfragen, den letzten Mordthaten, dem soeben abgehaltenen Pferderennen kund thaten. Alles ließ erkennen, daß man beinahe in verschwenderischer und oft unzweckmäßiger Weise die Mittel bewilligt hatte, um die Anstalt zu einem Stolze der Stadt zu machen. Noch deutlicher trat dies Bestreben der Stadtverwaltung, für Schulzwecke das Menschen-

mögliche zu leisten, in der technischen Lehranstalt dem Besucher entgegen. Die Werkstätten der Maschinenbauer und Kunstschlosser, der Schiffsbauer und Kunsttischler zeugten von dem lebhaften Interesse und der hochherzigen Förderung, die diese Anstalt der Stadt verdankte. Einen großen Flügel des mächtigen Gebäudes nahm ein Museum ein, das an Reichhaltigkeit jedes mir bekannte deutsche Universitätsmuseum übertraf. In jeder der oben erwähnten Werkstätten, wie auch in dem großen, geräumigen Websale befand sich ein Lehrmeister und meist noch ein Gehilfe, unter deren Leitung die jungen Männer arbeiteten. Maschinenmodelle, Ruderboote, Werkzeuge der verschiedensten Art, Thürschlösser, Flintenläufe waren als Erzeugnisse dieser Werkstätten darin aufgestellt, während andre gerade eingepackt wurden, um bei einer Ausstellung in Ostindien die englische Heimat auch in den Erzeugnissen ihrer technischen Schulen würdig zu vertreten. An den aufgeklebten Zetteln konnte man erkennen, daß diese Probearbeiten bereits in vielen in- und ausländischen Ausstellungen gewesen und teilweise auch prämiirt worden waren. Manche schienen mir allerdings mit einer geradezu erstaunlichen Sorgfalt und Genauigkeit ausgeführt zu sein und ebensowohl von großem Geschick als besonders auch von unermüdlicher Geduld Probe abzulegen und mit vollem Rechte das Lob der Preisrichter zu verdienen. Als Muster der Metallschleifkunst sind mir noch zwei Stahlwürfel erinnerlich, deren Flächen so sorgsam geschliffen waren, daß, wenn man sie aufeinander legte, es schwer war, sie wieder zu trennen.

Einen großen Übelstand freilich bemerkte ich bei dem Besuche dieser Werkstätten; sie waren, obgleich der Herbstkursus bereits angefangen hatte, sehr spärlich besucht. Kaum drei oder vier Lernende kamen durchschnittlich auf jeden der Arbeitssäle, die doch für ebenso viele Dutzende berechnet waren. Auf meine Frage nach dem Grunde dieses geringen Besuchs sagte mir mein Begleiter, das sei auch anderwärts die Klage, im Anfang, da seien die Werkstätten alle voll gewesen, da habe man fortwährend Meldungen zurückweisen müssen, nach und nach aber sei die Lust und das Interesse der jungen Leute erkaltet, und da kein Besuchszwang ausgeübt werde, sei es so weit gekommen, daß in einzelnen dieser mit vielen Kosten eingerichteten und unterhaltenen Arbeitssäle nur noch Dilettanten thätig seien, die eben nichts Besseres zu thun hätten, aber im Leben nicht daran dächten, das hier gelernte praktisch zu verwerten. Also wozu der mächtige Bau, die großen Säle, die kostbaren Lehrmittel, wozu die vielen Lehrmeister und ihr Fleiß? Von allen Seiten wurde mir dieselbe Antwort zu teil: Die Deutschen bedrohen unsre Industrie mit dem vollständigen Ruin; wir müssen alle Kräfte aufbieten, um der deutschen Konkurrenz Herr zu werden. Die technischen Schulen sind nur ein Glied in der Kette, die unsre Industrie halten, unsern Handel wieder heben soll. Sehen Sie dieses Grabscheit, sagte der Werkführer in der Schmiedewerkstatt, das ist

ausländisches, deutsches Fabrikat; es kostet nur einen Schilling und sechs Pence (1 Mk. 50 Pf.), taugt aber auch nichts. Das billigste Grabscheit dieser Größe können wir nur für zwei Schilling und 6 Pence (2 Mk. 50 Pf.) herstellen, das ist ganz roh, aber dauerhaft gearbeitet, und der Käufer hat wenigstens etwas für sein Geld. Trotzdem wählt er meist die billigere ausländische Ware, die massenhaft in England eingeführt wird und unsre Industrie besonders dadurch bedroht, daß sich unsre englischen Fabrikanten genötigt sehen, auf Kosten der Solidität billigere Ware zu liefern. Deutschland ist es also, das unsre Industrie in doppelter Hinsicht bedroht, erstens indem es teilweise das englische Fabrikat auf dem eignen wie auch auf dem Weltmarkte verdrängt, und zweitens durch den auf unsre Industrie ausgeübten Zwang, billigere und daher natürlich auch minderwertige Erzeugnisse zu liefern. Deutschland ist es, das uns zwingt, entweder schlecht zu arbeiten, oder nicht nur auf jeglichen Gewinn in der Massenproduktion zu verzichten, sondern womöglich noch unter dem Selbstkostenpreis zu verkaufen. Ihrem Volke also, fuhr der Werkführer etwas boshaft fort, verdanken wir die Entstehung solcher Anstalten wie diese hier.

Ich nahm die Anerkennung und das Kompliment dankbar für uns in Empfang, wagte aber noch die bescheidene Frage an meine Begleiter zu richten, welchen Erfolg sie sich von der Gründung solcher technischen Schulen für die Beseitigung der deutschen Konkurrenz versprächen. Wir bilden — erwiderte er — hier Werkführer und Fabrikdirektoren aus, die neben den praktischen, für ihren Beruf nötigen Kenntnissen sich einen bedeutenden Schatz an theoretischem Wissen angeeignet haben, das sie vielleicht einst in den Stand setzt, auf technischem Gebiete durch Erfindungen und Verbesserungen, zweckmäßige Arbeitsteilung und vor allem durch ihren gebildeten Geschmack eine neue Blütezeit der englischen Industrie herbeizuführen. Das waren ungefähr die Worte des Leiters der Anstalt.

Mir war es zwar nicht recht einleuchtend, wie trotz des kläglich geringen Besuches der Anstalt ein so allgemeiner Aufschwung zu erwarten sein sollte, aber jedenfalls hatte ich doch einen lehrreichen Blick in diese neue Bewegung des englischen Industrielebens gethan. Es war mir klar geworden, daß England kein Opfer scheut, um der deutschen Konkurrenz Herr zu werden, und daß, wenn wir unsre Posten behaupten oder gar noch verstärken wollen, es gilt, alle Kraft einzusetzen und vor allem auch in der Solidität der ausgeführten Handelserzeugnisse den Vorwurf zu widerlegen, der so lange Zeit schwer auf unsrer Industrie gelastet hat, und der bei der Weltausstellung in Philadelphia in dem harten Urteil des deutschen Preisrichters Ausdruck fand: Billig und schlecht. Wir wissen, daß es, Gott Lob, seitdem anders geworden ist, daß in allen Zweigen der Industrie sich das Streben kundgiebt, wirklich Gutes zu schaffen, aber die Gefahr ist noch nicht überwunden und wird sich auch nicht

ganz überwinden lassen, so lange es gewissenlose Spekulanten und gewissenlose Fabrikanten giebt.

Die deutsche Konkurrenz der englischen Technik gegenüber ist eine unbestreitbare Thatsache. Und zwar zeigt sie sich zunächst in der Verdrängung englischer Erzeugnisse vom deutschen Markte. Nur auf einzelne Beispiele sei hier hingewiesen. Die in Deutschland gebrauchten mechanischen Webstühle wurden bis vor wenigen Jahren fast ausschließlich aus England, namentlich aus Bradford, bezogen. Jetzt liefert Chemnitz dieselben Maschinen zu demselben Preise, doch in weit besserer, sorgfältigerer Ausführung. Ein Fabrikant versicherte mir, trotz seiner Vorliebe für die englischen Stühle habe er seit einigen Jahren nur Chemnitzer Stühle gekauft, weil jeder daran beschäftigte sich entschieden zu Gunsten des Chemnitzer Fabrikats geäußert habe. Und wenn einige wenige Fabrikanten noch jetzt die englischen Stühle vorziehen, so geschieht es lediglich wegen der großen Dauerhaftigkeit des englischen Gußeisens, dem das unsrige in dieser Beziehung nicht gleichkommen soll. Die landwirtschaftlichen Maschinen wurden früher fast ausnahmslos aus England, die Lokomobilen z. B. aus den Riesenwerken von Lincoln eingeführt. Jetzt sind es Eßlingen, Mannheim, Frankfurt a. M., Chemnitz und andre Städte Deutschlands, die die englischen Fabrikate fast gänzlich verdrängt haben. Noch vor wenigen Monaten hat Kaiser Wilhelm in Stettin seiner und seines Volkes Freude darüber Ausdruck gegeben, daß auch auf dem Gebiete der Schiffsbaukunst der Deutsche selbständig geworden sei und erfolgreich die Konkurrenz mit seinem englischen Lehrmeister aufnehmen könne. Auf diesen letzten Sieg haben wir allen Grund stolz zu sein, denn was den Bau großer Schiffe anlangt, so hatte England und hat ja England noch heute eine Art Monopol beanspruchen können, und es war ihm auch bisher ohne weiteres zugestanden worden. Wenn also über kurz oder lang die deutschen Schiffswerften den englischen völlig ebenbürtig zur Seite stehen, so ist daß der englischen Technik gegenüber ein Erfolg, dessen wir uns in demselben Maße freuen können, wie wenn ein deutscher Handelsartikel von großer Bedeutung den englischen Markt für sich erobert hätte.

Aber nicht nur auf dem heimischen, dem deutschen Absatzgebiete ist die deutsche Industrie erfolgreich mit der englischen in Wettbewerb getreten, sondern auch auf dem Weltmarkte. Da, wo früher England unbestritten das Handelsmonopol hatte, im Osten der alten wie auch in der neuen Welt, in Afrika wie in Polynesien, nimmt mit jedem Jahr die deutsche Einfuhr zu, so daß britische Kaufleute voll Neid und mit gerechter Besorgnis dem schnellen Wachstum deutscher Interessen in den entferntesten Weltteilen zusehen. Nicht die Geschützwerkstätten von Woolwich, sondern die in Essen liefern den Chinesen und Japanesen ihre Kanonen, deutsche Münzanstalten prägen das Geld Egyptens, deutsche Ingenieure und Monteure sind es jetzt zumeist, die mit deutschem

Material Zuckerfabriken und ähnliche große Einrichtungen in Rußland, in Zentralamerika, in Ostindien schaffen, während früher solche große Unternehmungen und solche kostspielige Maschinen fast nur Engländern anvertraut wurden. Auf der vorjährigen Weltausstellung in Barcelona, wo deutsche Sympathien unter der Mehrzahl der Preisrichter gewiß nicht vorhanden waren, erhielten von 190 deutschen Ausstellern 37, von sämtlichen englischen Ausstellern nur 32 die goldene Medaille. Und wie sorgt die deutsche Kriegs- und Handelsflotte für die zweckmäßige Förderung des deutschen Handels und die fortwährende Erweiterung seines Absatzgebietes! Eine überseeische Dampferlinie nach der andern wird eingerichtet, und mit der Erleichterung und Beschleunigung des direkten Verkehrs wachsen auch in demselben Maße Aus- und Einfuhr.

Ja in England selbst, auf dem englischen Markte, fängt der Deutsche an, ein gefährlicher Konkurrent zu werden. Nicht nur Nürnberger Spielsachen, Meißener Porzellan, Ulmer Pfeifenköpfe und Schwarzwälder Uhren legen dort von deutschem Gewerbfleiß Zeugnis ab, nein, es finden jetzt deutsche Fabrikate in England Eingang, die früher als englische Spezialität auch bei uns nur von dort bezogen wurden. In Nottingham ist die Spitzen- und Gardinenweberei noch heute die vorherrschende Industrie, aber tausende von Arbeitern haben entlassen werden und zu einem andern Gewerbe greifen müssen, weil in neuester Zeit deutsche Fabrikstädte, vor allem Plauen, die englischen Tüllgardinen z. B. in so vorzüglicher Qualität und zu so billigen Preisen in England einführen, daß die Lebensfähigkeit der Spitzenindustrie Nottinghams geradezu in Frage gestellt ist.*) Auch von den in Deutschland verfertigten Wollwaren gehen sehr beträchtliche Posten alljährlich nach England, und wenn es auch nicht möglich ist, genau die Einfuhr dieser Artikel in Ziffern anzugeben, an der Thatsache, daß dem so ist, ist nicht zu zweifeln.

---

*) Ein Fabrikant, der alljährlich ein- oder zweimal nach England reist, hatte aus einem Londoner Geschäft fast regelmäßig für seine Angehörigen ausgezeichnete gewirkte Strümpfe mitgebracht, wie sie nach seinem und andrer Urteil in Deutschland gar nicht zu bekommen waren. Der Preis war der Güte entsprechend, sehr hoch, außerdem kam noch der Zoll hinzu, kurz, die Strümpfe waren teuer, aber gut, wie englische Fabrikate es ja bekanntlich sein müssen. Da wollte es der Zufall, daß eines Tages beim Auspacken eines solchen mitgebrachten Vorrats von Strümpfen aus einem derselben die Fabrikmarke fiel, auf welcher der betreffende Herr zu seinem nicht geringen Erstaunen den Namen einer Zeulenrodaer Firma las! Davon allein jedoch noch nicht überzeugt, schickt er einen dieser Strümpfe an die betreffende Firma mit der Anfrage, ob wirklich Zeulenroda der Abstammungsort dieser charakteristisch englischen Ware sei, und wo man sie in Deutschland bekommen könne. Umgehend erfolgte die Antwort, das sei allerdings der Fall, aber im Einzelverkauf sei dieses Fabrikat nur in London zu haben; kein einziges deutsches Geschäft sei Abnehmer desselben. Solche Fälle sind ja an und für sich nicht besonders wichtig, aber sie sind doch geeignet, dem Vorurteil zu begegnen, als seien englische Fabrikate als solche besser und dauerhafter als deutsche.

Es ist nicht meine Absicht, auf allen Gebieten die Konkurrenz Deutschlands auf dem englischen Markte nachzuweisen; ich bin auch nicht im Stande, das zu thun, aber das eine glaube ich doch gezeigt zu haben: die deutsche Industrie ist der mächtigsten in der Welt eine gefährliche Nebenbuhlerin geworden, und heutzutage würde den Engländern wohl der Mut zu der bekannten Spottrede fehlen: Deutschland führt Holzschnitzereien und Straßenmusikanten aus.

Freilich bemächtigt sich des britischen Gemütes, angesichts dieser Thatsachen, ein sehr bitteres Gefühl, und wer wird ihm das verargen? Ist es nicht hart, zusehen zu müssen, wie dank den Freihandelsprinzipien ausländische Erzeugnisse ungehindert die heimischen verdrängen oder doch wenigstens ihren Preis bedeutend herabdrücken? Ist es nicht entmutigend, auf einem Gebiete nach dem andern die englische Technik von der deutschen erreicht, wenn nicht gar überflügelt zu sehen? Ganz gewiß, und wir dürfen uns nicht darüber wundern, wenn in englischen Büchern und Zeitschriften häufig der Unmut darüber kräftigen Ausdruck findet. Wir würden es nicht um ein Haar besser machen. In solchen Dingen hört bekanntlich die Großmut und Selbstverleugnung des menschlichen Charakters sehr bald auf, und der englische ist wahrlich nicht dazu geneigt, von dieser allgemeinen Regel eine Ausnahme zu machen und zu sagen: So, nun haben wir lange genug den Vorrang besessen und den Rahm abgeschöpft, jetzt mögen unsre deutschen Nachbarn einmal an die Reihe kommen.

Was dieses Gefühl des Unmutes bei den Engländern noch steigert, das sind die ungünstigen politischen und sozialen Verhältnisse ihres Landes. Seit eine schwache, von einer sehr geringen Mehrheit gestützte Regierung weder im eignen Lande noch in den Kolonien den englischen Interessen den nötigen Nachdruck verleiht, seit Rußland, der grimme Feind im Osten, mit Riesenschritten sich Indien nähert und sich um britische Haltrufe und Proteste nicht im geringsten kümmert, seit in Australien und Kanada sich immer mehr der Trieb nach Unabhängigkeit geltend macht, hat Englands Weltstellung und damit sein Welthandel einen bedeutenden Stoß erhalten. Nicht minder aber auch durch die sozialen Übelstände. Wie soll sich in einem Teil des britischen Reiches, in Irland, irgend welches gesunde, wirtschaftliche Leben entfalten können, wenn Leben und Eigentum der Bewohner keinen Augenblick sicher sind, wenn der Fabrikant sich die Arbeit seiner Leute durch den Beitritt zu einer Genossenschaft erkaufen muß, die die Eigentumsrechte, Unterthanentreue und die persönliche Freiheit mit Füßen tritt? Und wirkt nicht die Nachbarschaft und Zugehörigkeit eines solchen Landes lähmend und verhängnisvoll auf das Hauptland zurück? Ohne Zweifel sind solche Betrachtungen dazu geeignet, jenes bittere Gefühl noch zu erhöhen, das sich angesichts der ausländischen Konkurrenz der englischen industriellen Kreise bemächtigt.

Aber es wäre thöricht, wenn sie in den oben erwähnten nachteiligen Einflüssen den Hauptgrund dieser Konkurrenz erblicken wollten. Denn wenn wir Deutsche uns auch einer starken, thatkräftigen und die Interessen der einheimischen Industrie fördernden Regierung erfreuen und mit etwas mehr Zufriedenheit auf unsre sozialen Verhältnisse blicken können, wie groß sind doch anderseits die Vorteile, die England uns gegenüber aufzuweisen hat! Wie ist schon die insulare Lage desselben ein überaus wichtiger Umstand in der Entwicklung seiner Handels- und Industrieherrschaft! Vom Meere umgeben und doch den Küstenländern Westeuropas so nahe, war es, wenn es sich nicht völlig abschließen wollte, auf die Schiffahrt geradezu angewiesen, deren Pflege und Vervollkommnung an und für sich schon an die technischen Anlagen des Volkes bedeutende Forderungen stellte, zugleich aber auch das Streben nach vorteilhafter Verwertung der einheimischen Erzeugnisse wachrief. So wuchs eins mit dem andern und durch das andre, und diese Wechselwirkung zwischen Industrie und Schiffahrtsverkehr schuf die Größe Englands auf dem Gebiete der Technik.

Was die Nähe des Meeres bedeutete und heute noch trotz andrer vorzüglicher Verkehrswege bedeutet, das sehen wir recht deutlich an der Geschichte einzelner deutscher Hansestädte. Ohne Zweifel ist die insulare Lage Englands ein bedeutender Vorteil über alle andern Länder. Aber auch sein natürlicher Reichtum fällt hier ins Gewicht.

Schon die klimatischen Verhältnisse sind entschieden günstiger, weit günstiger, als wir sie in den meisten Teilen Deutschlands finden. Bedeutend milder als das unsrige, ist das Klima der britischen Insel, frei von unsrer strengen Winterkälte, sowie von unsrer oft wochenlang andauernden versengenden Sonnenglut. In dem südwestlichen Teile Englands sowie in Irland gedeihen Pflanzen im Freien, die wir sonst nur in den südlichsten Teilen Europas finden. Kein britischer Hafen friert jemals zu, keine Kanalverbindung ist auf längere Zeit unterbrochen, kaum jemals macht ein anhaltender Frost die Feld- oder Bauarbeit unmöglich, das Vieh ist Sommer und Winter auf der Weide, keine unsrer wichtigern Nährpflanzen versagt auf englischem Boden das Wachstum.

Dazu ist die Bewässerung der britischen Inseln ganz vorzüglich. Nicht nur ist die Zahl schiffbarer Ströme sehr bedeutend, sondern auch das ist ein großer Vorteil, daß sie sowohl wie auch die Flüsse und Bäche infolge der häufigen regelmäßigern Niederschläge jahraus jahrein fast beständig dieselbe Wassermenge führen. Wie oft ist bei uns auf dem Rhein die Schiffahrt unterbrochen oder doch erschwert, im Dezember und Januar bisweilen durch das Eis, im Mai und Juni wegen allzu hohen, und im September wegen allzu niedrigen Wasserstandes! Wie oft sind bei uns durch Wasserkraft getriebene technische Anlagen durch Wasserüberfluß oder noch mehr durch Wasser-

mangel zum Stillstand und Feiern gezwungen, wodurch nicht nur die Ertragsfähigkeit der Anlage beeinträchtigt wird und Besitzer wie Arbeiter geschädigt werden, sondern auch die Maschinen empfindlich leiden!

Der natürliche Reichtum Englands besteht aber auch in seinem fruchtbaren, allen Erzeugnissen der Landwirtschaft günstigen Boden. Nur wenige und nicht weit ausgedehnte Strecken sind anbauunfähig, und diese wenigen dienen wiederum Interessen, die einen bedeutenden Ertrag sichern. Die weiten Moore Schottlands und die Sümpfe Irlands sind der Jagd wegen ein vielumworbener Besitz, und gerade die unwirtlichsten Grafschaften von England und Wales bergen im Schoße der Erde Reichtümer, die jede Anforderung an die Fruchtbarkeit des Bodens deswegen aufheben, weil er thatsächlich ganz von menschlichen Wohnungen, Schienenwegen, Landstraßen, Fabrikanlagen u. s. w. bedeckt ist. Es ist wahr, daß in neuester Zeit der Getreidebau in England bedeutend abgenommen hat, aber man würde sehr irren, wenn man den Grund dazu etwa in dem geringen Ertrage suchen wollte. England baut vorzügliches Getreide, vor allem Weizen, Gerste und Hafer, aber die amerikanische und die russische Einfuhr haben den englischen Landwirt gezwungen, sich fast ausschließlich der Milch- und Viehwirtschaft zuzuwenden, auf welchem Gebiete er noch einigermaßen erfolgreich konkurriren kann, da Milch, Fleisch und Butter durch den Transport leiden. Daher ist es zu erklären, daß die Feldwirtschaft mehr und mehr zurückgegangen und die Wiesenkultur an ihre Stelle getreten ist.

Zuletzt sei noch auf den bedeutenden Reichtum Englands an wertvollen Mineralien aufmerksam gemacht. Daß dies ein außerordentlich wichtiger Umstand in der Entwicklung der englischen Industrie gewesen ist, zeigt ein Blick auf die Karte Englands. Da sehen wir auf einem Raum von wenigen Quadratmeilen Stadt an Stadt gedrängt und ein schier sinnverwirrendes Eisenbahnnetz ihrem Verkehr unter einander sowie mit den übrigen Teilen des Landes dienen. Wie bei uns, verdanken solche Städtegruppen dem Mineralreichtum der betreffenden Gegend ihr Bestehen, nur ist ihre Zahl in England ungleich größer als in Deutschland, wie auch die einzelnen Glieder dieser Gruppen größer sind als bei uns. Solche Verdichtungsmittelpunkte der Bevölkerung finden wir in England besonders im Westen durch die Städte Sheffield, Manchester, Leeds, Bradford, Derby, Nottingham und Birmingham bezeichnet. Ein scheinbar unerschöpflicher Reichtum an Steinkohlen und Eisenerzen, wogegen der unsrer Kohlen- und Eisenlager in Westfalen, der Rheinprovinz, in Schlesien und in Sachsen verschwindend klein ist, erklärt diese Erscheinung, erklärt es, daß an solchen Punkten ein ungemein reges, gewerbliches Leben erwacht, daß sie zu Mittelpunkten des Welthandels werden. Der Mineralreichtum Englands allein wäre schon genügend, ohne die andern bereits erwähnten, durch die Natur gegebenen Vorteile dieses Landes, eine Konkurrenz auf dem Weltmarkte fast unmöglich zu machen.

Und wie außerordentlich fördernd hat die politische Entwicklung Englands auf seine Industrie gewirkt! Ein einiges, starkes Königreich, das achthundert Jahre lang kaum einen Feind in seinen Grenzen gesehen hat, geschweige denn einem zur Beute gefallen ist, das volle zwei Jahrhunderte lang von Kriegen gänzlich unberührt geblieben ist, das, während benachbarte Nationen sich gegenseitig zu Grunde richteten, ruhig zusehen und gerade aus dem blutigen Kampfe und der daraus folgenden Schwäche andrer Vorteil über Vorteil ziehen, seine Macht und seinen Wohlstand befestigen konnte, ein solches Reich sollte nicht unendlich viel vor Deutschland voraus haben? Ist es nicht natürlich, daß in demselben Maße, wie Deutschlands gewerbliches Leben unter den Schrecknissen des Krieges, unter der Zerrissenheit und innern Fehde des Reiches, unter dem Drucke einer oft verständnis- und gewissenlosen Regierung litt, Englands industrielle Kräfte stetig zunahmen und so der Gegenwart eine überaus kostbare Erbschaft technischen Geschickes und kaufmännischer Tüchtigkeit überlieferten?

Mit dieser politischen Entwicklung Englands und ihrem Einfluß steht der englische Kolonialbesitz in Zusammenhang. War England an den größten Entdeckungen Amerikas, des Seewegs nach Ostindien, Australiens gar nicht oder nur wenig beteiligt, so hat es doch mit jener obenerwähnten Geschicklichkeit, aus der Schwäche andrer Staaten Nutzen zu ziehen, es verstanden, sich nach und nach einen riesenhaften, die Ausdehnung des Mutterlandes um das Sechzigfache übersteigenden Kolonialbesitz zu verschaffen. Spanien, Portugal, Frankreich, die Niederlande haben zu verschiednen Zeiten und unter den mannigfaltigsten politischen Notlagen Gelegenheit gehabt, sich von dieser englischen Eigentümlichkeit zu überzeugen. Das so begründete Kolonialreich wurde in zweifacher Weise die Grundlage des jetzigen Reichtums und der Machtstellung Englands. Erstens lieferten diese Kolonien dem Mutterlande die für seine Industrie erforderlichen Rohprodukte, und zweitens dienten sie ihr zum Absatzgebiete. Die überschüssigen Kräfte gingen dem Lande nicht verloren, die Auswanderung auf der einen war nur eine Einwanderung auf der andern Seite des britischen Reiches. Eine Überproduktion war für die englische Industrie kaum möglich und ist es auch heute kaum, trotzdem daß die Kolonien in vielen Gewerbszweigen vom Mutterlande unabhängig geworden sind, denn für jedes Kolonialgebiet, das so weit gekommen ist, sind andre vorhanden, die dem Handel noch nicht erschlossen sind, an die er sich mit gebender und nehmender Hand wenden kann, ganz abgesehen davon, daß mit der fortschreitenden Industrie sich auch immer neue Bedürfnisse einstellen. Daß diese Gebiete nicht nur riesengroß, sondern meist auch außerordentlich reich von der Natur ausgestattet sind, ist ein weiterer Vorteil, den England genießt. Es giebt kaum einen in der Industrie zur Verwendung kommenden Rohstoff, der nicht in der einen oder andern englischen Kolonie oder in vielen zugleich im Überflusse vorhanden

wäre. In neuerer Zeit sind vor allem Britisch-Indien und die britischen Besitzungen in Nordamerika dem Mutterlande auch insofern von unschätzbarem Werte geworden, als England von dort einen großen Teil der Hauptlebensmittel, Getreide und Fleisch, bezieht.

(Schluß folgt)

Zum Studium der englischen Sprache und Litteratur

Von E. J. Groth

Die seit Jahren von den Universitäten geforderte, von praktischen Schulmännern jedoch kaum gewünschte Trennung des englischen Sprachstudiums von dem romanischen ist in der letzten Zeit zur Thatsache geworden. Der Student hat auf Grund der neuen Prüfungsordnung, wenn er sich dem Studium der französischen oder der englischen Sprache widmen will, nicht mehr die Verpflichtung, beide Fächer wissenschaftlich zu betreiben; er kann das Französische mit dem Lateinischen verbinden, oder das Englische mit dem Deutschen, und sich durch diese naturgemäße Wahl einen festumschlossenen und einheitlichen Studiengang schaffen. Hoffentlich verschwinden nun auch die unerhörten Bezeichnungen „moderne Philologie" und „moderner Philologe," die allerdings nur ein würdiges Seitenstück zu den in sprachlicher Beziehung anfechtbaren Benennungen „klassischer Philologe" und „klassische Philologie" bilden.

Wir haben jetzt also eine auch amtlich anerkannte französische und englische Philologie. Leider ist man noch gar nicht darüber einig, was man eigentlich unter englischer oder französischer Philologie zu verstehen habe. Während die Einen der Ansicht sind, daß die Aufgabe der neueren Philologie darin liege, die in der gesamten Litteratur eines Volkes zum Ausdruck kommenden Kulturzustände kennen zu lernen, nehmen andre den entgegengesetzten Standpunkt ein und behaupten, die neuere Philologie beabsichtige weiter nichts, als Verständnis und Kenntnis der Sprache selber in Schrift und Rede; für die einen ist also die litterarische Erforschung, für die andern die praktische Spracherlernung das Ziel und der Zweck des Studiums.

Noch andere, wie z. B. Gröber in seinem „Grundriß der romanischen Philologie," leugnen, daß man das eigentliche Gebiet der neuern Philologie

in den lebenden Sprachen zu suchen habe. Nur die unverstandene oder unverständlich gewordene Sprache sei ihr Arbeitsfeld. „Erst wo diese vorhanden ist, bedarf der Erforscher der Vergangenheit eines Gebietes geistiger Leistungen, der Hilfe des Philologen. Der Philolog hörte auf zu sein, wo die Wissenschaft früherer Zeit, deren Entwicklung beobachtet werden soll, eine noch verstandene oder mit Hilfe der lebenden Sprache verständliche Sprache redet. Und wäre gar eine Sprache oder die Sprache unveränderlich, so würde von Philologie nicht geredet werden können." Demnach bliebe der Romanist und Anglist nur so lange Philologe, als er sich mit den historischen Entwicklungsstufen der lebenden Sprachen beschäftigt, d. h. solange er auf dem Felde des Alt- und Mittelfranzösischen, des Alt- und Mittelenglischen arbeitet. Diese Ansicht wird gegenwärtig auch von den meisten Anglisten vertreten; ja A. Schröer meint sogar in seiner Schrift „Wissenschaft und Schule in ihrem Verhältnis zur praktischen Spracherlernung" (Leipzig 1887), der künftige Lehrer, der eine lebende Sprache zu lehren habe, dürfe sich auf der Universität nicht dadurch für seinen künftigen Beruf vorbereiten, daß er sich praktische Kenntnisse einpauke, sondern dadurch, daß er angeleitet werde, über die Sprache wissenschaftlich nachzudenken.

Dieser neue und vielfach verteidigte Grundsatz ruft das Entsetzen aller praktischen Schulmänner hervor. Man soll nun mit einemmale an den höheren Schulen mit Lehrern arbeiten, die zwar vortreffliche Anglisten und Romanisten sind, aber schlechte Engländer und Franzosen. Man verlangt entschieden, daß die Universität ihre Bestimmung in dieser Hinsicht anders auffasse. Es sei nicht ihre Aufgabe, Gelehrte oder Universitätsdozenten heranzubilden, sondern zukünftigen Beamten das Rüstzeug mitzugeben zu gründlicher und sachgemäßer Ausfüllung ihres Wirkungskreises, d. h. in diesem Falle dem Staate Lehrer zu liefern, welche die lebenden Sprachen in Wort und Schrift vollkommen beherrschen, wodurch sie erst für ihre lehramtliche Thätigkeit geeignet gemacht würden. Allein mit Schröer und Gröber sind die meisten Gelehrten dieser Forderung energisch entgegengetreten; Sache der Universität sei es nur, das historische Studium der lebenden Sprache zu bieten. Es könne niemals Aufgabe der Wissenschaft sein, dem Studenten praktische Sprachfertigkeit beizubringen; die Universität sei nimmermehr eine Bildungsstätte für Beamte, sondern eine Pflanzstätte der Wissenschaft; die Philologie höre aber auf, Wissenschaft zu sein, sobald sie sich lediglich mit der lebenden Sprache und deren Litteratur befasse, sobald sie zu einer empirischen Sprachmeisterei oder ästhetisirenden Behandlungsweise litterarischer Denkmäler heruntersinke.

Dem gegenüber versucht Johann Storm, Professor an der Universität Christiania in seinem Buche „Anleitung zum wissenschaftlichen Studium der englischen Sprache" auch die lebende Sprache philologisch zu behandeln, das akademische Sprachstudium mit dem praktischen zu verbinden und nur als

notwendiges Hilfsmittel zur leichtern und gründlichern Erlernung der lebenden Sprache auszunutzen. Auch Vietors Schrift „Einführung in das Studium der englischen Philologie" (Marburg 1888) verwirft eine prinzipielle Trennung der Sprachwissenschaft von der praktischen Spracherlernung, will aber im Gegensatz zu Storm die empirische Beherrschung der lebenden Sprache in den Dienst des akademischen Studiums gestellt wissen. Was also für Storm das Ziel und Endergebnis sein soll, wird für Vietor der Ausgangspunkt. „Niemand zweifelt auch daran," sagt Vietor, „daß z. B. die praktische Beherrschung der Sprache Chaucers oder der Sprache König Alfreds dem wissenschaftlichen Studium des Englischen großen Vorschub leisten würde. Weshalb sollte die praktische Beherrschung des heutigen Englisch nicht dazu im Stande sein? Ihren Wert für das wissenschaftliche Studium der Sprache zu leugnen und nur die Beschäftigung mit der ältern Sprache als wissenschaftlich wertvoll anzuerkennen, wäre kaum anders, als wenn man behaupten wollte, für den Botaniker sei die Kenntnis der heutigen Flora gleichgiltig und nur die Beschäftigung mit den Petrefakten ersprießlich, die uns aus der Steinkohlen- oder Tertiärzeit erhalten sind. Es ist vielmehr gerade das Leben der Gegenwart, das hier wie dort zugleich der Forschung das reichste empirische Material liefert und die starren Überreste der Vergangenheit erst wieder lebendig macht."

Es ist eine erfreuliche Thatsache, daß diese vermittelnde Ansicht Vietors zwischen den beiden ausgesprochnen Gegensätzen, dem rein akademisch-philologischen Studium auf der einen Seite und der handwerksmäßigen Sprachmeisterei auf der andern, in Universitätskreisen immer mehr an Boden gewinnt. Ihr hat sich auch Gustav Körting in seiner „Encyklopädie und Methodologie der englischen Philologie" angeschlossen. Das wissenschaftliche und das akademische Studium der englischen Philologie, sagt er, habe sich auf das Gesamtgebiet der englischen Sprache und Litteraturgeschichte zu erstrecken, dürfe sich also nicht auf das Neuenglische beschränken. Eine gründliche Kenntnis des Angelsächsischen sei die unerläßliche Bedingung für die wissenschaftliche Erkenntnis der neuenglischen Sprachgestaltung.

Aber auch Storms Gedanke, nur das Neuenglische systematisch-philologisch zu behandeln, ist bereits von einem deutschen Gelehrten ausgeführt worden. Karl Elze hat diesen Versuch in seinem „Grundriß der englischen Philologie" (2. Auflage, Halle 1889) unternommen. Seltsamerweise geht er dabei von dem System der alten Philologie aus und nimmt für das Studium einer lebenden Sprache und eines modernen Kulturvolkes die Grundsätze an, die August Böckh in Bezug auf das griechisch-römische Altertum und auch hier nicht einmal ohne Widerspruch seiner Fachgenossen aufgestellt hat. So gelangt er zu der wunderbaren Definition, die Aufgabe der englischen Philologie sei „die Wiedererkenntnis desjenigen Erkennens, das dem gesamten sittlichen und geistigen Leben der Engländer zu Grunde liegt und in demselben zum Aus-

drucke kommt.“ Was heißt das? Giebt es denn ein Erkennen, das nicht geistiges Leben wäre? Und was läßt sich nicht alles zu diesem Erkennen rechnen? Gehören denn nicht alle Künste und Wissenschaften dazu, darf man das naturwissenschaftliche und mathematische Erkennen nicht zu dem geistigen Leben eines Volkes zählen? Kommt denn in dem sittlichen Leben eines Volkes nur die Litteratur zum Ausdruck? Gehört hierzu nicht die ganze Theologie und Philosophie? Und das soll alles englische Philologie sein, das alles soll der Student durcharbeiten, um den Namen eines Anglisten beanspruchen zu können!

Aber Elze giebt im Laufe seiner Untersuchung bald zu, daß als unbestrittene Disziplinen für die englische Philologie im Grunde doch nur die Litteratur und die Sprache übrig bleiben. Er fürchtet selbst, man könnte seine neuenglische Philologie mit Argwohn betrachten und gegen sein System Front machen; so zieht er sich denn beständig hinter Böckhs Autorität zurück und unternimmt keinen Schritt, ohne sich an der Leine der griechisch-römischen Sprachwissenschaft festzuhalten. Wenn sich aber der Führer selbst an den Leibgurt nehmen läßt, dann wird der Weg für den Bergbesteiger eine ebenso unsichere wie unerquickliche Fahrt. Es ist denn doch ein ziemlich gewagtes Unternehmen, Inhalt und Begriff der altsprachlichen Philologie, die sich mit dem festumschlossenen Gebiete früherer Kulturvölker beschäftigt, auf eine lebende Sprache übertragen oder gar einen modernen Dichter wie Byron oder Tennyson nach denselben Grundsätzen und derselben Methode behandeln zu wollen, wie Sophokles oder Horaz.

Elze hätte unter solchen Umständen keine Veranlassung gehabt, auf Gröber und Körting kaum mißzuverstehende Seitenblicke zu werfen, denn beide bleiben in Auffassung und Darstellung immer selbständig und konsequent. Man soll nicht jungen Most in alte Schläuche füllen, und wenn die Anglistik aus sich selbst eine besondre Philologie geworden ist, wird sie hoffentlich auch Kraft und Eigenart genug besitzen, sich selbst ohne ängstliches Anklammern an die griechisch-römische Philologie Begriff und Inhalt zu geben.

Elzes große Verdienste um die Wissenschaft, besonders um die Shakespeareforschung, sollen hier nicht angegriffen werden, allein es ist doch seltsam, daß er mit seiner Methode gerade bei den Engländern so wenig Anklang gefunden hat. Wir begreifen es sehr wohl, wenn die Engländer sich weigern, die neuen, oft wunderlichen Entdeckungen der Shakespeareologen mit stummer Ehrfurcht vor der deutschen Wissenschaft hinzunehmen, und halten es gerade nicht für „Verkehrtheit und Böswilligkeit“ — wie Elze meint —, wenn ein englischer Gelehrter schreibt: An Englishman feels a kind of personal insult, when a German sits down and says, lets emend Shakespeare. Wir würden sich unsre Goethe-Philologen geberden, wenn unter gleichen Verhältnissen die Engländer mit Textemendationen, Conjekturalkritiken und Aufsuchungen oder Erläuterungen der Goethischen Grundgedanken Deutschland überschwemmen wollten.

Schon Elzes erster kritischer Grundsatz: „Jedes dichterische Schaffen ist bis auf einen gewissen Grad ein unbewußtes“ fordert um so mehr zum Widerspruch auf, als Elze auf diesem schwankenden Boden geradezu eine Philologie des Unbewußten aufbaut. „Bei Milton,“ sagt er, „ist der unbewußte Gedankeninhalt ein minimaler im Vergleich zu Shakespeare, bei welchem er eine außerordentlich wichtige und hervorragende Stelle einnimmt.“ Dieses Unbewußte aus den Dichtungen hervorzuholen, darin liegt, nach Elze, die Hauptthätigkeit des Philologen, bei der die strengste Methode und die umfassendste und gründlichste Kenntnis aller einschlagenden Thatsachen und Verhältnisse unerläßlich sind. Aber selbst diese Philologie des Unbewußten ist kein eigner, selbständiger Gedanke Elzes. Auch hierin lehnt er sich an Böckh an. Dieser verlangt geradezu von dem Ausleger, daß er den Autor nicht nur ebenso gut, sondern sogar noch besser verstehe, als der Autor sich selbst, denn der Ausleger, sagt Böckh, muß sich das, was der Autor unbewußt geschaffen hat, zu klarem Bewußtsein bringen, und hierbei werden sich ihm alsdann auch manche Dinge eröffnen, manche Aussichten aufschließen, die dem Autor selbst fremd gewesen sind. Das kann aber doch nur heißen: Was der Dichter für selbstverständlich in seiner Zeit gehalten hat, das ist für uns noch lange nicht selbstverständlich und bedarf der gründlichen Beleuchtung. Geht die Kritik noch weiter, so wird sie trotz Böckh und Elze eine subjektive Spielerei und ein fruchtloses philologisches Kesseltreiben. Alle Gedanken, Entwürfe und Gebilde eines Dichters philologisch erklären wollen, heißt das Genie leugnen und das dichterische Schaffen zu einem mechanischen Problem erniedrigen, worin sich alle Größen und Verhältnisse mathematisch berechnen lassen. Das Geheimnis eines Genies liegt immer in der Phantasie desselben, und wer keine Shakespearesche Phantasie besitzt, wird den Dichter nicht völlig verstehen können, selbst wenn er den ganzen philologisch-kritischen Apparat ins Feld führt. Zu welchen Verkehrtheiten sich eine derartige Methode versteigen kann, läßt sich an Elzes Grundriß selbst nachweisen. Er wendet sich z. B. gegen die allgemein verbreitete Ansicht, daß ein Dichter nach seinem rhythmischen Gefühle die Silben aneinanderreihe. „Ganz im Gegenteil,“ sagt er, „läßt sich aber durch unzweideutige Belegstellen erhärten, daß englische wie deutsche Dichter allgemein der Gewohnheit huldigen, ihre Verse zu skandiren oder abzufingern.“ Elze hat für diese mehr als verblüffende Behauptung seine Belegstellen, in denen sich die Dichter selbst in unbewachten Augenblicken verraten haben. Man höre und staune! Da sagt z. B. Goethe:

Oftmals hab' ich auch schon in ihren Armen gedichtet
Und des Hexameters Maß leise mit fingernder Hand
Ihr auf dem Rücken gezählt —

Natürlich hat das Goethe nur gethan, um nicht das Versmaß zu verlieren! Aber Elze bleibt streng in seiner Methode und führt auch noch einen zweiten

Gewährsmann für seine Entdeckung an: „Auch Heine bekennt in seinen »Neuen Gedichten« indirekt, daß er seine Lieder skandirt habe; er sagt:

Weit besser ist es im Summer,
Da kann ich im Walde spazieren,
Allein mit meinem Kummer,
Und Liebeslieder skandiren."

Ja ja, das sagt Heine — der schlaue Fuchs hat also auch seine Gedichte gewissenhaft abgefingert. Wir wollen nicht pietätlos sein — aber sind das Belegstellen für wissenschaftliche Theorien? Darf ein Mann, der die Shakespearekritik in Deutschland geleitet hat, hieraus seine Ansicht entnehmen, daß Goethe und Heine, nein, daß alle deutschen und englischen Dichter ihre Verse mit den Fingern abtrommelten? Aber Elze hat noch eine andre wissenschaftliche Autorität, keine geringere als — Fritz Reuter. „Eine dritte Bestätigung," sagt Elze, „findet sich endlich in einem an den Pastor Horn gerichteten Brief Fritz Reuters, der im Hamburger Fremdenblatt und daraus u. a. in der Saalezeitung vom 4. Dezember 1887 veröffentlicht worden ist. Fritz Reuter entschuldigt sich, daß er seinem geliebten alten Lehrer und Freunde zu seinem hohen Jubelfeste nicht mit mindestens einem halben Schock Hexametern aufwarten könne, aber — sagt er — Deijenigte, de dat Riten in de Arm' un Hänn' hett, ward slicht mit de Fingern up'n Disch herumtillfäuten un de Versfäut afstellen. Diese drei Stellen, fährt Elze fort, sind allerdings zunächst nur für Deutschland beweiskräftig (!), allein die Sache steht in England nicht um ein Haar besser."

Man denke sich Shakespeare den Hamletmonolog an den Fingern abzählend! Unmöglich! das ist ein Scherz, ein bloßer Kathederwitz, oder soll es gar Satire sein? Man ist nach Carrières satirischem, von vielen Urteilslosen ernsthaft aufgenommenem Versuche, Goethes Faust nach allen Gesetzen streng philologischer Kritik Lessing zuzuschreiben, kopfscheu geworden. Aber nein, Elze will keine Scherze machen, es ist sein heiliger Ernst. Die Theorie des Abfingerns ist ein auf wissenschaftlichem Wege durch „unzweideutige Belegstellen" gewonnenes Ergebnis! Zu solchen Verirrungen gelangt man, wenn man nur neuenglische Philologie treibt und sich beim Studium moderner Dichter mehr auf wissenschaftliche Methode verläßt, als auf den gesunden Menschenverstand, auf natürliches Empfinden und eine bewegliche Phantasie. Elze ist erbittert über die Auslassungen eines Engländers, der, mit der deutschen Shakespeareforschung unzufrieden, ausruft: Such an attempt reminds us of the essayist in Natural History, who retired into his study to evolve, from the depth of his own consciousness the idea of a camel. Kann man aber dem englischen Gelehrten im Hinblick auf die eben dargebotene Probe ernstlich gram sein? Vermag wohl jemand, der sich unempfänglich für den Humor eines Goethe oder Reuter zeigt, den göttlichen Humor eines Shakespeare zu würdigen?

Elzes Grundriß der englischen Philologie enthält manches Wertvolle, besonders in der Zusammenstellung der Bibliographie, aber auch viele Dinge, die die junge Wissenschaft nicht fördern werden. Vor den beiden Entdeckungen: der Philologie des Unbewußten und der Theorie des Abfingerns, muß aber um so mehr gewarnt werden, als Elzes Grundriß auch von fachmännischer Seite unverdient günstig beurteilt worden ist und derartige Verirrungen unter den Studenten, die auf das Wort des Meisters schwören, heillosen Unfug anrichten können. Jedenfalls hat Gustav Körting in seiner Encyklopädie ein Werk geschaffen, das für Elzes Grundriß einen mehr als ausreichenden Ersatz bietet. Sachgemäß, ruhig, ohne nervöse Seitenhiebe wird hier dem Studenten ein klarer Überblick über seine Wissenschaft gegeben. Nach einer Reihe einleitender Bemerkungen über den Begriff der englischen Philologie, über die Beziehungen derselben zu verwandten Wissenschaften, über die Geschichte und das akademische Studium der Anglistik, geht Körting auf die geschichtliche Entwicklung der englischen Sprache über. Dann folgen das Sprachgebiet, die Dialekte, die Laute, die Worte, Wortformen und Wortumschreibungen, Bemerkungen über die Syntax des Englischen, über die Rhythmik und über die Geschichte der englischen Litteratur. Die auffallende Kürze dieses letzten Teiles steht zwar in keinem richtigen Verhältnis zu den übrigen Abschnitten; Körting verweist aber auf seinen vortrefflichen „Grundriß zur Geschichte der englischen Litteratur“ und giebt in seiner Encyklopädie nur einen allgemeinen orientirenden Überblick über die Einwirkungen fremder Litteraturen, über die charakteristischen Merkmale der englischen, ihre nationale Selbständigkeit, ihren gesunden Realismus, ihre elegische und doch humorvolle Grundstimmung und ihren sittlichen Ernst. „Der sittliche Ernst aber ist,“ sagt Körting, „die kostbare Errungenschaft der englischen Litteratur auf dem Wege durch eine ebenso leidende als thatenreiche Geschichte, die, um durchgelebt und glücklich überdauert zu werden, die Anspannung der sittlichen Kräfte erheischt.“

Körtings Grundriß ist der erste wohlgelungene Versuch, eine englische Litteraturgeschichte auf wissenschaftlicher Grundlage zu skizziren. Nur eins wünschen wir: daß der auf die Dauer langweilige Kampf zwischen den Bezeichnungen „altenglisch“ und „angelsächsisch“ endlich beigelegt werde. Sollte es denn nicht möglich sein, einen einheitlichen Namen für die erste englische Litteraturperiode allgemein anzunehmen? Wir können die Gründe, die Körting für seine Benennung anführt, nicht für so schwerwiegend halten, daß man zur eignen Unbequemlichkeit an der alten Bezeichnung „angelsächsisch“ festhält und hierdurch auf die Analogie mit den Litteraturperioden des Französischen und Deutschen verzichtet.

Auch Wülker hat in seinem „Grundriß zur Geschichte der angelsächsischen Litteratur“ diese Bezeichnung aufrecht erhalten. Wer sich von dem großartigen Umfange und der Tiefe der jungen englischen Philologie ein Bild machen will,

der braucht nur Wülkers Buch durchzublättern. Es ist staunenswert, welche gewaltige Arbeitskraft sich in den letzten zwanzig Jahren dem Studium der altenglischen Sprachdenkmäler gewidmet hat, staunenswert, zu welchen ungeahnten Ergebnissen diese auf Grund richtiger Arbeitsteilung ruhende systematische Erforschung geführt hat. Die erste Blütezeit der englischen Litteratur, über die noch Chateaubriand in seinem Essai sur la littérature anglaise 1837 fast stillschweigend hinweggegangen war, bildet jetzt ein selbständiges, mächtiges Gebiet, worin man die Grundquellen für den eigenartigen Charakter der gesamten englischen Litteratur gefunden hat, worin uns die älteste aller germanischen Litteraturen überliefert ist; denn schon im neunten Jahrhundert, aus dem die frühesten Zeugnisse der deutschen Dichtung herrühren, hatte die altenglische bereits ihren Höhepunkt erreicht; und wenn auch hier eine schnelle Christianisirung dem Geistesleben ein ganz neues Gepräge verlieh, so enthalten doch gerade die altenglischen Denkmäler unschätzbare Perspektiven in das heidnisch-germanische Altertum. Niemand hat das Wesen dieser alten Litteratur treffender bezeichnet als Jakob Grimm mit den Worten: „Wir sinnen und trachten gern über die Vergangenheit. Wenn im Frühling die höher steigende Sonne aus der winterkalten Erde Gräser, Halme, Blüten treibt, so hegt im Herbste der Boden zwar noch Wärme des Sommers, aber Spitzen und Wipfel beginnen erkaltend abzuwelken. Dann geschieht es, daß das grüne Laub einiger Bäume vor dem letzten Falben seine Farbe wechselt und in Röte übergeht. Solch ein Herbstesaussehen hat mir die im Heidentume wurzelnde angelsächsische Dichtung: nicht ohne matten Widerschein setzt sie ihre Säfte noch einmal um und verkündet ihren nahen Tod."

Aber um die eigenartige Schönheit dieser altenglischen Dichtungen zu verstehen, muß man deutsch denken und deutsch empfinden. Daß z. B. dem heutigen Franzosen das Verständnis und die Empfänglichkeit für jene Denkmäler germanischer Kultur völlig abgeht, das beweist zur Genüge Taines verschrobenes Urteil, das er in seiner englischen Litteraturgeschichte über die altenglischen Dichter fällt. Tout leur effort est pour abréger, resserrer la pensée dans une sorte de clameur tronquée. La force de l'impression intérieure qui ne sachant pas s'épancher, se concentre et se double en s'accumulant, l'aspérité de l'expression extérieure qui asservie à l'énergie et aux secousses du sentiment intime, ne travaille qu'à le manifester intact et fruste en dépit et aux dépens de toute règle et de toute beauté, voilà les traits marquants de cette poésie.*)

*) Ein wissenschaftliches Studium der englischen Sprache giebt es in Frankreich nicht; es ist interessant zu hören, welche Fragen aus der englischen Litteraturgeschichte dem Candidaten in Frankreich vorgelegt werden, der das Certificat d'aptitude anglais erlangen, d. h. unsre Oberlehrerprüfung bestehen will. Die Revue de l'enseignement des langues vivantes stellt in der Februarnummer des laufenden Jahres derartige Prüfungsfragen zusammen: 1. Ben Jonson. Sein Humor. Das Sonett im Anfang des neunzehnten

Dieser Eifer in Deutschland für die wissenschaftliche Erforschung und das wachsende Interesse und Verständnis für die altenglische Litteratur ist nicht zum geringsten Teile ein Verdienst Bernhard ten Brinks, der in seiner „Geschichte der englischen Litteratur“ (Erster Band bis zu Wiclifs Auftreten, Berlin 1877) die durch wissenschaftliche Studien gewonnenen Ergebnisse in gediegener und gemeinverständlicher Form einem größern Leserkreise zuzuführen verstanden hat. Nachdem zwölf Jahre ins Land gegangen sind, in denen allerdings manche Ansichten ten Brinks in jenem ersten Bande sich umgestaltet haben, ist die erste Hälfte des zweiten Bandes (Berlin 1889) erschienen, der uns bis zur Thronbesteigung Elisabeths führen soll.

Gleich im Anfange, im Vorspiele der Reformation und der Renaissance, entrollt ten Brink ein vortreffliches Bild von der politischen Lage Englands in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, von dem erbitterten Kampfe zwischen Kirche und Staat, zwischen den Anmaßungen einer übermütigen Kurie und den Unabhängigkeitsbestrebungen des englischen Königtums. Von diesem bewegten Hintergrunde hebt sich die mächtige Gestalt Johann Wiclifs ab, der die politischen und religiösen Strömungen jener Zeit in die fruchtbarste Verbindung mit der Entwicklung der nationalen Sprache und Litteratur brachte. Man merkt der Straße, die uns der Verfasser hierbei führt, nicht mehr an, welche gewaltigen Hindernisse vorher von der philologischen Forschung fortgeräumt worden sind; wir stehen immer auf dem Boden strenger fachmännischer Kritik, und dennoch weiß der Verfasser uns in geschichtsphilosophischer Weise auf höhere Aussichtspunkte zu führen und aus den mannichfaltigen Erscheinungen den allgemeinen Gedanken hervorzuheben. Trotz der vielen kirchenpolitischen Agitationen kam man damals in England mit der Abstellung der Mißbräuche nicht recht vorwärts. „Überall — sagt ten Brink in Bezug hierauf —, wo wir in der Geschichte Ideen wirken sehen, sind sie in Verbindung getreten mit mehr oder weniger unreinen irdischen Mächten, welche manche Hindernisse auf ihrem Wege beseitigen mögen, dafür aber mit ihrer ganzen Schwere sich an ihre Flügel heften. Auf keinem Gebiete vielleicht tritt dieses Verhältnis deutlicher zu Tage, als auf dem der Kirchengeschichte, besonders deutlich auch in jener Epoche.“

Jahrhunderts. Nennen Sie einige Sonettdichter. Hat Wordsworth Sonette geschrieben? 2. Erzählen Sie etwas über den Spectator, über Addisons Kritik des Paradise Lost, über die Essays on Imagination, über Cato. — 3. Was wissen Sie über die englischen Essayisten? nennen Sie die Zeitungen, in denen sie schrieben. — 4. Erzählen Sie, was Sie über Charles Dickens wissen. Nennen Sie seine hauptsächlichen Werke. Haben Sie Nicholas Nickleby gelesen? Welchen großen Dienst hat Dickens England durch seine Romane geleistet? — 5. Welches waren die großen Redner am Ende des 18. Jahrhunderts? Ist Burke ein großer Schriftsteller? D'Israeli, bevor er ein public man wurde. Seine Romane. — 6. Wer und was waren die Lake Poets? Diese Fragen würden bei uns einem Candidaten gestellt werden, der die facultas docendi für die mittlern Klassen erlangen will.

Vortrefflich ist die Charakteristik Wiclifs, der zwar nicht den genialen Schwung eines Luther, noch die herbe Größe eines Calvin besessen habe, aber doch eine Persönlichkeit von unwiderstehlicher Anziehungskraft gewesen sei. Seine litterarische Bedeutung liegt — nach ten Brink — darin, daß er das Gebiet der englischen Prosa erweitert, daß er sie an ein knappes Maß gewöhnt und zum Organ streng logischer Gedankenentwicklung und Beweisführung ausgebildet hat. Durch Wiclif ist die englische Prosa zur Würde der nationalen Bibelsprache erhoben worden. Während Wiclif als Protagonist der Reformation die künftige Spracheinheit vorbereitet, wird diese durch Chaucer, den Vertreter der beginnenden Renaissance, fast zur vollendeten Thatsache gemacht. Mit Chaucer gelangt ten Brink auf ein Gebiet, das er dem Anglisten schon durch eine Reihe gediegner Monographien vertrauter gemacht hat. (Chaucer, Studien zur Geschichte seiner Entwicklung und zur Chronologie seiner Werke; Chaucers Sprache und Verskunst u. s. w.) In diesen Kapiteln zeigt sich der Verfasser unübertrefflich. Mit stilistischer Meisterschaft schildert er die seltsame Zeit des Dichters mit ihrer bald chevaleresken, bald cynischen Geistesrichtung, mit ihrem übertriebenen Luxus und ihrer verschnörkelten Kunstauffassung, mit ihrer buntscheckigen Tracht, mit der Pflege der französischen Modelitteratur, in der der Rosen-Roman die Hauptrolle spielt, „jene wunderliche und wunderbare Dichtung, die in ihren zwei so ungleichartigen Teilen für die Kultur des ausgehenden Mittelalters in mehr als einer Rücksicht typisch ist.“ Bald dringt die Fülle des Stoffes so mächtig auf den Verfasser ein, daß er zu einer aphoristischen Darstellungsweise seine Zuflucht nehmen muß; bald ergießt sich der Strom in behaglicher Breite, besonders da, wo Chaucers Dichtungen in ihrer innern Entwicklung, in ihren Quellen, in ihrer litterarischen Bedeutung vorgeführt werden. Mit sichern Zügen ist der Einfluß Italiens auf Chaucer gezeichnet. Während John Gower, der rücksichtslose Satiriker, trotz seiner humanistisch angehauchten Sprache mit allen Anschauungen noch tief im Mittelalter steckt, hat Chaucer während seines Aufenthalts in Italien die mächtige Kulturbewegung der italienischen Renaissance auf sich einwirken lassen und sich die Weltanschauung eines Dante, Petrarca und Boccaccio zu eigen gemacht. In gerechter Würdigung ihres gewaltigen Einflusses auf die englische Litteratur geht ten Brink näher auf ihre Bedeutung ein. Treffend vergleicht er Petrarca mit Voltaire. „An beiden bewundern wir die Vielseitigkeit der Anlage, die außerordentliche Rezeptivität, die rastlose Beweglichkeit des Geistes. Beide zeigen die Sensibilität und die Eitelkeit in gleichem Maße entwickelt. Beiden war der Blick des Genius verliehen. Wenn wir an Voltaire den kolossalen Verstand anstaunen, mit dem er den schwierigsten Problemen ihre praktische Seite abzugewinnen vermag, und den Geist, womit er seinen Gedanken die einfachste, treffendste Form giebt, so bewundern wir an Petrarca die geniale Intuition, die ihn befähigte, aus dem Mittelalter heraus bei durchaus un-

genügenden Vorbildern und Hilfsmitteln eine untergegangene Welt in ihrer Bedeutung für edel menschliche Bildung zu erkennen."

Aber Chaucer neigte seiner ganzen seelischen und geistigen Anlage nach mehr zu Dante und Boccaccio; der Einfluß Dantes machte sich denn auch bald in formeller Beziehung in seinen Dichtungen geltend, während Boccaccio ihm eine reiche Fülle neuer Stoffe und dichterischer Motive lieferte. Eine gewisse religiöse Schwärmerei, von der Chaucer während seiner italienischen Reise im Jahre 1372 beherrscht wurde, machte ihn besonders für die großartigen Ideen der Göttlichen Komödie empfänglich und zeitigte seine Legendendichtung, das „Leben der heiligen Cäcilie" und das ABC, einen Hymnus an die heilige Jungfrau in 23 Strophen. Aus der Periode dichterischer Unthätigkeit, in die Chaucer durch seine Verheiratung, Familiengründung und Beamtenthätigkeit versetzt wurde, riß ihn Boccaccios Epos, die „Teseide;" jene höchst merkwürdige, für den Litterarhistoriker äußerst lehrreiche Dichtung, worin sich nach ten Brink in greifbarer Weise die Wahrheit findet, daß in einem Kunstwerke Stoff und Form, Zeitgeist und Dichtungsgattung, Individualität und Stil aufs engste zusammengehören. Chaucer bearbeitete dieses Epos zu seiner Dichtung „Palamon und Arcita" in der Form einer siebenzeiligen Stanze mit realistischer und humorvoller Auffassung. Von „Palamon und Arcita" sind uns nur Bruchstücke erhalten, allein in späterer Überarbeitung erscheint das Ganze als „Erzählung des Ritters" in den Canterbury Tales. Diesem Hauptwerke Chaucers, der „großen Symphonie der mittelalterlichen Dichtung," widmet ten Brink zwei Kapitel, auf deren geistvollen und lehrreichen Inhalt wir hier nicht weiter eingehen können.

„Wir sehen," sagt ten Brink im Rückblick auf Chaucer am Schluß des vierten Buches, „im Leben des Dichters Epochen freudiger Weltlust, religiöser Erhebung, philosophischer Resignation mit einander abwechseln. Je mehr er sich dem Ziel seiner Tage näherte, wurde er immer genügsamer, stiller, ruhiger; seine Philosophie wurde immer mehr von religiöser Anschauung durchtränkt, seine Religion immer philosophischer. Dem Dienste der Musen aber, der alle Phasen seines Lebens verklärend begleitete, blieb er bis zum Ende treu. Chaucer hat seine ganze Lebensweisheit in die letzte Ballade „Wahrheit" niedergelegt, die mit der Strophe beginnt:

Der Wahrheit lebe, weich dem Pöbel aus,
Mit deinem Loos zufrieden, ob's auch klein;
Denn Hort schafft Haß, beim Steigen winkt der Graus,
Neid folgt der Menge, Glück ist niemals rein.
Soviel als du bedarfst, genieß als dein.
Thu selber gut, wer rät in fremden Dingen,
Und glaube: Wahrheit wird dir Freiheit bringen.

Das fünfte Buch, von dem leider nur ein unvollendeter Teil vorliegt, behandelt Chaucers Nachfolger, den humanen, aber furchtsamen Thomas Occleve

und den zwar wenig originellen, aber äußerst produktiven und vielseitigen John Lydgate. Die folgenden Abschnitte sind den Anfängen der dramatischen Dichtung, dem geistlichen Schauspiel, gewidmet, dessen Entwicklung bis zum anglonormannischen „Mysterium von Adam“ im zwölften Jahrhundert verfolgt wird. Das vorliegende Buch schließt mit einer vortrefflichen Charakteristik des fünfzehnten Jahrhunderts, jener traurigen Lancaster-Ära, die, vom Geiste harter Unduldsamkeit und blutiger Orthodoxie beherrscht, das Kulturleben Englands auf allen Gebieten gehemmt hat und besonders der freien Entwicklung einer nationalen Prosa hinderlich gewesen ist. „Wie unerfreuliche Kühle den Sonnenaufgang ankündigt, so wehte in den finstersten Zeiten des Mittelalters kaum so unerquickliche Luft, wie in dem Jahrhundert, wo das Mittelalter zu Ende ging.“

Ten Brink hat uns auch mit diesem Buche durch die fesselnde Form der Darstellung und durch die erstaunliche Fülle des Inhalts in unausgesetzter Spannung gehalten. Der wissenschaftliche Wert des Buches ist über jede Besprechung erhaben; auch dieser Band wird, wie der erste, dem Studenten eine sichere Grundlage für litterarische Arbeiten bieten; aber hervorgehoben muß noch einmal werden, daß wir hiermit nicht nur ein fachmännisch gelehrtes, sondern auch ein glänzend geschriebenes Werk besitzen, das jeder Gebildete mit wahrem Genuß studiren wird. Hoffentlich läßt uns der Verfasser auf den folgenden Teil nicht zu lange warten.

Die Mumienbildnisse von Rubajat im El Fajum

Von Ernst Boetticher

Es war ein kunstgeschichtliches Ereignis, als im Sommer 1888 in München Mumienbildnisse ausgestellt wurden, die im fernen Nillande, in der Oase El Fajum gefunden, Zeugnis ablegen von einer ungeahnten Entwicklung der Porträtmalerei vor mehr als zweitausend Jahren. Diese seitdem auch in Berlin ausgestellten Bildnisse erwecken die allgemeinste Aufmerksamkeit, ja man darf sagen, sie regen Künstler, Kunstgelehrte und Laien gleichermaßen auf. Für die Würdigung ihrer kunstgeschichtlichen Bedeutung machte ich im Sommer vorigen Jahres neue Gesichtspunkte in der Tagespresse (Kölnische Zeitung) geltend. Da diese nicht

unbeachtet geblieben sind, so darf ihre weitere Ausführung wohl ebenfalls günstiger Aufnahme gewärtig sein.

Der Fundort dieser Mumienbildnisse ist eine als Massengrab benutzte Felsenhöhle bei Rubajat in der großen, von einer Verzweigung des Nils bewässerten Oase El Fajum, die westlich vom Nilthal jenseits der libyschen Höhen zwischen dem 29. und 30. Grade nördlicher Breite liegt. In diesem gesegneten, durch eine Zweigbahn mit dem Nilthal verbundenen Landstriche blüht auch heute eine reiche Bodenkultur. Im Altertum war die Bewässerung besser, das beweisen ein altes Seebecken und alte, jetzt trockene Kanäle, und demgemäß ist auch der Anbau höher entwickelt und die in Städten und Dörfern lebende Bevölkerung dichter gewesen. Die Begräbnisstätten des Landes muß man natürlich seiner alten Bevölkerung zuschreiben, was jedoch nicht ausschließt, daß auch Fremde, die im Lande, und Einheimische, die in der Fremde starben, in einer dieser Begräbnisstätten beigesetzt worden sind. So ergiebt sich aus einer griechischen Inschrift, die auf einem bei einer Mumie gefundnen Holztäfelchen steht, daß diese Mumie aus einem Flecken Philadelphos zu Kahn in den Hafen von Kerke, einem kleinen Orte nahe bei Rubajat, gebracht worden ist.

Bekanntlich hat ein Wiener Großhändler, Herr Theodor Graf, der in Ägypten eine Kommandite seines Wiener Hauses unterhält, die Bilder an sich gebracht. Die Auffindung derselben in dem oben erwähnten Felsengrabe dürfte durch die Angaben der Grafschen Agenten genügend verbürgt sein. Es ist vielleicht zu bedauern, daß ein wissenschaftlich beglaubigter Fundbericht, wie er gewünscht zu werden pflegt, nicht vorliegt, aber Zweifel an der Echtheit der Bilder sind augenscheinlich, und wie allgemein anerkannt ist, ausgeschlossen. Der Grad ihrer Erhaltung läßt vermuten, daß die Gräber, denen sie angehört haben, erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit geplündert worden sind, wie dies durch räuberische Araber, Fellahs und andre Unberufene noch immer geschieht. Einerseits wäre es die höchste Zeit, daß diesem Raubbau auf Altertümer auch in Ägypten ein Ziel gesetzt würde, anderseits aber läßt sich nicht verkennen, daß wir ohne ihn und ohne das hohe Interesse des Herrn Graf für Altertümer, die seine Agenten ihm zutragen, nicht im Besitze der uns jetzt so außerordentlich anregenden Kunstdenkmäler wären, die, wenn auch nicht die ersten dieser Art, doch an Kunstwert die schon längst im Louvre befindlichen derselben Gattung, sowie ähnliche im British Museum auftauchende übertreffen. Das British Museum hat jetzt eine große Zahl Bildnisse von ganz derselben Gattung wie die von Rubajat von Mr. Flinders Petrie, dem im Auftrage des Egypt Exploration Fund unermüdlich thätigen Forscher, erworben und mit 25 Pfund das Stück bezahlt, doch sollen auch diese den besten der Grafschen Sammlung nicht gleichkommen. Mr. Flinders Petrie hat sie zu Hawara (nicht weit von Rubajat) in einem von ihm ausgegrabenen alten

Bauwerke, anscheinend einem Gräberbau (Mastaba), gefunden. Dem Fundbericht desselben sehen wir mit Spannung entgegen.

Wenden wir uns nun zur Untersuchung der Bildnisse von Rubajat. Was sind Mumienbildnisse? Wie kam man dazu, den Gestorbenen ihr Porträt aufs Gesicht zu legen? Diese Fragen erfordern eine kurze Darlegung gewisser Bräuche des ägyptischen Totenkultes. Es war eine uralte, nicht nur ägyptische Sitte, dem Behälter der irdischen Reste eines Toten entweder eine ganz menschenähnliche (anthropoïde) Gestalt zu geben oder doch wenigstens das Antlitz darauf anzubringen. Wir besitzen menschengestaltige Sarkophage von Stein, Terrakotta, Holz und einer Art von Papiermaché. Phönizische aus weißem Marmor befinden sich im Louvre und im Museum von Palermo. Ähnlichen begegnet man an der ganzen phönizischen Küste (ausgenommen die Totenstadt Tyrus), sowie in phönizischen Kolonien auf Cypern, Malta, Sizilien und Korsika. Die einfachsten zeigen nur den Kopf, zuweilen auch Hals und Schulterrundung, andre aber bilden eine volle, plastische Menschengestalt mit Armen und ungeteilten Beinen, deren Füße noch eben unter dem Gewande hervorschauen. Ähnlich sind die aus Holz oder einer Art von Papiermaché gefertigten ägyptischen Mumienkasten ausgeführt. Sie stellen eine maskirte Mumie so vor, wie sie drinnen liegt, tragen demgemäß am Kopfende eine mehr oder weniger plastische, meist farbige Maske mit mehr typischen, als porträtartigen Zügen und zeigen auch Arme und Hände, öfter nur Hände, sowie eine Andeutung der Füße. Vielfach wird angenommen, die phönizischen menschengestaltigen Sarkophage seien eine Nachbildung dieser Mumienkasten; doch ist diese Annahme zur Erklärung ihrer Ähnlichkeit nicht notwendig, seit die Ethnologie die erstaunlichsten Übereinstimmungen in den Erzeugnissen selbst räumlich weit getrennter Völker (z. B. der Ägypter und der vorgeschichtlichen Bewohner von Mexiko) dargethan hat. Dieselbe Erscheinung finden wir bei den Aschenurnen fast aller Völker. Die einfachsten zeigen ebenfalls nur den Kopf, meist sogar nur das Gesicht oder die Maske, andre wieder mehr, nämlich den Oberkörper, häufig mit über die Brust gekreuzten Armen. Näheres über menschengestaltige Sarkophage findet der Leser bei Renan, Mission de Phénicie, bei Longpérier, Musée Napoléon III., sowie in einer Mitteilung von G. Perrot in der Revue Archéologique 1883.

Je älter nun oder (was aber nicht dasselbe ist) je roher diese Sarkophage und Urnen sind, um so weniger tritt das Bestreben hervor, ein Porträt zu bieten, dagegen finden wir merkwürdigerweise an Urnen ohne Unterschied der Zeit oder der Güte der Arbeit neben rein menschlichem auch tierischen, sowie einen aus menschlichen und tierischen Zügen gemischten Typus. Die künstlerisch vollendetste Ausführung dieser Typen zeigen ägyptische Kanopen. Es sind das Gefäße aus Alabaster, Kalkstein oder Porzellan, in denen die Eingeweide und das Hirn der Mumie geborgen wurden. Sie stehen in dem Sarkophage,

in jeder Ecke eine, und tragen entweder eine Menschen-, eine Sperber-, eine Schakal-, eine Hundsaffen- oder endlich eine gemischte Maske, eine Vereinigung des menschlichen mit dem Sperbertypus. Es ist klar, daß dem eine religiöse Bedeutung innewohnt. Verwandtes finden wir in dem Maskenwesen fast aller Völker, beispielsweise den Mischtypus sowohl in antiken Masken (auch im Satyr), wie in etruskischen (im dunklen Dämon) oder in ceylonischen, den noch heute gebrauchten Masken der Teufelstänzer. Ist nun der ägyptische menschengestaltige Mumienkasten gleichsam selbst Maske, so ist er doch nicht die einzige, denn der gemalte innere Deckel ahmt ebenfalls die menschliche Gestalt nach, und darunter trägt das Antlitz der Mumie wiederum eine Maske; zuweilen ist sogar der ganze Oberkörper maskirt (Vollmaske, zum überstülpen, wie die halbe auch im Tempeldienst verwendet). Natürlich wechselte die Ausführung dieser religiös vorgeschriebenen Maske. Anstatt der Mumie eine von Holz oder Papiermaché aufzulegen, malte man sie auf die Leinenhülle, oft nur das Gesicht, oft auch Hände und Füße, zuweilen farbig, zuweilen (bei armen Leuten) nur mit einfachen schwarzen Strichen. Gerade die letzterwähnte Art zeigt deutlich, daß eine Maske aus religiösen Gründen unerläßlich war.

Warum nun diese Maskirung? Was hatte der Kultus damit zu thun? Das lehren uns die ägyptischen Tempelbilder. Ich habe im Archiv für Anthropologie die Kultusmaske an den Personen, die opfernd und anbetend vor der Gottheit erscheinen, aus bestimmten Merkmalen nachgewiesen. Mit dieser Maskirung stimmt die Angabe des alten Testaments überein, daß Moses (der Zögling der ägyptischen Hierarchie!) eine „Decke“ vor sein Angesicht nahm, wenn er in das Allerheiligste ging, „um mit dem Herrn zu reden,“ denn es ist (wie an einer andern Stelle gesagt wird) der Mensch „nicht im Stande, den Anblick der Herrlichkeit Gottes zu ertragen.“ Wir kennen die große Ausdehnung des Opferns im Altertum. Man opferte im Tempel, auf dem Markte und zu Hause, kurz, überall und bei jeder Gelegenheit. Aber auch im Jenseits mußten die Götter gewonnen, die dämonischen Mächte mit ihrer Hilfe bezwungen werden; also auch im Jenseits galt es, zu opfern. Dazu bedurfte der Hinübergegangene, „der nun erst lebende,“ der für den Opferdienst vorgeschriebenen Tracht, mithin auch der Maske. Was ihm in das Grab gelegt worden war (wozu auch Opfergefäße und sonstige Geräte gehörten), das stand ihm drüben in vollkommenster Gestalt zur Verfügung, mochte die irdische Mitgabe auch noch so ärmlich ausgefallen sein.

An den ältesten Masken erscheinen nur konventionelle Züge, die lediglich die Nationalität des Toten bekunden. (Nicht anders ist es beiläufig mit den peruanischen Mumienmasken bestellt.) Erst gegen Ende des alten Reiches dringen individuelle Züge in die Maske ein, und dies nehmen wir auch an den fünf Goldmasken aus den Gräbern des dem ägyptischen Kulturkreise an-

gehörigen Mykenä wahr, die nicht allgemein konventionell, sondern individuell, porträtmäßig gehalten sind. (Sie haben nach meiner Auffassung Mumien bekleidet, die, wie noch heute in Südostasien üblich, nach vorgeschriebener Frist verbrannt, statt beigesetzt wurden.) Von nun an entwickelte sich unter dem Einflusse fremder Elemente, die das altägyptische Volkstum mehr und mehr veränderten, das Streben nach Individualisirung der Maske immer stärker, wiewohl es von dem hieratischen Kanon noch lange zurückgedämmt wurde. Für die spätere Zeit, vielleicht von 600 oder 500 v. Chr. an, ließe sich aus verschiedenen Museen eine Reihe von Masken zusammenbringen, die einen deutlichen Übergang zum Bildnis, zum „Porträt" bekunden. Wirkliche Porträtirung statt Maskirung finden wir aber erst in den Mumienbildnissen, die bis jetzt nur an wenigen Orten gefunden worden sind und noch keineswegs eine allgemein ägyptische Sitte bekunden. Die Plastik der Maske ist verschwunden. Man hat das Bildnis auf eine dünne Holztafel gemalt und diese mit Pech auf dem Mumienhaupte befestigt. Da man rings um den Rand dieser Tafel einen Leinwandstreifen schlug und mit Pech an dem Holze und an der Mumienhülle festklebte, so blieb wenig mehr als der Kopf des Bildnisses sichtbar. Aus dieser Entwicklung verstehen wir nun, wie überhaupt die seltsame Sitte, dem Toten sein Porträt auf das Gesicht zu legen, entstanden ist.

Nur das ägyptische Klima konnte uns, wie so vieles andre, so auch diese auf Holz gemalten Bildnisse erhalten. In unsern Museen sehen wir Tausende von Beispielen davon, was dies wunderbar trockne Klima vermag. Unter den dort aufbewahrten Grabfunden sind sehr viele hölzerne Gegenstände aller Art, die Jahrtausende ununterbrochen bis zu ihrer Auffindung in der Grabkammer (Felsenhöhle) gelegen hatten und dort weder verstockt, noch schwammig, ja nicht einmal wurmstichig geworden waren. Wenn es jetzt verdorbene Dinge derart in unsern Museen giebt, so ist daran unser Klima schuld, dem mit der Zeit alles Vegetabilische zum Opfer fällt. Es bedarf also keiner Erklärung, warum diese Bilder bis jetzt so trefflich erhalten sind, und die Vermutung, die Zerstörung der Grabstätte müsse schon in urchristlicher oder noch vorchristlicher Zeit stattgefunden haben, sodaß die Bilder seitdem im warmen Wüstensande gelegen hätten und deshalb so wohlerhalten seien, schwebt völlig in der Luft. Man könnte sogar mit Grund einwenden, daß die, wenn auch geringen, atmosphärischen Niederschläge und die Temperaturwechsel, denen das im Freien im Sande liegende Holz ausgesetzt gewesen sein würde, im Laufe von Jahrtausenden es beschädigt oder ganz zerstört haben müßten, während in den ägyptischen Felsengräbern eine sehr warme und immer trockne Luft, ähnlich wie in Backöfen, herrscht, was eben die Ursache der guten Erhaltung ihres Jahrtausende alten Inhaltes ist. Wir können mithin nicht daran zweifeln, daß die Plünderung, der wir unsre Bilder verdanken, erst in jüngster Zeit stattgefunden hat.

Die sehr dünnen Bildtafeln waren bei der Auffindung schmutzig überzogen und nach der Richtung der Holzfaser meist mehrfach gespalten, sind aber jetzt vorzüglich wieder zusammgefügt und auf Holzpappe aufgeleimt. Die meisten bestehen aus Sykomorenholz und sind mit einer Grundirung (Kreide) versehen, da diese Holzart zu porös ist, als daß man unmittelbar darauf hätte malen können; andre Tafeln aber aus einer dichten Holzart, Mahagoni (?) oder Cypressen, sind unmitelbar bemalt. Die Malweise ist bei einigen Bildern Tempera; die Farben dürften mit Eidotter oder mit Leim oder mit dem Saft der Sykomore zubereitet sein; in der Mehrzahl der Fälle jedoch ist die Malerei in Wachspasten und enkaustisch ausgeführt. Herr Otto Donner in Frankfurt a. M. hat sehr eingehende Untersuchungen darüber angestellt. Es ist ihm gelungen, mit einer Paste aus punischem Wachs mit Eidotter und Eiweiß, einigen Tropfen Olivenöl und der betreffenden pulverisirten Farbe, welche Masse er mit einem fein gezahnten hölzernen Werkzeug, einer Art Spatel (von den Alten Cestrum genannt) auftrug, eine genaue Kopie eines jener Bildnisse herzustellen. Diese Kopie, die ich gesehen habe, kommt technisch jener Malerei in der That gleich. Es fehlt ihr nur die Übung. Ein besondres Verdienst Donners ist auch die Berichtigung des Begriffes der Enkaustik (des „Einbrennens"), eines Wortes, das, aus antiken Schriftstellern übernommen, für unsre Vorstellungsweise so unglücklich wie möglich gewählt ist, wie so manches andre in der Archäologie. Donner hat durch Versuche ermittelt, daß das „Einbrennen" nichts andres ist als ein nachträgliches Erhitzen des erkalteten Wachsbildes bis zum Schwitzen, „damit die Oberfläche gleichmäßig werde."

Die Wirkung der Bilder ist bedeutend. Wir schauen in das Antlitz von Geschlechtern, die vor mehr als 2000 Jahren zur ewigen Ruhe gebettet worden sind. Vergeblich ist die Frage: Wer waret ihr, wie hießet ihr, du dort mit dem Typus eines Johannes in der Wüste, oder ihr, die man zu Fürsten stempeln will, oder du, schönes Weib mit dem schwärmerisch strahlenden Blick des großen und dunkeln Auges, mit der hohen und edeln weißen Stirn, beschattet von schwarzem Haar, mit der wohlgeformten Nase, dem feingeschnittnen Mund und dem lieblichen Oval des ganzen Gesichts von einem mehr europäischen als ägyptischen, wenn auch nicht gerade griechischen Typus. Das letzte Bildnis ist wohl das schönste der Sammlung. Alle Gesichter sind überaus ausdrucksvoll, aus jedem spricht ein eignes Ich, es ist nichts schablonenhaftes darin, wie so oft in pompejanischen Bildern, nichts von jener faden Idealisirung in so vielen klassischen Büsten und Statuen, es sind offenbar treue Abbilder der Wirklichkeit gewesen, selbst in allerlei Mißgestaltung (z. B. der Nase oder des Halses). Aus dem einen spricht gewaltige Energie, aus einem andern berechnende Klugheit, hier blickt uns ein guter Vater an, dort eine zärtliche Mutter, wohlerzogene Knaben und Mädchen schauen noch fragend in

das Leben, dessen Prüfungen dem Antlitz jener Matrone dort einen Ausdruck tiefen Seelenschmerzes verliehen haben. Nationale Typen sind scharf unterschieden, dies tritt namentlich in einem jüdischen Porträt hervor; einige Gesicher zeigen mongolische Stellung der Augen. Auffallend ist, wie erstaunlich neuzeitlich viele von diesen Leuten aussehen, mögen sie die braune ägyptische oder die hellere griechisch-europäische Hautfarbe haben. Sind auch viele Köpfe darunter, wie wir ihnen in ägyptisch-römischen oder griechischen Skulpturwerken zu begegnen gewohnt sind, so doch auch andre, wie wir sie noch heute in den Straßen orientalischer und europäischer Städte sehen. Namentlich fallen fünf oder sechs durchaus europäisch „modern" aussehende Mädchenköpfe auf. Zweitausend Jahre oder mehr, und doch dieselben Menschen wie heute! Daß selbst sechstausend Jahre in der menschlichen Entwicklungsgeschichte noch nichts im Darwinischen Sinne bedeuten, das bezeugen die Schädel der ältesten bekannten ägyptischen Mumien, die teils genau denen der Fellahs (der heute lebenden Nachkommen der alten Ägypter) gleichen, teils eine der höhern altägyptischen Kultur entsprechende, feinere Organisation und kaukasischen Typus aufweisen.

Die Malkunst der Alten war uns bisher im allgemeinen nicht durch Tafelgemälde, sondern fast nur auf den Wänden der oft fürstlich ausgestatteten Gräber (meist in Ägypten und Unteritalien), sowie namentlich in den Häusern von Pompeji erhalten, von der Vasenmalerei nicht zu reden, denn diese Leistungen des Kunstgewerbes und der Grabstättenindustrie sind zwar archäologisch betrachtet sehr anziehend, entfalten aber, wie unsre Vasensammlungen, selbst die vorzüglichen in Berlin und München zeigen, nur in seltnen Fällen künstlerische Schönheit, nur dann, wenn die Vasen (bekanntlich sämtlich Grabfunde) den Toten von reichen oder kunstliebenden Leuten gestiftet waren. In ähnlich steif hieratischen Zügen bewegt sich die Grab- und Tempelwandmalerei der Ägypter und Etrusker, und die der letztern hat, soweit sie nicht hellenisirt ist, noch einen besondern Zug, den man durch Vergleichung mit Holbeins Totentänzen oder überhaupt mit den Ikonographien des Todes kennzeichnen möchte. Nur die (am besten in Pompeji erhaltene) griechische oder griechisch-römische Wandmalerei läßt uns, gerade weil sie zwar im Grunde nur Dekorations-, um nicht zu sagen Stubenmalerei und doch so bewunderungswürdig ist, glauben, daß wirklich eine hochentwickelte Malkunst der Bildhauerei zur Seite gestanden habe, wie dies die Schriftsteller berichten, die oft in überschwänglich scheinender Weise viele Meister und ihre Werke zu rühmen wissen. Diese Berichte lassen zwar Naturalismus erkennen, nicht aber, daß sich etwa die Malerei im Gegensatz zur Bildhauerei realistisch entwickelt habe, was auch an sich und nach erhalten gebliebenen Wandmalereien, die den gleichen bis zur Flachheit idealisirenden Zug zeigen wie die Skulpturen, sehr unwahrscheinlich ist. Einen Realismus, wie ihn die Bildnisse von Rubajat und Hawara auf-

weisen, und wie heute etwa Lenbach ihn mit Zusammenfassung aller Sorgfalt auf dem Kopfe zum Ausdruck bringt, finden wir nirgends in griechischer Malerei, und ziehen wir griechische Bildhauerwerke zum Vergleiche heran, so läßt uns merkwürdigerweise nur die archaisch-griechische und dann erst wieder die alexandrinische Zeit ähnliche Leistungen im Porträt wahrnehmen. Dazwischen liegt die lange Periode einer schon bei Phidias beginnenden und dann stetig zunehmenden Idealisirung, Schematisirung und Verflachung. Oder sollten uns nur solche Porträtskulpturen, die in die Tempel gestiftet und deshalb nach gewissen Schemen gearbeitet wurden, erhalten geblieben sein? Wir wissen es nicht, müssen uns an das Material halten, das in unsern Museen vor Augen liegt und das von realistischer Porträtbildnerei vor der alexandrinischen Zeit wenig merken läßt. Dies Material ist aber neuerdings für eine weit zurückliegende Zeit wesentlich vermehrt worden. Bekanntlich haben in den letzten Jahren auf der Akropolis von Athen umfassende Ausgrabungen stattgefunden, und diesen verdanken wir eine überraschende Beleuchtung der Bildhauerkunst vor Phidias. Die Existenz einer freien und realistischen Kunst neben einer in hieratischem Formenzwang gehaltenen ist für die archaische Zeit durch eine Reihe von Bildwerken dargethan, namentlich ist hier neben fein individualisirten weiblichen Statuen aus Porosstein, die bemalt waren, das Bronzehaupt eines Kriegers hervorzuheben, mit spitzem Schnurbart und einem wohlgepflegten Vollbart, der ein kraftvolles und gutgelauntes Gesicht umgiebt. Diese Realistik gehört der Zeit an, wo sich die griechische Kunst noch nicht von dem Einfluß ihrer Mutter, der stets realistisch gearteten asiatischen und ägyptischen Kunst, befreit hatte. Sobald sie dies gethan hatte, schlug sie den Weg der Idealisirung ein (soweit ihre Wege uns heute bekannt sind). Wenn nun, nach unsrer Kenntnis der Dinge, der Realismus erst in alexandrinischer Zeit in die griechische Kunst wieder eindrang, so muß dies auf Rechnung derselben Einflüsse geschrieben werden, welche die archaisch-realistische Entwicklung bestimmt hatten: auf die erneute innige Berührung mit ägyptischem Wesen.

(Schluß folgt)

Parlamentarisches aus Österreich

So weit sonst immer die Wege der Rechten und der Linken im österreichischen Reichsrat auseinandergehen mögen: einen Augenblick lang besteht alljährlich zwischen allen Parteien „Übereinverstimmung," wie es ein Parlamentarier genannt hat. Die Generaldebatte über den Staatsvoranschlag wird nämlich von allen Parteien, Fraktionen und Fraktiönchen benutzt, um der hohen Regierung die höchste Unzufriedenheit zu erkennen zu geben. Da dieses selbe Stück nun schon so oft, beinahe so oft, als das Ministerium des Grafen Taaffe Jahre zählt, aufgeführt wird, kann es begreiflicherweise keine Überraschungen mehr bieten, kaum das ein Virtuose noch eine „Nuance" ersinnt. Die Linke beklagt die Begünstigung aller andern Nationalitäten auf Kosten der Deutschen, erinnert höhnisch an die negativen Erfolge der sogenannten Versöhnungspolitik, rechnet aus den Zifferreihen, die der Finanzverwaltung einen Überschuß ergeben, ein Defizit heraus — die Rechte entdeckt, daß noch immer germanisirt werde, die berechtigten Forderungen der Polen, Tschechen, Slovenen u. s. w. keine Berücksichtigung fänden, und daß eben deshalb weder die Gemüter befriedigt noch der Staatshaushalt geordnet werden könne. So werden die Angriffe der einen Seite von der andern abgeschlagen, aber nur, um dann die Waffen gegen dieselbe Regierung zu kehren. Doch während die Opposition feierlich erklärt, von diesem Ministerium nichts gutes zu erwarten, will die Mehrheit die Hoffnung auf Besserung noch nicht aufgeben. Bis dann an die einzelnen Kapitel des Voranschlages gegangen wird, hat sich gewöhnlich diese Hoffnung einigermaßen erfüllt, haben kleine Zugeständnisse das Vertrauen der immer begehrlichen Slaven neu belebt, und der Finanzminister kann sein Budget, wenn auch ziemlich zerfetzt und geflickt, unter Dach bringen.

Der allgemeine Sündenbock war heuer der Unterrichtsminister. Die Tschechen hassen ihn, weil er im vergangnen Jahre Miene machte, deren Ansprüche auf ein vernünftiges Maß einzuschränken, die Klerikalen, weil er zögert, die konfessionelle Schule wieder herzustellen, die Liberalen, weil er sich damals von den Tschechen wieder einschüchtern ließ und, wie man meint, sich über kurz oder lang doch bequemen werde, in den sauren konfessionellen Apfel zu beißen. Klerikale und liberale Opposition haben „die Schule" zu ihrem Schlacht-

ruf gemacht, und das ist für beide Teile eine sehr geschickte Wahl. Pfaffenherrschaft, nach dem Syllabus geregelter Unterricht, Konkordat — das sind Schreckbilder, die den im übrigen ziemlich teilnahmlos gewordnen „ruhigen Bürger" aus seiner Ruhe aufstören können und so manche Bedenken, die sich bei ihm gegen die „Neuschule" (diesen nicht angenehm an die Prager Synagoge erinnernden Ausdruck, den die Gegner mit unverkennbarer Absicht gewählt hatten, eignen sich jetzt die Freunde ganz unbefangen an!) eingestellt hatten, zum Schweigen bringen. Und der Institution würde auch keine Gefahr drohen, wenn der Liberalismus während seiner Herrschaft offne Augen gehabt hätte. Freilich sieht er noch heute nicht, daß der streng religiöse katholische Bauer ein Recht hat, zu wünschen, seine Kinder nicht von Personen unterrichtet zu wissen, welche einer andern christlichen Konfession, vielleicht nicht einmal der christlichen Kirche angehören. Findet man es doch ganz in der Ordnung, daß Juden ihre eignen Talmud-Thora-Schulen halten, und ist geneigt, diese aus öffentlichen Mitteln zu unterstützen. Man wird sagen: nun wohl, so mögen die Tiroler ihre eignen katholischen Schulen gründen. Allein so liegt die Sache nicht in Ländern, wo die sogenannten Akatholiken nur einen geringen Bruchteil der Bevölkerung bilden. Das Schicksal Kaiser Josephs II., für den der Liberalismus so große Verehrung bekundet, namentlich seine Erfahrungen mit Belgien, sollten doch davor warnen, Aufklärung mit Gewalt verbreiten zu wollen. Aber die Verranntheit in politische Dogmen läßt im allgemeinen keine unbefangene Anschauung aufkommen, und wo trotzdem eine vorhanden ist, da wagt sie sich meistens aus Furcht vor dem die öffentliche Meinung machenden Judentum nicht heraus.

Mit beinahe rührender Naivität warf einer von den liberalen Rednern, Freiherr von Scharschmidt, die Frage auf, woher doch die zunehmende Abneigung gegen den Liberalismus stamme? Diese Thatsache also ist ihm nicht entgangen, aber er begreift sie nicht. Die liberalen Grundsätze lassen sich doch, meint er, in die Schlagwörter fassen: „Gleichheit der Bürger vor dem Gesetze, Schutz der persönlichen Freiheit gegen Willkür, Freiheit der Meinungsäußerung innerhalb der gesetzlichen Schranken, Freiheit des Glaubens und des Gewissens, Unabhängigkeit der Gerichte, Teilnahme des Volkes an der Gesetzgebung und an der Besteuerung, öffentliche Kontrolle der Finanzen." Der Redner glaubt also seinen Zeitungen, daß die in der That täglich anwachsende und erstarkende Partei, die den Wortführern des Liberalismus im Parlament und in der Presse nicht mehr Heeresfolge leisten will, sich den von ihm aufgezählten Grundsätzen abgewandt habe. Er würde aber eines bessern belehrt werden, wenn er seine Zeitungen mit größerer Aufmerksamkeit lesen wollte. Die enge Verbindung der Deutschliberalen mit den politischen Handels- und Börsenblättern und den hinter diesen stehenden Geldmächten ist es ja, was jene Partei in Mißkredit gebracht hat. Nicht die Grundsätze werden

verworfen, nur die parteiische Anwendung derselben. Mag noch so viel über den Mangel an Idealismus in der heutigen Jugend gejammert werden, mögen die Zeitungen sich noch sehr über Autoritätsglauben und Personenkultus entrüsten — wohl zu merken, wenn es sich nicht um die „freisinnigen" Helden hier und im Auslande handelt —: zu den schlechtesten Erscheinungen in unsrer Zeit gehört es gewiß nicht, daß die Studenten es verschmähen, ihre politische Nahrung aus Börne und Heine zu schöpfen, daß ihnen Thaten einen größern Eindruck machen, als Phrasen.

Und wie sonderbar, zu glauben, daß der jetzigen Strömung im Bürgertum ein Makel angeheftet werde, wenn man sagt, sie sei ein Erzeugnis der herrschenden Notlage! Ohne Zweifel ist sie das. Hätten die Theorien von unbeschränkter Freiheit des Handels und Gewerbes sich in der Praxis bewährt, so würde unser Gewerbestand sich entweder gar nicht um Politik bekümmern oder sehr liberal sein. Aber daß er, da Großindustrie und Zwischenhandel ihn zu Grunde richten, sich auch noch für die Reden und Artikel begeistern soll, worin ihm stumme Ergebung in sein Schicksal zur Bürgerpflicht gemacht wird, das ist etwas zu viel verlangt. Den Schutz der Arbeit führt heute jedermann im Munde, aber jeder Versuch, Wälle gegen ihre Ausbeutung aufzuführen, wird von den liberalen Organen als Beschränkung der Freiheit und als Rückfall ins Mittelalter verschrieen und verhöhnt. Woher soll da das Vertrauen der Bedrängten kommen? Die Art von Zwischenhandel, der sich bekanntlich „die edelsten Kräfte der Nation" mit Vorliebe zuwenden, erfuhr erst unlängst wieder eine treffliche Beleuchtung in dem Jahresberichte des Vereins, der die Handarbeiterinnen aus der Sklaverei zu befreien versucht. Man war auf die Gegnerschaft der mit Wäsche u. dergl. handelnden Kaufleute gefaßt gewesen und erfuhr, daß diese ebenso froh sind, wie die Arbeiterinnen, durch die Vermittlungsanstalt unabhängig gemacht zu werden. Und als dem Verein eine große Bestellung auf gehäkelte Kinderhäubchen zuging, forderten die Arbeiterinnen den herkömmlichen Preis von 22 Kreuzern für das Dutzend, noch nicht zwei Kreuzer für ein Stück! Da ihnen 40 Kreuzer bewilligt werden konnten, kamen sie sich reichlich belohnt vor. Um solche entsetzlichen Früchte der freien Konkurrenz kümmern sich natürlich die Herren nicht, die große Reden halten, unerquicklich wie der Wirbelwind.

Dergleichen bekamen wir auch in den Verhandlungen über das Höferecht zu hören. Der Gegenstand ist ja äußerst schwierig, und wenn er von beiden Seiten mit Unaufrichtigkeit behandelt wird, kann freilich nichts ersprießliches herauskommen. Für die Erhaltung eines kräftigen Bauernstandes war man rechts und links sehr begeistert, aber die gegenseitig vorgebrachten Verdächtigungen, daß dort der Angliederung bäuerlicher Besitztümer an den großen Grundbesitz, hier ihrer Zertrümmerung kein Hindernis bereitet werden solle, erschienen allgemein glaubwürdig. Die manchesterliche Presse war, wie immer, groß in

ihrer sittlichen Entrüstung. Auf der einen Seite gab sie dem höchsten Erbarmen mit dem Schicksal der jüngern Geschwister Ausdruck, die ihr Brod irgendwo suchen müßten, wenn sie nicht — wie so vielfach üblich — als Arbeiter des Erben auf dem Hofe bleiben wollten, auf der andern Seite sah sie die höchste Schmach darin, daß der Bauer in der freien Verfügung über seinen Besitz gehindert, d. h. gegen das allmähliche Verdrängtwerden durch Menschenfreunde, die ihm über augenblickliche Verlegenheit durch Geldvorschüsse zu „landesüblichen" Zinsen hinweghelfen, geschützt werden solle. Als Haupttrumpf wurde ausgespielt, den Konservativen sei es mehr um den Bauernhof als um den Bauern zu thun. Daraus ersieht man, daß die Liberalen den Bauern in abstracto, ohne Bauernhof, lieben! Und so jubelten sie einem vor nicht zu langer Zeit auf das wütendste verfolgten Wiener Magistratsrate zu, der in jedem Unverstandslandtage von 1848 eine hervorragende Rolle gespielt haben würde, und der bei diesem Anlaß offenherzig bekundete, daß er am liebsten den für die Weisheit der berühmten „Bezirksdemokraten" unzugänglichen Bauern gänzlich ausrotten würde.

Wie die Bauern das Liebeswerben der Liberalen aufnehmen werden, ist abzuwarten, von den Arbeitern haben diese rund und nett einen Korb bekommen. Es war nicht anders zu erwarten. Die Enquête über die von der Linken beantragten Arbeiterkammern hat allerdings wieder gezeigt, wie es in den Köpfen vieler „Führer" aussieht. Aber auch das konnte nicht überraschen. Diese Leute sind aus der Schule der liberalen Bourgeoisie hervorgegangen, haben gelehrig die Sätze aus der Encyclopédie und aus der großen Revolution angenommen, wenden sie jedoch konsequenter an, als ihre Meister. Und da ihnen dieser Unterschied längst klar geworden ist, fühlen sie sich unendlich erhaben über allen Parteien, glauben fest an die Zukunft, die keine Rassen, keine Staaten, keine Stände, keine Religionen, keine Armut, kein Verbrechen u. s. w. mehr kennen wird. Zu glauben, daß diese Menschen auf den Leim der Arbeiterkammern gehen würden, welche neun, neun ganze Abgeordnete in den Reichsrat entsenden sollten, war einfach lächerlich. Oder soll man diesen Gedanken unter die „verflucht gescheidten" einreihen? Die Handels- und Gewerbekammern wählen mehr als die dreifache Zahl von Abgeordneten, und dabei übt natürlich jedes Kammermitglied sein Wahlrecht noch persönlich aus; was war natürlicher, als daß die Arbeiter auch nicht auf das Wahlrecht verzichten wollen für eine Klassenvertretung, die nicht einmal ohne Unterstützung andrer Fraktionen Anträge einbringen könnte. Falls die Verfertiger des Gesetzentwurfes gemeint haben, so wohlfeil die Hilfe der Arbeiter gegen die verhaßteste aller Parteien, die Antisemiten, zu erkaufen, so haben sie sich gründlich getäuscht.

Übrigens gehört schon ein geübtes Gedächtnis dazu, alle die parlamentarischen Parteien und Parteilein im Kopfe zu behalten, und dazu, ob sie unter diesem oder jenem Namen in das Firmenverzeichnis eingetragen sind oder noch

ohne Konzession ihr Wesen treiben. Wer sich über die fortschreitende Zerklüftung erbosen oder lustig machen wollte, dem bot auch diese „große Debatte" dazu wieder reichlichen Anlaß. Längst hatten die Tschechen sich in alte und junge gesondert, und nun kommen noch „Realisten" hinzu, die Lemberger Demokraten empören sich gegen die Krakauer Opportunisten, die gemeinschaftlich die Ruthenen unterdrücken, zwischen den Klerikalen, die ihr Deutschtum nicht vergessen können und wollen, und jenen andern, die das Nationalgefühl auf dem Altar der schwarzen Internationale geopfert haben, ist ein wilder Bruderzwist entbrannt, italienische und slavische Vertreter aus dem Küstenlande waren nahe daran, einander buchstäblich in die Haare zu geraten, Demokraten und Antisemiten bescheinigen sich gegenseitig ihre Verachtung, und wen die Liberalen mehr hassen, die Ultramontanen, die Slovenen, die Antisemiten oder die Mitglieder der „Deutschnationalen Vereinigung", das wäre schwer zu entscheiden. Wenn auf der Regierungsbank gesagt wird, man habe ja die verschiednen Nationalitäten in Österreich nicht erfunden, und wenn der freiwillige Sarmate Otto Hausner behauptet, Tschechen und Deutschböhmen zankten sich gegenwärtig nicht mehr als sonst, so wird damit die Thatsache nicht beseitigt, daß die Erbitterung immer allgemeiner wird. Immer wilder werden die Ausbrüche der Wuth gegen alles Deutsche und daher auch gegen das Deutsche Reich bei den tschechischen Radikalen, und ein jüdischer Professor aus Prag versichert, das „böhmische" Volk werde mit der Regierung nicht Frieden schließen, so lange nicht das neuerfundene „böhmische Staatsrecht" zur Anerkennung gekommen, und der Kaiser zum König von Böhmen gekrönt worden sei. Also gänzliche Preisgebung des Deutschtums in Böhmen! Der jetzt in aller Form als Führer der deutschösterreichischen Partei oder vereinigten Linken anerkannte Abgeordnete v. Plener ließ wieder einmal durchblicken, daß weitere Vergewaltigung, vor allem aber eine Umänderung des Schulgesetzes seine Partei bestimmen könnte, ebenso wie im böhmischen Landtage, auch im Reichsrate das Feld zu räumen. Gewiß würde die Verlegenheit groß sein, wenn wirklich die Deutschen sich zurückzögen, und man behauptet auch schon, das Ministerium habe infolge der Drohung beschlossen, seine eigne Aktion auf dem Gebiete der Schulgesetzgebung wenigstens zu vertagen. Es ist denkbar, daß es gern von diesem Vorwande Gebrauch macht, viel weniger wahrscheinlich, daß es an den Ernst der Drohung glaubt. Das wunderbarste bleibt, daß immer noch Politiker meinen, durch große Standreden etwas andres zu erzielen als die „Beglückwünschungen" ihrer Parteifreunde, und daß noch irgend jemand den Ehrgeiz besitzt, österreichischer Minister zu werden.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Auch ein Programm aus den 99 Tagen. — So nennt sich eine Flugschrift, die man — nach ihrem Stil zu urteilen, wohl mit Recht — dem Herzog von Koburg zuschreibt, und die Licht in das Dunkel bringen will, welches die 99 Tage noch vielfach umhüllt, in denen Friedrich der Dritte die Kaiser- und Königskrone trug. Der Verfasser bezeichnet es zunächst als „Märchen," daß der verewigte Monarch der freisinnigen Partei überaus nahe gestanden habe und „ohne Zweifel im Begriffe gewesen sei, ihren Anschauungen endlich durch eine Regierung der Aufklärung und des entschiedenen Fortschritts gerecht zu werden." Dagegen habe jene Partei „intime Beziehungen" zu Persönlichkeiten gehabt, die ihre Ansichten geteilt und zwischen ihr und dem Kaiser, die an und für sich wie zwei Pole von einander entfernt gewesen seien und „im stärksten Gegensatze" zu einander gestanden hätten, zu vermitteln bemüht gewesen wären. Im Verkehr mit diesen Persönlichkeiten sei dann ein Programm zu Stande gekommen, dessen erster Artikel den Sturz des Reichskanzlers verlangt hätte, und an dessen Verwirklichung man nach der Thronbesteigung des Kaisers unverweilt gegangen wäre. Die Battenbergische Heiratssache, die Reise der Königin von England und die Entlassung des Herrn von Puttkamer seien drei Anläufe zur Ausführung jener nächsten Absicht der Verbündeten gewesen. Man rechnete auf „Friktionen," die den Kanzler bewegen sollten, mit seinem Rücktritte zu drohen, und bemühte sich, sie herbeizuführen, verrechnete sich aber, da Fürst Bismarck pflichtbewußt und patriotisch, auch „im Falle der Not einer unbedingten Unterstützung der gesamten Bundesfürsten sicher," entschlossen war, in schuldiger Unterwerfung unter die neue Regierung etwaigen Veränderungen der Grundsätze bis zur äußersten möglichen Grenze nachzugeben. Der Kaiser gab übrigens in der Battenbergischen Sache dem Kanzler keinen Anlaß, um Enthebung von seinem Posten zu bitten. Die Königin von England war dem Fürsten Bismarck zwar nicht gewogen, aber die Personen am Berliner Hofe, die intime Beziehungen zu der Partei Eugen Richters unterhielten, sahen sich in der Erwartung getäuscht, sie werde sich bei ihrem Besuche in Charlottenburg in einer Weise in die preußischen Angelegenheiten mischen, die die Stellung des Kanzlers zu erschüttern und die englischen Interessen sowie die Politik der Freisinnigen zu fördern geeignet sei. Der dritte Anlauf, der sich gegen Bismarck nur mittelbar richtete, gelang insofern, als zunächst der Minister von Puttkamer von den Freisinnigen und ihren hochstehenden Bundesgenossen ins Auge gefaßt war und mit guter Kenntnis der Ansichten und des Charakters des kranken Kaisers, der großen Wert auf unbeeinflußte Wahlen legte, zu Falle gebracht wurde. Aber es war nur ein halber Triumph. „Nicht einmal die Genugthuung wollte, wie unsre Flugschrift etwas geheimnisvoll sagt, das Schicksal der freisinnigen Partei lassen, daß die Enthebung Puttkamers als ein ganz freier Akt der Krone hätte bezeichnet werden können. . . . Daß die vollendete Thatsache weniger ein Beweis für die Geltung der freisinnigen Partei bei Kaiser Friedrich als vielmehr ein Fingerzeig dafür war, daß seine Regierung aufgehört hatte, die Regierung des Kaisers Friedrich zu sein, ist leider dem Herren nicht bestimmt genug zu Gemüte geführt worden." Der Verfasser spricht hier von „Unterschiebungen" und „einer

gelungenen Täuschung“ und fährt alsdann fort in der Entwicklung des Programms der gegen die Politik des Kanzlers verbündeten, in der er sagt: „Die Dienste, welche der Freisinn hier zu leisten hatte, sind nicht leicht zu definiren, aber sie wurden jedenfalls für Dinge in Anspruch genommen, welche im diametralen Gegensatze gegen die bisherige Politik Deutschlands standen. Daß der Freisinn also in den auswärtigen Fragen mehr den Interessen Englands und Frankreichs zu dienen berufen sein sollte, konnte ihm bei seinen »intimen Beziehungen« nicht verborgen bleiben ... Die Annäherung, welche während der Regierung der 99 Tage zwischen Richter und Windthorst stattgefunden hat, ist bekannt. Die Welfenpartei wäre ohne Zweifel zu der Ehre gelangt, in die regierungsfähige Majorität aufgenommen zu werden. Daß der Regent von Braunschweig die Abberufungsordre erhielt, war täglich ohne Schwierigkeit durchzusetzen, und alsdann war einer Lösung der hannoverschen Frage die Bahn geebnet,“ bei der man ja nicht die Zurückgabe von ganz Hannover zu verlangen und zu bewilligen brauchte. Auch hätten sich die Führer der Freisinnigen und der Welfen als Ministerium der neuesten Aera gewiß gern auf eine Einordnung des Welfenstaates in die bestehende Bundesverfassung eingelassen, und so wäre dem Reiche geworden, was des Reiches war, und die Verbindung der beiden Parteien hätte dem Freisinn die entsprechende Stärke verliehen, mit der er eine neue Gesetzgebung nach seinen Wünschen zu beginnen in der Lage gewesen wäre, in welcher die Wiederherstellellung der Grundrechte von 1849 eine Stelle eingenommen haben würde.

So sehr diesem Programm auch die Absicht zu Grunde lag, „die gegenwärtige Ordnung der Dinge in Deutschland zu zerstören, sagt unsre Schrift weiter, bildete dies doch nur einen Teil desselben. Andre Teile gehörten zu den Vorbereitungen für die große Koalition gegen Rußland, die England nach dem Tode Kaiser Wilhelms zu bilden vor hatte, und in der das Deutsche Reich eine Hauptrolle spielen, Frankreich aber nicht ausgeschlossen sein, also mit Deutschland vorher versöhnt werden sollte. In welcher Weise der von England gewünschte Friedenszustand zwischen den beiden Nachbarländern herbeigeführt werden sollte, wenn der Fürst Bismarck gestürzt wäre, darüber hat sich ein genauer Kenner dieses Planes in den Tagen des Unmuts, als dieser mit dem Ableben Kaiser Friedrichs zerronnen war, ausgesprochen. In einer Unterredung, welche dieser Mann (der Prinz von Wales scheint gemeint) unter dem Geläute der Trauerglocken mit einem deutschen Politiker hatte, wurde unter anderm auch von den Aussichten gesprochen, die das Deutsche Reich hätte, den Frieden erhalten zu sehen. Als nun der Deutsche (vielleicht unser Verfasser selbst, der Oheim des Prinzen) dem Fremden gegenüber die ernsten Absichten des Reichskanzlers und des neuen Kaisers ganz im Sinnne des Großvaters betonte, platzte der Engländer mit den Worten heraus: „Was wollen Sie nur in Deutschland mit dem beständigen Gerede von europäischem Frieden, der nie möglich sein wird, so lange Sie Elsaß-Lothringen besitzen und nicht herausgeben wollen! ... Wenn Deutschland sich in solcher Weise mit Frankreich vertragen hätte, und nun im Stande wäre, den von Rußland nicht mehr abgelehnten Krieg mit ganzer Kraft für den treuen englischen Verbündeten zu führen, dann werde, so meinten diese Politiker und Politikerinnen, es möglich sein, den barbarischen Rivalen Englands in Asien und Europa ein für allemal aus dem Felde zu schlagen ... Es war bei dieser gleichsam idealen Einheit zwischen dem, was England wollte, und dem was Deutschland sollte, nicht auf den Abschluß besondrer Verträge abgesehen; denn der Einklang aller englischen und deutschen Interessen war feststehende Voraussetzung in England und bei seinen Freunden

und Freundinnen in Berlin, und seit Jahrzehnten war man in diesen Kreisen überzeugt, daß er zum Ausdruck kommen müsse, sobald Kaiser Wilhelm die Augen geschlossen hätte ... Die Wogen der Konspiration, welche dieses unerhörteste Programm verwirklichen sollte, hatte Fürst Bismarck wohl herankommen sehen, als er beim Tode des Kaisers Wilhelm sich gerüstet hatte, das Reich vor dem Schiffbruche zu retten. Es war daher richtig gerechnet, als man zunächst versuchte, ihn vom Steuer zu verdrängen. Das Weitere würde sich gefunden haben. Die Preisgebung Braunschweigs und eines schönen Teils Hannovers sollte eine hinreichend starke Partei im Innern schaffen, durch welche Reichstag und Landtag sich beherrschen ließen. Der Friede mit Frankreich sollte durch Abtretung deutscher Provinzen erkauft werden. Die englisch-deutsche Allianz krönte zuletzt mit dem erwähnten russischen Kriege im alleinigen Interesse Englands das herrliche Werk ... Nachdem Deutschland die Knochen des pommerschen Grenadiers auf den verschiednen Schlachtfeldern der Türkei und anderwärts begraben hätte, wäre ihm gestattet gewesen, unter den Zweigen der englischen weltbeschattenden und die Welt aussaugenden Eiche frei und vergnügt über die diesseitigen und jenseitigen Dinge zu philosophiren, wie es der Nation der Denker geziemt ... Das war das Programm, welches dicht vor der Verwirklichung stand und auch verwirklicht worden wäre. Es stand seit langer Zeit fest und war fertig, als Kaiser Friedrich dem Reichskanzler seine Thronproklamation übergab, es war vorhanden, obwohl es der Kaiser selbst am wenigsten kannte ... Es wurde mit solchem Fanatismus verfochten, daß man vor keinem Schritte zurückschreckte. Um des Programms willen durfte der Kaiser keine Krankheit haben, welche seine dauernde Behinderung in der Regierung beweisen konnte. Um des Programms willen waren die Aerzte untauglich, welche sich anheischig machten, das Leben zu retten, ohne die Regierungsbehinderung zu beseitigen. Um des Programms willen durfte von keiner Regentschaft, ja nicht einmal von einer richtigen Stellvertretung die Rede sein."

So im Auszug unsrer Flugschrift. Wir haben dabei nach Möglichkeit gemildert und die stärksten Ausdrücke verschwiegen. Und nun kurz unsre Stellung zu der Betrachtung. Maßgeblich oder unmaßgeblich? Wir denken, der Inhalt verdient jedenfalls Beachtung, auch wenn er manchen nicht gerade viel Neues bieten und nicht durchaus glaubwürdig vorkommen sollte, was namentlich von dem „stärksten Gegensatze" gilt, in welchem der verewigte Kaiser zu den Velleitäten des Freisinns gestanden haben soll. Der Superlativ ist hier doch nicht recht mit den geschichtlichen Thatsachen zu vereinigen.

Naturforschung und Schule. Gegen den bekannten, vielbesprochnen Vortrag Preyers hat neuerdings Professor Vaihinger in Halle eine Schrift gerichtet.*) Sie wird vielen Beifall finden und hat schon die Aufmerksamkeit berufener Staatsmänner auf sich gezogen. Die Gymnasien sind in den letzten Jahren vielfach groben Angriffen ausgesetzt gewesen, der erstaunlichste Angriff war wohl der von Preyer, dem Jenischen Naturforscher, der auf seinem eignen Gebiete einen guten Namen hat und nun auch als Reformator der höhern Schulen dem Vaterlande nützen wollte. Seine Ansicht wird eifrig ausgebeutet von dem Köster-Langeschen Verein für Schulreform, dem die Männer der Realgymnasien und viele Nichtpädagogen angehören. Nun erhebt sich Vaihinger gegen diese dem Gymnasium so

*) **Naturforschung und Schule.** Eine Zurückweisung der Angriffe Preyers auf das Gymnasium vom Standpunkte der Entwicklungslehre. Köln und Leipzig, Ahn, 1889.

ungünstige Strömung und will im Gegenteil von demselben naturwissenschaftlichen Boden aus zeigen, daß das Gymnasium allein dem richtigen Entwicklungsprinzip, das die moderne Wissenschaft allgemein anerkenne, genügen könne.

Diese Begründung ist eigentümlich und in dieser Anwendung neu, wie viele Anklänge in bisherigen Schriften von Pädagogen, Theologen, Dichtern u. s. w. Vaihinger auch in den gelehrten Anmerkungen anführen mag. Die Seite der Entwicklungslehre, auf die sich der Verfasser überall stützt, ist das Gesetz vom „Parallelismus der ontogenetischen und der phylogenetischen Entwicklung," das er so erläutert: die Entwicklung jedes einzelnen, organischen Wesens wiederhole in kurzen Zügen die ganze Formenreihe, die die Vorfahren des betreffenden Individuums von dem Ursprunge ihres Stammes an durchlaufen haben. Das ist, wie es scheint, den Spezialforschern ein völlig verständliches Gesetz. Wir haben es auf embryonalem Gebiete öfters betonen hören. Was es auf dem geistigen Gebiete und speziell auf pädagogischem bedeuten soll, darüber fehlt es uns durchaus an hinreichender Klarheit.

Es ist zwar Mode geworden, in der Pädagogik von körperlicher Erziehung zu handeln, und man könnte so auf den Gedanken geraten, in der Pädagogik sei die Physiologie z. B. ein integrirender Bestandteil. Vaihinger beruft sich bei der Empfehlung der physiologischen Pädagogik unter anderm auf Fauths physiologisch ausgestaltete Lehre vom Gedächtnis, aber er so wenig wie andre kann nachweisen, was durch diese hübsche Schrift dem Pädagogen genützt worden ist. Wir denken darum nicht, daß der weitere Entwicklungsgang der Physiologie nichts für die Erziehungswissenschaft leisten könne. Wenn es aber dahin einmal kommt, so wird es Sache der Geisteswissenschaft sein, diese Leistung für die Pädagogik zu verwerten.

Die körperliche Erziehung ist kein Teil der Pädagogik, wenn man genau redet; sie kommt nur bei der Bildung der Akrobaten und Gymnastiker vor. Die Pädagogik kennt nur als ein wichtiges, außer ihr liegendes Gebiet eine Körperpflege, die sie aus praktischen Gründen den Lehrern mit ans Herz legt, die aber ebenso wenig ein Teil von ihr ist wie die Diätetik, die in ähnlicher Weise der Erziehung das tüchtige, kraftvoll organisirte Individuum darbietet.

Man könnte das für einen Wortstreit ansehen. Aber man würde die angedeutete Abwehr jener physischen Erziehungslehre doch zu leicht nehmen. Gewiß müssen sich zur Herstellung eines gedeihlichen Schulwesens in der Wirklichkeit Bauverständige, Naturkundige, Mediziner u. s. w. mit den Pädagogen zusammenthun, aber das geht wohl die Pädagogen, aber nicht die Pädagogik an. Nicht bloß, weil wir uns der Teilung der Arbeit ebenso gut erfreuen wollen wie die andern Gebiete der Forschung, sondern auch, weil wir nach altmodischer Ansicht noch immer die geistige Seite im Menschen für etwas andres halten als die physische. Wenn also die Naturforschung wirklich für die physische Seite des Menschen feststellt, die Entwicklung jedes Individuums wiederhole in abgekürzter Weise die Entwicklung der Ahnenreihe, so ist das ganz interessant; wenn man aber hinzufügt, die geistige Entwicklung mache es ebenso und darum müsse man die klassischen Sprachen treiben, so kann man dieser letzten Forderung sehr lebhaft zustimmen, aber die Begründung möglicherweise ebenso lebhaft zurückweisen. In dieser Lage sind wir. Und weil Vaihinger eine „Wolke von Zeugen" in den Anmerkungen seiner Schrift beibringt, die die Betreibung der klassischen Studien für eine unentbehrliche nationale Sache und eine Art Pflicht der Kulturpolitik ansehen, so möchten wir darauf aufmerksam machen, daß die vielen großen Männer, die im Ergebnis mit ihm übereinstimmen, nicht die phylogenetischen Gründe der Natur-

forschung dafür benutzen, sondern ganz andre, zum Teil auch ganz von Gründen absehen. Und umgekehrt, wo einmal ein naturwissenschaftlicher Systematiker und Philosoph, wie August Comte, darauf kommt, daß das Individuum doit essentiellement reproduire l'éducation de l'espèce, zieht er durchaus nicht eine Folgerung, die für die klassischen Gymnasien eine Bedeutung hätte, sondern er folgert, daß — um seinen Jargon zu verwenden — die Individuen das theologische, metaphysische und das positive Stadium der Auffassung nacheinander durchmachen müssen. An dieser Folgerung ist etwas wahres, aber es hat diese Reihe nichts zu thun mit der Reihe Vaihingers: 1. griechisch-römische Kultur, 2. Christentum, 3. neuere Naturwissenschaft und Litteratur, einer Reihe, der wir sehr zugethan sind.

Vaihinger macht auch Versuche, nachzuweisen, daß der Knabe wirklich und thatsächlich einen so naturgemäßen Gang seiner Entwicklung erstrebe; wie ihm z. B. zuerst die „Märchenstufe" zusage, die verschiedenartige Handwerksarbeit des Naturmenschen ihn reize u. s. w. Dann soll das Interesse an der Vergangenheit erwachen, insbesondre an den Zuständen der Patriarchenzeit, mit der auch die Anhänger Zillers viel umgehen. Dann soll sich die Lust am Kampfe aus der wachsenden Körperkraft entwickeln; so komme der Knabe zu Heroen wie Odysseus, auch zu Romulus und Remus, Brutus, Mucius Scävola u. s. w. Dann soll der Knabe verlangen, auch die Sprache seiner bewunderten Helden zu lernen. Das ist naiv, die Realgymnasiallehrer werden uns beneiden, daß unsre Schüler sich so nach dem Griechischen, wenigstens nach homerischer Sprache, sehnen. Wie leicht muß uns dann unser Amt werden! Und wie schön ist es, daß normal gebildeten Knaben künftig nicht mehr die ciceronianische Sprache, dieses zum Teil raffinirte und überkultivirte Latein von uns erlernen wollen, sondern die vorplautinische Latinität, die den bewunderten alten Römern noch verständlich war. Man liest sehr gern die Seiten 17 und 18 unsrer Schrift, wo diese optimistischen Skizzen der normalen Entwicklung stehen, besonders wenn man gelernt hat, von der grauen Wirklichkeit eine Weile abzusehen. Aber lange hält man sich in diesen schönen Regionen nicht auf. Die Wirklichkeit ist zu mächtig.

Auch der Verfasser berücksichtigt im Vorwort, daß, wie die meisten komplizirtern Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens einer Störung durch andre Prinzipien anheimfallen, so auch sein Prinzip durch andre Prinzipien durchkreuzt werde. Da man nicht in einem Vortrag alles sagen kann, übergeht er die Abänderungen, die sein Grundgesetz in der Wirklichkeit erleiden muß, ebenso hält er sich nicht mit der Begründung der Reformen auf, durch die er das Gymnasium noch vollkommener machen will. Auch wir verweilen dabei nicht länger, sondern bemerken nur, daß eine dieser Reformen, der Wegfall des lateinischen Aufsatzes, alle Aussicht hat, in nicht zu langer Zeit verwirklicht zu werden, nicht weil man die württembergischen Gymnasien für musterhaft hielte, sondern weil man gegen gewisse parlamentarische Strömungen und Zeitmeinungen nicht mehr Widerstand zu leisten wagt. Diese parlamentarischen Einflüsse auf das Schulwesen werden wohl noch eine Weile zunehmen, nicht bloß gegen die Wünsche Vaihingers. Man darf sich nicht darüber wundern, wenn Parlamente die ganzen Justizgesetze verstehen und verbessern, warum sollten sie nicht auch glauben, über die Lehrpläne der höhern Schulen ein maßgebendes Urteil zu haben?

Wenn Vaihinger im Gegensatz zu der populären Strömung die Berechtigung der Gymnasien in einer Reihe von Lesern wieder befestigt, so sind wir dafür dankbar, auch wenn wir die Begründung seiner These nicht für haltbar erachten. Wir sind aus Gründen, die nirgends der Naturwissenschaft angehören, der nüchternen

Ansicht, daß allerdings die Schüler, die ihre Bildungsperiode auszudehnen in der Lage sind, am besten thun, die Gymnasialbildung zu suchen, und daß sie nur dann unsre Gegenwart gründlich zu verstehn und auf sie einzuwirken im Stande sind, wenn sie mit der griechisch-römischen Kultur, der christlichen Kulturgeschichte und den modernen Naturwissenschaften vertraut sind. Inwiefern gewisse Stücke in dieser Kulturforderung aufgeopfert und durch andre Mehrleistungen bis zur Unschädlichkeit ersetzt werden könnten, wäre noch zu erörtern, aber wir fühlen keinen Beruf, darauf einzugehn, ebenso wenig auf die Bildung des gemeinen Mannes und die Art hinzuweisen, wie auch diese einem vernünftigen Ideal entspricht.

Litteratur

Ueber Ad. Harnacks Dogmengeschichte. Vortrag, gehalten im badischen wissenschaftlichen Predigerverein von Dr. H. H. Wendt, Professor der Theologie in Heidelberg. Göttingen, 1888

Von dem bedeutenden Werke Harnacks ist in den Grenzboten schon geredet worden, ebenso von dem „Fall Harnack." Der obige Vortrag des Professor Wendt mutet seinen Zuhörern und Lesern eine bedeutende Anstrengung des theologischen Denkens zu. Sie werden dafür in die Methode Harnacks einigermaßen eingeführt und namentlich in die etwas schwierige Partie, wie sich die Einwirkung hellenischer Philosophie auf die Bildung der Lehre von Christus geltend gemacht hat, wo sich eine Reaktion dagegen zeigt und wie am Ende des Zeitraumes alte paulinische Elemente in Augustin umgestaltend auftreten, ohne doch gleichmäßig verarbeitet zu werden. Diese förderlichen Erörterungen gehen von einem Standpunkte aus, der durchweg dem Standpunkte Harnacks verwandt ist.

Reformationsgeschichte der Stadt Herford. Von Prof. Dr. L. Hölscher. Gütersloh, Bertelsmann, 1888

Ein gut geschriebener Beitrag zur Geschichte der norddeutschen Reformation. Große Kämpfe hatte die Stadt Herford nicht dabei durchzumachen, aber es ist interessant, zu sehen, wie das Neue unaufhaltsam durchbricht. Auch die Korrespondenz zwischen den evangelisch gesinnten und den Wittenbergern (seit 1520) ist wertvoll. Der Anhang giebt die sehr selten gewordne Kirchenordnung Herfords in einem Abdruck von 1534 in niederdeutscher Sprache wieder. Forscher in der Kirchen- und Schulgeschichte werden sich diesen Anhang nicht entgehen lassen.

Studien zu La Rochefoucaulds Leben und Werken. Von H. Georg Rahstede. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn (E. Appelhans), 1888

Kaum eine Periode der Litteratur liegt den heute lebenden so fern, als das gepriesene Zeitalter Ludwigs XIV., „des Großen," wie die bewundernde Mitwelt sagte, ohne daß die Nachwelt Lust gezeigt hat, die Benennung zu bestätigen. Ein Jahrhundert lang haben die Schöpfungen des französischen Klassizismus in Poesie und Prosa die europäischen Litteraturen vorbildlich und gesetzgebend beherrscht, im

Ringen gegen ihren Einfluß ist die neuere große Zeit der deutschen wie mancher andern Litteratur aufgegangen und überall an die Stelle einer unbedingten Verehrung eine kühle Betrachtung, ja vielfach eine zu Zeiten ungerechte Geringschätzung getreten. Und selbst die geschichtliche Litteraturbetrachtung, der sich unsre eigne Zeit nur zu sehr überläßt, ist der französischen Dichtung und Prosalitteratur des siebzehnten Jahrhunderts weit weniger zugute gekommen, als manchen andern Perioden der Litteratur. In Frankreich selbst ist es freilich niemals gelungen, die große Litteratur der Tage Ludwigs XIV. zu entwurzeln oder auch nur ein allgemeines Bewußtsein ihrer Mängel und Schranken zu erwecken. Trotz Romantik, revolutionärer Tendenzpoesie und Naturalismus bleibt die Poesie Racines und Molières, die Prosa Pascals und La Rochefoucaulds die Grundlage französischer Litteraturanschauung und litterarischer Bildung, und der tausendmal bestrittene und verspottete Kanon Boileaus lebt und wirkt im Sinne jedes Franzosen weiter. Auch läßt sich leicht beobachten, daß jede antirevolutionäre Strömung in Frankreich der klassischen Litteratur zugute kommt, die Kirche hält an dieser Litteratur, in der Erinnerung, daß Racine ihr gehorsamer Sohn, und daß das Zeitalter Ludwigs XIV. auch das Zeitalter Bossuets und Massillons gewesen ist, entschieden fest. Allen diesen Strömungen und Wandlungen stehen wir in Deutschland, wenn auch nicht eben teilnahmlos, so doch ohne besondern leidenschaftlichen Anteil gegenüber. Die französischen Klassiker werden nur spärlich gelesen; selbst ihre unbestreitbaren Vorzüge entschädigen uns für die sehr empfindliche rhetorische Kühle und Phantasiearmut nur selten. Immerhin aber ist es an der Zeit, den originellsten und größten Erscheinungen des französischen Klassizismus einige Aufmerksamkeit zu widmen. In den letzten Jahren hat Molière im Vordergrunde der Beachtung und Forschung gestanden, unter den Prosaisten aber Pascal auch einige deutsche Federn in Bewegung gesetzt. Der eigentümliche und geistreiche Schriftsteller, dem die oben angezeigte Studie gilt, zählt zu den in neuerer Zeit bei uns wenig beachteten vergangenen Größen. Wenn allenfalls seine vielberufenen „Maximen" hier und da noch einen Leser finden, einzelne Sätze aus ihnen zitirt werden, so kennt doch beinahe niemand seine „Memoiren," und das Bild des eigentümlichen Klassikers, der „Soldat, Politiker, Hofmann und Moralist, jedoch kein Schriftsteller" sein wollte, ist unter uns ziemlich verblaßt. Um so dankenswerter erscheint uns die Studie von Georg H. Rahstede, welche die gesamte neuere französische Litteratur über Rochefoucauld benutzt und auch einige Unterstützung aus dem Archiv des Herzogs von Bisaccia, des Chefs einer Seitenlinie des noch blühenden Hauses Rochefoucauld, erhalten hat. Das Interessanteste an der Schrift ist das Lebensbild, doch läßt sich hoffen, daß eben dies Bild die Augen einiger Leser auch wieder auf die Memoiren und die Maximen des glänzenden und in seiner Weise einzigen Prosaisten lenken werde. Der Stilist Rochefoucauld hat es dem Verfasser so angethan, daß er sich nur zu einer verhältnismäßig schwachen Widerrede gegen den Grundsatz Rochefoucaulds: L'amour propre est le plus habile homme du monde aufrafft. Dagegen stimmen wir Rahstede in der Würdigung des diamantenen Stils seines Helden unbedingt zu und wünschten, daß Rochefoucaulds großer stilistischer Grundsatz, „nie zwei Worte zu brauchen, wo eines genügt," wieder etwas mehr Geltung auch auf deutschem Boden erlangte.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Zur Erklärung deutscher Revolutionssympathien 1790—1792

Von Woldemar Wenck

Vollständig die Ursachen des Beifalls nachzuweisen, dessen sich die französische Revolution weit und breit in Deutschland erfreute, liegt nicht in meiner Absicht. Vieles würde anzuführen sein, was in allen lebhaft bewegten Zeitstimmungen dem Angriff auf das Bestehende zum Vorteil vor der Verteidigung gedient hat; auch müßte weit zurückgegangen werden in der Geschichte der deutschen Staats- und Geistesentwicklung, wie dies von Clemens Perthes schon vor vierzig Jahren zu ähnlichem Zwecke in so trefflicher Weise geschehen ist.*) Hier sei nur einiges zur Sprache gebracht, was unmittelbar aus dem deutschen Leben und Schriftentum der Revolutionszeit selbst in die Augen springt, namentlich auch, was zur Erklärung jenes Beifalls schon solche Zeitgenossen anführten, denen dazu nicht einfach die Macht der Wahrheit und des Rechts genügte, die der Sache der Revolution beiwohne.

Friedrich von Gentz schrieb im Jahre 1792 in der Einleitung zu Burkes Betrachtungen über die französische Revolution, die kurz vorher zu seiner eignen Umwandlung aus einem lebhaften Revolutionsfreunde in einen entschiedenen Revolutionsgegner wesentlich beigetragen hatten und nun von ihm in geschickter Bearbeitung an die deutsche Leserwelt gebracht wurden: „Der Lobredner der Revolutionen preiset ein künftiges Gut und lehnt sich wider ein gegenwärtiges Übel auf; sein Gegner warnt vor einem künftigen Übel und nimmt ein gegenwärtiges Gut in Schutz.“ Wenn nun auch ein Staats- und Regierungswesen,

*) Clemens Perthes, Das deutsche Staatsleben vor der Revolution. — Ich benütze diesen Ort zu der Bitte, S. 453, Z. 14 v. u. statt: Süden und Osten, zu lesen: Süden und Westen.

das nirgends zu Tadel und Klage Anlaß gäbe, außerhalb alles Denkbaren liegt — welch ein Bild boten, trotz neuerlicher Reformbestrebungen an namhaften Stellen, viele Gegenden des damaligen Deutschlands dem einigermaßen gebildeten dar! Jene Reformbestrebungen selbst, wie oft trugen sie das Gepräge einer Regierungsweisheit, die dem Volke zunächst mehr als ein störender Eingriff, denn als eine Wohlthat fühlbar wurde! Oder neben dem Lichte, das jetzt durch sie auf manche Teile von Deutschland geworfen wurde, wie machte sich doppelt stark der Schatten bemerklich, der auf andern Gebieten — auf den pfalzbairischen Landen, auf den Herrschaften vieler kleiner Gewalthaber, auf geistlichen Gebieten, auch auf Reichsstädten, wie Köln oder Augsburg — ruhte. Hier und da noch Züge des rohesten Despotismus, daß ein Mann von so milder Gemütsart, wie Fr. von Göckingk, der Dichter der „Lieder zweier Liebenden," wenige Jahre vor der französischen Revolution gegen eine Freundin in die Worte ausbrach, es sei sehr schimpflich für die deutsche Nation, daß sie noch keinen gehängten oder geräderten Fürsten aufzuweisen habe! Und fast überall, auch unter aufgeklärten und wohlwollenden Regenten, noch das alte Netz von Herrschaftsrechten des Adels, von knechtischen Abhängigkeitsverhältnissen der Bauern und sonstigen Unfreiheiten, die alles überzogen! Denn auch was durch fürstliche Regierungen und den Einfluß der Aufklärung geschehen war, um hier einige Erleichterung des Drückenden, einige Lüftung des Beengenden zu bringen, verschwand doch jetzt fast ganz vor dem einen gewaltigen Ruck, mit dem sich in der berühmten Nacht vom 4. August 1789 die französische Nation diesen ganzen Wust vom Halse geschafft zu haben schien.

„Ist die Nation frei?" in diese Frage kleidete, als im Jahre 1798 der Kongreß von Rastadt schon die wichtigsten Entscheidungen über deutsches Volk und Land zu bringen im Begriffe stand, eine Flugschrift die schärfste Anklage des Zustandes, worin sich ein großer Teil dieses deutschen Landes gegenüber den durch die Revolution zum Gemeingut gewordnen Ideen und Ansprüchen befand. „Ist die Nation frei, wo der Bürger- und Bauernstand dem Despotismus des Adels ausgesetzt ist, wo der Bauer in den Fesseln harter Leibeigenschaft schmachtet, wo der Bürger bald den Plackereien seiner eignen Magistrate, bald den Launen des Militärs ausgesetzt ist, wo man Eingriffe in seine natürlichen Rechte wagt und seine Vorstellungen dagegen als Ungehorsam und Rebellion hart ahndet? Ist die Nation frei, die jeder Verordnung, welche der Sklavensinn, die Dummheit und der Despotismus eines Geistlichen, eines Günstlings oder einer Maitresse ausheckt, blindlings gehorchen muß, wenn sie nicht die willkürlichen und harten Strafen erleiden will, die auf den Ungehorsam gesetzt sind? Ist die Nation frei, deren blühende Jugend ohne Widerrede dem Kalbfell folgen und sich für schnödes Metall an fremde Despoten verkaufen lassen muß? Ist die Nation frei, wo die Bürger mit ihren Klagen nicht gehört, sondern an die als Richter gewiesen werden, gegen deren Bedrückung sie

klagten, wo sie vor den Günstlingen im Staube kriechen und der Maitresse hofiren müssen, um ein kleines Amt zu erhalten? Ist die Nation frei, der man sogar die Freiheit, zu denken, zu glauben und ihre Gedanken vorzutragen, raubt? Ist die Nation frei, wo man für Geld alles feil hat? Ist überhaupt die Nation frei, die keine Konstitution hat, wo alles unterthänig dem Fürsten, nicht den Gesetzen — leibeigen einem Einzelherrn ist, der aus Gnaden ihm den Gebrauch der Luft und des Wassers erlaubt?"

Die Farben sind grell aufgetragen, aber man lese, mit welcher grimmigen Bitterkeit sich zehn Jahre früher, ein Jahr vor dem Ausbruch der französischen Revolution, der Schweizer Johannes Müller in seiner Schrift: „Deutschlands Erwartungen vom Fürstenbund" über den deutschen status quo ausgelassen hatte, und der Eindruck wird kein unähnlicher sein. Reichlichen Anlaß fand also in der That der herrschende Geist unruhiger Aburteilung, denjenigen Maßstab, den jetzt Frankreichs Redner und Gesetzgeber als den alleinberechtigten geltend machten, in vernichtender Weise an das staatliche Wesen Deutschlands zu legen.

Fragte man dagegen, was etwa an den Platz des Bestehenden zu wünschen wäre, so war hier ein unbegrenztes Feld für alle beliebigen Bilder und Träume gegeben; und gegen diese mit Kritik oder mit Warnungen etwas auszurichten, mußte um so schwerer fallen, je mehr doch auf deutschem Boden die Aussicht, das Bestehende wirklich zu Falle zu bringen, noch im Unbestimmten lag.

Denn thatsächliche Nachahmungen der französischen Volkserhebung hatten wohl hie und da, hauptsächlich in Westdeutschland, unter dem unmittelbaren Eindruck der ersten großen Revolutionsszenen, stattgefunden — städtische Tumulte oder bäuerliche Unruhen in Reichsstädten oder in den Gebieten schwacher geistlicher und weltlicher Herren. Daß aber zu einer ernstlichen Umwälzung nach französischem Muster in Deutschland noch auf lange hin die Bedingungen fehlten, darin stimmte in den ersten Jahren der Revolutionszeit die Mehrzahl der einsichtigen Revolutionsbewundrer überein. Um so weniger war ihnen also Veranlassung gegeben, den Bereich der abstrakten Gedanken zu verlassen und in dem Versuche, die Gedanken durchzuführen, sie auf ihre praktische Tauglichkeit hin anzusehn; um so weniger war ferner auch ihren Gegnern Gelegenheit geboten, gegen diese Gedanken vielleicht aus ihrer Undurchführbarkeit die besten Einwendungen herzunehmen.

Und auch der ganz zweifelhafte Ausfall derjenigen Lebensproben, die in Frankreich das dort neugeschaffene oder noch im Werden begriffene ablegte, hob die Freude der Deutschen über die ersten gesetzgeberischen Vollziehungen der Nationalversammlung, die Beseitigung tausendjähriger Mißbildungen, nicht auf und stimmte sie nur wenig für eine bessere Wertschätzung des Heimischen und Hergebrachten. Was in Frankreich geschah, um auf dem gereinigten Boden nun in folgerichtiger Durchführung der modernen Staatslehren ein neues

Verfassungswerk zu schaffen, konnte ja doch in dem ganz wundersamen Ausnahmezustande, worin sich Frankreich befand, unmöglich auf solche Weise in Wirksamkeit treten, daß man daraus dem Gläubigen in zwingender Weise die Falschheit jener Lehren selbst und die Unbrauchbarkeit der auf sie gegründeten Einrichtungen hätte beweisen können.

Und in allem Streite genossen die revolutionären Gedanken und Lehren — Männer wie Brandes und Gentz versäumten nicht auch darauf hinzuweisen — einen Vorteil, den sie mit den Lehren des Despotismus gemein hatten: sie waren einfach, leicht faßlich und schnitten scharf durch, gegenüber der Mannigfaltigkeit der Gesichtspunkte und der vielseitigen Erwägungen, deren es bedurfte, sie abzuweisen. Welch ein Erfolg, den des Amerikaners Payne Schrift über die Menschenrechte auf deutschem Boden erzielte! Gegenüber den wuchtigen, tiefgreifenden, dann und wann überschwänglichen Behauptungen, mit denen der Engländer Burke die französischen Verfassungsarbeiter als gänzlich unbekannt mit den wahren Bedingungen staatlicher Bildungen angegriffen hatte, löst der Amerikaner die schwierigsten Probleme in einfachster Weise mittels einiger Sätze über die ursprünglichen Rechte des Menschen und über die Art, wie, ihnen entsprechend und zu ihrer Sicherung und Ausübung, der Übergang zu staatlichen Zuständen habe erfolgen müssen. In Verbindung mit einer überaus einseitigen Darstellung der Revolutionsereignisse brachten diese dürftigen Erörterungen dem Buche eine Aufnahme, daß unter den Erzeugnissen der außerdeutschen Litteratur vor allen dieses, so wird uns versichert, den deutschen Freunden der Nationalversammlung als ein Evangelium galt. Und nichts faßlicheres und leichter eingehendes läßt sich denken als die mit bequemem und rücksichtslosem Witze gewürzte Art, in der der Freiherr v. Knigge politische Schriftstellerei treibt, sei es, um in seiner Geschichte des Pinselordens Vergangenheit und Gegenwart zu durchmustern und das Prädikat der Dummheit oder des Gegenteils nach rechts und nach links hin an Personen, Einrichtungen und Grundsätze zu verteilen, sei es, um durch seinen abyssinischen Prinzen (am Schlusse der „Geschichte der Aufklärung in Abyssinien") eine Art von Musterstaat auf einem glatten, von allem Historischen gesäuberten Boden aus reinen Naturrechts- und Zweckmäßigkeitsprinzipien konstruiren zu lassen.

Das Wichtigste und Hauptsächlichste aber für die Erfolge der französischen Revolutionseindrücke lag doch immer in der Vorbereitung, die den Deutschen durch die Aufklärungsbewegung der letzten Jahrzehnte zu Teil geworden war. Denn für wie viele mußte darnach das Vorgehen der Franzosen nur als die Konsequenz ihrer eignen Anschauungen, der Widersacher aber vielleicht als Verleugner von dem erscheinen, wozu er bisher, mehr oder weniger deutlich und ausdrücklich, sich selbst bekannt hatte! Trat doch die revolutionäre Arbeit als die allgemein wahre und einzig richtige Ausführung von Gedanken und

Forderungen auf, die schon seit geraumer Zeit die große Mehrzahl der Gebildeten beherrschten; nur daß sie gegenüber der Unvernunft des Herkommens jetzt in Frankreich zum erstenmal auf europäischem Boden zur Verwirklichung kommen sollten. Ganz vorzüglich an der berühmten Erklärung der Menschenrechte trat das zu Tage, die, als die Grundlage zum Ganzen, dem Verfassungswerk der Nationalversammlung vorausging. Wie oft wurde darauf hingewiesen, sie enthalte nur wenig, was nicht seit lange, auch unter den Deutschen, in philosophischen und juristischen Lehrbüchern von angesehenen Gelehrten ohne Bedenken und Anstoß vorgetragen worden sei! Wer an der Stellung, die der französische Verfassungsentwurf dem Königtum zuwies, an der Beeinträchtigung der Erhabenheit, in der die monarchische Gewalt als Herrin über dem Ganzen gestanden hatte, ein Ärgernis nahm, dem konnte man nicht bloß das bekannte Wort Friedrichs des Großen von dem Fürsten als dem ersten Diener des Staates entgegenhalten; noch viel ausführlicher und eindringlicher hatte Joseph II. in öffentlichen Erlassen seine Beamten über das Wohl des Volkes als den Zweck belehrt, dem alles zu dienen habe, durch den allein Vorzug und Vorrecht in der bürgerlichen Gesellschaft gerechtfertigt werde. Die Angriffe der Nationalversammlung auf Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit, wo fanden sie leichter eine Begründung und Rechtfertigung als in den Worten und Handlungen dieses Kaisers! Und bewegten sich doch vielfach auch solche, die der Verehrung des revolutionären Heils entgegentraten, trotzdem nach wie vor in diesen, ihnen zur andern Natur gewordnen Vorstellungen. Nicht bloß Männer wie Schlözer und längere Zeit hindurch auch Gentz blieben, nachdem sie sich gegen die französische Revolution ausgesprochen hatten, der Gewohnheit treu, dem Staat ein Vertragsverhältnis zwischen Volk und Regenten zu Grunde zu legen, da dann „der Hüter, wenn er nicht kontraktmäßig handle, abgedankt werden möge“ (Schlözer); auch ein Mann von so vielfältig eigner Ansicht gegenüber der Aufklärung wie Justus Möser operirte gelegentlich mit diesen Begriffen, und selbst ein so heftiger Gegner alles Aufklärungswesens wie der Herausgeber der Wiener Zeitschrift, Aloys Hofmann, bediente sich wohl dann und wann verwandter Redensarten. Schlözer geriet über die Lehre von einem spezifisch göttlichen Rechte der Obrigkeit noch im Jahre 1793 mit seinem alten politischen Freunde (wie wir ihn nennen würden) Karl Friedrich Moser in einen lebhaften Streit. Weder ein solches Recht des Fürsten, noch eine Herleitung seiner Gewalt aus der väterlichen durfte nach der Ansicht des Göttinger Gelehrten dem Satze entgegengestellt werden, daß die Souveränität ursprünglich in der Nation residire. Wo Schlözer mit den Händeln zwischen den Lüttichern und ihrem Fürstbischof zu thun hat, läßt er sich in dem Eifer, der bei Bekämpfung geistlicher Mißregierung von jeher doppelte Macht über ihn gewann, bis zu der Äußerung hinreißen: „Stände“ (hier ganz mit dem Volke als ein und dasselbe gedacht) sind eher als der Fürst; sie erschaffen ihn erst;“

und an einer andern Stelle heißt es: „Das erste privilège der Lütticher ist, sich von keinem Despoten, weder geistlichem noch weltlichem, hudeln zu lassen; und das zweite ist, durch Stände die Gesetzgebergewalt gemeinschaftlich mit dem Obergeistlichen in allen Stücken zu verwalten. Für keines von beiden dürfen sie sich bei ihren Bischöfen bedanken; beide sind émanations des Menschenrechts und des Menschenverstandes." Wohl eine für das damalige Deutschland recht weite Ausdehnung eines rein auf Menschenrecht und Menschenverstand gegründeten praktischen Anspruchs! Und obwohl für seine Person gegen die Abschaffung des Adels, macht er doch den privilegirten Ständen gegenüber die Kopfzahl zu Gunsten des dritten Standes geltend, in ganz ähnlicher, schneidender Weise, wie sie wohl in Frankreich zur Begründung jener Abschaffung beliebt war. „Nation, so bemerkt er einmal bei Besprechung ungarischer Verhältnisse, ist der Bürger- und Bauernstand; ein winziges Teilchen von der Nation ist der Adel."

Was uns aber lebendiger als alles die starke Eingewöhnung der Zeit in eine politische Denk- und Redeweise veranschaulicht, die jetzt einer günstigen Aufnahme der französischen Revolutionsbewegung zu statten kam, das ist eine große gesetzgeberische Arbeit; sie war in demjenigen deutschen Staate, der an politischer Bedeutung der habsburgischen Macht ebenbürtig gegenüber, an Wichtigkeit für die geistige Entwicklung allen andern Staaten voranstand, seit den letzten Jahren Friedrichs des Großen im Gange. Es handelt sich hier um das preußische Landrecht. Mit dem 1. Juni 1791 war das Werk einer mehr als zehnjährigen Thätigkeit der ausgezeichnetsten juristischen Kräfte in Geltung zu treten bestimmt*), ein Werk, das bekanntlich nicht bloß die privatrechtlichen Verhältnisse, sondern auch die Beziehungen zwischen Staat und Unterthanen, also auch Rechte und Obliegenheiten der Staatsgewalt zum Gegenstande hat. Dabei tritt uns nun die Richtung der Zeit auf Sicherung des Menschen vor obrigkeitlicher Willkür, auf gesetzliche Regelung aller Verhältnisse aus einer Reihe von Bestimmungen vor Augen, unter denen sogleich die energische Sicherung der Rechtspflege gegen fürstliche Machtsprüche am lebhaftesten aufgestochen wurde. Zur Vergleichung mit der französischen Verfassungsarbeit lag aber noch stärkerer Anlaß darin, daß wie vor dieser die Erklärung der Menschenrechte, auch vor dem preußischen Gesetzbuch ein allgemeiner Teil mit Belehrungen über Bestimmung des Staates und die Stellung des Menschen im Staate voransging. Und der Inhalt dieser Belehrungen? Von Menschenrechten, allgemeinen Menschenrechten ist auch hier die Rede; eine Einschränkung natürlicher Freiheit und Rechte wird für erlaubt erklärt, nur insoweit es der gemeinschaftliche Endzweck, das Wohl des Staates und seiner Einwohner insbesondre, er-

*) Bekanntlich erfolgte ein Aufschub (bis 1794) und manche Abänderung des Entwurfs, der übrigens nicht den Titel Landrecht, sondern Gesetzbuch hatte.

fordert. Dem Staatsoberhaupt werden ebensowohl bestimmte Pflichten als Rechte beigelegt, und zwar in einer Verbindung, daß der Genuß der letztern bedingt erscheint durch die Erfüllung der ersteren. Das Wort Unterthan wird in dem ganzen Gesetzbuch vermieden; nur von Bürgern, Einwohnern ist die Rede. Die Zeitgenossen unterließen nicht, das Verwandtschaftliche zwischen der preußischen und der französischen Arbeit scharf hervorzuheben. In der von Zacharias Bekker zu Gotha herausgegebenen Deutschen Zeitung werden Satz für Satz Stellen aus dem preußischen Gesetzbuch mit der Erklärung der Menschenrechte neben einander gehalten, um darzulegen, daß die meisten von den siebzehn so viel verschrieenen Artikeln der französischen Erklärung entweder, zum Teil in sehr ähnlichen Ausdrücken, in dem preußischen Gesetzbuch nachzuweisen seien, oder der preußische Gesetzgeber wenigstens dem Sinne dieser ewig unveräußerlichen Gesetze gemäß gehandelt habe. Und das habe auch nicht anders sein können, weil eine Gesetzgebung, wobei dieses nicht geschähe, unvernünftig und tyrannisch, also unverbindlich sein würde!

Wie außerordentlich weit der Sinn dieser letztern Worte reicht, braucht nicht gesagt zu werden. In einem wichtigen Punkte lag nun aber doch die Sache in Preußen ganz anders als in Frankreich. In Frankreich suchte die Verfassung, der die Menschenrechte vorausgeschickt waren, die ausgesprochnen Grundsätze in einem politischen Neubau zur Verwirklichung zu bringen; in Preußen dagegen trat nach Vorausschickung der allgemeinen Sätze aus dem positiven Inhalt des Gesetzbuches doch in der Hauptsache noch ganz das alte Staatswesen vor Augen; es erschien hier in der Zusammensetzung und Organisation, die Friedrich der Große so trefflich im Stande zu halten und deren er sich so meisterlich für seine Gesichtspunkte zu bedienen gewußt hatte, ohne daß er darauf bedacht gewesen wäre, sie selbst durch eine gründliche Umgestaltung aller Staats- und Volksverhältnisse, einem allgemein menschlichen Ideale nahe zu bringen. Die alten Einrichtungen mit ihren Unebenheiten, Härten und sonstigen Ärgernissen für die vorgeschrittene Aufklärung, vor allem das starke Maß von Herrschaftsrecht und Unfreiheit auf dem platten Lande, fanden in dem Gesetzbuche selbst ihre neue Anerkennung und Formulirung. Eine Stimme im Neuen Teutschen Merkur beklagt, daß der hochgeachtete Minister von Carmer zu Gunsten des Adels, den man so gern aus der menschlichen Gesellschaft hinwegwünschen möchte, in das sonst so vortreffliche preußische Gesetzbuch Artikel habe aufnehmen müssen, die mit andern in diesem Gesetzbuche vorhandnen so übel „kontrastirten." Aber wie viele solche Verstöße gegen den Geist, in welchem jetzt ein großer Teil der Gebildeten das in der Einleitung vorgetragene aufzufassen geneigt war, hätte noch genannt werden können!

Wir erkennen aus allem: die abstrakten Sätze der politischen Aufklärung waren bei Behandlung politischer und gesetzgeberischer Probleme in allgemeinstem

Gebrauch, und man dachte nicht daran, sich ihrer zu entäußern. Man trug sich überall mit Theorien über Staat, Regierungs- und Volksrechte, die neuern Datums waren als die bestehenden, aus dem Mittelalter überkommenen Gewalten und Berechtigungen. Bisher hatte man sich indes bemüht und gewöhnt, die letztern auch mit jenen Theorien vereinbar zu finden; selbst die absolute Fürstengewalt hatte man aus einem Vertrag zwischen Fürst und Volk, oder aus einer Übertragung aller Herrschaft durch den ursprünglichen Volkswillen hergeleitet. So hatte man die vorhandnen Gewalten nicht in ihrem eigentlichen Bestand angegriffen, sondern nur in ein neues Licht gesetzt und über Bestimmung und Pflicht derselben, über einige notwendige oder wünschenswerte Beschränkung der Herrscherwillkür und ähnliches sich in andrer Weise als vor Alters ausgelassen. Jetzt aber erschien doch Unzähligen als das wirkliche Ergebnis jener Theorien und als die natürliche Frucht des Bodens, auf dem sie erwachsen waren, einfach das in Frankreich angestrebte Ziel; und wenn sie nun aus eines Gegners eignem Munde Grundsätze laut werden hörten wie die, aus deren folgerichtiger, durch nichts beeinträchtigter Durchführung in Frankreich der vollkommne Staat entstehen sollte, so meinten sie gar nicht anders, als der Gegner müßte sich von Rechts wegen mit ihnen in warmer Teilnahme für das französische Vorhaben vereinigen.

Und doppelt leicht waren sie dann mit der Beschuldigung bei der Hand: der Widerspruch gegen die Folgerungen aus so klaren, so allgemein anerkannten Wahrheiten, wie sie hier vor Augen stünden, sei nicht anders zu erklären als durch Beweggründe persönlichen Vorteils. In den Widersprechenden erblickten sie Leute, denen es entweder um Behauptung von Stellen und Vorzügen, die sie dem mißbräuchlichen Zustande der Dinge verdankten, oder um Nachteil und Vorteil zu thun sei, der ihnen von diesen Glücklichen widerfahren könnte. Schon im Augustheft der Berliner Monatsschrift von 1790 klagt ein Freund der französischen Revolution über das ekelhafte Geschreibsel, womit gedungene Zeitungsschreiber, Vaterlandsverräter, Höflinge und Aristokraten unter den Gelehrten (dies Wort damals oft für Schriftsteller im allgemeinen) Deutschland überschwemmten. Einen absonderlichen Reiz aber hat es wohl, in ähnlicher Art auch den sich äußern zu hören, der später selbst als bedeutendster Schriftsteller der Reaktion vor allem auch mit den unmäßigsten Vorwürfen der Käuflichkeit und höfischer Rücksichten heimgesucht worden ist. Friedrich von Gentz spricht sich zu der Zeit, wo er — damals ein junger Beamter in Berlin — seinen Austritt aus den Reihen der Revolutionsverehrer noch nicht vollzogen hatte, in einem Brief an den von ihm hochverehrten Philosophen Garve sehr erzürnt über die Furcht vor den Obrigkeiten aus, durch die fast alle, die das deutsche Publikum mit den französischen Nachrichten bekannt machten, genötigt seien, das wahrhaft Große und Schöne, das sie noch etwa zu sagen hätten, zu unterdrücken und Possen und Schlacken hinzuwerfen. Und

welche Sorgfalt läßt sichs nicht der ernst- und gewissenhafte Brandes kosten, um jeden Verdacht einer äußern Rücksicht oder eines Abhängigkeitsgefühls, dem er bei seiner Bekämpfung der deutschen Revolutionsfreunde Raum gebe, von sich abzuwenden!

(Fortsetzung folgt)

Englische Technik und deutsche Konkurrenz

Von Johannes Wuttig

(Schluß)

Wenn ich im Vorangegangnen die großen Vorteile nachzuweisen gesucht habe, die der englischen Industrie ihre bisher fast unangefochtene Machtstellung verschafft haben, und die groß genug sind, ihr auch für die Zukunft eine entschiedne Überlegenheit zu sichern, so ist es nur billig, wenn wir uns nun mit den Verhältnissen beschäftigen, die von englischer Seite als Gründe für die Konkurrenzfähigkeit des Auslandes, besonders Deutschlands, angeführt werden. Vor allem sagt man, es sei natürlich, daß Deutschland billiger produziren könne, denn da seien ja die Lebensmittel so viel billiger, folglich die Arbeitslöhne so viel niedriger; überdies sei der deutsche Arbeiter anspruchsloser als der englische.

An diesen Behauptungen ist entschieden etwas Wahres, aber nicht allzu viel. Wenn man Engländer über diesen Punkt reden hört, so sollte man meinen, der deutsche Fabrikarbeiter lebe von der Luft nebst einem Zusatze von Sauerkraut. So groß ist nun doch die Bedürfnislosigkeit nicht. Ich glaube bestimmt, der Arbeiter lebt im allgemeinen besser, als der Kleinbauer, und das ist sehr gut und erfreulich. Ich glaube auch, er muß besser leben, wenn er in geschlossnen Räumen zehn bis zwölf Stunden angestrengt arbeiten soll. Ich will aber zugeben, daß der englische Arbeiter mehr Fleisch ißt, als der deutsche. Das ist aber noch kein Grund, daß ihm sein Essen mehr kosten sollte als dem deutschen. Denn der Speck und Schinken z. B., der in England ungemein viel und in allen möglichen Zubereitungsformen gegessen wird, ist bedeutend billiger als in Deutschland. Hier mag der Durchschnittspreis 80 Pf. bis 1 Mk. 20 Pf. fürs Pfund sein, in England kostet das Pfund durchschnittlich 5 d bis 8 d = 42 bis 67 Pf.; der billigere ist meist ameri-

kanischen Ursprungs. Rindfleisch und Hammelfleisch kosten 54 bis 58 Pf. das Pfund, sind also auch eher billiger als teurer als bei uns. Daß die Fischpreise in England außerordentlich niedrig sind, ist zu bekannt und zu natürlich, als daß ich es weiter zu erörtern brauchte. Das Pfund Weizenbrot kostet in England augenblicklich 12 Pf. In allen diesen Angaben meine ich das deutsche Pfund oder halbe Kilo, nicht das etwas kleinere englische. Wenn es also die Lebensmittel sein sollen, deren niedrige Preise Deutschland die Konkurrenz mit England erleichtern, so kann weder vom Brote noch vom Fleische die Rede sein; es müßten also die andern landwirtschaftlichen Erzeugnisse, wie Milch, Butter, Käse, Eier, in Betracht kommen, denn die Kolonialwaren, wie Kaffee, Thee, Zucker, Reis, sowie die Hülsenfrüchte, sind bekanntlich weit billiger in England als in Deutschland. Aber auch in den Milch-, Butter-, Käse- und Eierpreisen besteht kein sehr erheblicher Unterschied gegen die unsrigen. In Irland klagten mir im vorigen Sommer verschiedne Landwirte ihre Not, wie furchtbar schwer es sei, auch unter Verzicht auf Getreidebau für die Erzeugnisse der Landwirtschaft einen lohnenden Absatz zu finden; die englischen Händler bezahlen auf den irischen Buttermärkten höchstens 7—8 d = 58—67 Pf. für das englische Pfund, also einen Preis, den wir für das halbe Pfund bezahlen. Wirklich viel teurer als bei uns sind nach meinen Beobachtungen Bier, Wein, Branntwein und Tabak; aber ich glaube, daß dieser Unterschied durch die ebenerwähnte Billigkeit andrer Verbrauchsartikel mindestens aufgewogen wird. Auch hinsichtlich der Kleidung kann von Teuerung entschieden nicht die Rede sein. Ich habe gestaunt, als ich im vorigen Sommer nicht nur in London, sondern auch in Provinzialstädten in den Kleider- und Schuhhandlungen die den einzelnen Gegenständen angehefteten Preisbezeichnungen las: Männeranzüge von derbem, reinwollenem, hübsch aussehendem Stoffe zu 25 Mk., starke Schnürschuhe von Rindsleder mit Doppelsohlen zu 6 Mk., natürlich Fabrikarbeit, aber augenscheinlich gut und dauerhaft gearbeitet; so billig können die Arbeiter in Deutschland sich nicht kleiden.

Und nun die Wohnungsverhältnisse. Es ist bekannt, daß in England die meisten Arbeiter, wenigstens die verheirateten, ein Häuschen, eine sogenannte Cottage, für sich bewohnen. In neuerer Zeit haben ja auch unsre Großindustriellen angefangen, der Arbeiterwohnungsfrage mehr Aufmerksamkeit zu schenken, und es sind ganze Arbeiterstädte nach englischem Muster geschaffen worden. Aber es wird wohl leider noch eine lange Zeit vergehen, ehe überall das Übel der Mietkasernen durch eine vernünftige, den Anforderungen des Arbeiterstandes entsprechende Arbeiterkolonie mit kleinen, nur für eine Familie (oder höchstens zwei) bestimmten Häusern und Gärten beseitigt wird. Es liegt mir fern, zu wünschen, die Arbeiter aus der Stadt vertrieben zu sehen, aber ich behaupte, sie wohnen in Anbetracht der Mieträume zu teuer, weil der Grund und Boden in der Stadt selbst zu kostspielig ist. In den großen

Fabrikstädten Englands ist der durchschnittliche Mietpreis einer aus vier Räumen (Stube, Kammer, Waschküche und Bodenraum) bestehenden Cottage nebst kleinem Vorgarten und größerm Gemüsegarten, Hofraum, Kohlen- und Holzschuppen und gewöhnlich einem Stall 3 Mk. 50 Pf. bis 4 Mk. wöchentlich, bei Jahresmiete 140 Mk. bis 160 Mk.; oft aber wird der Mietvertrag auf noch längere Zeit abgeschlossen, und dann ermäßigt sich der Mietpreis noch weiter. Ich wiederhole, daß sich diese Angaben auf die teureren, größeren Städte beziehen.

Wenn ich jetzt den letzten Punkt dieses Abschnittes, die Lohnverhältnisse berühre, so muß ich zunächst vorausschicken, daß es mir schwer geworden ist, bestimmte Anhaltepunkte zu finden. Und das ist leicht erklärlich. Nicht nur in verschiednen Gegenden und Zeiten, nicht nur in verschiednen Gewerben, für die verschiednen Alter und Geschlechter, sondern auch für die verschiednen Zweige eines und desselben Gewerbes sind die Löhne ganz ungleich. Ich glaube, nur ein in das industrielle Leben beider Länder eingeweihter kann hier einen Vergleich anstellen, auf dessen Ergebnis etwas gegeben werden kann. Ich begnüge mich damit, die Löhne der in der Weberei beschäftigten Arbeiter anzugeben. Die Löhne der Frauen und Mädchen schwanken zwischen 8 und 18 Mk. wöchentlich, und zwar bei einer zehnstündigen täglichen Arbeitsdauer. Die Männer, die in solchen Fabriken allerdings fast nur als Aufseher, Maschinisten u. s. w. angestellt sind, haben einen durchschnittlichen Wochenlohn von 36 Mk.

Ich bin in meinen Auseinandersetzungen auf Einzelheiten eingegangen, die anscheinend dem Gegenstande fern liegen, aber ich glaubte der in vielen Kreisen, natürlich besonders in England vertretenen Annahme widersprechen zu müssen, als sei die der englischen Technik erwachsene deutsche Konkurrenz lediglich eine Folge äußrer, für die englische Industrie nachteiliger, für die deutsche aber günstiger Einwirkungen.

Wie läßt sich nun diese Konkurrenz erklären? Zunächst, behaupte ich, durch die höhere Bildung des deutschen Volkes überhaupt und unsrer Gewerbtreibenden insbesondre. Physische Kräfte sind es ja nicht allein, die der Mensch zu seiner Thätigkeit braucht, sie haben nie allein etwas Großes ausgerichtet, und in unsrer Zeit bedarf es erst recht einer tüchtigen Ausbildung der geistigen Anlagen, um den Anforderungen auch ganz bescheidner Berufszweige gerecht zu werden. Oder meint man, es sei bloße Pedanterie oder Eitelkeit, daß heutzutage jeder Meister von seinem Lehrling eine gründliche Schulbildung fordert und auf dessen Schulzeugnisse Wert legt? Nein, es ist die Überzeugung, daß kein Gewerbe auf bloßer Handfertigkeit beruht, daß jedes eine bestimmte Summe geistiger Fähigkeiten verlangt, die der, der in die Lehre tritt, sich in der Schule angeeignet haben und in den Lehrjahren sich erhalten und erweitern muß. Diese Überzeugung besteht nun allerdings nicht nur in Deutschland, sondern ebenso auch in England, und auch in England ist neuerdings der

Schulzwang eingeführt worden, aber eben erst neuerdings. Noch giebt es Tausende in England, die den Schulzwang verwerfen und seine günstige Wirkung in jeder möglichen Weise beeinträchtigen, besonders dadurch, daß sie den Wert der Schulbildung in den Augen der Kinder herabzusetzen suchen, sie vom regelmäßigen Schulbesuch abhalten und so früh als irgend möglich aus der Schule nehmen. Daß die englischen Volksschulgesetze weniger streng sind als die unsrigen, ist bekannt und im Wesen der Sache begründet. Es dürfte aber vielen neu sein zu erfahren, daß in England durchaus nicht ein Schulbesuch von so und so viel Jahren, wie bei uns, sondern lediglich der Besitz bestimmter Kenntnisse gefordert wird. Noch im vorigen Sommer habe ich englische Volksschulen besucht, wo die Lehrer sich bitter darüber beklagten, daß Kinder von noch nicht elf Jahren die Schule verlassen durften, weil sie das vom School Board verlangte Maß von Kenntnissen in der zu diesem Zwecke abgehaltnen Prüfung nachzuweisen vermochten. Unter Voraussetzung leidlich regelmäßigen Schulbesuchs und normaler Geistesgaben ist, nach Angabe derer, die ich über diesen Punkt sprach, das Ziel sehr bequem mit 12—12½ Jahren zu erreichen, also nach etwa sechsjährigem Schulbesuche. Es ist nicht anzunehmen, daß die englische Jugend im Durchschnitt begabter sei, als die deutsche, die Erfahrungen in englischen höhern Schulen wenigstens könnten mich eher das Gegenteil glauben machen; es ist auch nicht anzunehmen, daß die englischen Schulen mehr leisten als die unsrigen; warum sollten sonst die Engländer uns in dieser Hinsicht zum Vorbilde nehmen? Es bleibt also nur die Schlußfolgerung, daß die englische Volksschulbildung bedeutend hinter der deutschen zurücksteht. Und dieser Ausfall überträgt sich mittelbar auch auf die technische Leistungsfähigkeit Englands. Daß in einem Lande, wo der Schulzwang schon vielfach als ein willkürlicher Eingriff in die Rechte und Freiheiten des Menschen angesehen wird, es einen Zwang zum Besuch von Fortbildungsschulen gar nicht giebt, ist wohl selbstverständlich, und so kommt es, daß oft mit 11, 12 Jahren ein Knabe für immer aufhört, sich mit dem in der Schule gelernten zu beschäftigen, wenn ihn nicht, was gerade in diesem Alter selten genug der Fall sein mag, die Lust am Lernen antreibt, sich weiterzubilden.

Einerseits also ist es die höhere allgemeine Bildung des deutschen Volkes, die es zur Konkurrenz mit dem englischen auf dem Gebiete der Technik befähigt; anderseits ist es die Rührigkeit und der Ehrgeiz der deutschen Gewerbtreibenden und ihrer Vertreter.

Man mag über die Wirkungen des Freizügigkeitsgesetzes urteilen, wie man will, den Vorteil hat es entschieden gebracht, daß es eine lebhafte, dem Gewerbe ganz neue Bahnen vorschreibende Konkurrenz hervorgerufen hat, die den säumigen und dem Fortschritt abholden Arbeiter und Produzenten erbarmungslos zu Grunde richtet, aber gerade durch diese schonungslose Behandlung zu verdoppelter Rührigkeit und Thatkraft mahnt.

Die deutschen Gewerbtreibenden haben sich diese Mahnung in einer Weise zu Herzen genommen, die ihnen alle Ehre macht und ihre geistige Überlegenheit den englischen gegenüber entschieden an den Tag legt. Allgemein wird das anerkannt, auch in England. So schreibt z. B. das Londoner Fachblatt Ironmonger („Eisenhändler") folgendes: „Die Thatsache ist nicht zu bestreiten, daß in Deutschland die Fabrikation von feinen Eisenwaren in befriedigendster Weise Fortschritte macht. Jeder Artikel wird beständig verbessert, so vollkommen als möglich herzustellen gesucht. Wenn auch in manchen Fällen englische und amerikanische Muster benutzt werden, so wird doch die Anerkennung, die dem deutschen Fabrikanten gebührt, dadurch nicht im geringsten vermindert. Es verlohnt sich wirklich, den Schaufenstern der Kaufleute, die diese Artikel führen, nicht nur in Berlin, sondern auch in Provinzstädten, ein wenig Beachtung zu schenken. Man bemerkt da Werkzeuge und andre Fabrikate, die nahezu als mustergiltig zu betrachten sind, und selbst ein englischer Kritiker mit verwöhntem Geschmacke wird die gediegne Arbeit, die uns vielfach entgegentritt, bewundern müssen. Ebenso verhält es sich, wenn man Neubauten besichtigt, nicht nur sogenannte elegant eingerichtete, herrschaftliche Häuser, sondern auch Gebäude, die für Büreaus bestimmt sind; aber auch viele neue Miethäuser entbehren bei der Verwendung von Eisen und Kupfer nicht ganz eines gewissen Luxus, der noch vor zehn Jahren einen ungewohnten Anblick geboten hätte. Viele Artikel entzücken geradezu das Auge, wie z. B. Fensterstäbe, Lampen, Platten, Schlüssel u. dergl., die aus Eisen oder Kupfer nach mittelalterlichen Vorbildern gemacht wurden, welche in alten Ritterburgen, in Kirchen und Museen aufgehäuft sind. Es ist viel geschehen, um durch Abbildungen und Skizzen diese Altertümer im Publikum bekannt zu machen; zu bezweifeln ist aber, ob irgend etwas ohne jenen Ehrgeiz und jene Liebe zu ihrem Handwerk, durch die so viele deutsche Arbeiter sich auszeichnen, erreicht worden wäre. Der intelligente Teil des Arbeiterstandes und einsichtige Fabrikanten haben allein einen gerechten Anspruch auf die Verdienste, die ohne Zweifel mit dem manchmal geradezu wunderbaren Fortschritt, der in der letzten Zeit stattgefunden hat, verbunden sind."

Ein nicht geringer Teil des hier mit so rühmlicher Unparteilichkeit besprochnen Erfolges gebührt auch den Vertretern und Reisenden unsrer industriellen Kreise. Es erregt immer den Neid und die Bewunderung der Engländer, zu sehen, wie sich die deutschen Reisenden durch ihre Liebenswürdigkeit, ihr gefälliges Entgegenkommen und vor allem durch ihre trefflichen Sprachkenntnisse ein Absatzgebiet nach dem andern erschließen und es auch dauernd zu behaupten wissen.

Ohne Zweifel wird im Laufe der Zeit auch das Fachgenossenschaftswesen mit seinen vielen nützlichen Einrichtungen, den Fachzeitschriften, den Ausstellungen der betreffenden Erzeugnisse sowie der Lehrlingsarbeiten und mit der that-

kräftigen Förderung seiner Interessen einen weitern Fortschritt auf allen Gebieten der Technik veranlassen und immer mehr das Handwerk selbst und die Stellung seiner Vertreter heben. Es ist hoch erfreulich, zu sehen, wie in neuester Zeit besonders bei uns in Deutschland das Kunstgewerbe emporgekommen ist, und es ist anzunehmen, daß gerade auf diesem Gebiete sich Deutschland mit der Zeit die Führerschaft aneignen wird.

Daß Staat und Gemeinde in wohlwollender Fürsorge für gewerbliche Anstalten und Interessen wetteifern, auch dies ist dankbar anzuerkennen. Die neuesten sozialpolitischen Schritte der deutschen Reichsregierung sind ein Beweis dieses Wohlwollens und legen von dem Bewußtsein Zeugnis ab, daß, je mehr der einzelne Mensch in dem Riesengetriebe der Gesamtarbeit des Volkes zum verschwindenden Atom wird, er um so sorgfältiger gegen Ausbeutung geschützt und davon überzeugt werden soll, daß er keine Maschine, sondern ein lebendiges Glied des Gemeinwesens ist.

Wie sollte nicht jedem Deutschen das Herz höher schlagen, wenn er neben den kriegerischen Lorbeern, die sein Volk im Kampfe gegen den ränkesüchtigen Nachbarn gesammelt hat, die Erfolge sieht, die es in friedlicher Arbeit errungen hat? Ja, freuen sollen wir uns von Herzen über diese Zeugen deutscher Größe, aber wir wollen uns vor dem Übermute hüten. In dem stolzen Gefühl der eignen Stärke die des Feindes verachten, das könnte unsrer Nation furchtbar schaden, und wenn wir meinten, das, was wir mit unsrer Industrie errungen haben, sei auf ewig unser, wir könnten uns nun des Besitzes in voller Ruhe erfreuen, so wäre das ein verhängnisvoller Irrtum. Ich habe schon zu Anfange darauf hingewiesen, welche Anstrengungen England macht, unsre lästige Konkurrenz abzuschütteln, und davon können wir fest überzeugt sein, diese Anstrengungen wird es noch verdoppeln, wenn sie sich als ungenügend erweisen sollten. Wir dürfen uns keinen Illusionen in dieser Beziehung hingeben; jeder Zoll unsres Handelsgebietes muß durch mühsames Ringen erkämpft werden. Also Sicherheit ist hier gar nicht am Platze, sondern nur tüchtige, stille, beharrliche Arbeit. Denn wir sind in vielen Dingen den Engländern auf dem Gebiete der Technik noch nicht gewachsen; wie wenig ziemt uns also eitle Überhebung? Den allgemeinen Zug der Solidität, der durch die englische Industrie geht, habe ich schon gelegentlich erwähnt, aber er ist zu bedeutsam, als daß er nicht besondre Beachtung verdiente. Ich glaube, jedermann, der in England gewesen ist, wird mir beistimmen, wenn ich behaupte: die Erzeugnisse der englischen Industrie, mögen es nun Lokomotiven oder Taschenmesser, Teppiche oder Schnürsenkel, Zimmereinrichtungen oder Manschettenknöpfe sein, alle sind gediegen, praktisch, dauerhaft. Es ist nicht gesagt, daß man in Deutschland zu demselben Preise nicht Waren von derselben Güte bekommen könnte, aber das ist sicher, daß sie bei uns meist in weit geringerer Güte verkauft werden. Ohne Zweifel sind an diesem Umstande die Käufer zum großen

Teil selbst schuld, indem sie immer die billigste Ware verlangen und so den Verkäufer und damit auch den Fabrikanten zwingen, Artikel zu liefern, die diese mit gutem Gewissen selbst nicht empfehlen können. Aber so unverständig wird gewiß ein großer Teil des englischen Publikums auch sein, und wenn die englischen Industriellen solchen Wünschen durchaus nicht Rechnung tragen, so beweisen sie damit eine größre Einsicht und ein regeres Interesse für das Gewerbe als die unsrigen.

Aber nicht nur in der größern Solidität der englischen Durchschnittsware zeigt sich eine Überlegenheit der englischen über die deutsche Industrie, sondern auch in der großartigen Entfaltung gewisser Zweige. Englische Stahlwaren genießen ja noch heute ein Ansehen, auch bei uns in Deutschland, das, eben weil es durchaus berechtigt ist, sehr schwer, durch deutsche Konkurrenz zu erschüttern ist. Sämtliche Werkzeuge von der Zimmermannsaxt bis zur Nähnadel sind von einer Sauberkeit der Ausführung und von einer Dauerhaftigkeit, die deutsche Fabrikate kaum erreichen. Sie sind allerdings entsprechend teuer, aber schließlich, der erhöhten Brauchbarkeit wegen, immer noch preiswerter als unsre geringere Ware. Daß die Gummiindustrie in England der deutschen weit voraus ist, könnte man vielleicht auf das Konto des Klimas setzen, das in England andre Anforderungen an die Wasserdichtigkeit der Bekleidung stellt als bei uns. Weniger erklärlich ist mir die Überlegenheit der englischen Papierfabrikation sowie einzelner Teile der Lederindustrie. Ich kann nicht auf Einzelheiten eingehen, aber einen großen Vorsprung muß ich noch erwähnen, den die englische Technik in den letzten Jahren über die deutsche errungen hat: ich meine auf dem Gebiete der Eisenbahnen. Noch vor acht Jahren bestand dieser Vorsprung nur in der größern Fahrgeschwindigkeit; seitdem aber, und besonders in den drei letzten Jahren, sind so erhebliche Fortschritte auf dem Gebiete der englischen Eisenbahntechnik gemacht worden, daß kein Deutscher, und sei er noch so sehr von den Einrichtungen seines Landes eingenommen, anstehen wird, den englischen Eisenbahnen in vielen Stücken den Vorrang vor den deutschen einzuräumen. Was die Fahrgeschwindigkeit anlangt, so ist ja allbekannt, daß sie in England viel größer ist, als bei uns. Der schnellste fahrplanmäßige Zug Deutschlands auf der Strecke Berlin-Köln hat eine durchschnittliche Fahrgeschwindigkeit von 57 Kilometern in der Stunde, während der Expreßzug London-Edinburg eine solche von 72 Kilometern aufweist, ohne daß für diesen Abstand die Bodenverhältnisse maßgebend sein könnten. Es giebt ja nun Personen, welche meinen, die Erhöhung der Fahrgeschwindigkeit sei gar kein Fortschritt; in den maßgebenden Kreisen, auch im deutschen Eisenbahnbetriebsamte, ist man jedoch andrer Meinung, und es sind bereits Bemühungen im Gange, um durch Verbesserung der Lokomotiven, sowie durch schärfere Trennung des Lokal- und Durchgangsverkehrs eine Erhöhung der Fahrgeschwindigkeit der Eisenbahnzüge in Deutschland zu erreichen. So

lange damit keine wesentliche Erhöhung der Gefahr verbunden ist, ist sie entschieden ein Fortschritt, und wenn, wie man mit Genugthuung sagen kann, die Erfindung neuer, außerordentlich wirksamer Bremsvorrichtungen und Weichenstellungsmaschinen gleichzeitig die Eisenbahnunfälle in dem deswegen früher so berüchtigten England auf ein verschwindendes Maß verringert hat, so kann man diesen Fortschritt nur mit Freuden begrüßen. Die Trennung zwischen Lokal- und Durchgangsverkehr ist in England in einer in Deutschland unerreichten Weise durchgeführt, und der erzielte Zeitgewinn wird noch dadurch bedeutend erhöht, daß die englischen Lokomotiven nirgends durch den Mangel an Wasser aufgehalten werden können. Durch eine höchst sinnreiche Einrichtung wird es ihnen ermöglicht, unterwegs und zwar bei fast unverminderter Fahrgeschwindigkeit das zur Erzeugung des Dampfes erforderliche Wasser aufzunehmen. Mitten zwischen den Schienen des Gleises befinden sich in regelmäßigen Zwischenräumen lange, niedrige Tröge, die mit Wasser gefüllt sind. Bedarf der Wasserbehälter der Lokomotive der Füllung, so läßt der Maschinist, während der Zug über einen solchen Trog dahinfährt, vorn zwischen den Augen der Lokomotive eine schaufelartige Vorrichtung herab, die beinahe bis an den Boden des Troges reicht und an der das Wasser gerade infolge des durch die rasche Vorwärtsbewegung des Zuges ausgeübten Druckes emporsteigt und, bis zum Behälter geleitet, diesen im Nu füllt, worauf die Öffnung sich wieder schließt. Es könnten daher bei genügenden Kohlenvorräten die Züge die ganze Länge und Breite der Insel ohne anzuhalten durchmessen, wenn sich nicht wenigstens alle 2½ bis 3 Stunden ein Aufenthalt nötig machte, um das erhitzte Räderwerk zu untersuchen und sich etwas abkühlen zu lassen.

Auch hinsichtlich der dem Reisenden gebotnen Bequemlichkeiten stehen die englischen Eisenbahnen in neuester Zeit den deutschen voran. Ein sehr wichtiger, hier erwähnenswerter Umstand ist es, daß die englischen Züge viel geräuschloser fahren und den Reisenden viel weniger schütteln, als die deutschen. Es ist ein wahres Vergnügen, in solcher fliegender Eile und doch so leicht, geräuschlos und sanft dahingetragen zu werden, und wie angenehm ist es, im Kupee bequem lesen, ja sogar schreiben zu können! Ich wiederhole aber, es sind das Fortschritte der neuesten Zeit; früher war das Material schlechter, entschieden schlechter als in Deutschland, und wer das Glück hatte, in einem Schnellzuge dritter Klasse zu fahren, konnte in unglaublich kurzer Zeit eine gründliche Massagekur durchmachen. Was die Ausstattung der Bahnwagen anlangt, so ist auch in dieser Hinsicht infolge der großen Konkurrenz zwischen den einzelnen Linien und Gesellschaften in den letzten Jahren ein großer Fortschritt gemacht worden. Eine vierte Klasse giebt es bekanntlich in England nicht, und auf der großen Midland Railway, sowie auf einer Anzahl weniger bedeutender Linien auch keine zweite, dafür sind aber auf sämtlichen englischen Eisenbahnen die Wagen der dritten Klasse mit gepolsterten Sitzen und Rückenlehnen versehen. Allerdings

sind die Fahrpreise durchschnittlich um 15 bis 25% höher als die auf den preußischen Staatsbahnen üblichen, dafür entschädigen aber den Reisenden einigermaßen sehr günstige Bedingungen für die Rück-, Rundreise- und Sommerbillets, sowie die in den meisten Fällen unentgeltliche Gepäckbeförderung.

Ich will diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne einen Plan erwähnt zu haben, der in der neuesten Zeit englische Ingenieure beschäftigt und zu eingehenden Studien der in Frage kommenden Verhältnisse veranlaßt hat. Daß ein großartiger Unternehmungsgeist in diesen Kreisen herrscht, ist nicht zu leugnen. Der längst geplante unterseeische Tunnel zwischen England und Frankreich würde heute wahrscheinlich schon in Angriff genommen sein, wenn nicht die englischen Militärbehörden aus Furcht vor der Möglichkeit eines französischen Einfalls sich entschieden gegen diesen Plan gesträubt hätten.

Daß diese Bedenken über kurz oder lang schwinden werden, und die Ausführung dieses Werkes nur eine Frage von wenigen Jahrzehnten ist, wird fast allgemein angenommen. Aber was jetzt die Köpfe englischer Ingenieure von Bedeutung beschäftigt, ist ein Werk, gegen das der Kanaltunnel eine Kleinigkeit scheinen würde. Es ist die Herstellung einer unmittelbaren Eisenbahnverbindung zwischen Europa und Amerika, und zwar auf dem Landwege, d. h. unter Benutzung der bereits bestehenden Schienenwege zwischen Westeuropa und dem Uralgebirge, Fortsetzung desselben durch Sibirien und die Tschuktschenhalbinsel, Überbrückung der an der schmalsten Stelle etwa 14 Kilometer breiten und mit Inseln besäten Behringstraße und Verbindung mit der transkanadischen Bahn durch die Halbinsel Alaska und das südlich davon gelegene britische Territorium. Man hat berechnet, daß die Landreise von London nach New-York (natürlich unter Benutzung des dann längst hergestellten Kanaltunnels) etwa 23 Tage dauern würde, also nur etwa dreimal so lange, als jetzt die Dampfer brauchen, um den nächsten Weg zurückzulegen.

Der ganze Plan sieht auf den ersten Blick den Jules Verneschen Ideen etwas ähnlich, aber gediegne englische und amerikanische technische Fachblätter beschäftigen sich allen Ernstes damit, und wenn man bedenkt, wie ungläubig man noch vor wenigen Jahrzehnten den Plan der Legung eines transatlantischen Kabels gegenübergestanden hat, so muß man sagen: auch vor diesem Werke wird der menschliche Unternehmungsgeist nicht zurückschrecken, wenn es ein lohnendes zu werden verspricht; und wer wollte das ohne weiteres verneinen? Wir wollen zwar zunächst dem Umstande, daß auf der mir vorliegenden Skizze diese großartige Weltbahn mitten durch Deutschland geht, nicht allzu viel Wert beimessen; die Ausführung des stolzen Planes scheint vor der Hand mindestens sehr zweifelhaft, aber so viel steht fest und so sicher zu hoffen, daß neben England Deutschland einen wichtigen Anteil an der Kulturarbeit der Welt stets haben wird. Unter voller Anerkennung der großen Verdienste und

teilweise auch der Überlegenheit der englischen Technik sieht die deutsche Industrie der deutschen Zukunft vertrauensvoll entgegen.

Ich fasse zum Schluß die Hauptzüge aus den vorangegangenen Ausführungen kurz zusammen. Wir haben gesehen, daß der englischen Technik in der deutschen eine Rivalin entstanden ist. Diese Thatsache ist in England anerkannt und in ihren Wirkungen mit Besorgnis verfolgt worden; an thätigem Widerstande wird man es auch ferner nicht fehlen lassen, und wenn wir diese für uns so erfreuliche Konkurrenz auch für die Zukunft gesichert sehen wollen, so gilt es, alle Kräfte aufzubieten, in ernstem Streben die deutsche Industrie zu fördern und zu heben. Uns allen, die wir den deutschen Namen tragen, liegt es ob, in Treue unsers Amtes zu warten, in deutscher Einfachheit und deutscher frommer Sitte unserm Vaterlande den harterkämpften Ehrenplatz zu bewahren.

Wenn wir das beherzigen, dann wird auch mit Gottes Hilfe neben Deutschlands Ehre und Macht der deutsche Gewerbfleiß wachsen und blühen und und unserm Volke immer mehr zum Segen gereichen.

Grillparzer und seine Jugenddramen

Von Moritz Necker

In einer jener mehr griesgrämlichen als lustigen Satiren, die die neue Ausgabe der Werke Grillparzers nebst so vielen andern anziehenden Stücken seines Nachlasses mitteilt, in dem „Bruchstück aus einem Litteraturblatt vom Jahre 1900" führt Grillparzer die erste Ursache des Verfalls der deutschen Poesie, die Herrschaft „pedantischer Phantasterei" (womit er Tieck und die Romantiker meinte) auf einen Fehler unsrer Klassiker zurück. Er sagt: „Das Einzige, was noch allenfalls zur Besinnung hätte zurückrufen können: die beharrliche Zurückweisung des Verkehrten von seiten des allgemeinen Menschenverstandes, der sich in der Stimme des Publikums ausspricht, fehlte, weil es kein Publikum gab oder dieses vielmehr keine Stimme hatte. Die Ursache dieses Abgangs stammt, die Vereinzeltheit und Unentschiedenheit der Deutschen ungerechnet, noch aus der Zeit der höchsten Blüte der deutschen Litteratur. Publikum nämlich ist die einem Eindruck sich hingebende Masse. Was jeder Einzelne darunter denkt

und fühlt, ist ohne Wert. Was auf die Masse übergeht, insofern sie Masse ist, der gleichmäßige Wärmegrad, der, aus der unmittelbaren Berührung sich entwickelnd, die einzelnen Beschränktheiten, sowie die Vorzüge aufhebt, die Zuversicht, die aus der wechselseitigen Zustimmung entsteht, das Gefühl der Menschheit als Ganzes mit Ausschließung aller Individualität, das ist es, was der Stimme des Publikums seinen hohen Wert giebt und ewig geben wird. Das Publikum in diesem Sinne hatten die zwei größten Geister unsrer Nation seit lange sich alle Mühe gegeben von Grund aus zu vernichten. Goethe und Schiller nämlich, an einem unbedeutenden Orte lebend, wo sie außer der Lage waren, die Großartigkeit dieser Erscheinung aus eigner Erfahrung kennen zu lernen, sprachen die äußerste Geringschätzung des Publikums aus. Sie appellirten an den Beifall der Gebildeten. Da nun aber die Bildung das Ergebnis des Zeitgeistes ist, und wenn dieser ins Absurde gerät, auch die Bildung mit sich zieht, indes die allgemeine Menschennatur sich gleich bleibt von der Erschaffung der Welt bis zu ihrem Untergange, so ist leicht zu ersehen, daß mit dieser Substituirung durchaus nichts gewonnen, vielmehr ein Hysteronproteron statuirt war, sie appellirten nämlich an diejenigen, die mit ihnen im gleichen Standpunkte standen, indes es doch vor allem galt, den Standpunkt selbst zu beurteilen." Hier bricht der Erguß ab (Grillparzers Sämtliche Werke, 1888. Ergänzungsband IV, S. 213).

Man möchte sagen: der ganze Mann spiegelt sich in diesen Auslassungen, die so klug, so geistvoll und zutreffend und doch auch wieder so unzutreffend sind. Wahr ist es, daß Goethe und Schiller das Publikum, wie Grillparzer es meint, teils nicht kannten, teils nicht schätzten; wahr ist es, daß die beiden Dichter eben wegen ihres nicht innigen Zusammenhanges mit der großen Masse der Nation eine Litteratur für Gebildete schufen. Anstatt an volkstümliche deutsche Überlieferungen anzuknüpfen, ahmten sie die antike Litteratur nach. Aber ob Goethe und Schiller, selbst wenn sie dies nicht gethan hätten, weniger an die Gebildeten der Nation, an die empfänglicheren Kenner in ihr hätten „appelliren" müssen, als sie es gethan haben, das ist noch sehr die Frage.

Die Beschreibung, die Grillparzer vom Wesen des Publikums giebt, kann zutreffender nicht gedacht werden. Ist es aber nicht ein offenbarer Irrtum, das Publikum für eins mit der ewigen allgemeinen Menschennatur, die sich von der Erschaffung der Welt bis zu ihrem Untergange gleich bleibt, zu erklären? Wenn das Publikum in der That diese ewige Menschennatur wäre, wie erklärten sich dann seine zahllosen Geschmacksverschiedenheiten? Wenn das Publikum wirklich die ewig sich gleichbleibende Menschennatur darstellte, wie wäre es dann möglich, daß es Werke heute mit Beifall überschüttet, die es vor einem Menschenalter mit Hohngelächter abgelehnt hat? Und jene Ansicht von der Bedeutung des Publikums ist Grillparzers bleibende Überzeugung gewesen. Noch in der Selbstbiographie sagt er: „Ich habe immer viel auf das

Urteil des Publikums gehalten. Über die Konzeption seines Stückes muß der dramatische Dichter mit sich selbst zu Rate gehen; ob er aber mit der Ausführung die allgemeine Menschennatur getroffen, darüber kann ihn nur das Publikum als Repräsentant dieser Menschennatur belehren. Das Publikum ist kein Richter, sondern eine Jury, es spricht sein Verdikt als Gefallen oder Mißfallen aus. Nicht Gesetzkunde, sondern Unbefangenheit und Natürlichkeit machen seinen Rechtsanspruch aus" (Sämtliche Werke, 1872, X, 126). Auch dies ist teilweise richtig und stimmt mit der frühern Äußerung überein, doch besteht auch hier der Irrtum, daß Grillparzer die ästhetische Einheit oder Persönlichkeit, die das Publikum bildet, gerade so betrachtet, als wäre sie eine moralische Persönlichkeit, und die Eigenschaften der Natürlichkeit, der Beständigkeit und Unbefangenheit von den moralischen Urteilen eines Geschwornengerichts auf die ästhetischen Urteile eines Theaterpublikums überträgt. Er hat gar nicht gemerkt, daß er eine Idee für die Wirklichkeit nahm. Es ist im Grunde derselbe Irrtum, der Schiller zur Suche nach dem sogenannten Reinmenschlichen verleitete, derselbe Irrtum, der zahllose Gebäude der Ästhetik aufrichten ließ, worin die Künstler lernen sollten, was allgemein gefallen müsse, da ja die Menschennatur sich immer gleich bleibe.

Alle diese Bemühungen sind bisher ohne Erfolg geblieben. Man hat erkannt, daß die Urteile des Gefallens oder Mißfallens von keiner allgemeinen, ewigen Menschennatur gefällt werden, sondern daß vielmehr gerade sie meist von der unendlichen Mannigfaltigkeit der einzelnen Menschencharaktere abhängig sind. Das Urteil des Gefallens oder Mißfallens hängt ab von einem unendlich reich zusammengesetzten Zustande desjenigen, der es fällt. Derselbe Mensch kann sich bei aller Wahrheit und Redlichkeit über denselben Gegenstand zu verschiedenen Zeiten verschieden ästhetisch äußern, es kann ihm heute dieselbe Statue gefallen, die ihm eine Zeit vorher mißfiel, und umgekehrt, denn alle ästhetischen Urteile verraten nur einen Zustand des Gefühls, über den das verständige Wollen keine Herrschaft ausüben kann, sie sind ein Bekenntnis, die Mitteilung einer Thatsache, die in uns unter gewissen Umständen erscheint, also eigentlich gar kein „Urteil" im landläufigen Sinn. Es giebt also nichts, was mehr vom Zufall der persönlichen oder öffentlichen Stimmung, von dem Geiste der Zeit abhängiger wäre, als gerade jenes Publikum, das Grillparzer für ewig sich gleich bleibend erklärt. Das Publikum ist in jeder Stadt, in jedem Theater, zu jeder Zeit eine andre Persönlichkeit. Es tritt in das Schauspielhaus, in das Opernhaus, in die Operette mit verschiedenen Erwartungen, verschiedenen Stimmungen. Sein Beifall kann heute dem Werke des Dichters, morgen nur der Leistung des Schauspielers gelten, und es wäre schwer, nach dem Maße dieses Beifalls den objektiven künstlerischen Wert der Dichtung abzuschätzen. Das Publikum zeichnet heute ein Stück aus, weil ihm Anspielungen darin auf politische Vorgänge oder Stadtklatsch gefallen, morgen wird es von

demselben Werke kalt gelassen, ohne daß etwa dieses Werk deswegen schlecht wäre. Kurz: das Publikum, das heißt jener ästhetische Zustand der Gesamtheit, der sich im Theater als urteilend und maßgebend einstellt, ist von einer so großen Anzahl von zusammenwirkenden Umständen bestimmt, die immerfort wechseln und die durchaus nicht immer dasselbe Ergebnis haben, daß man niemals behaupten kann, das Publikum stelle die ewige allgemeine Menschennatur dar.*)

Kein Dichter hat dies so sehr an sich erfahren können, wie gerade Grillparzer. Nur die „Ahnfrau" fand nach dem Erfolge der ersten Darstellung in Wien (31. Januar 1817) auch in ganz Deutschland ungeteilten Beifall, gerade dasjenige seiner Stücke, das am meisten den Stempel der litterarischen Mode an sich trägt. Dagegen gefiel das weit bedeutendere Stück, das folgte, die „Sappho," schon weniger allgemein. Die herrlichste deutsche Liebestragödie: „Des Meeres und der Liebe Wellen," hatte ebenso wie das „Goldene Vließ" zunächst nur einen Achtungserfolg und verschwand in den vierziger Jahren ganz von der Bühne. Der „Traum ein Leben" wurde in Berlin, „Weh dem, der lügt" in Wien bei der ersten Aufführung ausgezischt, und die „Jüdin von Toledo" hat sich in Wien noch immer nicht einbürgern können. Wo und wann also zeigte sich das Publikum als die richtige „Jury"? Wann stellte es die ewige, unveränderliche, allgemeine Menschennatur vor? Und wenn jetzt dieselben Stücke auch in Norddeutschland, das so lange für Grillparzer unempfänglich war, Beifall erringen, wenn man mit Genugthuung wahrnehmen kann, daß sich seine Werke nach und nach in alle deutschen Bühnen von Rang einbürgern, haben sich darum etwa diese Dichtungen geändert? oder nicht vielmehr das Publikum?

Wie der Dichter zu seinem Irrtume kam, das können wir uns sehr wohl begreiflich machen. Grillparzer war ein ausgezeichneter Bühnenkenner, er war ein Meister des theatralischen „Effekts" im eigentlichen Sinne. Der Künstler nun, der seine Wirkungen so gut vorauszubestimmen weiß, vermag dies doch nur, weil er in sich selbst ein kräftiges Gefühl von der allgemeinen Menschennatur lebendig trägt; das ist ja eben ein Teil seiner künstlerischen Begabung. Jeder Erfolg seiner theatralischen Berechnung bestärkt ihn natürlicherweise in seinem Gefühle von der allgemeinen Menschennatur. Das Publikum, das die Dichtung so aufnimmt, wie sie der Dichter selbst fühlte und wie er ihre Wirkung berechnete, setzt dieser nun in eins mit jener Menschennatur, die er selbst vorbildlich ideal kennt. Aber diese Verwechslung ist dennoch unberechtigt. Das Publikum stellt nur die Durchschnittsempfindung einer bestimmten Zeit und

*) In einem am 25. Januar 1889 im Wiener „Vereine der Litteraturfreunde" gehaltenen Vortrage „Über den Geschmack" hat Herr Eduard Kulke diese Lehre überzeugend dargestellt.

eines Volksbruchteils dar; was über den Durchschnitt hinausgeht, befremdet es schon. Daher die merkwürdige Erscheinung, daß jeder Künstler von einigermaßen originaler Art, zu empfinden und zu schauen, anfänglich immer einen schweren Stand bei seinen Zeitgenossen hat. Er muß sich seine Anerkennung geradezu erkämpfen, er muß sich sein Publikum förmlich erziehen, während es dem minder originalen Künstler schneller gelingt, dem Publikum zu gefallen. Diesen Kampf um die Anerkennung oder diese Erziehung des Publikums haben alle Werke genialer Menschen aufnehmen müssen; Goethe und Schiller haben nicht weniger um diese allgemeine Anerkennung gerungen wie Beethoven und Schumann, oder wie heute noch Brahms darum ringt.*) So erging es auch Grillparzer. Selbst in seinem eignen Wien, woran er so innig hing und mit dessen Volk ihn doch alles verband, was nur Landsleute vereinigen kann: dieselbe Schönheit der Landschaft, dieselbe ursprüngliche Lebensfreude, dieselbe Mundart, dieselben Genüsse der Volkstheater, dieselben Schmerzen über die öffentlichen Zustände der Heimat. Trotz all dieser stammeseigentümlichen Gemeinschaft wurde der Dichter aber, je individueller er sich entfaltete, um so weniger verstanden. Das Publikum verließ ihn, wie die zeitgenössische litterarische Kritik Deutschlands ihn totschwieg oder ungerecht, weil ungekannt, verurteilte.

Unter solchen Umständen wurde es für Grillparzer besonders verhängnisvoll, daß er dem Urteile des Publikums einen so hohen Wert schon in der Theorie beimaß, in ihm die letzte Instanz des dramatischen Dichters erblickte, und sich nicht vielmehr an Schillers aristokratischen Ausspruch hielt: Wer den besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten. Grillparzer war kein mutiger Charakter, kein Kämpfer, er war ein leicht verzagter Mensch. Er gesteht einmal: „Es ist etwas vom Tasso in mir, nicht vom Goethischen, sondern vom wirklichen. Man hätte mich hätscheln müssen, als Dichter nämlich. Als Mensch weiß ich mit jeder Lage fertig zu werden, und man wird mich nie mir selber untreu finden. Aber der Dichter in mir braucht ein warmes Element, sonst zieht sich das Innere zusammen und ver-

*) Aus dieser bekannten Erfahrung der Kunstgeschichte schöpfen Verehrer Ibsens wie Otto Brahm und Paul Schlenther Argumente für ihren Dichter gegen seine Gegner, und verkündigen den Norweger als den „Dichter des zwanzigsten Jahrhunderts", weil ihn seine Zeitgenossen bekämpfen. Diese Umkehrung des Erfahrungssatzes ist aber ein kindischer Trugschluß! Er stellt eine Behauptung auf, die zur Zeit gar nicht bewiesen werden kann; eigentlich eine beleidigende Behauptung, da sie jeden für einen Narren erklärt, der ihre Urteile über Ibsen nicht teilt. Ewig wird die Notwendigkeit vorhanden bleiben, künstlerische Neuerungen mit Kritik zu verteidigen; so lange aber eine so starke gegnerische Kritik, wie die gegen Ibsens trostlosen Realismus noch immer besteht, wird er sich als ästhetische Macht nicht festsetzen können. Wie dem auch sei: aus dem Widerstande des Publikums gegen eine neue Erscheinung in der Kunst zu schließen, daß diese Neuigkeit die wahrhafte Zukunftskunst sei, ist abgeschmackt.

sagt den Dienst. Ich habe wohl versucht, das zu überwinden, aber mir dabei nur Schaden gethan, ohne das Pflanzenartige meiner Natur umändern zu können" (Sämtliche Werke X, 433). Wie wenig hätten Goethe und Schiller erreichen können, wenn sie ein gleiches Bedürfnis, gehätschelt zu werden, empfunden hätten! wenn sie dem Urteile des Publikums auch so hohen Wert beigemessen hätten! wenn sie sich ihr Publikum nicht selbst geschaffen hätten! Wie glücklich hätte Grillparzer werden können, wenn er sich mit der bewundernden Anerkennung der Gebildeten begnügt und nur für diese, wie die Klassiker für Weimar, geschrieben und den Wert des Beifalls des Publikums richtiger geschätzt hätte. Dieser grundsätzliche Irrtum Grillparzers wurde sein Verhängnis. Von Haus aus scheu und schamhaft, stets zur Selbstquälerei geneigt, zog er sich nach den Mißerfolgen seiner edelsten Schöpfungen von der Öffentlichkeit und dem Theater zurück und verzweifelte sogar an dem Werte seiner Begabung. Verurteilte ihn doch die „Jury" des Theaters!*)

Demgemäß steht das Bild seiner ganzen Erscheinung vor den Augen der Nachwelt als das eines reizbaren alten Mannes, der sich in seine hochgelegene Stube in der Spiegelgasse verbittert eingesponnen hat und mit unfruchtbarer Kritik in boshaften Epigrammen den Gang der politischen und litterarischen Dinge begleitet. Er glaubte an nichts mehr, auch nicht an den Erfolg seiner eignen Schöpfungen, trotz der Bestrebungen seines Paladins Laube. In seiner Jugend hatte er sich eine abfällige Meinung von den Deutschen, die er trotzalledem doch liebte, gebildet; er haßte die spekulative Philosophie und Geschichtskonstruktion Hegels, er war ein Feind aller spekulativen Ästhetik, ihm war die weitverbreitete rhetorische Lyrik, die abstrakte Poesie ein Gräuel, nüchterne Klarheit des Denkens und anschauliche Bildlichkeit in der Kunst forderte er vor allem; daß aber die Nation sich auch hierin ihm näherte, Hegel und Metaphysik und politische Lyrik überwand, merkte er in seinen alten Tagen nicht mehr. Er verlor nachgerade alle Freude am Leben, er räsonnirte über alles, und trat doch selbst höchst ungern in die Öffentlichkeit, versuchte es niemals selbst an der Besserung der Zustände mitzuwirken. Sogar als Bauernfeld und Hammer eine Eingabe an Metternich wegen Aufhebung der so tief verhaßten Zensur machte, wollte er nicht mitthun und erklärte ihre Bestrebungen aus

*) Zwar hat auch Grillparzer sich übers Publikum lustig gemacht; schon in der ersten Gesamtausgabe sind im Anfange zur Selbstbiographie „Briefe aus dem Publikum" über die erste Aufführung des „Ottokar" mitgeteilt, worin sich der junge Dichter über seine urteilslosen Zuhörer lustig macht. Aber, wohlgemerkt, nur über die Urteile der Einzelnen, nicht der Menge als Einheit. Und darum stehen sie in keinem Widerspruche zu den als seine bleibende Überzeugung angeführten Stellen. Ebensowenig steht die andre Thatsache, daß Grillparzer seinen eignen Wert wohl zu schätzen wußte und dem Hochgefühl in der bekannten Stelle der Selbstbiographie, wo er sich als den den Weimarer Dioskuren am nächsten stehenden deutschen Dichter erklärt, mit unsern Ausführungen im Widerspruch; absolute und relative Wertschätzungen sind eben verschieden.

den gemeinen Motiven des Kampfes um die Gewerbefreiheit Honorare suchender Tagesschriftsteller. Nicht leicht hat ein Mann in Österreich so schmerzlich unter dem Joche des absolutistischen Polizeiregiments vor 1848 gelitten, als gerade Grillparzer, der bedeutendste Kopf jener Zeit. Als aber die Erhebung des 13. März 1848 losbrach, da verwahrte er sich lebhaft dagegen, mit den Revolutionären gemeinsame Sache zu machen, und in dem bekannten Dokument über das Jahr 1848, das Laube zuerst veröffentlicht hat (jetzt am Schlusse des sechsten Ergänzungsbandes) grub er kleinliche Personalien aus, um die Wortführer zu verdächtigen.

Doch genug von diesen Erinnerungen an den Verfall des Dichters. Ohnehin sind gerade diese Charakterzüge Grillparzers die bekanntesten. Was er als Dichter geleistet hat, ist weit weniger bekannt. Zu den Vorzügen unsrer geschichtlichen Zeit gesellt sich ja leider die Untugend, daß sie sich, zumal in der Litteraturgeschichte, mehr mit dem Privatleben der Dichter, als mit ihren Werken beschäftigt. Man vergißt nur zu oft, daß der Mensch im Dichter nur insofern geschichtlich von Wert ist, als er den Charakter und die Entstehung seiner Dichtungen erklären kann, wie ja überhaupt nur der große Erfolg der Werke die Forschung nach der Person ihres Autors angeregt hat. Vielfach ergeht es auch so mit Grillparzer. Warum er die Kathi nicht geheiratet hat, ist vielen Leuten wichtiger zu wissen, als warum er z. B. die „Esther“ nicht zu Ende gedichtet hat! Es ist auch viel leichter, darüber zu schwätzen und dann in Bausch und Bogen den alten Räsonnirer abzuthun, wie es ein Rezensent der Nationalzeitung kürzlich gethan hat, dessen abfällige Beurteilung Grillparzers nur auf ungeschickte Parteinahme für Hebbel zurückzuführen ist. Wenn man aber schon so weit geht, Grillparzer mit einer seiner schönsten Gestalten, mit Kaiser Rudolf II. zu identifiziren, dann sollte man doch auch die Tragik in der Gestalt des Dichters ebenso hervorheben und mit derselben Sympathie beurteilen, die seine ergreifende Schöpfung bei allen Empfänglichen hervorruft.

Die Lebenstragödie Grillparzers ist erst jüngst von einem geistvollen Philosophen, von Johannes Volkelt, in seinem Buche über den Dichter überzeugend dargestellt worden. Sie besteht nicht bloß äußerlich in seinem Schicksal als Beamter, in seiner Geringschätzung durch den Staat, den er in unvergleichlicher Weise geliebt hatte, sondern in seinem unharmonischen Charakter, in dem Konflikt, in den ihn seine außerordentliche dichterische Begabung, gepaart mit der unglückseligen Hypochondrie, mit den Forderungen des praktischen Lebens gebracht hatte. Schon seine große Empfindlichkeit, jene überkeusche Schamhaftigkeit, die es ihm unerträglich machte, seine Gefühle der Öffentlichkeit preiszugeben — beiläufig mit ein Grund, warum seine Lyrik nicht gedeihen konnte — oder sein eignes Werk im Theater mit anzusehen oder seinen Namen auf einem Buchtitel zu lesen, standen im Widerspruch mit seinem Ehrgeiz als Dichter. Er war äußerst leicht zu reizen, aber doch auch wieder schnell

eingeschüchtert. Bei all seinem großen Verstande, der ihm die Hohlheit und Wertlosigkeit schlechter Rezensenten klar erkennen ließ, war er gegen alle Kritik von merkwürdiger Empfindlichkeit und ließ sich von Rücksichten auf die Zensur in seinen Plänen beeinflussen, oft entmutigen. Mit der größten Energie im Kreise seiner wissenschaftlichen und poetischen Unternehmungen, d. h. so lange er sich im Reiche der Gedanken bewegte, verband er eine merkwürdige Schwäche, wenn es galt, zu handeln, fremdem Willen entgegenzutreten, ja auch nur physischen Einwirkungen zu widerstehen. Gewiß zum guten Teil auf diese Schwäche ist sein Unvermögen zurückzuführen, sich von dem undankbaren Wien zu entfernen. Das Pflanzenartige seiner Natur hat er ja selbst beklagt. Auf Reisen war ihm die jagende Fülle der Eindrücke eine wahre Qual, und doch war er hinausgezogen, um sich zu zerstreuen, und doch atmete er bei aller „Raunzerei“ mit Begeisterung die Schönheit Roms oder Konstantinopels ein. So war er denn ewig mit sich unzufrieden, grübelte in einem fort über sich selbst, ein rechter Hypochonder, wie er sich in der Selbstbiographie nur allzu oft anklagt. Aber dieser Hang zur Selbstbeobachtung, dieses unablässige Denken über sich selbst stand mit seinem künstlerischen Schaffenstrieb in schreiendem Gegensatz. Aus der Tiefe seiner eignen Herzensqual ruft er in dem Gedicht auf Zacharias Werner aus:

> Nicht auf sich selbst, die eigne Form und Unform
> Soll er [der Mensch] die Augen heften, wenden seine Glut;
> Die Außenwelt ward ihm als lichte Braut,
> Die mag er sich erfassen und umarmen
> Und Kinder zeugen!

Eine der seltnen wahrhaft mystischen Stellen bei Grillparzer. Kein Künstler hat so nachdrücklich und ausdauernd vom Dichter gefordert, daß er naiv, gegenständlich, anschaulich, bildhaft denken solle, und in den besten Jahren that er selbst es auch in hohem Grade; er hat sich deshalb mit sehr wenigen Dichtern seiner Zeit, etwa nur mit Uhland und Heine (den er aber seiner Person wegen nicht liebte) befreunden können; seine Hochschätzung Lopes de Vega hat hier ihren Grund. Aber nur in der Selbstvergessenheit, nur im rückhaltlosen Aufgehen des Künstlers in seinen Gegenstand kann diese Forderung erfüllt werden, weshalb auch der Schein des „unbewußten Schaffens“ entstehen konnte. Der hypochondrische Hang hingegen untergrub in einem fort diese Fähigkeit, sich zu vergessen, aus sich selbst herauszutreten, indem sie die Aufmerksamkeit des Dichters nach innen lenkte, so daß er sich eben nicht genug vergessen konnte. Darum der Glaubenssatz Grillparzers: die Inspiration ist meine einzige Göttin; darum in seinen spätern Aufzeichnungen die ängstlichen Klagen, daß es mit seiner Kunst abwärts gehe, daß es den Gestalten an Leben mangle, daß er sie nicht mehr fühle. Ohne Gefühl aber giebt es keine dichterische Schöpfung. So trifft man ihn in seinen schwermütigen Tagebüchern, deren traurigsten Mitteilungen in die letzten zwanziger Jahre fallen, wo Grillparzer nahe daran

war, ernstlich geistig zu erkranken. So weit ging seine Versenkung in sich selbst, daß er zuweilen die Pulsschläge seines Gehirns, den Denkprozeß zu fühlen vermeinte, wie folgende merkwürdige Aufzeichnung beweist: „Wenn mein Nervensystem gereizt ist, so zeigen sich oft die sonderbarsten Erscheinungen. So z. B. höre ich auch mit den Schläfen, wie sonst mit den Ohren. Es fängt nämlich die Empfindung des Hörens bei meiner Schläfe an und pflanzt sich durchs ganze Haupt bis zur entgegengesetzten fort. Etwas Ähnliches habe ich schon in der Mitte der Stirne, über den beiden Augenbrauen wahrgenommen. In solchen Augenblicken glaube ich oft das Denken wie eine mechanische Operation wahrzunehmen. Jeder Gedanke giebt gleichsam einen elektrischen Schlag, und die Ideen kommunizirEN unter einander in wellenförmigen Bewegungen" (Sämtliche Werke X, 438).

Diese Natur Grillparzers muß man verstanden haben, wenn man sie gerecht beurteilen will. Volkelt sagt daher mit Recht: „Grillparzer ist einer der merkwürdigsten und bedeutsamsten Vertreter der Tragik des Künstlertums. Nur durch die feine Reizbarkeit seiner Phantasie und die hochentwickelte Innenlebendigkeit seines Wesens wurde es ihm möglich, in der Dichtung das zu leisten, was er geleistet hat, und das zu sein, was seine bedeutungsvolle Eigenart in der Geschichte des deutschen Dramas ausmacht. Eben jene geistigen Bedingungen waren es auch, die ihn zu Leben, Schicksal, Umgebung, ja sogar zu seinem eignen dichterischen Schaffen in schwächlichen Zwiespalt setzten. So mußte er sein hohes dichterisches Können und Leisten schwer bezahlen: all die Schwächen und Schmerzen, an denen er sein Leben lang gelitten, sind die Buße für die außergewöhnliche und überragende, darum aber auch einseitige Ausgestaltung des Menschlichen, die er in seinem Künstlertum zur Darstellung gebracht hat. Seine künstlerische Größe hat vermöge der in ihr liegenden menschlichen Einseitigkeit Zwiespalt und Unglück zu ihrer Kehrseite. So bringt Grillparzers Wesen jene furchtbare, aber wesentliche Seite an der tiefern Bedeutung des menschlichen Daseins zum Ausdruck, die man als die Tragik des Menschenschicksals bezeichnen darf" (Volkelt, Grillparzer, S. 122).

Diese Tragik des Menschendaseins, in der die Schuld des Helden einzig darin besteht, daß er bewußt oder unbewußt eine Lage geschaffen hat, der er praktisch, politisch nicht gewachsen ist, sei es weil er mit seiner ganzen Innerlichkeit, seinem Charakter in die Umgebung nicht paßt, auf die einzuwirken er doch genötigt ist, oder weil er überhaupt zur That nicht fähig ist, diese Tragik hat Grillparzer vielfach in seinen Trauerspielen dargestellt. Schon die Sappho ist tragisch, weil sie mit ihrer poetischen Natur in Zwiespalt mit der Wirklichkeit geraten ist. Sie freut sich künstlerisch über naive Menschen und will mit ihnen naiv genießen, was doch nicht möglich ist, da sie längst naiv zu sein aufgehört hat. Phaon und Melitta können sie wohl als höhere verehren, aber nicht als gleiche lieben. In ihrer Leidenschaft ist sie blind dafür, und

daran zerschellt sie. Die Tragik der Medea liegt auch wieder in dem feindlichen Gegensatz zwischen ihrer Innerlichkeit und der fremden griechischen Welt, in die sie sich selbst schuldvoll versetzt hat. Libussa geht tragisch an der neu von Prymislaus geschaffnen Kultur unter, für die ihr ahnungsvolles, mystisches Naturwesen kein Organ hat: die Pflanzenseele gedeiht nicht im zweckbewußten Kulturtreiben. Bankban ist der tragische Held der Unzulänglichkeit, er ist den Verhältnissen nicht gewachsen. Kaiser Rudolf soll mit Einsicht und Energie in den Gang der Geschichte eingreifen; Einsicht hat er wohl, aber nicht die Energie. So hat Grillparzer mit Vorliebe Tragödien geschrieben, in denen das Schicksal weitaus mächtiger als der Mensch erscheint; eine pessimistische Weltanschauung war ihm eigen. Und sein eignes Bekenntnis spricht er in den Worten Rustans am Schlusse von „Der Traum ein Leben“ aus:

Eines nur ist Glück hienieden.
Eins: des Innern stiller Frieden,
Und die schuldbefreite Brust!
Und die Größe ist gefährlich
Und der Ruhm ein leeres Spiel;
Was er giebt, sind nichtge Schatten,
Was er nimmt, es ist so viel!

Und Kreusa kennt ein „einzig Mittel, daß Jason wieder Mensch mit Menschen werde: ein einfach Herz und einen stillen Sinn.“ Auch das Glück der Jugend verloren zu haben beklagen die Grillparzerschen Menschen oft, namentlich Jason, Jaromir. Das Fortleben ist vielen eine Last, für die Kindermörderin Medea die größte Strafe — ganz moderner Pessimismus. So hat Grillparzer wie jeder Dichter persönliche Bekenntnisse in seinen Dramen niedergelegt.

Grillparzer wäre jedoch nicht der große Dichter, der er in Wahrheit ist, wenn alle seine Gestalten nur Variationen eines und desselben Grundtypus wären, wenn er nur Menschen nach seinem eignen Ebenbilde geschaffen hätte. Er sah nicht bloß in sich hinein, sondern auch aus sich heraus; er schuf nicht bloß aus der Selbstbeobachtung, sondern auch aus der Beobachtung an andern Charakteren. Es ist bekannt, daß er sich einzelne Erlebnisse zu dem Zwecke aufzeichnete, um sie in der Dichtung zu verwenden; wie z. B. die Gestalt des armen Spielmannes ihre Entstehung und ihr äußres Bild der Beobachtung Grillparzers an einem Bettelmusikanten in jenem Wirtshause verdankt, wo er täglich zu Mittag zu essen pflegte. Sein Bedürfnis, äußre Menschenkenntnis zu sammeln, ist sogar für seinen Liebesverkehr verhängnisvoll geworden. Grillparzer erzählt, daß er im Umgange mit Frauen sich von seinen dichterischen Neigungen haben leiten lassen. Ihn fesselten die in ihn verliebten Geschöpfe zunächst von rein künstlerischem Standpunkte. Er machte an ihnen Charakterstudien. Nicht die Verliebtheit, sondern der Egoismus des Künstlers nährte den Verkehr. Er konnte daher mit Frauen verkehren, die ihm keineswegs

wahlverwandt waren; aber das Rätsel, das sie ihm psychologisch boten, wollte er lösen, darum besuchte er sie. Bekannt ist, daß seine berühmtesten Frauengestalten Sappho, Melitta, Hero nach solchen Modellen geschaffen worden sind. Die wirkungsvollsten dramatischen Züge hat der Dichter dem Leben abgelauscht. Als Hero dem Leander, der sie in der Nacht überfallen hat, den Kuß nicht mehr versagen will, stellt sie vorerst die Lampe auf den Boden, sie solls nicht sehen, meint sie, und küßt den Geliebten. Das hat der Dichter selbst erlebt. Mit seinen Frauen hat Grillparzer den Triumph seiner Kunst gefeiert. Im Gegensatz zu seinen schwachen Männern, die alle am Überwuchern der Reflexion leiden, sind es leidenschaftliche, ungebrochne Charaktere, naive Nautren: Hero, Esther, Erny, Kunigunde, Bertha, Rahel, Kreusa, Medea. Kein Dichter konnte ein tiefres Bewußtsein vom Wesen der Naivetät haben, als gerade der, der persönlich so wenig naiv war und so leidenschaftlich als Künstler nach Natur und Klarheit und Anschaulichkeit und Handlung rang. Ist Grillparzer oft ein herber Realist, wenn er Männercharaktere schildert, so ist er Idealist in der Gestaltung seiner Frauen. Nur eine einzige Mannesgestalt ist so liebenswürdig, so sicher in sich selbst beruhend, so mutig ohne den geringsten Gedanken an sich selbst, so tapfer und so klug geraten wie die Hero, das ist der Küchenjunge Leon, mit dem, nach Volkelts geistreicher Bemerkung, Grillparzer ganz aus sich selbst herausgetreten zu sein scheint, um der Welt zu zeigen, was für ein Prachtmensch er hätte sein können, wenn ihm nur einige Tropfen leichtern Blutes wären beigemengt worden.

Wie nun? wenn wir nachweisen könnten, daß es bei Grillparzer eine Zeit gegeben hat, wo er in der That dem Küchenjungen Leon näher stand als dem grübelnden Bischof Gregor, wo sich jene reiche poetische Welt, die er in sich trug, wesentlich von der unterschied, die wir hier in Umrissen gezeichnet haben? Wie, wenn wir plötzlich einen Grillparzer vor uns sähen, der nicht bloß kraftlose Männer zu bilden verstand, sondern im Gegenteil mit Vorliebe thatkräftige, kriegerische Charaktere wählte? Wenn wir entdeckten, daß die Gabe des Humors, die sich so selten bei ihm offenbart, und dann auch nur entweder spröde oder schwerflüssig oder mit bittern satirischen Beimischungen, ihm keineswegs von Haus aus fremd war? Diesen Grillparzer giebt es, und es leidet gar keinen Zweifel, daß er eins ist mit dem, den wir schon kennen, denn auch dieser liebt es, Unschuld und Natur im jungen Weibe zu gestalten, auch dieser versucht es, die großen Gegensätze zweier Kulturstufen, wie sie etwa das germanische Heidentum und das Christentum bilden, dramatisch zu bewältigen. Auch dieser Grillparzer greift Stoffe aus der Antike auf und auch Stoffe aus der neuern Geschichte. Es ist in der That überall derselbe Dichter, aber auf einer jüngern Lebensstufe, und so wie sich die frische Unternehmungslust der Jugend unterscheidet von dem bedächtigern Alter, so stehen auch die poetischen Werke desselben Dichters aus den verschiednen Abschnitten seines Lebens im

Gegensatz. Denn für den echten Dichter ist jedes seiner Werke ein Stück seines Lebens. Nicht bloß seine Gesinnung, sondern der ganze Charakter, die Färbung seines jeweiligen Lebensgefühls prägen sich in seinen Dichtungen aus. Wie man bei Goethe verschiedne Bildungs- und Kunstzeiten unterscheidet, so wird man es auch von nun an bei Grillparzer thun müssen. Es ist gar bedeutsam, was er in seiner Lebensbeschreibung gelegentlich sagt: „Auf alte Stoffe zurückzukommen hat immer etwas Gefährliches. Selbst die Fortschritte der Bildung, die man in der Zwischenzeit gemacht hat, werden zu Hindernissen. Man fühlt sich genötigt, am Plane zu ändern, was manchmal auf die Geschlossenheit der Form, manchmal sogar auf die Einheit der Anschauung von nachteiliger Wirkung ist“ (Sämtliche Werke X, 150).

Was wir von Dichtungen Grillparzers bisher kennen gelernt haben, fällt alles in die Zeit nach der „Ahnfrau,“ also nach 1817. Damals war der Dichter schon ein fertiger Mann, sechsundzwanzig Jahre alt. Mit einem Werke, das trotz aller Schwächen und des Gepräges der Jugendlichkeit von erstaunlicher technischer Reife zeugt, springt der junge Dichter in die deutsche Litteratur und übertrifft alle zeitgenössischen Dramatiker, die damals die Bühne beherrschten. Wie er sich dann fortentwickelt hat, wie er den rhetorischen Stil immer mehr zu Gunsten des charakteristischen Spiels überwand und mit fortschreitender Lebenserfahrung seine Geschöpfe immer mehr vertiefte, sie stets naturgetreuer zu gestalten wußte, schließlich aber doch sich in „Libussa“ und „Esther“ einen idealen Stil, teilweise sogar nach Goethes typischsymbolischer „Natürlichen Tochter“ schuf, ist aller Welt bekannt. Auch dies ist bekannt, daß er wieder relativ früh (1850) zu dichten aufgehört hat. Aber auf Grillparzers künstlerischer Jugend, auf seinen Lehrjahren lag bisher ein undurchdringliches Dunkel. Und doch lag die Frage nahe: Wie ging das zu, daß ein Dichter so reif werden konnte, wie der der „Ahnfrau“ und vollends der nur um ein Jahr jüngeren „Sappho,“ ohne daß man seine Werdezeit beobachten kann, ohne daß Erzeugnisse aus jüngern Jahren vorliegen? In seiner Selbstbiographie erwähnt Grillparzer allerdings dramatische Jugendversuche an jener Stelle, wo er von seinem unerquicklichen Leben als Hofmeister in einem aristokratischen Hause in Mähren spricht. Er erzählt: „Meine Stellung wurde auf eine unangenehme Art verändert. Indes ich früher nur ein paar Stunden mit meinem Zöglinge zu thun hatte, blieb er mir nun den ganzen Tag auf dem Halse. Ich mußte ihn sogar täglich in die Kirche begleiten, wo ich den Vikar of Wakefield mitnahm, von dem man im Hause, wegen der geistlichen Benennung Vikar auf dem Titelblatte, nicht zweifelte, daß es ein Gebet- und Andachtsbuch sei. Ebenso mußte ich auf alle meine poetischen und dramatischen Brouillons, von denen ich mich doch nicht ganz losgemacht hatte, obenan setzen: aus dem Englischen oder Französischen übersetzt, damit sie als Sprachübungen gelten könnten, da jedes Zeichen eines eignen poetischen Talentes den

alten Grafen in seiner Meinung, daß ich ein Jakobiner sei, bestärkt haben würde. Ich setze das hierher, damit nach meinem Tode derjenige, dem mein schriftlicher Nachlaß in die Hände gerät, sich nicht etwa fruchtlose Mühe gebe, die Originale zu diesen angeblichen Übersetzungen aufzufinden. Übrigens sind es durchaus unbedeutende Bruchstücke, mehr Erzeugnisse der Langenweile, als eines längst aufgegebnen ernsten Strebens" (Sämtliche Werke X, 59). Und aus dem Jahre 1818 findet sich in demselben Bande (S. 432) die Bemerkung vor: „In meinem Kopfe siehts aus wie in Ungarn. Rohe Stoffe im Überfluß, aber Fleiß und Industrie fehlt; das Material wird nicht verarbeitet. Es giebt unter den Schriftstellern Leute, wie die Fischangelschmiede in England; aus einem Gedanken, den ein andrer als einen derben Barren hingeworfen hat, schmieden sie 30000 andre; die sind zwar klein, sehr klein, aber geschliffen und fein. Leider versteh' ich das nicht." Diese, wie fast alles, was Grillparzer über sich selbst aussagt, auch hypochondrisch gefärbten Stellen waren bis auf Laubes Biographie die einzigen Nachrichten, die man über seine ersten dramatischen Versuche besaß. Laube erzählte die Handlung einer einzigen Tragödie des jungen Grillparzer, jener „Blanka von Kastilien", die ein als Sekretär des Burgtheaters angestellter Onkel Grillparzers, Sonnleithner, als für die Aufführung ungeeignet kurzweg abgelehnt hatte. Nun ist endlich dieses Trauerspiel in seiner ganzen Breite veröffentlicht, außerdem noch zwei sehr artige einaktige Lustspiele und eine ganze Reihe dramatischer Bruchstücke, die zuweilen den Umfang zweier Akte überschreiten und jedenfalls unser Interesse auch dann zu fesseln vermögen, wenn wir sie bloß mit der Teilnahme lesen, die wir der Studien- und Skizzenmappe eines berühmten Malers zuwenden. Diese Stücke sind es vornehmlich, welche die neue Ausgabe der Grillparzerschen Werke, um welche sich Professor August Sauer in Prag bleibende Verdienste erworben hat, so wertvoll machen.

Man hat in dem schon erwähnten Berliner Blatte diese Vermehrung der bisherigen Gesamtausgabe Grillparzers als Verschlechterung derselben hinzustellen beliebt; es wären — hieß es — wieder nur Papierschnitzel eines großen Dichters gedruckt worden. Nicht leicht ist ein schwerer Vorwurf leichtfertiger erhoben worden, und wir halten es daher für unsre Pflicht, zu betonen, daß Sauer aus dem reichen Handschriftennachlaß des Dichters, den das Wiener Grillparzer-Archiv birgt, nur wirklich biographisch oder litterarisch wertvolles mitgeteilt hat. Freilich muß man die Ergänzungsbände, die den Nachtrag zu der bisherigen Gesamtausgabe bilden, mit Verständnis gelesen haben, wenn man sie beurteilen will: eine Arbeit, der sich der Rezensent der Nationalzeitung nicht unterzogen hat. Von den Epigrammen Grillparzers hat Sauer meist nur die mitgeteilt, die schon Freiherr v. Rizy im Grillparzer-Album veröffentlicht hat. Den Abdruck der Jugenddramen, Studien und Entwürfe als Kleinkrämerei zu tadeln, ist entweder abgeschmackt oder geradezu eine Roheit; denn

es finden sich Prachtstücke darunter, wie der erste Akt der Spartakus-Tragödie, die der besten Zeit Grillparzers anzugehören würdig wäre. Und die litterarischen Studien des Dichters aus allen europäischen Kultursprachen können nur dem wertlos sein, der überhaupt solche Studien nicht zu schätzen weiß. Wer die Geschichte der Ästhetik kennt, weiß, daß alle unsre wirklich fruchtbaren Kenntnisse von Poesie und Litteratur ihre Quelle vornehmlich in den Aussprüchen der Dichter selbst über ihre Kunst haben. Die Täuschung, daß nicht dichtende Menschen die einzig berufnen Kritiker wären, sollte doch endlich aufgegeben werden. Über die „Sappho," über den „Treuen Diener" hat kein Kritiker so einsichtig geschrieben, wie Grillparzer selbst. Es sollten nur noch mehr solcher zufällig entstandnen Selbstkritiken und Analysen vorhanden sein! Noch wertvoller sind die kritischen Studien Grillparzers über andre Werke, sie sind keineswegs überall von Voreingenommenheit diktirt. Den Abdruck der teilweise schon von Laube veröffentlichten Tagebücher, mögen sie noch so eintönig griesgrämig sein, zu rechtfertigen, ist wohl auch nicht nötig. Oder sollte die Kenntnis des Lebens Grillparzers das Vorrecht der wenigen bleiben, die Zutritt zum Grillparzerarchiv haben? Nein! So begründet auch oft der Vorwurf der Kleinkrämerei bei modernen litterargeschichtlichen Veröffentlichungen sein mag, so leichtfertig ist es doch, ohne nähere Untersuchung ein böses Schlagwort gegen eine Ausgabe auszuspielen, die sowohl dem Verleger, als dem Gelehrten, der sie besorgt hat, zur Ehre gereicht. Schon dies allein bezeugt den Wert dieser Ergänzungsbände, daß wir jetzt in der Lage sind, die Bildungsgeschichte des zweitgrößten Dramatikers deutscher Nation lückenlos zu verfolgen.

(Schluß folgt)

Die Mumienbildnisse von Rubajat im El Fajum

Von Ernst Boetticher

(Schluß)

In der ägyptischen Kunst spricht sich ganz der nüchterne, auf das Wirkliche gerichtete Nationalcharakter aus. Die Auffassung Winckelmanns, daß die ägyptische Kunst in ihrer Entwicklung stehen geblieben sei, wird durch neugefundene Denkmale der Tempelkunst nur insofern bestätigt, als alle hieratischen Kunstwerke einen festen Kanon der Proportionen zeigen und der Lebenswahrheit entbehren. Ganz anders steht es mit der profanen Kunst. Daß eine solche vorhanden war,

wußte Winckelmann noch nicht. Ihre Überreste in Statuen, Reliefs und Papyri, welche die neuere Forschung mehr und mehr erschließt, zeigen uns, daß die Ägypter richtig sehen und künstlerisch bilden konnten, dies aber im Dienste einer in strengem Schematismus verknöcherten Hierarchie nicht durften. Um den Nachweis der profanen ägyptischen Kunst hat sich Professor A. Wiedemann in Bonn besondre Verdienste erworben. Vergegenwärtigen wir uns Bildwerke aus dem alten Reich, die hier in Frage kommen, z. B. die Figur des sitzenden Schreibers und die beiden Priesterstatuetten (sämtlich im Louvre) oder die Holzstatue des sogenannten Dorfschulzen im Museum von Bulak, lauter Dinge aus dem 4. Jahrtausend v. Chr. Wie scharf realistisch und wie vollkommen frei in natürlicher Formgestaltung! Aber selbst in hieratischen Bildwerken ist dieser Realismus nicht ganz zurückgedrängt. Streben nach Individualisirung und Porträtähnlichkeit tritt uns auch in solchen entgegen, so in einer Reihe von Statuen des Königs Schafra (4. Dynastie) im Museum von Bulak, in einer Statue aus dem alten Reiche im Gräbersaale der ägyptischen Abteilung der königlichen Museen in Berlin und andern. Der starre Kanon hat offenbar den natürlichen Wunsch der Pharaonen, ähnlich auf die Nachwelt zu kommen, nicht ganz überwunden. Daß der Realismus nicht mit dem alten Reiche verschwunden ist, zeigen Bildwerke aus dem neuen, z. B. Statuen Ramses' II. u. a., und mittelbar lehren es auch die oben erwähnten athenischen Funde aus einer noch unter orientalischem und ägyptischem Einflusse stehenden archaischen Zeit. Diesem Streben nach Darstellung des Wirklichen entsprach die überaus feine Beobachtungsgabe der Ägypter, die sich sogar in den hieratischen Werken nicht verleugnet, denn so seltsam und unnatürlich der Kanon sie gestaltet haben mag, tragen sie doch stets einen die Sache scharf charakterisirenden Zug. Dies tritt uns auch in der ägyptischen Bilderschrift und der daraus entwickelten hieratischen entgegen; es ist bewundernswürdig, wie treffend hier mit wenigen Strichen ein Ding, z. B. irgend ein Tier, gekennzeichnet ist.

Angesichts der von jeher so überaus realistischen Richtung aller ägyptischen Kunst drängt sich nun die Frage auf, warum denn gerade die so ausgesprochen realistischen Mumienbilder von Rubajat der doch seit Phidias stets von einem das Vielgestaltige menschlicher Gesichtsbildung vermeidenden Idealismus beseelten griechischen Kunst ihr Dasein verdanken sollen. Der Realismus der alexandrinischen Zeit konnte sich eben nur auf ägyptischem Boden unter einer durchaus realistisch gerichteten Bevölkerung entfalten, ist also im Grunde viel mehr ägyptisch als griechisch. Dieser Realismus kann für die Bestimmung der Zeit und Nationalität der Kunst von Rubajat, oder allgemein gesprochen von El Fajum, nicht maßgebend sein. Es scheint mir vielmehr ein Umstand, der ganz unbeachtet geblieben ist, den Ausschlag zu geben, freilich nicht zu Gunsten der griechischen Herkunft. Wäre nämlich die Malkunst von El Fajum eine griechische, so müßten Erzeugnisse derselben doch auch dort gefunden worden sein, wo griechische Kunst-

leistungen des Meißels und des Pinsels aus derselben Zeit unter dem Schutze plötzlicher luftdichter Einsargung ebenso unversehrt erhalten geblieben sind wie in der trocknen Luft Ägyptens, nämlich in Pompeji*), in dieser einzig gearteten Heimstätte unversehrter Antike, in den Häusern der reichsten und hochgebildetsten Leute, die ihr Heim mit allem, was griechische Künstler hervorbrachten, zu schmücken liebten. Da aber etwas den Bildnissen von El Fajum in Technik und realistischer Auffassung auch nur annähernd ähnliches in dem von griechischer Kunst beherrschten Pompeji nicht zu Tage gekommen ist, während doch Leistungen so bedeutender Art, wie so vieles andre, aus Alexandria den Weg nach Rom und dem von den römischen Großen bevorzugten Pompeji gefunden haben müßten, wenn sie ein Kind jener Zeit gewesen wären, so kann nach meinem Dafürhalten die Malweise von El Fajum nicht für eine griechische, nicht einmal für eine der alexandrinischen Zeit (im eigentlichen Sinne) angehörige erachtet werden, vielmehr spricht eine hohe Wahrscheinlichkeit für den Schluß: die Mumienbilder von El Fajum sind nicht von griechischen Künstlern gefertigt, sondern vergegenwärtigen im vollsten Einklange mit ihrer Verwendung nationalägyptische Kunst.

Betrachten wir nun die künstlerische Vollendung, die aus vielen von diesen Bildern spricht, aber mehr der genialen Auffassung der Individualität als der Sorgfalt in der Zeichnung zuerkannt werden muß (man prüfe — selbst auf den besten — die Konturen von Nase, Auge, Ohr u. s. w.), so eröffnet die Erfahrung auf andern Gebieten die Wahrscheinlichkeit, daß es neben diesen Bildnissen für das Grab noch andre für das Haus gegeben hat, die ungleich vollkommener waren. Und in dieser Perspektive erscheint erst die wahre kunstgeschichtliche Bedeutung der uns in dieser Sammlung entgegentretenden Bildnisse, die so sehr verschiedenwertig sind. Mag auch ein Verfall der Kunst hier und da in Manier, Auffassung und Technik nachweisbar scheinen, so bleibt doch die Frage offen, ob nicht wie heute der eine von jenen Leuten sich an einen guten, der andre an einen weniger geschickten Maler gewandt und dem entsprechend verschieden, vielleicht auch je nach dem verabredeten Preise, bedient worden sei. Zeitbestimmungen auf die aus diesen Bildern sprechende höhere oder geringere Kunst zu gründen, die bessern Bilder früher, die schlechtern später anzusetzen, wie dies in andern Fällen auch umgekehrt üblich ist, bleibt unsicher und ist bedenklich. Selbst was die Malweise angeht, so ist durch nichts erwiesen, daß die sogenannte „Strichmanier" erst einer spätern Zeit angehört habe. Wenn sie zu Hadrians Zeit in Übung war, so beweist dies nicht, daß sie nicht schon viel früher ebenfalls angewandt worden sei. Sie ist einfach ein billigeres, weil kürzeres Verfahren gewesen.

---

*) Man hat z. B. in Pompeji Holztafeln mit Wachsüberzug zum Schreiben, einzeln und in Buchform gebunden, gefunden, die ganz unversehrt und teilweise beschrieben waren.

Wollen wir doch vor allen Dingen im Auge behalten, daß diese Bilder Grabfunde und zwar eine Variante der vom Totenkult vorgeschriebenen Masken sind, weshalb auch die Bildtafeln eine für diesen Zweck bemessene geringe Größe und Stärke besitzen. Die Stärke beträgt kaum drei Millimeter. Obwohl es nun hieraus wahrscheinlich wird, daß die Bilder nur für die Mumien gefertigt worden sind, so bleibt es doch auffallend, daß die darauf dargestellten Personen in ihrer Mehrzahl der natürlichen Grenze des Lebens noch fern, meist sogar in der Blüte der Jahre stehen. Dieser Umstand hat zu der meines Erachtens irrigen Ansicht geführt, die Bildnisse hätten vor ihrer Mitgabe an die Mumie als Schmuck der Wohnräume gedient. Infolge meiner Einwendungen (s. die Köln. Ztg. v. 19. August 1888.) beschränkt man dies neuerdings auf die bessern und giebt zu, die schlechtern seien Kopien, welche die Nekropolenindustrie nach Originalen hergestellt habe, die uns verloren gegangen sind. Das ist aber doch ganz inkonsequent. Wir müssen, um ein endgiltiges Urteil zu gewinnen, die eigentümliche Ausstattung und die noch viel eigentümlichere Tracht der dargestellten Personen näher ins Auge fassen. Viele tragen einen Goldkranz. Dieser ist keineswegs, wie noch immer behauptet wird, ein Kennzeichen hoher Stellung, sondern ein symbolischer Schmuck, den man als Zeichen eines Grades, einer Würde im Tempel beim Opfer, bei der Feier der Mysterien und den damit verbundenen festlichen Aufzügen und Gelagen anlegte. Der hieratische Charakter der Goldkränze brachte es mit sich, daß auch sie wie so vieles andre, z. B. Opfergefäße und Amulette, mit in das Grab gegeben und sogar den Bildnissen aufgemalt wurden. Vielleicht sind die mit Goldkranz gemalten Mumien auch mit einem solchen in natura ausgerüstet gewesen, was die Raubsucht der Fellahs, falls sie das durch Zufall oder Überlieferung wissen, erklären würde. Unsre Museen sind reich an solchen Totenkränzen, namentlich die Antiquarien von Berlin und München, und solche sind es, die die Bildnisse von El Fajum aufweisen. Glücklicherweise liefert eins der Bildnisse einen positiven Beweis; es trägt nämlich den Kranz, hier eine Art Diadem, mit abwärts gekehrten Zinken. Diese Zinken haben die sehr beliebte ägyptische Form des Phallus, des Symbols des Lebens. Im Leben wurde dieser Kranz mit aufgerichteten Zinken getragen; daher stammen die Kronen. Daß man ihn unserm Bildnisse umgekehrt aufgemalt, die Phalluszeichen abwärts gewendet hat, bedeutet dasselbe, wie die abwärts gekehrte Fackel der Griechen. An ägyptischen Halsketten erscheint der Phallus ebenfalls entweder aufwärts oder abwärts gekehrt. Diese sehr magere Goldmalerei deutet ebenfalls an, daß diese Kränze dieselben sind wie die in unsern Museen aufbewahrten und im Golde äußerst sparsam gehaltenen Totenkränze von mancherlei Formen, naturalistischen und symbolischen. Bezeichnenderweise ist nur eines der als Prinzen (!) angesprochnen Bildnisse mit goldnem Lorbeerkranze geschmückt, die andern angeblichen Prinzen erscheinen ganz schmucklos, während das Gegenteil der Fall sein müßte,

wenn es Prinzen wären und der Kranz das bewiese. Dem Umstande, daß viele der Bildnisse von El Fajum mit Amuletten am Kleide oder an Halsketten versehen sind, wie solche regelmäßig in ägyptischen Gräbern gefunden werden, kann zwar entgegengehalten werden, daß man damals so wie heute Amulette auch im Leben trug. Sichere Todessymbole sind dagegen Weihbinde, Honigbecher, Wollkranz, die auf einigen Bildern erscheinen, ebenso gewisse Blüten (in einandergesteckt wie wir es als Kinder mit dem spanischen Flieder machten), und ein Totensymbol ersten Ranges, dem wir gleichmäßig auf geringen und bessern Bildern begegnen, ist der goldne Nimbus, das bekannte, dann von der christlichen Kunst aufgenommene Sinnbild der Verklärung, das einige Köpfe umgiebt, darunter zwei, die zugleich mit Goldkranz geschmückt sind. Die Meinung, das sei als Goldgrund aufzufassen, worauf gemalt worden sei, widerlegt sich aus der Aegyptologie. Die Sache verhält sich umgekehrt, die Goldgrundmalerei, die die Byzanthiner in die Kirche einführten, ist dem ägyptischen Kult entlehnt. Der Goldglanz ist das Sonnenlicht, in das der „Verklärte," der nach ägyptischer Anschauung nun erst „lebt," eintrat. Der Mumie wurde zuweilen eine goldne Scheibe (daher wieder die Raubsucht zu allen Zeiten!), meist aber nur eine vergoldete oder gelbe Pappscheibe, das Sinnbild der Sonne, unter den Kopf gelegt, und so wurde der Tote, der Verklärte, dann auch gemalt, so daß sein Bild nun in einem goldnen Kreise, gleich dem christlichen Heiligenschein, oder auf einem die ganze Bildtafel erfüllenden goldnen Hintergrunde erschien. Endlich — last not least —: ungefähr der vierte Teil aller Bildnisse, gezählte siebzehn, darunter nur zwei von geringer Beschaffenheit, sind im Totenhemd gemalt, auch die „Prinzen" sämtlich im schlichten weißen Totenhemd mit den roten Totenbinden! Die Tracht der übrigen ist, wenn auch farbig, doch ebenso schlicht. Diese Malerei im Totenhemd muß doch wohl jeden befremden. Irrtum ist ausgeschlossen, denn es ist bei den Bildnissen Nr. 19*, 24, 31*, 36*, 38, 39, 50*, 51, 56, 58, 67 und 72 die Tracht ganz unverkennbar dieselbe, die G. Ebers bei den angeblichen Prinzenbildern Nr. 7 und 60 „schlichtes weißes Totenhemd mit Totenbinden" und bei Nr. 47*, 53 und 66* „einfache sackartige Totengewänder mit Totenbinden" nennt. (Die mit * bezeichneten Nummern gehören zu den bessern und besten. Von geringem Wert sind nur Nr. 24 und 58.) An dieser Tracht konnte Ebers sich nicht stoßen, denn er nimmt an, daß die Bilder nur für die Mumie und erst nach dem Tode der betreffenden Person gemalt worden seien. Andern aber, die, wie oben erwähnt, in diesen Mumienbildnissen Familienbilder sehen wollen, welche vor ihrer letzten Verwendung die Wohnräume geschmückt hätten, ist die für Wohnräume doch gewiß sehr seltsame Tracht gar nicht aufgefallen. Der beste Grund, den sie für ihre Auffassung anzuführen haben, ist der, daß Bilder wie diese nach toten Personen nicht gemalt sein können. Sie stützen sich weiter darauf, daß zwei Bildtafeln — notabene zwei von einigen siebzig! — auf der

Rückseite mit einer Mörtelschicht bedeckt seien, was darauf schließen lasse, daß diese Bilder auf einer festen Unterlage, z. B. in einer Wand eingemauert gewesen seien. Nun wären das doch immerhin nur zwei, aber diese Mörtelschicht (ich habe sie gesehen) beschränkt sich auf etliche Flecke, die offenbar nur eine zufällige Verunreinigung sind. Daß der Künstler diese Bildnisse, aus denen in jedem Zuge die Unmittelbarkeit des Lebens hervorleuchtet, erst nach dem Tode der abkonterfeiten Person aufgenommen habe, ist allerdings wohl ausgeschlossen. Aber ebenso wird die Vorstellung, daß diese Bildnisse im Totenschmuck und Totenhemd zum Schmucke der Wohnräume gedient hätten, entschieden abgelehnt werden müssen. Denken wir uns doch einmal in die Lage! Es waren ja fühlende Menschen wie wir, diese Ägypter, Träger einer hohen Kultur, deren Bedeutung Griechen und Römer durchaus zu würdigen wußten. Und solche an Herz und Geist gebildete Leute sollten sich mit Totenbildern umgeben haben? Mit Bildern, die den Eltern stets den Gedanken wecken mußten: unsre Kinder legen uns die einmal aufs bräunliche Mumienantlitz, während zärtliche Kinder solche Bilder erst recht aus dem Hause verbannt haben würden. In der That, ein seltsames Memento mori! Wie geschmackvoll, die eben zur Jungfrau erblühte Tochter im Totenhemd malen zu lassen (siehe Nr. 19*), oder wie entzückend für die junge Gattin, wenn ihr der traute Gemahl sein Bild im Totenhemd zum Geburtstage schenkte! Man braucht eine solche Gedankenreihe nur zu beginnen, um die Unmöglichkeit einzusehen, daß diese Bilder Schmuck der Wohnräume gewesen wären. Es ist mithin nicht anders möglich, als daß die Mumienbildnisse von El Fajum samt und sonders Kopien sind, die von den im Besitz der Familie bewahrten (für uns leider verlornen) Originalaufnahmen einzig und allein für die liebe Mumie genommen und dem entsprechend mit Totensymbolen, die zugleich mit dem Bilde gemalt sind, ausgestattet wurden.

Man könnte sich vielleicht darüber wundern, warum dann oft so viel Kunst auf diese für immer der Verborgenheit übergebenen Bildnisse verwendet worden sei. Aber auch das erklärt sich aus ägyptischer Sitte: die Mumie mußte bis nach dem Totengerichte (dem diesseitigen), das war in der Regel ein Jahr lang, zu Hause aufbewahrt werden. Da ist es begreiflich, daß man die lieben Züge auch so treu wie möglich sehen wollte.

Die Thatsache, daß die vielbewunderten Mumienbilder nur Kopien im obigen Sinne sind, verleiht ihrer Entdeckung erst den rechten Wert, denn sie läßt uns ahnen, wie außerordentlich hoch über unsre Vorstellung hinaus die Porträtmalerei der Alten entwickelt war. Wenn schon Kopien für das Grab derart ausgefallen sind, Arbeiten, an denen der Künstler kein rechtes Interesse haben konnte, weil sie der Mitwelt entrückt wurden, wie müssen da die Originalporträts beschaffen gewesen sein!

Es kommt noch ein Umstand hinzu, der für eine viel höhere Stufe

der Porträtmalerei spricht, als diese Bilder sie vergegenwärtigen, nämlich der, daß El Fajum eine ziemlich abgelegene Gegend ist, wo gewiß nicht die bedeutendsten Künstler ihren Wohnsitz hatten, und wo sich nur wenige Leute den Luxus gestatten konnten, einen hervorragenden Maler etwa in Alexandrien für die Anfertigung eines Mumienbildnisses in Anspruch zu nehmen. Solche Leute dürften sich aber kaum unter den Insassen des ärmlichen Felsengrabes von Rubajat befunden haben. Eine Bestattung in einfachen Felsenhöhlen war Sache des ärmern Volks, namentlich wie dort in Massengräbern. Die besser gestellten Klassen besaßen Familiengräber, auf die wir, auch wenn sie in Felswände gemeißelt sind, mehr oder weniger Kunst verwendet finden. Solche bestehen aus einer kleinen Vorhalle für den Totendienst (Kapelle) und der Grabkammer, wohin aus der Halle ein langer Gang führt. Außerdem giebt es, namentlich zu Sakkara, also nicht weit von Rubajat, freistehende Grabbauten, von den Arabern Mastaba genannt, die reicher sind und zwischen Grabtempel und Grabkammer eine Anzahl Zimmer enthalten, eine Nachahmung der Wohnräume, über und über bemalt mit Bildern aus dem täglichen Leben des Verstorbenen, die ihn zu Hause, auf dem Felde, auf der Jagd, im Kriege u. s. w darstellen, eine Hauptquelle unsrer Kenntnis des Privatlebens der Ägypter.*) Nun vergleiche man damit die Höhle von Rubajat! Wenn so, wie eben flüchtig geschildert, die Gräber der Reichen, der Vornehmen und Hofbeamten waren, wenn, wie wir wissen, die Könige und das königliche Haus noch großartiger (auch abgesehen von den Pyramiden) bestattet wurden, so kann nicht mit Grund behauptet werden, jene elende Höhle von Rubajat habe einem Pharao oder seinen Söhnen als Grabstätte gedient.

Und nun gar in solcher Gesellschaft! Nüchterne, allem Hineindeuten abholde Betrachtung der Bilder von Rubajat erkennt darin „Leute aus dem Volke," Landwirte der Umgegend, vielleicht recht begüterte, aber daneben auch arme Fellahs oder Knechte, ferner kleine Beamte und Kauf- oder Handelsleute. Obendrein sind es Leute von ganz verschiedner Nationalität. Es ist also in Rubajat in der That allerlei Volk, einheimisches und fremdes, begraben. Daß sich darunter ein Pharao oder ein Mitglied des Hauses der Pharaonen be-

*) Ähnliches finden wir in Unter-Italien, wo entsprechend dem Wandel und der Mischung der Kultur ägyptische, phönizische, griechische und römische Gräber über einander liegen, wie z. B. in Capua und Cumä. Die Pracht der Grabstätten ist dort eine noch größere als in Sakkara. Vor circa 50 Jahren wurde zu Canosa (Canusium, Blütezeit 400 v. Chr.) ein derartiger Bau mit zahlreichen Zimmern ausgegraben, deren Wände mit Alabaster, Stuck und Malerei geschmückt waren. Mitten in dem größten Raume lag auf kostbarem Ruhebett von Elfenbein und Gold eine goldgeschmückte (wahrscheinlich fürstliche) Mumie. Für verwandte Grabbauten halte ich die von Schliemann in Tiryuth ausgegrabenen sogenannten Paläste, bekanntlich fensterlose, also dunkle und trotzdem reichgemalte aber stark verbrannte Räume. Die Mumien mögen dort (wie in Südostasien noch heute) nach gewisser Zeit verbrannt worden sein. Man hat auch in manchen Räumen Skelette unter den Mosaikböden gefunden.

funden haben könne, bleibt aus kulturgeschichtlichen Gründen ganz unglaublich. Wenn es schon undenkbar ist, daß ein nicht dem königlichen Hause angehöriger, und wäre es der vornehmste gewesen, in einer Königsgruft seine Stätte gefunden hätte, so muß es als geradezu unmöglich betrachtet werden, daß ein Glied jener geheiligten Familie, ein „Sohn der Sonne“ (was dem chinesischen „Sohn des Himmels“ entspricht), in eine Gruft des Volkes gelegt worden sei. In neuester Zeit sind zwar wieder zahlreiche Königsmumien in einer einfachen Höhle gefunden worden, doch waren sie dort nicht ursprünglich bestattet, sondern, wie dies in Kriegszeiten in Ägypten so oft geschehen ist, in diese künstlich gegrabene und sehr versteckte Höhle geflüchtet worden, und zweitens (und das ist die Hauptsache), sie waren dort ganz unter sich, ausschließlich in ihrer eignen allerhöchsten und allerheiligsten Gesellschaft. Einzig Königsmumien hat Brugsch-Pascha in jener Notgruft, in die er sich durch einen senkrechten Schacht hinablassen mußte, angetroffen, in Rubajat ist aber allerlei Volk begraben. Das ist noch maßgebender als die Armut der Grabkammer an sich. Es muß also ganz unmöglich genannt werden, daß unter den Bildnissen von Rubajat Angehörige des Pharaonenhauses der Lagiden zu erkennen seien. Man hat dies behauptet, ja man wollte sogar einen Ptolemäos in einem dieser Bildnisse, in einem andern Kleopatra, die letzte der Lagiden, erkennen, aber der erklärliche Wunsch, geschichtliche Persönlichkeiten vor sich zu sehen, blieb ohne Unterstützung, denn die Vergleichung dieser Köpfe mit denen auf Münzen der Lagiden ergab nicht die leiseste Ähnlichkeit. Man muß vor solcher Taufe überhaupt warnen, sie liegt nicht im Interesse der Wissenschaft, mag es auch reizen, so stolze Namen in Sammlungen aufweisen zu können.

Wenn nun aus den eben entwickelten Gründen Mitglieder des Königshauses in diesen Bildnissen nicht gesucht werden dürfen, so ist auch die Deutung einer Eigentümlichkeit der Haartracht auf einigen als „Prinzenlocke“ irrig. Ob die archäologische Erklärung des an ägyptischen Statuen seitlich am Kopfe plastisch angebrachten Ornaments als Zeichen eines jugendlichen Prinzen richtig ist, mag hier dahingestellt bleiben. Hier liegt einfach ein qui pro quo vor. Die betreffenden Bildnisse sind verkannt worden. Es handelt sich auf ihnen „nicht um Jungen, sondern um Mädchen,“ daher rührt die „Locke,“ die weder Prinzenlocke noch überhaupt Locke, sondern ein ganz harmloser Frauen- oder Mädchenzopf ist, der aus dem Hintergrunde hervorlugt. Wie klar das für unbefangene Augen ist, erhellt daraus, daß der Besitzer der Bilder ebenfalls das Geschlecht richtig erkannt und ein solches Bild als „Frau mit Kugelzopf“ beschrieben hatte. Wenn eins dieser Bildnisse, das etwas ältlich und herbe erscheint, zur Mißdeutung verführen kann, so ist doch bei einem andern (Nr. 13), das eine ebenso bezopfte junge Frau darstellt, eine Verkennung des Geschlechts ganz ausgeschlossen. Dazu kommt, daß das schöne Knabenporträt Nr. 47, eins der besten der Sammlung, nicht bezopft ist. Wir

überzeugen uns also wiederum, daß es an jedem haltbaren Grunde fehlt, die Bildnisse von Rubajat aus der Sphäre der mittlern und untern Stände höher hinauf zu rücken.

Aus alledem ergiebt sich, daß die Porträtmalerei in Ägypten vor zweitausend Jahren noch viel höher gestanden haben muß, als dies aus den besten dieser für den Totenkult kopirten Bildnisse von Leuten aus mittlern Ständen hervorgeht. Hiermit fällt aber neues Licht auf das Kunstleben der Ägypter, und dies bestätigt, was die neuere Forschung aus (leider ebenso seltenen) Beweisstücken einer frei entwickelten Bildhauerkunst nachgewiesen hat: eine freie Entfaltung der schönen Künste neben der kirchlichen (hieratischen) Kunst. Die Mumienbildnisse von Rubajat haben also das Recht auf einen bevorzugten Platz in unsern ägyptischen Museen.

Die Berliner Erklärung wider den Allgemeinen Deutschen Sprachverein*)

Von Rudolf Hildebrand

Diese Erklärung, in den Preußischen Jahrbüchern abgegeben unter dem Datum Berlin, 28. Februar 1889 und in alle größern Blätter aufgenommen, ist auf alle Fälle ein Ereignis in unserm neuen deutschen Leben, dessen Gesamthauch sich immer deutlicher und mächtiger geltend macht gegenüber anfänglichen Zweifeln, auch in der Erklärung selber nach Geist und Wortlaut. Es ist, als hätte Einer (man wüßte gern den Namen) in Deutschland herum von den Höhen der Geisteswelt einen „Congreß" nach Berlin berufen, um von da aus, recht von oben her, siegreiche Stellung zu nehmen zu der vom Allgemeinen Deutschen Sprachverein angefachten Bewegung, die mehr in volksmäßigen Kreisen oder bei volksmäßig Gesinnten arbeitet und ihre Kreise immer weiter zieht. Die Erklärung wird in einer spätern Geschichte der deutschen Sprache jedenfalls einmal eine wichtige Stelle einnehmen, das verbürgen die Namen der Unterzeichner, darunter nicht wenige mit dem besten Glanze um sich, den wir zur Zeit im Vaterlande sehen: aber welche Stelle? ja das wird mit Sicherheit doch erst um 1950 oder so gesagt werden können. Aber auch jetzt schon kann man sich auf eine Höhe stellen, von wo man weit rückwärts mit Sicher-

*) Nachdruck erwünscht.

heit und mit ungefährer Gewißheit zugleich vorwärts sehen kann, wie in dem Streit, dem Hin- und Herziehen die Dinge gehen und gehen werden.

Auch die Erklärung tritt mehrfach auf höhern geschichtlichen Standpunkt, besonders in dem Satze: „Unsre durch die Freiheit gedeihende Sprache hat nach jeder Hochflut von Fremdwörtern allmählich das ihrem Geiste Fremde wieder ausgeschieden, aber die Wortbilder neuer Begriffe als bereichernden Gewinn festgehalten." Also eigentlich der volkswirtschaftliche Grundsatz der Manchesterschule auf das große Sprachleben übertragen. Er enthält ja eine wahre, dabei noch ziemlich neue tröstliche Weisheit, aber nur innerhalb gewisser Grenzen, mit der Gefahr schädlicher Übertreibung. Gehört das Sprachleben ganz in diese Grenzen? Kann man sagen: laßt nur die Flut herein und frei walten, das Überflüssige und Schädliche läuft von selbst wieder ab, ohne daß jemand die Hand dazu rührt? das besorgt der Geist der Sprache! Ja wo ist und wirkt denn der Geist? Doch nur in den Einzelnen, nicht ohne oder gar wider sie als eine höhere göttliche, unpersönliche Gewalt? In den „führenden Schriftstellern" soll er sein Wirken entfalten, oder sie geben ihr Führeramt an Andre ab, die die Geführten sein sollen, an die Masse. Wollen das die Unterzeichner? Eben nicht! aber sie thuns in der Fremdwörterfrage eigentlich grundsätzlich in jenem Satze. Oder nicht?

Bei der „Hochflut" übrigens möchte man gern wissen, ob damit für jetzt oder die letzte Zeit vor der Sprachbewegung eine solche „Hochflut von Fremdwörtern" als bestehend zugestanden wird? Es klingt doch wirklich so, schon weil der eigentliche Sinn des Satzes im Zusammenhange kein andrer sein kann als: der Sprachverein ist ganz unnötig, was er Gutes oder Rechtes wollen kann, wird von selber kommen, es kostet nur Zeit und Geduld — und: wir thun jedenfalls nichts dazu, weil das verkehrt wäre — aber nein, gar mancher von den Unterzeichnern thut schon mit dazu, selbst recht wesentlich, wie urkundlich zu belegen wäre, wenn man sich Namen zu nennen entschließen könnte. Sie sträuben sich da mit Worten oder „im Princip," helfen aber selbst wirksam bei der Sprachbewegung unsers neuen Lebens. Also gut! Andre werden auch noch kommen.

Daß es eine solche Flut gab und auch nach dem weltgeschichtlichen Aufschwunge des deutschen Selbstgefühls seit 1870 noch groß und garstig genug giebt, das kann man nur übersehen, wenn man nicht so vorsichtig ist, sich mit Bewußtsein gegen die Gewalt der Gewöhnung zu wehren und Auge, Ohr und Sinn für das schlechte oder unnütze Fremde offen zu halten, das gemäß Jahrhunderte alter Verwöhnung immer und immer noch so leicht bei uns fröhliche, gemütliche Aufnahme findet. Als Riegel an die Gründung des Vereins ging und auch mich unter Vorlegung des Planes zum Eintritt in den Vorstand aufforderte, da sträubte ich mich dagegen und machte ernste Bedenken geltend, wesentlich dieselben, die hier in der Erklärung erklingen: niemand will sich

schulmeistern lassen, und es werden sich Unberufene herandrängen, die das Heil im Knaupeln und Kritteln am Kleinen und Äußern suchen u. s. w. Aber Riegel, der diese Bedenken vollständig anerkannte, wußte sie doch auch niederzuschlagen, ich schlug freudig ein: Ja, es ist wieder einmal Zeit, wie im siebzehnten Jahrhundert, zur Zeit der Fruchtbringenden Gesellschaft, mit gesamter Hand ans Werk zu gehen, daß wir im Reden und Denken deutscher werden, als wirs noch sind. Die Bewegung ist schon von selber in Gang gekommen, recht aus der gehobenen Stimmung des Ganzen heraus, wie allemal nach großen Stößen von außen oder innen, die durch die Erschütterung wieder einmal das Gesamtbewußtsein des Deutschtums wachriefen und steigerten, z. B. im Jahre 1813 und 1848, sie braucht aber eine vorsichtige Führung (die den „führenden Schriftstellern“ zukäme). Machen wir den Versuch! Der Geist der Zeit fordert es, und was dabei Kleines und Kleinliches notwendig mit unterläuft, das ist doch eben zu klein, um dem Großen den Weg vertreten zu können. Nun sind denn die Dinge in kurzer Zeit so gegangen, daß man nach menschlichem Maße mit dem Erfolge nicht bloß zufrieden, sondern hoch zufrieden sein kann. Ich fürchtete gleich zuerst ganz besonders einen Stoß dagegen aus einer bestimmten Windecke, die ja auch geschichtlich bekannt genug ist, ich will sie, um kurz zu sein, die vornehm kühle nennen. Die Erklärung bringt nun diesen Windstoß, auch mit gesamter Hand, aber auch er kommt lange nicht so scharf und schlimm, als ich gefürchtet hatte. Ja der Sache nach bläst er eigentlich in der Richtung, in der der Verein arbeitet. Also gut!

Er will aber doch auch den Verein treffen, möchte ihn am liebsten hinwegblasen, wenigstens aus der Gunst der Nation, und ich habe schon von Mitgliedern gehört, die auf die Erklärung hin ausgetreten sind. Am schärfsten trifft wohl in der öffentlichen Meinung das Schlußwort von der „behenden Geschäftigkeit der Puristen, die nach Jakob Grimm in der Oberfläche der Sprache herumreuten und wühlen.“ Welchen schlimmen Klang hat das Wort Purist, Purismus, auch mir, schon wegen seiner barbarischen Bildung, die noch dazu auf einem Mißverständnis beruht (Puritanismus hieß es zuerst, im siebzehnten Jahrhundert). Sein Begriff ist nun ungefähr beschränktes deutschtümelndes Philistertum, das auch nicht einmal, wie andres Philistertum, etwas Gemütliches an sich hat. Man denkt dabei an Campe, Jahn u. s. w. und kreuzigt sich davor im stillen. Ich muß doch diese Männer, seit ich sie mir selber genauer ansah, auch mit ihren sprachlichen Bestrebungen durchaus in Ehren halten, gar manches nun bestens anerkannte Wort ist von ihnen gemacht. Und wenn, wie der brave Pfister, der in allerbester jugendlicher Begeisterung auch für den Verein doch zu weit geht, neulich in der Kasseler Allgemeinen Zeitung (Nr. 70) aus mündlichem Verkehr mitteilte, Jakob Grimm einmal Infanterie mit „das Beudich“ verdeutschen wollte, den Omnibus, der ihn offenbar auch ärgerte, wie Andre, als er von England herüber geweht kam, mit „Allen,“ so ist das doch auch —

Purismus? Und wenn er in seinem Deutsch interessant und seine Sippe durchaus meidet, wohl auch? Es giebt eben auch an der Oberfläche zu arbeiten. Und wenn Schiller von der „Auswahl einer Nation" spricht (in der Rezension von Bürgers Gedichten vom Jahre 1791), also das französische élite kurzweg übersetzt, was ist das anders als „Purismus"? Ist er doch auch bei Goethe zu finden. Wenn er z. B. dem ästhetisch so wichtigen Katastrophe ausweicht mit einfacher Übersetzung: „kurz vor der Umwendung," d. h. im Aufbau des Mahomet (Wahrh. u. D. 14. Buch a. E.), oder combiniren: „Ich erfand, verknüpfte, arbeitete durch" (ebenda 12. Buch, wo von Höpfner die Rede ist), so weht uns das doch unfehlbar „puristisch" an? Also auch dieses kleine deutschgesinnte Thun, das an die nichtstudirten Leser denkt, wird man doch nicht einfach verdammen oder verhöhnen können, wie es bei der „Elite der Nation" Mode ist. Und mit der Berufung auf unsre Klassiker: „Die Unterzeichneten wollen in diesen Fragen da stehen, wo die freien Meister der Sprache, unsre Klassiker, standen," damit gewinnen sie keineswegs den festen Standpunkt, den sie dort zu haben meinen, wie die paar Belege zeigen können, zu deren Häufung ja hier der Platz nicht ist; es giebt dort kein bequemes Ruhekissen für die Fremdwörterfrage, sie ist da vielmehr in lebhaftester Bewegung, vorwiegend aber bei allem Schwanken in der Richtung, in welcher der Verein arbeitet, eine Arbeit, die bis ins sechzehnte Jahrhundert zurückgeht wie die Fremdwörterfrage.

Daß auch die Erklärung diese Richtung nicht nur anerkennt, sondern auch in ihr geht, zeigt nicht nur das Vermeiden unnötiger Fremdwörter darin (das den Verfasser sicher einige Gewalt gekostet hat) — denn praktisch, Autorität, national, Litteratur, pädagogisch, Vereinsorgan sind ja sogenannte recipirte Fremdwörter, dafür wird z. B. kosmopolitisch mit weltbürgerlich gegeben, Protest mit Verwahrung, sodaß auch der Verein, wenigstens in seinem rechten Flügel, auch dem Centrum, damit völlig zufrieden sein und seine Freude daran haben kann — sondern auch die bestimmten Erklärungen: „Sie meinen allerdings, daß verständige Rede und Schrift von berufener Seite (nur durch ihren Einfluß als stilles Vorbild?) dem verschwenderischen Mißbrauche der Fremdwörter im geselligen und geschäftlichen Verkehre steuern kann" und „Die Unterzeichneten, denen es fern liegt, den Überschwang der Sprachmengerei zu schützen" — wozu also die Gegnerschaft? und zwar mit einem Grundklange von Entrüstung, die selbst in stille Erbitterung übergehen will, nur lange geduldig angesammelt, bis sie endlich überwallen mußte, wie ein kochender Topf?

Bevormundung, die sich zeigen soll, ist es, was den wallenden Unwillen zum Überlaufen gebracht hat: „Jetzt, wo der Gesammtvorstand die Autorität der Regierung anruft, die Schule in den Dienst seiner Bestrebungen stellen und nach dem Muster der Rechtschreibung auch den Sprachgebrauch von oben geregelt sehen möchte, fühlen die Unterzeichneten sich gedrungen, öffentlich zu erklären, daß sie auf Grund der Entwicklung unsrer Sprache (ich muß das

Weitere auslassen, weil es eine Erörterung brauchte, zu der hier nicht der Platz ist, die aber zum Teil genügend angedeutet ist) solche Bevormundung entschieden zurückweisen."

Bevormundung? wessen denn? der Schriftsteller selber? Wer um Himmels willen soll denn auch nur in einem dummen Traume darauf verfallen, und wär es ein Minister, Männer wie Gerok, Döllinger, Freytag, Treitschke u. s. w. in ihrem Deutsch als ungesehener Kobold hinter dem Schreibtisch in Vormundschaft nehmen zu wollen? Und doch klingt das eigentlich so, als wäre das Wirken des Vereins schon so angewachsen, daß die Schriftsteller vor dem Augenblicke ständen, wo es hieße: „Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt!" Wir lernen von ihnen, sind innig dankbar für die guten Stunden, in denen wir uns durch sie bereichert, beglückt, gestärkt fühlten, aber wahren dabei unsre Freiheit auch vor ihnen, also z. B. auch in der Fremdwörterfrage — das ist gut germanisch und solls bleiben, treue Hingebung mit innerer Freiheit gepaart.

Regelung des Sprachgebrauchs von oben? Wenn es jugendliche Heißsporne einzeln giebt, denen das als Hilfe in der Not einmal in die Gedanken tritt, so ist das menschlich begreiflich, aber es wäre französisch gedacht, nicht deutsch, und der Verein als solcher denkt nicht im Traum daran! Als ich seiner Zeit zu der Conferenz für Regelung der Rechtschreibung mit nach Berlin berufen wurde als Vertreter des Grimmschen Wörterbuchs, mußte ich wegen Unwohlseins mich entschuldigen, war aber im Stillen recht froh darüber, weil ich bei meiner festen Gesinnung in Bezug auf Sprachentwicklung doch nur mich und die Andern dort geärgert hätte. Freiheit ist freilich das rechte einzige Losungswort, nur nicht in einem gewissen Parteisinne von heute, sondern gepaart mit treuer, selbstvergessener Hingebung an das lebendige Ganze. Diese Paarung als Grundsatz alles menschlichen Gedeihens ist nirgends so deutlich als das Naturnotwendige und Gottgewollte zu erkennen, als gerade an der Sprache. Nur willige, frei willige Mitglieder sind es, die der Sprachverein sucht, nicht solche, die sich Gewalt angethan oder bevormundet fühlen.

Oder ist dabei an eine Akademie für deutsche Sprache gedacht? Der Gedanke daran ist allerdings im Verein aufgetaucht, aber von der Mehrheit gut deutsch zurückgewiesen worden. Soll es aber nicht erlaubt sein, die Frage aufzuwerfen? nicht eine Stelle geben, wo solche Fragen verhandelt werden? Daß eine bejahende Antwort nicht so von vornherein zu verwerfen ist (a limine abzuweisen wäre der Modeausdruck), das zeigt doch wohl Du Bois-Reymonds warmes Eintreten dafür, und der ziemlich vergessene Umstand, den ich deshalb in der Vorrede zum fünften Bande des Grimmschen Wörterbuchs wieder ins Bewußtsein zu rufen mich bemühte, daß die Berliner Akademie der Wissenschaften von Haus aus zu keinem andern Zweck gegründet ist; Leibniz wollte damit der deutschen Sprache und dem deutschen Geiste überhaupt eine Art Geistesbehörde schaffen, um dem Deutschtum in Deutschland und Europa endlich

zu seinem ganzen Rechte zu verhelfen, war er doch „teutschgesinnet" durch und durch und sah in jener Hebung des Deutschtums sein höchstes Lebensziel. Mir selbst ist der Gedanke oft genug nahe getreten, da ich seit dreißig Jahren unzählige Male angegangen worden bin, von Einzelnen wie auch von Behörden, mit Fragen, was denn dies und das seltne Wort eigentlich und genau bedeute oder was das Richtige wäre in einem einzelnen Sprachstreit, auch wie man dies und jenes Fremdwort gut deutsch geben könne. So wäre eine solche Stelle für solche Auskünfte und Ratschläge doch wohl brauchbar in unserm neu aufsteigenden Leben, in dem das Sprachleben, wie seit Jahrhunderten gerade bei uns im Kampfe um unser Dasein, eine besonders wichtige Stellung einnimmt, es ist und bleibt der treue Spiegel des Geisteslebens in seiner Gesundheit und seinem Streben.

Unter den Vorwürfen, auf welche hin die drohende Bevormundung zurückgewiesen wird, steht der voran, daß der Verein nun sogar „die Schule in den Dienst seiner Bestrebungen stellen möchte," und einige namhafte Schuldirektoren sind deshalb mit zugezogen worden, um die Verwahrung zu unterzeichnen. Wird also eine Bevormundung der Nation gefürchtet durch die Gefangennehmung der nachwachsenden Geschlechter unter das Joch des Vereins? Ich bin auch Schulmann gewesen viele Jahre lang, besonders gerade im Dienste des deutschen Unterrichts, und habe die dafür auftauchenden Fragen recht reiflich durchdacht, durchlebt. Wenn hier in Bezug auf die Sprache als genügendes Ziel aufgesteckt wird, daß die Jugend, „wie bisher, zum saubern Gebrauch der Sprache angeleitet werde," so ist das ja an sich ganz recht (nur daß man dem unsichern „sauber" doch anmerkt, wie man dem altherkömmlichen „rein" ausweichen wollte, da es ja den Fremdwörtern zu Leibe gehen konnte) — aber mit seiner negativen Seite ist es zugleich so dürftig, daß ichs nicht fertig bringe zu begreifen, wie dem geistvolle Schulhäupter haben ihren Stempel leihen können; sie gewannen freilich damit Deckung für ihre eigne Gewöhnung an die Fremdwörterei, was auch bei manchem andern Unterzeichner mitgewirkt haben mag. Oder ist das zu boshaft gedacht? das sollte mich freuen. Ich habe in meiner Schrift über den deutschen Sprachunterricht unter wachsendem Beifall der Lehrerschaft schon für untere Klassen der Volksschule das Ziel höher und tiefer ausgesteckt, als hiermit doch auch für die obersten Klassen der Gelehrtenschulen geschieht. Auch von der Fremdwörterfrage ist dort aufs eingehendste die Rede, die recht eigentlich in die Schule gehört, von der Volksschule angefangen bis zu den höchsten. Nicht um die Fremdlinge tot zu schlagen, sondern den Schülern ihnen gegenüber innere Freiheit, ich will kurz sagen, ihre deutsche Freiheit wiederzugeben (die gar mancher geübte und namhafte Schriftsteller — verloren hat), und um die Fremden zugleich zu benutzen zur Einführung der Schüler in das Kulturleben der Völker und der Menschheit, daß sie daran einen freien, weiten Blick gewinnen in das große Gesamtleben

Europas hinaus, von dem das unsre ein Teil oder Glied ist und bleibt. Die Antwort des preußischen Kultusministers v. Goßler auf die betreffende Eingabe des Vereins, die ich mit einiger Bangigkeit in die Hand nahm, klang in einem Tone, daß ich still aufjubelte, noch aus tiefern Gründen: Gott sei Dank, da ist in Berlin an höchster leitender Stelle also der rechte beste Geist, der die neue Zeit, die für das deutsche Wesen angebrochen ist, vollkommen versteht und an die Spitze der Bewegung für eine neue Zukunft tritt. Der Verfasser der Erklärung hingegen muß wohl noch oder gerade daran seinen Groll genährt haben, der dann so überwallte. Die Erklärung thut ja fast, als gälte es, die armen jungen Deutschen vor einem eindringenden Gift von Parteigeist zu schützen, wie eine Hürde Schafe vor einem Wolfe. Und wer ist der Wolf? der beste deutsche Geist, neu und alt zugleich, die beste Summe unsers langen Lebens als Nation (denn das ist die Sprache), so klang es auch in der Auffassung des Ministers. Denn auch dem Verein beruht die Pflege der Sprache nicht vornehmlich auf Abwehr der Fremdwörter, die jetzt zum Gebot des Nationalstolzes („Chauvinismus"?) erhoben wird, das weisen seine Statuten, wollte sagen Satzungen aus; aber wo auf einem Beete gute Pflanzen wachsen und guter Same gedeihen soll, muß man doch zuerst und von Zeit zu Zeit wieder das Unkraut ausjäten?

Ich denke doch, wenn die Erklärung in zweiter Auflage erschiene, was ja möglich ist, könnte sie auch eine verbesserte sein, mit recht wesentlichen Berichtigungen und Ergänzungen, vielleicht auch im Geiste des Ganzen? Was ist denn der Unterschied zwischen hüben und drüben? Der Verein denkt nicht daran, alle Fremdwörter ausmerzen zu wollen, die Erklärung denkt nicht daran, alle in Schutz nehmen zu wollen — worum und warum also der Streit, vollends bitterer? Um ein Mehr oder Weniger, nicht um die Sache selbst. Es ist wie bei einer sogenannten Inventur, wo auch Streit entstehen kann, welche Gegenstände oder Papiere aufgehoben werden sollen, welche nicht, weil sie für die Zukunft noch nötig oder dienlich sind oder nicht. Auch in unserm neuen deutschen Leben ist eine solche Inventur nötig und schon gründlich im Gange, in Bezug auf wichtigste Verhältnisse wie Begriffe, daß gesichtet werde, wie in einem Garten, der lange der Pflege entbehrt hat. Nun und die Sprache gehört zu den wichtigsten. Sie ist, wie unser ganzes Leben, in einer Häutung begriffen, und das geht nicht ohne Schmerz ab und gemischten Zustand. Wer sich in der alten Haut so lange wohl befunden hat, klagt darüber, wer die neue fühlt, erträgt das Unbehagen im Vorgefühl eines gesteigerten Lebens, und auch jene würden sich in der neuen Haut nach einiger Gewöhnung wieder wohl fühlen oder noch wohler. Zu der alten Haut gehörten z. B. auch im höhern Sprachleben die unreinen Reime, sie sind in der Hauptsache schon abgehäutet. Wer aber in der Fremdwörterfrage unbewegt stehen bleiben will, und sich dafür auf den Stand beruft, den sie in unsrer letzten klassischen Zeit

hatte, der macht es wie ein Dichter, der sich auf die alten unreinen Reime versteifen wollte, weil sie durch Schiller und Goethe (die doch auch darin vorwärts strebten) als „klassisch" festgestellt wären.

Um aber wieder auf den Anfang und damit zum Schluß zu kommen: was wohl die Geschichte der deutschen Sprache und des deutschen Lebens etwa um 1950 zu dem Streit um die Häutung sagen wird? Der Sprachverein wird gewiß zusammen genannt werden mit der Fruchtbringenden Gesellschaft des siebzehnten Jahrhunderts, aber mit einem Unterschiede: damals waren es die besten Schriftsteller der Zeit, die ein edler Fürst versammelte, um die Häutung zum Heil des Ganzen zu bewirken oder zu befördern, denn der Drang dazu war auch schon vorhanden und Fürsten und Herren und Dichter nahmen nur die Bewegung hochherzig in die Hand! Und jetzt? versagen sich ihr die „führenden Schriftsteller" — das thut weh. Aber die Bewegung ist im Gange, ja sie hat schon, um einen Kriegsausdruck des sechzehnten Jahrhunderts zu brauchen, „den Druck gewonnen," das ist nicht zu verkennen und — hat eben die Erklärung mit hervorgerufen. Und Fürsten fehlen ihr mit ihrer Gunst doch auch nicht, unser jugendlicher Kaiser, der „deutschgesinnt" ist wie einer, voran, im Hintergrund aber die nachwachsende Jugend als Trägerin der Zukunft. Da unsre heutige Geistesbewegung auch sehr nachdrücklich (eigentlich durch Goethe und Schiller begonnen) auf unsre ältere Zeit, die vorfranzösische gerichtet ist, um allerhand dann abgerissene schöne Fäden von dort wieder anzuknüpfen zum Gesamtgewebe, auch in Bezug auf die kernige, einfach vielsagende Sprache von damals (wie trefflich versteht das z. B. G. Freytag und mancher noch von den Unterzeichnern), so wäre es schon möglich, daß um 1950 auch ein Ausdruck wieder aufgenommen wäre, mit dem man damals bei einer Häutung des Zeitgeistes, z. B. in der Zeit der Reformation, die Parteien unterschied, man nannte sie oder sich einfach und alles sagend „die Alten" und „die Neuen." Wie im zwanzigsten Jahrhundert die Anwendung auf unsre Sprachparteien wäre, braucht man nicht zu sagen, der Ausdruck paßt auf den Kampf um unsre Neugestaltung überhaupt, nur daß „die Neuen" in Anspruch nehmen können, zugleich die rechten „Alten" zu sein, wie Luther auch that. Der freudige Schluß seines Liedes vom Jahre 1523 von den beiden Glaubensmärtyrern in Brüssel paßt wirklich auch auf unsre Zeitlage:

Der Sommer ist hart für der Thür,
Der Winter ist vergangen.
Der das hat angefangen,
Der wird es auch vollenden.

Litteratur

Geschichte der französischen Nationallitteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit von Fr. Kreyssig. Sechste vermehrte Auflage, in zwei Bänden gänzlich umgearbeitet von Dr. Adolf Kreßner und Prof. Dr. Joseph Sarrazin. Erster Band. Berlin, Nicolaische Buchhandlung, 1889

Es ist etwas stark, dieses Buch, das gar nichts mehr mit Kreyssigs „Geschichte der französischen Nationallitteratur" zu thun hat, unter der Bezeichnung „sechste Auflage" in die Welt zu schicken; fast scheint es, als ob Kreyssigs Name nur als Aushängeschild angebracht wäre. Zweck, Form, Inhalt — alles ist verändert. Die fünfte Auflage des Buchs ist thatsächlich ein ganz andres Buch, ja Kreßner sagt selbst im Vorwort: „Die Seiten 1 bis 225 der vorliegenden sechsten Auflage sind, mit kaum erwähnenswerter Benutzung des Kreyssigschen Textes (etwa 8 Seiten) mein eignes Werk." Wir verstehen dieses seltsame Versteckensspielen hinter einem andern Namen nicht recht; Kreßner hätte das doch gewiß nicht nötig gehabt. Sollte aber die Verlagsbuchhandlung aus Geschäftsgründen eine derartige Maßregel getroffen haben, so wäre es umsomehr zu tadeln. Macht es Sarrazin mit seiner Umarbeitung im zweiten Teile ebenso wie Kreßner, dann würden wir in dieser „sechsten Auflage" des Kreyssigschen Werkes ein wunderbares Denkmal für unsre buchhändlerischen Verhältnisse aufzuweisen haben.

Kreyssig hatte seine Litteraturgeschichte anfangs für die Schule zum Uebersetzen ins Französische bestimmt, nach und nach aber erweitert und für das größere Publikum bearbeitet. Dieser ursprüngliche Zweck der Rückübersetzung ist nun aufgegeben, die Vokabeln am Fuße jeder Seite sind weggelassen; allein der gezwungene, oft undeutsche, zum leichtern Uebersetzen zurecht gestutzte Satzbau ist in den wenigen Originalstellen unberührt geblieben. Hier hätte doch vor allen Dingen geändert und verbessert werden müssen. Nichtssagende Redensarten und schöngeistige Tiraden mußten hier von Kreßner ausgemerzt und das Ganze in eine knappe und gehaltvolle Form gebracht werden, zumal da Kreßner das Buch nicht nur für das größere Publikum, sondern auch für Studenten und sogar zum Gebrauch bei Vorlesungen geschrieben zu haben angiebt; er hat mit Quellennachweisen, Büchertiteln u. s. w. in den Anmerkungen nicht gegeizt. War aber einmal mit dem Mittelalter der Anfang gemacht, diese sogenannte sechste Auflage auf die Höhe der heutigen Forschung zu stellen, so sehen wir nicht ein, weshalb uns Kreßner dasselbe wesenlose Gerede über Villon, Rabelais und besonders über die Plejaden wie Kreyssig bietet. Diese Teile sind trotz der zahlreichen Bücherangaben thatsächlich veraltet und müssen von Grund aus umgearbeitet werden.

Nach den guten Proben, die uns Kreßner von der mittelalterlichen Periode giebt, kann ihm eine solche Neugestaltung nicht schwer fallen. Dann aber, bitte, nicht als „siebente Auflage" von Kreyssigs Buch, auch nicht mit der unmöglichen doppelten Bestimmung für das größere Publikum und zugleich für den Fachmann oder gar zu Vorlesungen, sondern ganz bescheiden als erste Auflage von Kreßner.

Gräfin Charlotte von Kielmannsegge. Ein Lebensbild aus der Zeit der Romantik. Nach historischen Quellen bearbeitet von Oskar Wilsdorf. Dresden, Minden, 1889

Einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen hat diese Veröffentlichung gerade nicht bezweckt. Die „historischen Quellen," die der Verfasser stolz einladend aufs

Titelblatt setzt, beschränken sich auf die Ausnutzung vorhandener Schriften von Oettinger, Hans Blum u. a. über die tolle Gräfin, auf ganz unmaßgebliche Mitteilungen alter Dienstboten derselben und schließlich auf drei sehr ärmliche Briefe, die der sächsische Minister Einsiedel mit seinem Gesandten am Wiener Hofe, Graf v. d. Schulenburg, 1818 wegen der Gräfin gewechselt hat. Von ihrem Nachlaß an Erinnerungen und Tagebüchern weiß Wilsdorf so wenig wie seine Vorgänger zu erzählen. Er bringt nicht einen einzigen neuen Zug in das Charakterbild der dunkeln Dame. Wozu also der Lärm? Wir würden von der Begabung des Verfassers eine höhere Meinung bekommen haben, wenn er den nahe liegenden Versuch gemacht hätte, auf eigne Faust das Rätsel ihres Lebens zu lösen, etwa in Gestalt eines Romans. Dazu gehört aber mehr Begabung als zu der vorliegenden Kompilation. Es ist bezeichnend für unsre Zeit des Kultus der Thatsachen, daß so häufig nicht nach dem Werte gefundner Briefe gefragt wird, sondern daß man sich bloß an dem Altertum derselben genügen läßt. Das allein macht aber noch lange keine Geschichtsquelle aus.

Leibeigen. Novellen von G. von Beaulieu. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag, 1889

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß der Verfasser dieser Novellen noch jung sei, oder daß sie, da er schon vor mehreren Jahren mit Reiseschilderungen aus Spanien herausgetreten ist, aus seiner jungen Zeit stammen. Wir schließen dies daraus, daß er es liebt, in seiner Erzählung über Poesie zu reden und sogar nach Art der verschollenen Romantik über die Gestalten der Dichtung vom litterarischen Standpunkte andre Gestalten reflektiren läßt. Es hat dies immer den Nachteil, den Leser aus der unbefangenen Täuschung aufzustören, und er fragt: Wozu spielt der Dichter mit mir? oder will er mich, einem Rezensenten vorgreifend, selbst auf den ästhetischen Wert seiner Erfindungen aufmerksam machen? Er hätte auch gut gethan, die öftere Erwähnung eines lebenden Schriftstellers (Major v. Zobeltitz) in der ersten Novelle „Ihm gleich" zu vermeiden; auch dies erscheint uns nicht geschmackvoll. Uebrigens erscheint uns das dichterische Talent Beaulieus die mittlere Begabung nicht zu überschreiten. Man verspürt keinen Hauch einer originalen Persönlichkeit, man sieht keine besondre Technik, auch das Gefühl für Wahrscheinlichkeit ist nicht sehr entwickelt. Beaulieu hat den recht familienblattfähigen Hang zur farblosen Versöhnlichkeit; in beiden Novellen, von denen eine in Deutschland, die andre nach oft kopirten Mustern Paul Heyses in Umbrien spielt, wird just in der gespanntesten Lage, wo sich Leidenschaften und Schicksale tragisch entfalten könnten, Kehrt gemacht, um die schwachen Herzen nicht zu verletzen. Am hübschesten sind in beiden Novellen die humoristischen Nebenfiguren gelungen. Der Titel „Leibeigen" ist für beide Fälle wenig zutreffend. Aber er klingt.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Grenzboten

13

Militärisch-politische Blicke nach Osten

3

Wiederholt haben wir in den vorigen beiden Abschnitten darauf aufmerksam gemacht, daß dem Bündnisvertrage von 1879 nur die Sorge um die Erhaltung des Friedens und der Sicherheit der beiden Mächte an der Westgrenze Rußlands das Dasein gab, daß ihm also durchaus keine andern Absichten zu Grunde liegen, und daß der casus foederis hier nur eintritt, wenn Rußland einen der beiden Verbündeten oder beide allein oder mit einer oder mehrern Mächten vereint angreift, daß dagegen der Fall eines Angriffs Rußlands durch einen der Vertragschließenden nicht vorgesehen, also wohl stillschweigend ausgeschlossen ist. Desgleichen ist schon angedeutet, daß Rußland allein beide verbündete Reiche zugleich anzufallen nicht die Macht hat, und daß es, eben des Verteidigungsbündnisses wegen, sehr bald beide gegen sich haben würde, wenn es einem von ihnen den Krieg erklären wollte. Rußland wird nur angreifen, wenn es dabei den Beistand einer andern Macht findet, und ein Blick auf die Geschichte der letzten Jahre und auf die Gegenwart, soweit sie sich in den Zeitungen spiegelt, läßt kaum zweifeln, daß diese Macht Frankreich sein wird, und zwar Frankreich allein. Es fragt sich also nur, ob Rußland und Frankreich infolge geheimer Verträge gemeinsam losbrechen werden, oder ob nur eins von ihnen auf Grund zwingender Umstände den Kampf eröffnen, das andre aber vorläufig warten wird, wie die ersten Zusammenstöße verlaufen. Im letztern Falle ist es von großer Wichtigkeit, auf welcher Seite, ob auf der östlichen oder der westlichen, der Angriff zuerst erfolgt. Am günstigsten für Rußland würde diese Frage gelöst werden, wenn Frankreich zuerst dem Deutschen Reiche den Krieg erklärte, da es dann den größten Teil von dessen Wehrkraft

auf sich ablenken und es an seiner Ostgrenze zunächst wohl vorwiegend zur Verteidigung nötigen, Rußland also mehr oder minder freie Hand gegen Österreich gewinnen würde. Doch hätte Frankreich solchenfalls an den dritten Verbündeten der beiden mitteleuropäischen Mächte, an Italien zu denken, und anderseits könnte Rußland sich durch den Stand seiner Finanzen gezwungen glauben, die Rolle des ersten Angreifers zu übernehmen, und dann wären die weitern Fragen zur Lösung gestellt: Wen wird es in erster Linie angreifen, Österreich oder Deutschland, in welcher Richtung könnte sich ein russischer Angriff des einen oder des andern Reiches bewegen, und welche Aussichten auf Erfolg böten sich ihm dabei? Schon ein oberflächlicher Vergleich der militärischen Leistungsfähigkeit der Russen mit der der verbündeten Deutschen und Österreicher lehrt, daß das Zarenreich gegen diese keinen Angriffskrieg gleichzeitig auf zwei Fronten führen kann; es würde sich daher schlüssig zu machen haben, gegen welche von beiden Mächten es zunächst angriffsweise vorgehen und gegen welche es vorläufig sich auf die Defensive beschränken müsse. Der Verfasser der Schrift „Das Kriegstheater an der Weichsel" beantwortet diese Frage (wir geben nur das wesentlichste seiner Betrachtungen) wie folgt.

Rußland besitzt in der befestigten Weichsellinie eine sehr starke Verteidigungsstellung gegen Deutschland, deren rechte Flanke durch Flußläufe, Sümpfe und Seen von der Natur gesichert ist und seit einiger Zeit auch von dem befestigten Lager von Kowno sowie von einer verstärkten Ostseeflotte verteidigt wird, während die linke durch die bedeutende Festung Brest-Litewski sowie durch die befestigten Plätze Zamosc, Luzk, Dubno und Saslaw geschützt ist. Die vier letztgenannten Punkte decken auch gegen Österreich. Dagegen ist die russische Grenze von hier bis zur Küste des Schwarzen Meeres durch Kamenez-Podolsk und Bender nur unvollkommen geschlossen und zwischen Bender und Dubno völlig offen. Folglich würden die Russen ihr Gebiet gegen Deutschland leichter verteidigen können als gegen Österreich. Der Kriegszweck wird in der Weise erreicht, daß zuerst die Feldarmee des Feindes geschlagen, dann ihm die Mittel zur Bildung neuer Streitkräfte entzogen werden, indem man solche Orte oder Gegenden besetzt, die geeignet sind, solche Mittel zunächst zu liefern, und das sind die großen Städte und die bedeutendern Festungen. Der russische Generalstab würde sich dem zufolge bei Aufstellung seines Operationsentwurfs die Frage vorzulegen haben: in welchem Teile der Grenzbezirke wird der Aufmarsch der feindlichen Armee erfolgen? und wenn er sich diese dahin beantwortete: der des deutschen Heeres voraussichtlich zwischen Netze und Warthe, der des österreichischen wahrscheinlich in Ostgalizien zwischen Lemberg und Czernowitz, so könnte er zu einem Angriffe folgende Wege wählen.

Gegen Deutschland drei: 1. vom Niemen gegen Ostpreußen, dessen Besetzung wünschenswert ist, weil diese Provinz das russische Gebiet weithin umfaßt und die Weichsellinie von Flanke und Rücken her bedroht, weil ferner hier Aussicht

ist, die Landarmee durch die Flotte zu unterstützen, und weil die Provinz reiche Hilfsquellen bietet, endlich weil erst 150 Kilometer von der Grenze die große Festung Königsberg liegt. Hier müßte man allerdings ein starkes Zernirungskorps zurücklassen, sich also erheblich schwächen. Eine Belagerung von Königsberg, dessen Verbindung mit Danzig erst nach Einnahme Pillaus zu unterbrechen wäre, würde viel Zeit erfordern, und so würde der russische Angreifer nicht ohne eine zweite Armee, die an der Weichsel vordränge, wagen dürfen, diesen Fluß zu überschreiten. Nun ist aber der Süden Ostpreußens durch zahlreiche Flüsse und eine bis an die Weichsel sich hinziehende Kette von Landseen für Operationen mit großen Truppenkörpern ungeeignet, und so sieht sich die von Warschau an der Weichsel herabziehende zweite russische Armee nach der Festung Thorn hingewiesen, die sie so wenig unberücksichtigt lassen darf wie die erste, Königsberg, die also auch ihr ein Zernirungskorps entzieht. So lange nicht wenigstens eine dieser Festungen genommen ist, sind die Rückwärtsverbindungen der Angreifer schwer gefährdet. Würde die Weichsel trotz der Deckungen ihrer Übergangsstellen von den Russen bei Graudenz und Marienburg überschritten, so hätten sie nicht nur in Danzig eine dritte gewaltige Festung dicht vor sich, sondern jetzt bestimmt auch die deutsche Hauptarmee, und dabei wären sie durch die erwähnten Zernirungskorps geschwächt und hätten auf den Flanken zwei oder drei Festungen mit starken Garnisonen, im Rücken einen mächtigen Strom. Ein russischer Angriff auf dem linken Weichselufer müßte Thorn gleichfalls einschließen, er würde weiterhin ein ungünstiges Sumpfgebiet, dann die Defileen zwischen Netze und Brahe vor sich haben und zuletzt auf die Festung Posen, sowie auf die deutsche Armee stoßen. 2. von der Weichsel nach Westen, wo das Operationsfeld für den Angreifer große Nachteile hat, während es dem Verteidiger sehr günstig ist. Durch das breite Sumpfthal der Warthe durchschnitten, im Norden dieses Flusses voll Seen und Moräste, ist das Gelände hier ein starkes natürliches Hindernis für den Angriff, und außerdem wird er in einer Entfernung von vier Tagemärschen von Thorn flankirt und trifft alsdann auf das gleichausgedehnte und wohlbefestigte Posen, das die Umgegend nördlich bis zur Niederung der Netze, südlich bis zum Obrabruche beherrscht, der sich dem Vormarsche des Angreifers auf dem linken Ufer der Warthe vorlegt und ihn zum Ausweichen entweder in die Wirkungssphäre Posens oder der Festung Glogau nötigt. 3. in südwestlicher Richtung. Hier liegen die Verhältnisse für die Russen günstiger. Der Grenzfluß, die Prosna, ist für sie kein Hindernis, der Obrabruch deckt ihre Flanke gegen Posen, und wenig geschützt durch Natur und Kunst liegt das wohlhabende Schlesien vor ihnen. Freilich müßte die Festung Glogau, die den Übergang über die Oder sperrt, eingeschlossen werden; dann aber könnte man mit Umgehung Küstrins auf die deutsche Reichshauptstadt losmarschiren, ohne andern Hindernissen zu begegnen, als selbstverständlich der deutschen Hauptarmee, die, wenn sie zwischen Posen

und Thorn stünde, stets über die nähere Marschlinie verfügen und also im Stande sein würde, sich auf dem linken Ufer der Oder dem Angreifer vorzulegen und in frei gewählter Stellung die Entscheidungsschlacht zu liefern. Diesen Weg für den Angriff zu wählen, empföhle sich auch deshalb, weil hier die Rückwärtsverbindungen besser gesichert sind, doch würde diese Wahl eine wohlwollende Neutralität Österreichs voraussetzen, und da der Vertrag von 1879 eine solche nicht gestattet, so ist ein russischer Angriff auf das Deutsche Reich auch in dieser dritten Richtung, so lange jener Vertrag besteht, unmöglich. Das deutsche Grenzgebiet ist somit, abgesehen auch von der Stärke und der erprobten Tüchtigkeit des Reichsheeres sowohl durch die natürliche Beschaffenheit als durch die künstliche Verstärkung der von einem russischen Angriff zunächst bedrohten Gegenden, endlich durch das Verteidigungsbündnis mit dem österreichisch-ungarischen Nachbarreiche hinreichend gesichert.

Dagegen läßt sich das von dem österreichisch-ungarischen Grenzgebiete im Osten nur mit einigen Einschränkungen behaupten. Namentlich ist hier im nordöstlichen Teile Galiziens erst spät an Festungsschutz gegen Rußland gedacht worden, und erst vor wenigen Jahren hat man die Sache mit Eifer in die Hände genommen und zunächst Krakau durch Umbau und Vergrößerung in eine Festung ersten Ranges verwandelt — ein Riesenwerk, das nunmehr vollendet ist, wogegen das verschanzte Lager von Przemysl in Mittelgalizien (zur Deckung der strategischen Defileen zwischen San und Dnjestr) noch nicht ganz fertig sein soll und von hier bis Czernowitz, auf einer Strecke von 360 Kilometern, keinerlei Befestigung sich einem Feinde in den Weg stellt. Dazu kommt, daß Westgalizien nur in der Weichsel und dem San einigen natürlichen Schutz hat, der jedoch bei der hier noch geringen Wasserfülle jenes Stromes nicht viel bedeuten will. Der bei weitem größre Teil der langgestreckten Provinz ermangelt jeder Sicherung durch die Gestaltung des Bodens. Es sind also zur Verteidigung der Grenze und der für die Kriegführung hochwichtigen Eisenbahnen starke Truppenaufstellungen erforderlich, und diese können allerdings eben durch die Eisenbahnen, von denen es hier viele giebt, die ein vortreffliches System bilden, schnell bewerkstelligt werden. Erst die Karpathen an der Südwestgrenze Galiziens bieten einem russischen Einfall bedeutende Hindernisse natürlicher Art und beschränken ihn auf die Straßen, die über den Gebirgskamm führen, oder vielmehr auf einige dieser Pässe. Denn die westlichen sind mit den Eisenbahnlinien Kaschau-Oderberg und deren Anschlüssen an die Warschauer Bahn, den Linien Kaschau-Tarnow und Mihaly-Przemysl auf der Nordseite der Karpathen durch Krakau und Przemysl und der Linie Muncacz-Stryj-Lemberg durch die alte Feste Muncacz gedeckt. Die südöstlich von dieser letztern Schienenstraße befindlichen Übergänge über die Karpathen, wie der Körösmezo-, der Rodna-, der Stiel- und der Borgo-Paß dagegen sind unverteidigt durch Festungen oder sonstige Mittel.

Die Festung Krakau hat eine große Ausdehnung und ist mit Benutzung aller Hilfsmittel der heutigen Befestigungskunst, detaschirten Forts, starken Panzertürmen und gewaltigen Geschützen ausgestattet, und so würde sie wahrscheinlich eine sehr zahlreiche Belagerungsarmee auf sich ablenken und diese lange Zeit vor ihren Wällen festhalten, ehe die Einnahme gelänge. Ähnliches wird von Przemysl nach seiner bald zu hoffenden Vollendung zu erwarten sein. Ein Durchbruch der russischen Angriffsheere zwischen den Festungen Krakau und Neiße erscheint, so lange Krakau noch unbezwungen ist, nicht wohl denkbar, da die Wirkungssphäre Krakaus bis an die Rückwärtsverbindungen der Russen hinreicht, deren Operationslinien in beträchtlicher Länge von der deutschen Grenze aus bedroht und gefährdet, sowie in dem Bereiche von Krakau nur auf den Weichselübergang und vorläufig auf die Benutzung einer einzigen Gebirgsstraße, des Jablunka-Passes, beschränkt sind. Aus ähnlichen Gründen ist ein Durchbruch zwischen Krakau und dem 200 Kilometer von da entfernten Przemysl nicht möglich, ehe das letztere durch eine Belagerung in die Hände des Angreifers gefallen ist. Diesem steht daher nur der Weg über die nordöstliche Grenze der Provinz Galizien, zwischen Jaroslaw und Czernowitz offen. Dabei würden die Russen, von der Eisenbahnlinie zwischen Brest-Litewski und Berditschew als Operationslinie ausgehend, sich bemühen, die Österreicher von der Festung Przemysl Lemberg-Muncaczschen Bahn abzudrängen und gegen die südlichen Pässe in den Karpathen zu werfen. Przemysl aber würde von ihnen eingeschlossen und belagert werden müssen, und wenn es auch sehr stark ist, so wird doch die Heranschaffung des zu seiner Bezwingung erforderlichen Geschützparks, der notwendigen Munition und der sonstigen Bedürfnisse der Belagerer durch die verhältnismäßig geringe Entfernung der österreichischen Festung von Brest-Litewski und Kiew, wo zwei Drittel des Belagerungsmaterials aufbewahrt werden, und durch günstige Verbindung mit diesen Festungen sehr erleichtert. Sollte es den moskowitischen Generalen gelingen, über die österreichische Armee erhebliche Erfolge zu erringen, so würde einer Überschreitung der Karpathen mittels der Pässe von Stiel, Rodna, Körösmezo, Verecki, Ungh und Lüpnow, sowie einer Benutzung der Bahnlinien Mihalyj- und Munkacz-Lemberg für die Rückwärtsverbindungen nichts mehr im Wege stehen als die kleine Festung Munkacz, über deren Zustand aus unsrer Quelle nichts zu entnehmen ist. Mit Hilfe der Eisenbahnbataillone würden die Russen die Zahl der angeführten Bahnverbindungen hinter sich noch durch Herstellung von Anschlüssen der Bahn Kiew-Smirinka an die Bahn Husiatin-Stanislawow-Stryj, sowie der Linie Brest-Litewski-Cholm an die Bahn Sokal-Lemberg vermehren können. Ferner ließen sich nach der Einschließung von Przemysl und der Besetzung der Donajec-Linie die Bahnen Mihalyj-Lemberg und Kaschau-Tarnow benutzbar machen.

Neben der durch das Bündnis von 1879 bedingten Stellung Preußens und

ganz Deutschlands zu einem von Rußland mit Krieg bedrohten Österreich-Ungarn ist, wie bereits bemerkt wurde, für den russischen Operationsplan auch die Haltung Rumäniens und der Balkanstaaten während eines Krieges der Russen mit ihren westlichen Nachbarn von einiger Wichtigkeit. Namentlich gilt dies von dem Königreiche Rumänien, dessen sehr tüchtige Feldarmee auf Kriegsfuß 130 Bataillone Infanterie, 68 Schwadronen Reiterei und 408 Geschütze zählt und in dem stark befestigten Bukarest einen mächtigen Stützpunkt besitzt. Träte Serbien diesem zur Seite, so würden noch 140 Bataillone, 30 Schwadronen und 344 Geschütze hinzukommen, während Bulgarien mit Ostrumelien 104 Bataillone, 14 Schwadronen und 160 Geschütze stellen könnte, wenn man die Reserve und den Landsturm einrechnen dürfte. Auch an eine Beteiligung der Pforte wäre zu denken, doch würde sich diese sehr wahrscheinlich auf Asien beschränken. Möglich ist es, daß Abmachungen in allen diesen Beziehungen bestehen, da aber darüber nichts bekannt geworden ist, so lassen sich nur Vermutungen nach der Natur der Verhältnisse aufstellen, und diese weisen nicht auf Parteinahme der genannten Staaten für Rußland hin, vielmehr scheinen ihre Interessen den Anschluß an die verbündeten Zentralmächte dringend zu empfehlen, da diese das Bestehende verteidigen, Rußland dagegen Rumänien und die Balkanländer mindestens mit Beschränkung ihrer Selbständigkeit und bei günstigem Ausfall des Kampfes für seine Waffen mit Einverleibung in seine Besitzungen bedroht. Auf die Möglichkeit einer Gruppirung, wie die geschilderte, muß der oberste Leiter der russischen Operationen gegen Österreich-Ungarn jedenfalls Rücksicht nehmen, wenn er seinen Plan entwirft. Wenigstens wird dadurch die Aufstellung eines Beobachtungskorps gegen Rumänien erfordert, das der Stärke der Streitkräfte entspricht, die das Königreich bei Ausbruch des Krieges mit Österreich sofort und in den nächsten Wochen marschiren zu lassen im Stande ist. Vielleicht genügt diese Maßregel, um die Balkanstaaten zu veranlassen, sich bis auf weiteres einer Teilnahme am Kampfe zu enthalten, und gelänge es dann den Russen, gleich im Anfange des Krieges einige namhafte Erfolge zu erringen, so würden Rumänien, Serbien und Bulgarien vermutlich überhaupt abgeschreckt werden, sich dem Bunde Deutschlands und Österreich-Ungarns anzuschließen.

Doch ist es wenig wahrscheinlich, daß Rußland sich bald nach Eröffnung der Feindseligkeiten schon größerer militärischer Erfolge zu rühmen haben wird, und zwar spricht namentlich dagegen ein Vergleich der hier in Betracht kommenden russischen Eisenbahnen mit denen die der österreichischen Armee bei einem Kriege innerhalb des österreichischen Grenzgebietes zur Verfügung stehen. Der russische Eisenbahnbetrieb läßt, soweit er Kriegszwecken zu dienen bestimmt ist, obgleich man in den letzten Jahren mit Eifer und Umsicht bemüht gewesen ist, zu bessern, zu beseitigen und zu ergänzen, sichern Nachrichten zufolge noch viel zu wünschen übrig. Man hat zwar in den westlichen Gouvernements

mehrere neue Bahnen gebaut, und andre sehen der Vollendung entgegen, aber zu einem kräftigen Angriffe bedarf es deren noch weit mehr. Die ganze Anlage des russischen Eisenbahnnetzes, eines großen Dreiecks, dessen Grundlinie durch die Städte Petersburg, Moskau, Kursk, Charkow, Rostow und Odessa bezeichnet ist, dessen andre Linien teils in gerader, teils in schräger Richtung nach Warschau, Brest-Litewski und Iwangorod zustreben, und dessen Scheitelpunkt in der äußersten Südwestecke des Reiches, bei Myslowitz an der schlesisch-galizischen Grenze, den Anschluß an die deutschen und österreichischen Schienenwege erreicht, trägt einen entschiedenen Angriffscharakter. Von Norden, Osten und Südosten laufen vier Hauptbahnen mit ihren Zweiglinien nach Westen, von Norden nach Süden sieben Hauptbahnen, ebenfalls mit Zweiglinien. Aber alle diese Schienenstraßen sind mit Ausnahme der Bahnen Warschau-Petersburg, Warschau, Brest Litewski-Moskau, Petersburg-Moskau, Koslow, Wilna-Kowno-Eydtkuhnen, Odessa-Rosdielna-Balta und Rosdielna-Tiraspol eingleisig, also vergleichsweise wenig leistungsfähig. Ein andrer Übelstand, daß die russische Spurweite mit 1,525 Meter größer als die des Westens mit 1,435 Meter ist, so daß russisches Betriebsmaterial sich auf deutschen und österreichischen Bahnen bisher nicht verwenden ließ, ist dadurch einigermaßen beseitigt worden, daß man einen Teil der Lokomotiven und Wagen so eingerichtet hat, daß sich ihre Spurweite verstellen läßt. Ferner wirken die großen Entfernungen, die der Zahl nach ungenügenden Betriebsmittel, ihre häufige Mangelhaftigkeit, die weitläufige Anlage der Wasserstationen und deren oft geringe Wasservorräte nachtheilig auf die Leistungen des Bahnsystems. Endlich verlangt der Massenverkehr in einem Kriege mit seiner schnellen Aufeinanderfolge von Zügen ein in jeder Hinsicht tüchtiges, aufmerksames, nüchternes und pünktliches Bahnpersonal. Der Russe aber ermangelt in der Regel dieser Eigenschaften, und es sind jetzt nur Russen bei den Bahnen angestellt, so daß es sich sehr fragt, ob sich dieser Übelstand überhaupt abstellen läßt. Die Übungszüge, die man zur Schulung der Inspektoren, Lokomotivführer, Schaffner und Weichensteller für regern Verkehr als den gewöhnlichen eingeführt hat, können manches hieran bessern, aber den Nationalcharakter mit seinem Leichtsinn, seiner Unpünktlichkeit, seinem geringen Pflichtgefühle und seiner Vorliebe für das bekannte „Wässerlein“ schwerlich hinreichend für strammen Eisenbahndienst umgestalten. In Österreich-Ungarn kennt man diese Mängel und Hindernisse so wenig, wie in Deutschland, dort hat man ein musterhaft angelegtes, allen Bedürfnissen eines Kriegs entsprechendes Bahnnetz, ein durchaus tüchtiges Personal und Material und infolgedessen einen Betrieb, der auch außerordentlichen Anforderungen, wie sie ein großer Krieg stellt, zu genügen vermögen wird.

Rußland bedarf, trotzdem daß viele seiner Regimenter, namentlich die Kavallerie in der Weichselgegend, schon im Frieden auf Kriegsfuß stehen, bis

zur Vollendung seiner Mobilmachung noch immer etwa vier Wochen und wahrscheinlich noch mehr Zeit, wogegen seine Nachbarn im Westen vermöge der geringern Ausdehnung ihres Gebietes, ihres unvergleichlich vollkommneren Eisenbahn und Telegraphensystemes, ihrer erprobteren militärischen Organisation und ihres (wenigstens in Deutschland) unbedingt sicher und Schlag auf Schlag arbeitenden Mobilmachungsapparats kaum den dritten Teil der für Rußland erforderlichen Zeit zur Mobilmachung und zum Aufmarsche ihrer Armee nötig haben und diesen Vorteil unzweifelhaft bestens und nachdrücklichst wahrnehmen werden.

Der Verfasser der Schrift: „Das Kriegstheater an der Weichsel" meint in diesem Zusammenhange, man könne vielleicht fragen, ob der deutsch-österreichische Bündnisvertrag nach seinem Wortlaute nicht hinfällig werde, sobald einer der Kontrahenten als angreifender Teil auftrete. Er antwortet: „Eine solche Auffassung dürfte weder dem Sinne, noch dem Zwecke des Vertrags entsprechen. Dieser hat den Zweck, den Frieden zu sichern, es würde daher widersinnig sein und die entgegengesetzte Wirkung haben, wenn er den Verbündeten die Verpflichtung auferlegen sollte, obgleich sie aus Truppenkonzentrationen und sonstigen untrüglichen kriegerischen Vorbereitungen zweifellos erkennen, daß Rußland sofort nach Beendigung seiner Rüstungen gegen einen der Unterzeichner des Vertrags loszuschlagen beabsichtigt, den Angriff ruhig zu erwarten. „Von Seiten des Bedrohten wird es geradezu ein Vergehen gegen die Sicherheit des eignen Staates sein, wenn er in diesem Falle einen Augenblick zögern wollte, die Überlegenheit seiner staatlichen Einrichtungen, seiner besseren Armeeorganisation und seiner höhern Befähigung, rasch für den Krieg bereit zu werden, nicht auf das rücksichtsloseste auszunützen, dem drohenden Angriffe zuvorzukommen und alle Vorteile der Offensive sich selbst zuzuwenden. Sache der Diplomatie würde es sein, die aggressiven Absichten Rußlands vor Europa als unzweifelbar darzulegen. Für Österreich wird ein solcher Entschluß um so mehr zur Pflicht, als der südöstliche Teil Galiziens einer russischen Invasion wehrlos preisgegeben und nur durch eine energische Offensive zu schützen ist."

Ähnlich urteilt der Verfasser der „Gedanken über Österreich-Ungarns militär-politische Lage." Er sagt: „Auf den Umstand, daß die österreichisch-ungarische Armee bei der Mobilisierung einen bedeutenden Vorsprung gewinne, muß das Hauptgewicht gelegt werden; denn dieser Vorsprung sichert ihr die strategische Offensive, ermöglicht ihr, bei Beginn des Feldzugs numerisch überlegen aufzutreten und verheißt ihr die ersten Erfolge, die für den weiteren Gang der Dinge häufig entscheidend sind, auf alle Fälle aber Verbündete an unsrer Südgrenze werben und Disharmonien im Innern des Reiches auflösen werden," wobei an den Ausspruch Metternichs erinnert wird: „Wenn ein neuer Schlag (es war im Juli 1809) unglücklich ausfällt oder ein glücklicher nicht

gehörig benutzt wird, so läuft der gegenwärtige Staatenverband Österreichs Gefahr, gänzlich aufgelöst zu werden." „Mögen," so sagt unser Autor selbst weiter, „die militär-geographischen Verhältnisse gegen Nordost für Österreich-Ungarn noch so ungünstig beurteilt werden, dennoch muß man bei einem Kriege gegen Rußland mit Aufgebot aller Macht und mit möglichster Raschheit die Offensive ergreifen. In einer raschen und kraftvollen Offensive, die in der Regel auch eine glückliche ist, liegt der Ruhm der Armee, das Wohl des Vaterlandes. Weder Wien noch Budapest, noch sonst ein geographischer Punkt wird die gegnerischen Operationen bestimmen, sondern einzig und allein die Armee, so lange sie noch unbesiegt ist. Beschränkung auf die Defensive wäre sicherer Ruin. Die Anschauung, daß die Armee im Kriegsfalle (wir sagen: nach der Kriegserklärung, die nach dem Vertrage von 1879 nicht von Österreich ergehen dürfte, sondern von Rußland erfolgen müßte) unbedingt die Offensive ergreifen wird, muß Generalen, Offizieren und Soldaten in Fleisch und Blut übergehen und als unwandelbarer Grundsatz, als belebender Faktor die ganze Heranbildung des Heeres durchdringen."

In einem letzten Artikel werden wir ein Bild zu zeichnen versuchen, wie sich der in Rede stehende Krieg voraussichtlich etwa abspielen wird.

Zur Strafrechtspflege

Eine Erwiderung

Ueber die Grundsätze, von denen die sogenannte „Internationale strafrechtliche Vereinigung" bei der Aufgabe ausgeht, die sie sich gestellt hat, nämlich der Erstrebung einer gänzlichen Umbildung der Strafrechtspflege, enthält ein kleiner Aufsatz in Nr. 7 dieser Zeitschrift (vom 14. Februar d. J.) einige, freilich sehr knapp gehaltne, Andeutungen.

Die „Internationale strafrechtliche Vereinigung" ist noch viel zu jung, als daß für die bei der Sache zunächst interessirten Kreise oder gar für die Gesamtheit, die das „Programm" der gedachten Vereinigung natürlich noch lange nicht zu ihrem geistigen Eigentum gemacht haben kann, bereits eine klare Anschauung darüber zu gewinnen gewesen wäre, die von den allenthalben und

in sehr verschiedner Weise gehegten Gedanken über Befriedigung des allerdings ziemlich allgemein gefühlten Bedürfnisses einer durchgreifenden Reform auf dem gedachten Gebiete gerade sie sich zu eigen gemacht hätte. Eingehendere Mitteilungen in dieser Beziehung in einer Zeitschrift wie die Grenzboten würden deshalb erwünscht sein. Der erwähnte Artikel enthält deren keine, hat auch wohl nur den Zweck, vorläufig einmal auf das Bestehen und die ungefähren Ziele der Vereinigung aufmerksam zu machen. Man erfährt daraus wenigstens in der Hauptsache weiter nichts, als daß die Strafrechtspflege der Zukunft Hand in Hand mit der Statistik und der Psychologie gehen müsse, und daß die Strafgesetzgebung die „Gesellschaftswissenschaft" fernerhin nicht mehr „vornehm übersehen" dürfe; man sucht aber vergebens nach greifbaren Vorschlägen, wie die Sache nach dieser Richtung nun eigentlich zu machen sei. Die wenigen Worte, die gegen den Schluß hin noch über Freiheits- und Prügelstrafe sowie über die Art der jetzigen Strafvollstreckung überhaupt zu lesen sind, dürften doch als für das Ganze ziemlich unbedeutend erscheinen.

Doch darüber mit dem Herrn Verfasser rechten zu wollen, kommt uns nicht in den Sinn. Etwas ganz andres ist es, was uns die Feder in die Hand zwingt. Gewissermaßen zur Rechtfertigung seiner und der „Internationalen strafrechtlichen Vereinigung" Überzeugung von der Reformbedürftigkeit der jetzigen Strafrechtspflege führt der Verfasser einige ihm besonders beachtenswert erscheinende Mängel ausdrücklich an und leistet dabei folgende Ungeheuerlichkeit: „Die bisherige Strafrechtswissenschaft hat die durch die Statistik längst nachgewiesene Unterscheidung zwischen dem Gewohnheits- und Gelegenheitsverbrecher geflissentlich unbeachtet gelassen; beide Klassen werden nach gleichen Grundsätzen behandelt und bestraft, so widersinnig es auch ist, den zum vierzigstenmale auf der Anklagebank erscheinenden Dieb nach gleichen Bestimmungen zu beurteilen wie den, der nur gelegentlich einen Diebstahl verübt hat."

Man traut in der That seinen Augen kaum, wenn man das liest, und muß sich alles Ernstes fragen, ob der Verfasser wohl jemals einen Blick in das Strafgesetzbuch irgend eines Kulturstaates, z. B. des deutschen Reiches, geworfen hat oder nicht.

Ein Diebstahl bleibt ein Diebstahl, mag er infolge gegebener Gelegenheit oder aus Gewohnheit, zum erstenmal oder zum vierzigstenmal, an einer Mark oder an einer Million begangen worden sein. Die einzelne That muß allemal unter den feststehenden Begriff des Diebstahls untergeordnet werden, daran ist nichts zu ändern, und in so weit muß der Gelegenheitsdieb allerdings nach demselben Grundsatz behandelt werden, wie der Gewohnheitsdieb. Es kann sich also nur darum handeln, bei der Abstrafung der beiden Klassen von Dieben — um bei dem vom Verfasser gewählten Beispiel stehen zu bleiben — einen richtigen Unterschied zu machen.

Den macht aber auch jetzt schon der Gesetzgeber und — der Richter. Dies zu verkennen ist ein eben so großer Fehler als es zu — verschweigen! Paragraph 242 des deutschen Strafgesetzbuches lautet: „Wer eine fremde bewegliche Sache einem andern in der Absicht wegnimmt, dieselbe sich rechtswidrig zuzueignen, wird wegen Diebstahls mit Gefängnis bestraft." und § 244: „Wer im Inland als Dieb pp. bestraft worden ist, darauf abermals eine dieser Handlungen begangen hat und wegen derselben bestraft worden ist, wird, wenn er einen einfachen Diebstahl (§ 242) begeht, mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren, wenn er einen schweren Diebstahl (§ 243) begeht, mit Zuchthaus nicht unter zwei Jahren bestraft."

Wer also zum erstenmale stiehlt — und hierbei wird sich der betreffende wohl in der Regel als Gelegenheitsdieb entpuppen — kann nach den §§ 14—18, die von der Dauer der verschiednen Freiheitsstrafen reden, nur mit Gefängnis von einem Tage bis zu fünf Jahren belegt werden; der rückfällige, also der Gewohnheitsdieb dagegen muß mit mindestens einem Jahre Zuchthaus, ist es ein schwerer Diebstahl, sogar mit mindestens zwei Jahren Zuchthaus, kann aber mit Zuchthaus bis zu zehn, beziehentlich fünfzehn Jahren belegt werden.*) Und dabei redet der Verfasser des Grenzbotenartikels mit geradezu verblüffender Gemütsruhe davon, daß jetzt einer, der zum erstenmale stehle, nach gleichen Grundsätzen bestraft — man beachte wohl „bestraft" — werde, wie der, der zum vierzigstenmale erwischt wird!

Daß die Richter von der Schärfe des Gesetzes häufig nicht den für die Interessen der menschlichen Gesellschaft vielleicht gebotenen oder wenigstens vielfach gewünschten schneidigen Gebrauch machen, wollen wir zugeben; doch liegt das an Umständen, die zu erörtern hier zu weit führen würde. Unter allen Umständen aber kann angesichts der von uns angeführten gesetzlichen Bestimmungen doch wahrhaftig keine Rede davon sein, daß bei uns der Gelegenheitsdieb nach gleichen Grundsätzen behandelt und bestraft werde wie der Gewohnheitsdieb, und auch in andern Kulturstaaten ist dies bekanntlich nicht der Fall.

Was für Unterschiede will denn der Verfasser eigentlich gemacht haben? Soll der Dieb, der zum drittenmale stiehlt, vielleicht gehenkt werden, wie nach der Carolina? das wäre allerdings ein gründlicher und nicht mehr mißzudeutender gesetzlicher Unterschied in der „Behandlung und Bestrafung" des Gewohnheitsdiebes im Gegensatz zu den kleinen, für den Gelegenheitsdieb vorgesehenen Freiheitsstrafen. Dann hätten wir auf einmal Ruhe „vor dem Gesindel, das seine viehischen Triebe nun einmal nicht zu bändigen vermag", und die „Gesellschaft" wäre gerettet.

---

*) Abgesehen von den Abänderungen, die noch durch die sogenannten mildernden Umstände eintreten können, und die gänzlich wegzuwerfen wieder ungerechtfertigte Härten veranlassen müßte.

Wahrscheinlich wird weder der Verfasser, noch wird die „Internationale strafrechtliche Vereinigung" dies wollen. Nun gut, so sage man, was man will, beschränke sich aber nicht darauf, zu sagen: Was jetzt da ist, taugt nichts, und verfahre vor allen Dingen etwas vorsichtiger beim Herausgreifen von Beispielen solcher Einrichtungen, die nichts nütze sein sollen, um dabei nicht, wie in dem besprochnen Falle, dem Verdacht Raum zu geben, man kenne die Wahrheit, habe aber ein Interesse daran, sie zu verschweigen — einem Verdacht, den wir übrigens durchaus nicht hegen wollen. Interessant wäre es, beiläufig bemerkt, noch zu erfahren, wie sich der Verfasser die Möglichkeit denkt, jemand zum vierzigstenmale als Dieb (das soll doch wohl heißen wegen des vierzigsten von ihm begangnen und als solchen nachgewiesnen, folglich auch mit Strafe gesühnten Diebstahls) auf der Anklagebank zu sehen. Ein solcher Mensch müßte sich, wissenschaftlich ausgedrückt, im achtunddreißigsten Rückfall befinden. Die betreffende Hauptverhandlung dürfte dann am zweckmäßigsten mit dem jüngsten Gericht zu vereinigen sein, denn schon wer ein dutzendmal wegen Rückfalls ins Zuchthaus gekommen ist, pflegt das Ende der letzten Strafe nicht zu erleben. Wozu also, fragen wir, bei einer ernsthaft gemeinten und einer weitern Ausführung wert scheinenden Mitteilung, wie der in Nr. 7 der Grenzboten, solche Übertreibungen?

Wir würden kein Wort verloren haben, hätten wir den Aufsatz über die Umbildung des Strafrechts in einer andern als der uns lieb gewordenen Zeitschrift im grünen Gewande, etwa in einer Fachzeitung, deren Leser durchweg sachliches Urteil haben, oder in einem Tageblatte gefunden, dessen Spalten die große Menge durchfliegt, ohne viel dabei zu denken. Die Grenzboten aber werden von Leuten gelesen, die man zu den Gebildeten rechnen muß, auch ohne daß sie sich darüber, daß das Gesetz jetzt schon einen Gelegenheitsdieb ganz anders „behandelt und bestraft" als einen Gewohnheitsdieb, klar sind. Bei solchen Leuten kann durch vorschnell hingeworfene Bemerkungen, wie die von der angeblich vorhandenen „Widersinnigkeit" der „gleichmäßigen Beurteilung" eines einfachen Gelegenheits- und eines vierzigfachen Gewohnheitsdiebes (man verzeihe die kurzgewählte Ausdrucksweise), leicht ein sehr unbegründetes Mißtrauen gegen die gesetzlich bestehenden Einrichtungen wachgerufen werden, und das könnte unter Umständen geradezu gefährlich werden; es regt zur Auflehnung gegen den Rechtsstaat an auch in solchen Kreisen, die darauf gerichteten Einwirkungen sonst unzugänglich zu bleiben pflegen.

Noch manches andre, was der Herr Verfasser an der jetzigen Strafrechtspflege bemäkelt, scheint uns einer Widerlegung bedürftig. So scheint ihm z. B. unbekannt zu sein, daß es Staaten in Deutschland giebt, die schon längst Zuchthaussträflinge vor dem im Urteil festgesetzten Ende ihrer Strafzeit entlassen und den Strafrest als verbüßt ansehen, wenn der Sträfling sich während des

betreffenden Zeitraumes tadellos verhalten hat, und was dergleichen mehr ist. Doch wir warten weitere Nachrichten über die Grundsätze und Ziele der „Internationalen strafrechtlichen Vereinigung“ ab und werden vielleicht dann noch einmal auf diese Dinge zurückkommen.

Eine neue Ethik

Dieser stattliche Band von 860 Seiten über die Ethik und ihre wichtigsten Anwendungsgebiete, von einem Gelehrten, der in der Litteratur wohl bekannt ist und von seinen zahlreichen Zuhörern verehrt wird, kann um so mehr auf eine gute Aufnahme rechnen, als er die Ethik mehr als üblich mit der neuern Entwicklungslehre und überhaupt mit der Naturwissenschaft in Berührung setzt.*)

Diese Berührung wurde bisher meist vermieden. Für die Frage, wie sich unser Wille zu den Mitmenschen und zu der gesellschaftlichen Welt, die wir als eine zweite Welt der natürlichen hinzugefügt haben, stellen solle, schien die theoretische Erkenntnis keine Hilfe zu bieten. Die gänzliche Erfolglosigkeit solcher Formeln, wie secundum naturam vivere, die große Dunkelheit in der Lehre von der Stellung und der Bestimmung des Menschen, schreckte davon ab, die Moral auf theoretische Grundlagen zu stellen. Es schien leichter und aussichtsvoller aus der praktischen Befragung des Gewissens, aus der praktischen Feststellung dessen, was der Mensch soll, das zu bestimmen, was er ist, als umgekehrt. In den letzten Jahrzehnten mehren sich aber die Stimmen, die wieder den frühern Weg einzuschlagen raten, wahrscheinlich weil sie glauben, mit neuern Mitteln auf diesem theoretischen Boden mehr Licht über die Moral verbreiten zu können. Eduard von Hartmann, Wilhelm Wundt u. a. haben diese neuen Grundlagen in ihren Schriften benutzt, die man mit dem Namen Evolutionismus bezeichnet, und die man, ohne damit einen Tadel anzudeuten, eine Anwendung des Darwinismus nennen kann. Dieser Auffassung schließt sich im Ganzen auch Paulsen an. Wenn sie ihre Vorzüge hat, wie nicht zu leugnen ist, so liegen diese nach unsrer Ansicht nicht in der Begründung, sondern in ihrer weiten Aussicht auf das staatliche und wirtschaftliche Leben,

*) System der Ethik mit einem Umriß der Staats- und Gesellschaftslehre von Friedrich Paulsen, a. o. Prof. an der Universität Berlin. Berlin, W. Hertz, 1889.

in dem Interesse, das sie den brennenden Fragen der Gegenwart widmet. Darum hat Paulsen gut gethan, in dem Titel schon zu erwähnen, daß er auch der Staats- und Gesellschaftslehre besondre Aufmerksamkeit geschenkt hat. Das war zwar auch schon früher oft beabsichtigt. Schon bei Rothe wurde die „spezielle" Ethik am meisten geschätzt, auch Martensen wurde von vielen nur gelesen wegen der in seinem speziellen Teile enthaltenen Behandlung der sozialen Frage. Und wir müssen sagen, daß die Behandlung der politisch-sozialen Dinge auch bei Paulsen die glänzendste Seite des Buches ist, und daß die letzten fast 300 Seiten füllenden Erörterungen von den meisten Lesern am eifrigsten werden gelesen werden. Mit ganz andern Kenntnissen und mit vielseitigern Interessen, als viele seiner Vorgänger, tritt er an diese verwickelten Fragen heran. In einer schönen, lebhaften Diktion, mit Herbeiziehung vieler Anwendungsfälle aus dem Leben, führt er uns mit spielender Leichtigkeit durch die Probleme der sozialen Welt, wie sie uns in dem Familienleben, in der Volkswirtschaft (Eigentum, Kapitalismus, Proletariat, Lassalle, Bebel, Gilden, Sozialistengesetz), im Staat (Königtum, Parlament, Ausdehnung und Beschränkung der Staatsthätigkeit) so viel zu schaffen machen. Die Befriedigung, die das Lesen dieser praktischen Kapitel gewähren kann, ist nicht wesentlich von der Zustimmung abhängig, die man den ersten grundlegenden Sätzen des Systems entgegenbringt. Ebenso ist es für uns ein Bedürfnis, auf den selbständigen Wert aufmerksam zu machen, den der Abschnitt von S. 21—166 hat. Er enthält eine Geschichte der Lebensanschauung und Moralphilosophie. Von den Griechen ausgehend,*) beschreibt dieser Abschnitt in großen Zügen die Lebensanschauung des Christentums, die Bekehrung der alten Welt zum Christentum, das Mittelalter und seine Lebensanschauung, die moderne Lebensanschauung und ihre moralphilosophischen wechselnden Theorien bis auf die neueste Zeit. Er zeigt in diesem Umriß überall die Gabe, sich auf das Wesentlichste zu beschränken. Was das Christliche betrifft, so gewinnt man öfters den Eindruck, als habe sich Paulsen früher einmal gründlich mit diesem Gebiete beschäftigt, später sei es ihm aber zu einem bloß phänomenologischen Element herabgesunken. Für einen Leser, der ein solches Werk überhaupt lesen kann, wird diese sehr moderne Abschwächung des Christlichen kein Hindernis sein, das Verdienstliche des Abschnitts zu würdigen.

Gegenüber den von uns hervorgehobenen Vorzügen nun dennoch das Mißfallen an der wissenschaftlichen Grundlage des Paulsenschen Systems offen zu gestehen, ist keine angenehme Pflicht, angenehm besonders deshalb nicht, weil wir hier dieses Mißfallen nicht so begründen können, wie es Fachblätter zu thun haben.

Wir haben schon im Eingange von den grundsätzlichen Verschiedenheiten

*) In den vielen griechischen Wörtern sind leider grobe Accentfehler stehen geblieben.

in der Bearbeitung der Ethik und die Stellung Paulsens gesprochen. Bemühen wir uns, diese Verschiedenheiten noch etwas aufzuklären.

Daß die reine Ethik eine praktische Wissenschaft ist und ein Sollen, eine richtige Bestimmung des menschlichen Handelns zum Zweck hat, darüber ist kein Streit, noch weniger darüber, daß das, was wirklich unser Handeln bebestimmt, nicht dasselbe ist, wie unsre Theorie über Herkunft, Wesen und Begründung des wirksamen moralischen Faktors. In dem materiellen Inhalte der Gesinnungen, die unser Handeln beherrschen sollen, herrscht bei den Kulturvölkern keine erhebliche Meinungsverschiedenheit. Aber es ist doch nicht ohne Bedeutung, wie man über die Begründung derselben urteilt.

Die Begründung nun, die seit Kant in Deutschland fest eingebürgert schien und durch Herbart und Lotze weiter gebildet wurde, arbeitete auf eine absolute Ethik hin; der kategorische Imperativ des Gewissens befestigte die Moral so sicher, daß man getrost von allen ethischen Unterschieden der Völker absah. Wenn man Einwände gegen die Gewissensethik erhob, so richteten sie sich mehr gegen die Behauptung, daß Kant die moralischen Anschauungen als a priori vorhanden faßte; das bestand nicht vor der Erfahrung. In der That ist, wie Paulsen nicht zuerst gesehen hat, in der Ethik unzweifelhaft ein empirisches Element, wie auch in der Bildung unsrer klarsten Denkgesetze. So viel Apriorisches in uns angelegt sein mag, erst in der Wechselwirkung der Erfahrung entwickelt sich dieses Apriorische, und es dauert dann noch lange Zeit, bis es auch zu dem Grade von Klarheit erstarkt, daß es in bewußte Theorie gefaßt werden kann. Und daß in dieser Wechselwirkung kleine Verschiebungen in der moralischen Praxis und Theorie vorkommen, ist ebenso leicht begreiflich, als daß auch unsre theoretischen Ergebnisse, unser Denken, sich nach Raum und Zeit etwas verschieden gestaltet. In dieser Beziehung ist es also nicht ganz unrichtig, daß, wie Paulsen sagt, es keine allgemein giltige Moral gebe, daß man für Neger und Engländer, für Männer und Weiber, für Künstler oder Kaufleute eine verschiedene Moral aufstellen dürfe. Achten wir hier schon auf die beigegebene Vergleichung, die das für den wenig geübten Leser einleuchtender machen soll; Paulsen sagt nämlich, wie für den Engländer und den Neger eine verschiedene Diätetik gilt, so auch eine verschiedene Moral, die ja nach „unsrer" Auffassung nichts andres ist, als eine das ganze Leben umfassende Diätetik. Nicht ohne Verlegenheit liest man diese verblüffende Analogie, die mehr als Analogie sein soll. Paulsen liebt diese Spielerei sehr, denn auch bei der Frage, ob es denn nicht auch eine allgemeine Moral gebe, antwortet er mit einer Vergleichung: Wie die medizinische Diätetik irgend ein Maß von Nahrung in einem bestimmten Verhältnis von Eiweißstoffen, Fetten und Kohlehydraten und ein gewisses Maß von Arbeit und Ruhe allgemein vorschreibe, so könne auch die Moral allgemein giltig fordern: irgend eine Fürsorge für die Nachkommen, irgend welche Erziehung, eine Form des Zusammenlebens

der Geschlechter u. s. w. Natürlich hat er für so ein Abstraktum von Moral wenig Interesse, so wenig als wir andern. Die Darwinistische Anpassungslehre ist ihm wesentlich interessanter, und mit Befriedigung kommt er auf den Neger zurück, der sich eine Menge Frauen kauft: „Wenn ein Mann aus unsrer Mitte eine Menge Frauen kaufte und die Kinder von ihnen so aufwachsen ließe, wie es ein Negerhäuptling thut, dann würden wir ihn einen Nichtswürdigen oder einen Verrückten nennen; den Neger, der dasselbe thut, tadeln wir nicht, oder sollten wir es thun? Ich meine, wir hätten dazu erst dann Veranlassung, wenn uns überzeugend dargethan würde, daß Polygamie für sein und der Seinen Leben, wie es ist, störend oder zerstörend wirkt." Die Missionare machen es freilich nicht so; sie fordern ohne weiteres den Neger auf, auf die vielen Weiber zu verzichten, und warten seine Kultivirung nicht ab. Sie kennen den Darwinismus noch nicht und glauben, daß es eine absolute Moral gebe und daß man überall die Hindernisse entfernen müsse, die der Anerkennung dieser Moral im Wege stehen, auch die thatsächlichen Hindernisse und Einrichtungen.

Wir brauchen nach diesen Mitteilungen nicht ausdrücklich zu sagen, daß Paulsen außerhalb der Kant-Herbart-Lotzischen Gewissensethik steht. Er findet in der Ethik nur Naturgesetze, wie in der Diätetik. Man hat gefunden, daß gewisse moralische Regeln die Wohlfahrt des Menschengeschlechts fördern und nützlich sind in dieser weitausschauenden Absicht. Diese Beobachtungen haben sich verdichtet zur Sitte, die eine gewisse Herrschaft ausübt. Sie zu verletzen bringt Gewissensbisse; sie zu befolgen, eine Befriedigung des Gewissens. Diese utilitarischen, eudämonistischen Betrachtungen sind altbekannt, sie haben in England manche philosophische Vertreter von Bedeutung gehabt. Paulsen macht uns diese Theorie nicht glaubhafter. Wir gönnen es jedem, wenn er, im Begriff zu handeln, hübsch beweisen kann, daß sein Handeln das Wohl der Menschheit fördert, oder wenn er wenigstens weiß, daß sie dahin „tendire," denn er kann ja nicht immer genau wissen, ob seine menschenfreundliche Absicht auch verwirklicht wird. Aber wir sprechen darüber nur so ruhig, weil wir die Überzeugung haben, daß, wenn diese Einsicht in die menschliche Wohlfahrt auch einmal fehlen sollte, der einfache Mensch in sich selbst eine unbestechliche, durch die Sitte unterstützte Gewißheit hat, wie er handeln soll. Nicht jeder ist in der Lage, sich wie einen Hausarzt für die Diätetik, so einen Hausseelsorger für die Moral zu gewinnen. Es wäre auch eine unerträgliche Abhängigkeit; da sind wir besser daran.

Wir bekennen, daß die Paulsenschen Grundanschauungen uns die Gewissensethik bei weitem nicht ersetzen. Zusammen haben kann man die beiden Arten jedenfalls nicht, man muß sich entscheiden. Wir werden uns nie mit dem Satze (Seite 173) vertragen, „daß wir den einen guten Menschen nennen, der alle diejenigen Eigenschaften in sich vereinigt, worauf die Lösung aller Lebens-

aufgaben eines Menschen, soweit sie von seinem Willen abhängt, beruht.“ Nein, er kann ein sehr bescheidnes Maß von Eigenschaften dieser Art haben und sehr tief stehen, wir nennen ihn doch gut, wenn er der Gewissensstimme unbedingt folgt.

So ganz ohne religiöse Erwägungen ist dieser Standpunkt allerdings nicht zu vollenden. Denn wenn die Gewissensethik es nicht zur Aufgabe machen kann, dem Handeln die Wohlfahrt der Menschheit als Maßstab an die Hand zu geben, so hat sie doch die Überzeugung des religiösen Glaubens in sich, daß die Gewissensstimme eben deshalb diese schwierige theoretische Erwägung der Zukunft, die nie sichere Auskunft giebt und nur relative Anweisungen erzeugt, entbehren kann, weil die Gottheit an das Gute den Bestand der Welt geknüpft hat.

Damit wird das gute Handeln nicht vom religiösen Glauben abhängig, wiewohl es an diesem die kräftigste Stütze hat; aber die Ethik selbst entbehrt der letzten und tiefsten Begründung, wenn sie die verpflichtende Natur des Ethischen nicht an die übersinnliche Welt knüpft.

Grillparzer und seine Jugenddramen

Von Moritz Necker

(Schluß)

Wir lesen also in dem zweiten und dritten Ergänzungsbande der Werke Grillparzers mit derselben Teilnahme, mit der wir die Studienmappe und die jugendlichen Versuche eines großen Malers durchblättern. Der Reichtum an Plänen, Stilformen und Stoffen ist in der That überraschend. Wir müssen uns dabei an Mitteilungen des Dichters erinnern, daß er schon von früher Jugend an ein leidenschaftlicher Leser, insbesondre einer neunzigbändigen Weltgeschichte, und daß er weit mehr in dieser als im Latein oder in der Mathematik beschlagen gewesen sei. In die Jahre 1807—1814 fällt die Vollendung der großen Tragödie in fünf Aufzügen „Blanka von Castilien,“ die beinahe so lang ist, wie die drei Dramen des goldnen Vließes zusammen genommen, die Vollendung zweier Lustspiele und der Entwurf von mehr als einem Dutzend großer Dramen. Wir erkennen in allen Stücken die großen Dichter, in deren Banne der jugendliche Grillparzer jeweilig stand. Er hatte das größte Nachahmungstalent, den

angebornen Blick für theatralische Wirkung. In der „Blanka“ steht er noch ganz in dem Banne der glänzenden Schillerschen Rhetorik, des hinreißenden Schillerschen Idealismus. In zwei einaktigen Stücken merkt man den Einfluß Ifflands. „Die Schreibfeder, ein Schauspiel,“ ist ein Rührstück, dessen Komik freilich für uns wirksamer geblieben ist als die Rührung. Aber merkwürdig gewandt ist die Führung des Dialogs, köstlich die Charakteristik eines alten Polterers und Hitzkopfs, vortrefflich die Kontrastirung desselben mit einem Gewohnheitsschwätzer, der die andern nie zu Worte kommen läßt. Anmutig ist das kleine Lustspiel „Wer ist schuldig?“, in Alexandrinern, wo ganz im Geschmacke der Zeit sich ein junges Ehepaar in einem Zankduett austobt, das die Schwächen der Männer und Weiber munter durchhechelt. Hier ist der Dramatiker noch nicht fertig, denn die Personen sprechen mehr zum Publikum als zu einander. Ein Ausfall gegen die modische Verehrung altdeutscher Sitte ist besonders merkwürdig, da sich der spätere Grillparzer dergleichen Anspielungen auf Zeitereignisse nie mehr erlaubte. Den Titel „Monsieur“ auf Briefen lehnt der Ehemann Holl mit den Worten ab:

Der Nam' ist mir verhaßt,
Ein Ekel hat mich stets bei seinem Schall erfaßt.
O nehmet eure Gaben alle doch zurück, ihr Franken;
Ton, Sitten, Sprach' und was wir immer euch verdanken.
Germanien sank durch sie herab von seiner Höh',
Der Deutsche war ein Mann, jetzt ist er ein Monsieur.

Seine Frau erwidert darauf:

So hört man überall die zarten Herrchen klagen.
Seid deutsche Männer erst, wollt ihr den Namen tragen!
Ahmt nach der Väter Thun, seid bieder, treu und rein,
Ehrt Weib und Vaterland, wenn ihr wollt Deutsche sein! u. s. w.

Solcher Zeugnisse auf die nicht bloß äußerliche Teilnahme des jungen Grillparzer an den Strömungen seiner Zeit bieten seine Versuche eine überraschende Menge, Zeugnisse von hohem poetischen Werte, wie wir noch sehen werden. Das bedeutendste Werk dieser Periode aber ist „Blanka von Castilien,“ an der Grillparzer mehrere Jahre seines Lebens arbeitete, in der er sämtliche Stilgattungen seines zu dieser Zeit leidenschaftlich geliebten Schiller zu vereinigen bestrebt war, wie Sauer in seiner gehaltvollen biographisch-kritischen Einleitung zur Gesamtausgabe bemerkt, und über deren allzu große Ähnlichkeit mit Schillers „Don Carlos“ der junge Dichter sich schließlich selbst am meisten ärgerte. Sauer fügt noch treffend hinzu, daß der Held dieses Trauerspiels, Fedriko Guzman, Großmeister des Ordens von Sant Jago, Marquis Posa und Don Carlos in einer Person sei.

Auch hier ein düsterer Despot, der grausame Pedro, und ein schwärmerisch idealistischer Gegner, Guzman. Zwischen beiden ein passives Weib, die schöne

Blanka von Castilien, die Gemahlin Pedros, welche dieser aber noch niemals gesehen haben soll. Auch sie sehnt sich nach dem schönern und menschlichern Frankreich. In beiderseitigem Inkognito war dort, an den Ufern des Rhone, zwischen Blanka und Fedriko ein Liebesbündnis entstanden, das die politischen Zufälle zerrissen. Fedriko mußte nach Spanien eilen, wo der Bürgerkrieg ausgebrochen war, der noch andauert; Blanka mußte einem Gebote ihres Vaters gehorchen und König Pedro sich antrauen lassen, ohne Liebe und mit der Sehnsucht im Herzen nach dem verlornen Geliebten. Wie Carlos natürliche Bande an König Philipp knüpfen und ihn tragisch in seinen Wünschen bebeschränken, so ist Guzman durch die Bande der Vasallentreue und des Blutes, denn er ist ein natürlicher Bruder Pedros, in seiner Gegnerschaft beengt. Und doch ist Anlaß genug zur Feindschaft da. Graf Heinrich von Trastamara, ein andrer Bruder Guzmans, hat sich an die Spitze des Aufruhrs gegen den schwachen Lüstling Pedro gestellt; er lockt nun Fedriko, gleichfalls den König zu verlassen. So lange dieser nicht wußte, daß die neue Königin Blanka mit seiner aus Pflicht gegen die spanische Heimat von ihm verlassenen französischen Geliebten ein und dieselbe Person sei — der Gedanke an das Cölibat wird nie hervorgehoben —, wankte auch Fedrikos Treue für den König nicht, soviel er auch an ihm zu tadeln hatte. Nun aber macht Guzman diese Entdeckung, Blanka gesteht ihm ihre unveränderte Neigung ein, sie ist um so reiner, als sie Pedro niemals auch nur zu Gesichte bekommen hat. Der Konflikt, in den nun Guzman gerät, ist groß. Die durchsichtige Ironie des Tragikers will es, daß gerade er der Gouverneur der letzten Festung Xeres de la Frontera (Ort der Handlung) ist, die dem Könige noch geblieben ist, und auch diese wird schon von den Aufständischen belagert. Außerdem wird gerade Guzman zum Hüter Blankas bestellt, was die dramatisch bewegten Erkennungsszenen zur Folge hat. In seiner Hand liegt nun das Schicksal aller, und unsre Sympathie ist natürlich auch auf seiner Seite; denn Pedro steckt in den Banden einer schlauen Kokette, der Maria Padilla, die ihn gar nicht liebt, sondern nur als Werkzeug ihres nach der Krone strebenden Ehrgeizes betrachtet. Aber Guzmans Liebe zu Blanka verrät sich selbst. Pedro kommt, sieht seine Gattin zum erstenmale und verliebt sich in sie trotz Maria, Blanka sinkt bei diesem ersten Gegenübertreten Pedros ihrem Fedriko ohnmächtig in die Arme. Ihren Gegnern gelingt es nun, Pedro eifersüchtig zu machen. Dieser unterschreibt ein zu jeder Zeit ausführbares Todesurteil Blankas und Guzmans und läßt ihm die Schlüssel der Festung abfordern. Guzman kann gleichwohl seine Flucht mit Blanka vorbereiten. In dem Augenblicke jedoch, wo er sie durch einen verborgnen Gang entweichen läßt, wird er von Pedros Soldaten überfallen und niedergemacht. Man eilt Blanka in den dunkeln Gang nach, erreicht sie, tötet sie im Dunkel (wie die Königin im „Treuen Diener"), trotzdem daß Pedro selbst sie geschont wissen will. An ihrer Leiche sinkt der

schwache und feige König nieder. Graf Trastamaras siegreicher Einzug wird verkündet.

Gruppirung und Charakteristik der Personen, Führung und Motivirung der Handlung verraten noch den Anfänger. Auf der einen Seite Guzman und Blanka, auf der andern Pedro und Maria; Guzmans guter Geist ist Gomez, Pedros böser Geist Rodrigo; dieselben Listen gebrauchen Gomez und Rodrigo, um ihre Freunde zu überreden; auf der einen Seite das hellste Licht, auf der andern rabenschwarzes Dunkel: alles ganz schematisch. Die Charaktere aber schwanken in einem fort: zwischen ehelicher Pflicht und Liebe schwankt Blanka hin und her, Guzman zwischen Vasallentreue und Leidenschaft, Pedro zwischen Angst und Begier, zwischen Blanka und Maria; „mir ekelt vor dem Anschaun dieses Mannweibs," sagt Maria von ihm. Aber auch sie fällt schließlich aus der Rolle. Nachdem sie die längste Zeit mit flammender Leidenschaft den Untergang Blankas betrieben hat, bereut sie plötzlich nun ebenso leidenschaftlich und will die schöne Unschuld gerettet sehen — kurz, es geht recht sentimental zu, und den Ausgang des Stückes bestimmt schließlich doch nur der böse Zufall. Alle Personen sind außerordentlich beredt, sie tragen das Herz auf der Zunge, machen häufig den Eindruck der Nervosität und lieben starke Worte. So sagt Guzman im zweiten Akte, als er zu seiner Überraschung die ihm untergebenen Soldaten aus dem Schloßhofe abziehen sieht, was der mißtrauisch gewordne Pedro geheim angeordnet hatte:

> Ha, teuflische Verräterei! Ich eile,
> Sie zum Gehorsam zurückzudonnern!

Oder Rodrigo erteilt den Befehl, den geheimen Unterhändler Trastamaras gefangen zu setzen, mit folgenden Worten:

> Führet schnell ihn fort,
> Daß in des tiefsten Kerkers Höllennacht
> Er seinen teuflischen Verrat bereue,
> Bei kahlen Schädeln früherer Bewohner
> Der blutgen Reue öffne seine Brust
> Und in der morschen Totenknochen Klappern
> Sein eignes grasses Schicksal schaudernd lese.

Tod, Hölle, Teufel, Tugend und Sünde werden überhaupt sehr in Anspruch genommen, ganz so wie in Schillers Jugendwerken. Nach dem Muster der „eilenden Wolken, Segler der Lüfte," die Maria Stuart anruft, schwärmt Blanka im ersten Akt:

> Wo Quellen, rein wie seines Volkes Herzen
> Und ungefärbt vom Blut erschlagner Brüder
> Die heitern Himmelsfluren kühlend tränken,
> Wo sanfter strahlt der goldnen Sonne Antlitz,
> Und eine andre, schönere Natur
> Den reichen Segensmantel uns entfaltet!

Dahin laß mich ziehn,
Diesem Kerker entfliehn,
Die seligen Auen
Noch einmal schauen,
In deren Schoß
Mein junges Herz
Der Liebe Schmerz,
Der Liebe Wonne
Entzückt genoß.

Sogar ein Hofmann spricht in diesem fliegenden Versmaß zu Anfang des fünften Aktes, um die schönere Zukunft Spaniens zu schildern. Ganz schillerisch ist das Ideal, das Guzman seiner Blanka zeichnet, damit sie mit ihm fliehe:

Weib, das ich
Aus Tausenden mir auserkoren, sieh,
Ich sprenge alle Fesseln kühn, durch die
Des Königs feige Schlangenlist mich band,
Und trete wieder in den schönen Kreis
Der Menschheit, dem der Falsche mich entrissen!
Der heilge Vater löset alle Bande,
Die mich an diese Kleidung fesselten.
Mit diesem Mantel werf ich die Schimäre
Von Ruhm und Größe von mir, denen
Ich einst, von Wahn getäuscht, gehuldigt!

(Er reißt seinen Mantel [den er als Großmeister des Ordens von San Jago trägt] ab und wirft ihn weg.)

Nicht Ritter will ich nunmehr sein, nicht Krieger,
Und gern entsag' ich jedem Rang und Titel;
Ein einz'ger nur, ein einz'ger sei mein Stolz
Und hebe über Fürsten mich empor:
Der schöne Name Mensch, den die Natur
Dem Bettler wie dem König gütig gab,
Den schönsten, den sie ihnen geben konnte!
Mensch will ich künftig sein und Blankas Gatte!

So die Sprache des jungen achtzehnjährigen Grillparzer: eine unglaubliche Gewandtheit und Fülle im Ausdruck, von einer Glätte und Melodie, wie er sie später nicht besser getroffen hat, und ganz im Banne des achtzehnten Jahrhunderts, den der spätere Pessimist in einem Grade abschütteln konnte, daß er seiner Zeit um ein halbes Jahrhundert vorauslief, und Volkelt ihn mit Recht als einen spezifisch modernen Dichter bezeichnen durfte.

Aber in Einzelheiten kann man die Spuren des Originalgenies erkennen. Pedro der Schwächling ist eine Originalleistung Grillparzers. Das ungewönliche Verständnis für Bühnenwirkung, das der junge Dichter in den Aktschlüssen, in der Vorbereitung der Katastrophe, in den Überraschungsszenen zwischen Blanka und Guzman, sodann zwischen Pedro und Blanka, in den Monologen des

haltlosen Pedro bekundet: das sind Proben des großen Dramatikers im Keime. Dieser König Pedro, der still vor sich hinbrütend dasteht, indeß um ihn her gesprochen wird, hat Verwandtschaft mit Kaiser Rudolf. Auch die Neigung, die Last der Schuld auf mehrere Schultern (Pedro, Rodrigo) zu verteilen, der Kontrast zwischen den zwei Frauen Blanka und Maria sind originell grillparzerisch, und merkwürdigerweise stimmt auch schon der erste dramatische Held des jungen Grillparzer die Klage um den Verlust der Jugend an:

Laß mich zum Kinde werden, Mann!
Nimm alles, was ich habe, was ich bin,
Laß mich zum Kinde werden! O der schönen,
Der engelschönen Blütezeit des Lebens!
Da lag mein heitres, kindliches Gemüt,
Ein zart Gewebe ohne Falten, offen
Vor jedes Menschen forschendem Gesicht;
Da hob ich rein die reinen Händ' empor,
Nicht zum Vergelter, Richter, nein, zum Vater;
Der Andacht Blume war mir aufgeschlossen,
Da konnt' ich beten, Mann, da konnt ich beten!
Da liebt' ich alles, was ich auf dem Pfade,
Dem engbegrenzten, meines Wirkens fand,
Wars eine Blume, wars ein Mensch; in beiden
Fand ich nichts, als den zarten Widerhall
Der reinen Harmonie, die aus des Herzens
Geweihten Saiten himmlisch heilig hauchte.
Des Zorns und Hasses tötliche Gefühle,
Sie waren fremd der liebevollen Seele!
Da konnt' ich noch den schönen Apfel teilen,
Nach dem des Bruders Aug' verlangend blickte,
Ihn teilen oder ganz dem Teuern schenken!
O kehre wieder, goldne, heilge Zeit!

Das ist eine der lyrischen Prachtstellen der Dichtung, und wenn sie sonst nichts Merkwürdiges enthielte, als Denkmal sprachlicher Meisterschaft Grillparzers in einem Lebensalter, wo kein bekannter Genius noch etwas ähnliches geschaffen hat, ist die Veröffentlichung der „Blanka von Castilien" gerechtfertigt. Wie weit die deutsche Sprache durch die Thätigkeit unsrer Klassiker sich veredelt hat, ist hier sichtbar. Wie die Sprache von Goethes „Werther" ohne Klopstock nicht denkbar ist, so auch die Sprache des jungen Grillparzer nicht ohne Schiller. Dies richtig erkannt zu haben ist Sauers Verdienst, Laube hat den litterarhistorischen Wert des Stückes noch nicht zu würdigen gewußt. Für Grillparzer aber weit verhängnisvoller war, daß gerade derjenige Mann, dem er sein Werk anvertraute, keine tiefern Einsichten besaß und es rundweg als bühnenunfähig ablehnte. Was die Folge war, erzählt Grillparzer in der Lebensbeschreibung: „Mir selbst fiel bei der Rückgabe meines Trauerspiels die Prophezeiung meines Vaters ein, und ich fühlte mich in dem Entschlusse bestärkt, der

Poesie, vor allem der dramatischen Poesie, für immer den Abschied zu geben." (X, 56.) Es vergingen Jahre, bis der selbstquälerische Mann sich von Schreyvogel zu neuem Schaffen ermutigen ließ.

Dieselbe Abhängigkeit von Schiller verrät auch das „poetische Gemälde" „Irenens Wiederkehr," ein dramatisirtes lyrisches Gedicht zur Verherrlichung des Friedens, wie es die damalige Zeit der napoleonischen Kriege nahe legte. In einer romantischen Gegend, in deren Mitte einige Hütten stehen, erscheint zur Zeit des Sonnenaufgangs der Wandrer und preist die Schönheit der Natur, den Segen des Friedens:

Das Tier in uns hat die Natur hervorgebracht,
Den Menschen schuf erst seine Göttermacht!

Ein Jüngling mit Köcher und Speer auf die Jagd ausgehend, ein Landmann hinter seinem Pfluge singend ergehen sich jeder auf seine Art zum Preise der Waidmannslust und des stillen häuslichen Lebens. Wenn der Pflüger zur Sonne spricht:

Reiche Segensfüll entquillt
Deiner Spur,
Götterbild!
Hold gewillt,
Freundlich lächelnd, sanft und mild,
Heldin, sei auf meiner Flur!
Schwer und heiß
Rinnt der Schweiß,
Große Perlen hangen
Dicht an Stirn und Wangen,
Heiß entbrannt
Glüht der Sand
Und die Lüfte fluten,
Geschwängert mit der Sonne Gluten u. s. f.

so hören wir die wohlbekannten Rhythmen von Schillers „Lied von der Glocke." Über die vorüberziehenden Gestalten macht der Wandrer seine Betrachtungen. Dann erscheint das junge Mädchen, gedankenvoll in sich versunken; sie ist verliebt in den früher vorbeigegangnen Jüngling, vor dem sie schamhaft entflieht, als er wieder sichtbar wird. Mit einem Lobe auf die veredelnde Macht des Weibes: „das, stark durch Schwäche, hold weiß zu gewinnen," der „Herrscherin im Reich der Schönen," die nur im Frieden gedeihen kann, schließt der betrachtende Wandrer das Gedicht. Es ist eins der ersten Erzeugnisse, die von Grillparzer für die Öffentlichkeit bestimmt waren, und sollte in einem poetischen Taschenbuche erscheinen, das er — nach der Mode jener Zeit — mit einem seiner Freunde herausgeben wollte. Die Zensur war aber dagegen, und bei dieser Gelegenheit machte Grillparzer zum erstenmale die Bekanntschaft mit jener Macht, die ihm sein Dasein so vielfach verbittern sollte.

In das Jahr 1810 setzt Sauer den Umschwung in Grillparzers künstlerischer Bildungsgeschichte. „Während ihn vor einem halben Jahre Schillers Schriften noch entzückten, kann er sich im Juni 1810 in der leidenschaftlichen Verkleinerung desselben nicht genug thun, indeß Goethe, der damals noch eine sehr untergeordnete Rolle bei ihm spielte, nun seine ganze Seele füllt." Und

zu Goethe trat dann Shakespeare, in den der junge Grillparzer ganz untertauchte. Eine dritte Strömung erfaßte ihn noch, die deutsche Romantik, die er später so bitter befehdete. Zwar ihre Begeisterung für volkstümliche Lyrik vermochte er nicht zu teilen; aber wenn wir Grillparzers Neigung beobachten, zwei verschiedne Kulturstufen tragisch einander entgegenzustellen, so ist sie auf die Einflüsse der deutschen Romantik zurückzuführen, die nicht bloß die geschichtlichen Studien überhaupt vertiefte, sondern die Geschichte als ästhetisch wertvolles Element erst entdeckte.

In den vierzehn Dramenanfängen, die der dritte Ergänzungsband mitteilt, sind diese Studien und Einwirkungen bemerkbar. Interessant ist ferner, daß Grillparzer zumeist ohne ein Szenarium zu entwerfen sich an die Niederschrift seiner Dramen machte, und wenn er dann stecken blieb, so ist es nicht immer auf das Unvermögen zu setzen, die Handlung fortzuführen, sondern meist wohl darauf, daß ihn in seiner unerquicklichen äußern Lebenslage die Laune mit der Inspiration zum Weiterschreiben verließ. Die meisten Szenen tragen den Charakter fertiger Expositionen an sich, an denen kaum mehr etwas zu ändern gewesen wäre.

Die erste hübsche Szene giebt den Anfang zu einer „Lucretia Creinwill," deren Mittelpunkt Cromwell werden sollte. Der Oberst White erzählt dem Oberst Pride, wie ihn der junge Cromwell um eine schöne Beute, eben die Lucretia, in schlauer Weise gebracht habe. 1817 hat Grillparzer noch eine Notiz dazu gemacht, die für seine dramatische Kunstlehre bezeichnend ist. Sie lautet: „Als Cromwell das Parlament aufhob, zog er seine Uhr aus der Tasche und warf sie auf den Boden, daß sie in Stücke zersprang. »Ich will euch zerschmettern wie diese Uhr!« rief er dabei aus. Wie mag bei dem Zerschellen der Uhr am Steinpflaster den Parlamentsherren das Herz gezittert haben! Etwas Ähnliches müßte auf der Bühne von der herrlichsten Wirkung sein. So Wort und Bild zu gleicher Zeit."

Eine Fortsetzung zu Shakespeares „Sommernachtstraum" sollte die komische Oper „Der Zauberwald" werden. Den Zank zwischen Oberon und Titania samt einem Beschwichtigungschor hat Grillparzer niedergeschrieben. Ebenfalls in Abhängigkeit von Shakespeare stehen die bis in den dritten Akt fertigen Szenen eines „Robert, Herzog von der Normandie"; Shakespeares Historienstil spiegelt sich darin wieder. Der Herzog Robert ist von seinem jüngern Bruder Heinrich um die englische Krone betrogen worden. Nicht zufrieden damit, will er ihm noch seinen letzten Besitz, die Normandie, rauben. Robert geht es schlecht, er hat Unglück im Felde; im Schlosse Donteau herrscht auch schon Not, die Bevölkerung hat keine Nahrung. Den Schmerz über diese Not seiner getreuen Unterthanen kann er nicht ertragen. Er will sich selbst ihnen zuliebe opfern, auf alle Güter verzichten und mit seinem Weib und Kinde nach Frankreich abziehen. Er will sich in des Bruders Lager begeben, um darüber zu

unterhandeln. Alle seine Getreuen raten ihm ab, dem falschen und hinterlistigen Heinrich zu trauen; der ganze erste Akt stellt diesen Kampf Roberts mit seinen Unterthanen, seinen Feldherren, schließlich seinem geliebten Weibe dar, die alle vor dem geplanten Schritte als einer fruchtlosen Selbstaufopferung warnen. Robert aber traut dem Fürstenwort Heinrichs und muß zu spät erfahren, daß er unklug gehandelt hat. In verräterischer Weise wird Roberts Begleitung vor dem Zelte Heinrichs niedergemacht und er selbst mit Weib und Kind gefangen genommen. Den dritten Akt eröffnet eine Szene, die eine hochverräterische Intrigue von Heinrichs Neffen gegen den verachteten König einfädeln soll. Hier bricht das Bruchstück ab. Die Lagerszenen, das soldatische Kolorit, die Gegenüberstellung der Brüder sind sehr anziehend.

Die erste Szene eines Trauerspiels „Drahomira" bringt einen prächtigen Monolog der Titelheldin, der Heidin im Bunde mit unterirdischen Gewalten, die das in Böhmen um sich greifende Christentum bekämpfen will. Motive der Medea und Libussa klingen hier an. Auch eine „Rosamunde" wollte Grillparzer dichten.

Im Stile Goethes ist die erste von der süßen Sinnlichkeit der Herotragödie erfüllte Szene eines Dramas „Psyche" geschrieben. Man erinnert sich, daß im ersten Akte von „Des Meeres und der Liebe Wellen" Hero ein keckes Liedchen von der Leda mit dem Schwane trällert; sie versteht es nicht einmal, sie wundert sich über die Hartnäckigkeit, mit der das Liedchen ihr im Ohre bleibt; der Oheim hat es ihr sogar zu singen verboten. Hier eröffnet Psyche mit demselben Motive die Szene und in ganz derselben Stimmung:

Wie doch dies Lied, das ich kaum halb begreife,
Das Innerste des Herzens mir bewegt!
Der Vater meint, ich soll es nicht mehr singen,
Und gern gehorcht' ich ihm; doch unbewußt
Entschlüpft es immer wieder meinen Lippen,
So oft ich mich auch schon darum gescholten.
Ein dunkles, froh wehmütiges Gefühl ergreift
Mich bei den seltsam wunderbaren Tönen.

Für die Geschichte der Kunst Grillparzers ist gerade dieses Bruchstück von großem Werte. In der Herotragödie nimmt das verräterische Liedchen nicht den fünften Teil des Raumes ein, den es im Bruchstück der „Psyche" füllt. Über die ersten zwei ganz kurzen Strophen kommt die Venuspriesterin gar nicht hinaus; Psyche singt ein sieben Strophen langes, jede Strophe mit vier vierfüßige Jamben langen Versen von Anfang bis zu Ende. Hero trällert nur selbstvergessen, Psyche ist weit von dieser Naturwahrheit entfernt. Solchen aus den spätern Werken des Dichters bekannten Motiven begegnet man öfter in den Studien des jungen Grillparzer. So findet sich schon aus den Jahren 1812—1813 die Bemerkung: „Alphons VIII., König von Castilien, verliebt

sich in eine Jüdin. Seine Großen, die ein ihm zugestoßnes Kriegsunglück dieser verdammlichen Liebe zuschreiben, lassen das Mädchen ermorden. Alphons ward darüber wahnsinnig. Im Jahr 1194." So weit also in Grillparzers Leben reicht die „Jüdin von Toledo," das letzte seiner Meisterwerke, zurück.

Eine prächtige Prinz Heinz-Komödie hätte sein „König Heinrich der Vierte" werden können, den er am 3. September 1813 zu schreiben begann und in der Mitte des ersten Aktes liegen ließ. König Heinrich ist auf dem Wege zu seiner schönen Geliebten Gabriele d'Estrelles in der Verkleidung eines Pilgers, denn er muß sich vor den Spaniern in der Nähe, mit denen er Krieg führt, hüten. Er kennt die Gefahr, wagt sie aber doch und fällt richtig einer spanischen Wache in die Hände, denn Gabrielens Schloß ist in den Besitz des Feindes übergegangen. Und nun „mag der muntre Bearner dem schwerfälligen König von Frankreich aus der Klemme helfen." Das Bruchstück endet mitten in der überaus drolligen Szene mit dem dummen spanischen Kommandanten, den Heinrich nasführt.

Eine großartige Charaktertragödie hätten die „Pazzi" werden müssen, wenn Grillparzer den erhaltnen Plan ausgeführt hätte. Francesco Pazzi und der von ihm vielbeneidete Lorenzo de Medici werden als die typischen Gegensätze geschildert. Lorenzo der politische Künstler von Natur; ohne zu heucheln, schmeichelt er dem Volke, bezaubert es durch seine freigebige, frische, ruhige Persönlichkeit. Pazzi ist leidenschaftlich ehrgeizig, aber ein Grübler, mit nach innen gewendetem Blick, darum mißtrauisch, neidisch, ohne politische Kunst, ohnmächtig. Die einzige ausgeführte Szene ist ein Volksbild von der Art der Eröffnungsszene im „Egmont," farbig bewegt, und hier schon offenbart Grillparzer die echt dramatische Kunst, mit wenig Handlungen Charaktere erkennbar zu machen.

Die wertvollsten Bruchstücke, die mehr als alle andern das Bedauern über ihre Nichtvollendung erregen, sind die ziemlich weit gediehenen Expositionsszenen zu den Dramen: „Alfred der Große" und „Spartakus." Hier lernen wir den jungen Grillparzer von einer neuen Seite kennen, wir sehen ihn wie etwa Heinrich von Kleist ergriffen von dem Pathos der Befreiungskriege. „Alfred der Große" sollte die Befreiung Britanniens von dem Joche der Dänen darstellen; „Spartakus" den Kampf der Sklaven gegen die verderbten Herren. Im „Alfred" stellt Grillparzer zwei verschiedne Kulturstufen einander gegenüber, die Dänen sind Heiden, die Britannen Christen; nur läßt er hier seinem Humor die Zügel schießen. Er stellt den König als einen Feigling dar, der sich hinter das evangelische Gebot „Du sollst nicht töten!" verschanzt und, aller Männlichkeit bar, elend untergeht. Wie der König, so die Soldaten. In abenteuerlichster Weise vergrößern sie die Wildheit der Dänen, sie machen sie zu Menschenfressern. Eine Figur, dem Falstaff nachgeahmt, ist der salbungsvolle Bischof, der im Angesicht des auf ihn eindringenden Dänen zu plärren beginnt:

Gebenedeit sei Odin, heilig, heilig
Ist Odin und Sankt Thor in Ewigkeit.
Ich bin kein Christ mehr, will die Heidentaufe!

Es wird der verderbliche Einfluß dieser — wohl nicht sehr altenglischen — Geistlichkeit auf das Volk weiter noch veranschaulicht. Mitten unter diesen Menschen stehen Alfred der Große und sein Freund Graf Davon als die Träger des nationalen Schmerzes und nationalen Stolzes da. Alfred wird schon durch einen einzigen Zug vortrefflich eingeführt. Edelswithe ist über des alten Königs Feigheit wild; sie, ein Weib, empfindet die Schmach und will Alfred, den sie liebt, nach Prinzessinart aufstacheln:

Heut Alfred mögt ihr mich verdienen; reicht
Mir Eure Hand, vom Dänenblute rot
Und sie soll in der meinen ewig ruhn.
Alfred. Doch wenn ich feig entfliehe aus der Schlacht?
Edelswithe. Dem Helden Alfred schenkt' ich meine Liebe
Ihr seid ein Mann —
Alfred. Ich wollt', ich wär ein Mädchen;
Ich würd' Euch doppelt lieben, wenn ichs wäre.
Doch wenn ein Schwert mich im Gewühl der Schlacht —
Edelswithe. Dann wein' ich nicht, denn Ihr sinkt ehrenvoll.
Alfred. Sehr männlich, sehr! Ihr seid ein männlich Mädchen,
'ne Rose, wie ein Eichbaum, in der That!
Ein bischen mehr Mann oder weniger,
Und ich gäb' Euch im Heere einen Platz
Oder drück' Euch liebend an dies treue Herz.
Edelswithe. Herr, ich versteh Euch nicht.
Alfred. Um desto besser,
Es könnt' Euch um die Honigwochen bringen.

Das ist schon der Grillparzer, den wir als Schöpfer der Melitta, der Hero, der Esther kennen. Das Bruchstück reicht noch bis in den zweiten Akt hinein, wo Graf Davon dem dänischen Übermut kräftig gegenübertritt, so etwa wie das Volk der Tiroler gegen die herrschenden Franzosen aufgereizt wurde. Nach Sauers Vermutung mag das Trauerspiel „Andreas Hofers" Urbild dieses „Alfred" gewesen sein. Die Abhängigkeit von Shakespeare ist unverkennbar, so wenn Alfred sagt:

Das Leben ist nur eine Scheidemünze,
Das einen Wert allein durch das erhält,
Für was mans hingiebt. Komm, wir wollen wuchern
Und für das schlechte Blechgeld, das die andern
Wie blöde Kinder, weil es glänzt vergraben,
Uns Nachruhm kaufen, Kronen wert.

Auch der Shakespearische Rüpel ist in der Figur des Bob nachgeahmt.

Den Charakter der reinsten Originalität trägt das Bruchstück des „Spartakus," das uns in der That wie ein Torso einer antiken Kolossalstatue an-

mutet, an dem man bei allen großen Maßen die Natürlichkeit und Wahrheit des Einzelnen nicht genug bewundern kann. Spartakus ist als ein ganz elementarer Charakter entworfen, halb mystisch. Ein Mann von mächtiger Leibesgröße und Stärke mit dem zartesten, besten, empfindsamsten Herzen — so schildern ihn in dem breit exponirenden Dialoge sein Freund und sein Pflegevater. In der letzten Zeit aber hat sich Spartakus wunderlich verändert. Der früher mitteilsame ist jetzt verschlossen; der früher heitere wird jetzt auf Thränen ertappt; der früher stets gleichmäßig wohlgestimmte ist jetzt launisch wie das Wetter; er stöhnt und seufzt und bleibt regungslos liegen, und dann wieder verschwindet er — der pflichtgetreuste der Sklaven — tagelang, man weiß nicht, wohin. Was ist geschehen? Spartakus ist verliebt! verliebt obendrein in eine Römerin des edelsten patrizischen Geschlechts. Es ist Kornelia, die Tochter des reichen Krassus. Sie liebt ihn wieder, wie Julia den Romeo liebt, trotz der Tugendwächterin von Amme, mit der sie thut, was sie will. Um zu Kornelia zu gelangen, schwimmt Spartakus täglich über einen See, der sie trennt, an dessen anderm Ufer sie seiner harrt. Spartakus ist sich der Kühnheit seiner Liebe bewußt. Aber er ist ganz berauscht von seinem Liebesglück. So gewaltige Temperamente, wie er eines ist, werden von den Leidenschaften um so elementarischer ergriffen. Da bringt ihm ein Sklave, Knixus, den Verdacht bei: Kornelia wird dich verleugnen, wenn es zum offnen Bekenntnis kommen wird. Spartakus wehrt sich gegen den Verdacht, und in seiner schnurgerade aufs Ziel losgehenden Weise fordert er die Entscheidung bei der erstbesten Gelegenheit heraus. Er läßt sich vom Vater Krassus mit Kornelia im Garten überraschen, und Kornelia verleugnet ihn wirklich und fällt nach der ausgesprochnen Lüge dem Vater ohnmächtig in die Arme. Nur stammeln kann Spartakus noch:

> Ha! Sklave! — O Knixus! Knixus! — Ha, „Sklave,
> Was bietest du der Tochter deines Herrn!"
> Leb wohl!

Damit sollte die Spartakus-Tragödie ihren Anfang nehmen. Grillparzer hätte hier wohl einen Manrescharakter der gewaltigsten Art gestaltet. Warum er das Begonnene nicht vollendete — wer kann es wissen? Wenn alle Früchte reiften, wie reich müßten die Menschen sein! Jetzt erst erkennen wir, wie großartig Grillparzers Jugend sich anließ, und wieviel er unter der Ungunst seiner Zeit und auch seines eignen Dämons gelitten hat. Das leuchtende Bild dieser Dichterjugend aus dem Dunkel der Archive an die Sonne gebracht zu haben, ist das Verdienst der neuen Ausgabe der Werke Grillparzers.

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

19. Eine musikalische Stadt

Musikalisch sind wir in Scharzberg, das unterliegt keinem Zweifel. Neulich haben sogar die Wagenschieber und Weichensteller unsers Bahnhofs einen eignen Gesangverein gebildet. Man wird fragen: Wie ist es möglich, daß ein Gesangverein von Wagenschiebern etwas leistet, da doch immer mehr als die Hälfte dieser Leute im Dienste ist? Sie leisten gerade so viel wie die andern, die auch nie vollzählig sind. Ich erwähne die Thatsache auch nur darum, weil der Wagenschieberverein gerade der dreißigste Männergesangverein unsrer Stadt ist.

Jeder dieser Vereine hat einen schönen Namen, bei dem es meist mehr auf Wohlklang als Sinn und richtige Sprachform ankommt, z. B. Euphrosine, Polihymnia, Fidelia, Hilaria, Apollonia; jeder hat seinen Vorstand, seinen Dirigenten, sein Kneiplokal, seine Fahne und sein Stiftungsfest mit oder ohne Konzert, aber jedenfalls mit Tanz. Am Sängerbundesfeste treten alle diese Vereine, soweit sie unter einen Hut zu bringen sind, zu einem großen „Klangkörper" zusammen. Ein Vierteljahr vorher schon werden in allen einzelnen Vereinen die gemeinsam zu singenden Lieder eingeübt, natürlich hier so und dort so. Dann kommt die gemeinsame Probe, in der man sich um die Plätze zankt und die Stimmen einigermaßen zusammenbringt. Viel zu ändern ist nicht an der Geschichte, denn was bei diesen Sängern einmal eingerammt ist, das sitzt fest. Dann kommt die Aufführung, bei der gewaltig gebrüllt und viel dirigirt wird. Der Sängerbundesdirektor steht groß da. Aber alle Vereinsdirigenten sagen sich im Stillen, der Mann werde nachgerade alt, und sie könnten es mindestens ebenso gut. Hierauf erscheinen die einzelnen Vereine mit ihren einzelnen Dirigenten auf der Bühne. Die Dirigenten sind fast sämtlich Volksschullehrer, denen für die harte Arbeit, jede Note mühsam einzupauken, die Viertelstunde des Ruhms wohl zu gönnen ist. Viele sind wahre Meister im Dirigiren. Der eine schmiert mit kühner Schwenkung des Stockes jeder Stimme ihren Part unter die Nase, der andre lockt winkend die Töne hervor, ein dritter schwimmt auf Meereswogen mit Bewegungen wie die Rheintöchter, ein vierter singt vernehmlich in alle Stimmen den ersten Tenor, wie den zweiten Baß hinein und markirt alle Fehler, noch einer, der gedient hat, kopirt Saro. Die „Euphrosine" brüllt nach Anleitung ihres Dirigenten aus voller Sängerbrust; die „Fidelia" singt gequetschte Kehltöne, gleichfalls nach Anleitung ihres Dirigenten; die „Apollonia," die von dem kleinen Leopold geleitet wird, ist lyrisch angelegt und zirpt. Ihr Pianissimo ist großartig, es hört eben alles auf, und selbst der Dirigent verschwindet unter seinem Pulte. Im „Liederhort" herrscht der Sangeshumor; in der „Polihymnia," deren Dirigent einmal etwas von dunkler Klangfarbe gehört hat, singt man alles auf den Vokal u. Alle aber stehen auf der höchsten Stufe, was deutliche Textaussprache betrifft, namentlich das W im Anfange der Wörter gestaltet sich überall zu einem klangvollen Doppel-U (Uuas uns aint als daitsche Brieder u. s. w.), alle sind großartig und unübertrefflich in der Kunst,

die unbetonten Silben so pianissimo als möglich zu singen (Laß . . . dai . . . Hand . . . grai . . ., d. h. laß mich daine Hand ergraifen). Alle preisen „den Wein, den Wein, die Liebe und den Sang" und trinken Bier dazu.

Außerdem klimpert es aber auch in Scharzberg in allen Häusern. Die jungen Mädchen müssen doch auch musikalisch gebildet werden. Wenn sie dann heiraten, ist es freilich mit der Musik vorbei; aber es ist doch nett, wenn ein junges Mädchen etwas so schönes vorspielen kann, wie das „Gebet der Jungfrau" oder die „Klosterglocken" oder das „Silberfischchen" oder das „Wellenspiel" oder das „Erwachen des Löwen" oder den „Husarenritt." Auch muß doch eine anständige Familie ein Pianino besitzen, und es schickt sich doch nicht, wenn das Instrument gänzlich unbenutzt dasteht. Man unterschätze den Wert der Musik nicht. In Scharzberg haben zwei „Musikdirektoren," d. h. Musiklehrer von Beruf, eine Pianofortehandlung und fünfundzwanzig Volksschullehrer durch Klavierstundengeben und Vermittlung von Musikalienkauf ihr schönes Nebeneinkommen.

Wenn man aber gar in die Nähe des Seminars kommt, so gerät man in wahre Tonfluten. Zu gleicher Zeit brummen dort zwei Orgeln, quietschen zwanzig Geigen und versuchen so und so viel verwegne Klapperkasten den ungleichen Kampf mit ihnen aufzunehmen.

Unser wackerer Tanneboom, das ist der Stadtpfeifer, auch ein „Musikdirektor," hält mit seiner Herde von Lehrlingen wöchentlich zweimal Bierkonzert, über die unter „Kunst" im Intelligenzblatte berichtet wird mit der unvermeidlich wiederholten Behauptung, das Publikum habe die Pflicht, durch den Besuch der Konzerte die Kunst zu unterstützen. Auch bei den verschiednen Festen des „Kaufmännischen Vereins," der „Reschurse" und andrer Vereine wird konzertirt. Was soll man auch bis zu Tische oder bis zum Tanze anfangen? Eine Idee hat nicht jeder Vorstand, aber eine Sängerin kann man allemal haben, und das Orchester ist sowieso da. Man hört also dieselben alten Stückchen, wie den „lieben Schwan" aus dem Lohengrin, die Tell-Ouverture und die Glöckchen-Polka, die in den Wochenkonzerten aufgetischt werden, auch einmal als Festmusik; man kann die „Toilette" einer Sängerin bewundern oder bekritteln, man hat das Recht zu „applaudiren" und fühlt sich gehoben und befriedigt.

Reisende Künstler, Sänger, die es einst waren oder auch niemals sein werden, durchgegangene Konservatoristen, blinde Orgelspieler gehen nie an unsrer Stadt vorüber, ohne künstlerische Genüsse, großartige Leistungen, „genußreiche Abende" in Aussicht zu stellen. Aber sie fallen gewöhnlich erbarmungslos hinein, ebenso wie die paar vertrauensvollen Seelen, die zu solchen Konzerten zu gehen pflegen und nun im leeren Saale sich und die Konzertgeber bemitleiden. Was denken sich auch jene Leute! Sie sind fremd, sie haben in der Stadt weder Freunde, noch Verwandte, noch sonstigen Anhang. Wie kommen sie dazu, von der Bürgerschaft Berücksichtigung zu fordern? Ja, wenn es Größen ersten Ranges wären, deren Namen man auswendig weiß, von denen man hundertmal in den Zeitungen gelesen hat, aber die kommen zu uns nicht.

Endlich haben wir in Scharzberg noch den Bürgergesangverein und die Singakademie. Leider muß gesagt werden, daß beide Vereine zu einander stehen wie Hund und Katze. Doktor Schallop, der alles auf den Kopf zu stellen liebt, sagt: Wenn wir nur einen von beiden hätten, hätten wir mehr. Es ist auch wahr, zwei „große" Gesangvereine ist für unsre kleine Stadt ein bischen viel. Aber sollen die Bürger sich von den Beamten und andern nicht stadtsässigen Leuten kommandiren lassen? Nein! Soll der Bürgergesangverein, der nun schon länger

als fünfzig Jahre besteht zum Besten dieser Singakademie von gestern abdanken? Nein! Soll unser Direktor, der seit mehr als zwanzig Jahren als Musiker groß dasteht, diesem jungen Röhrig nachstehn? Nein! Sollen sich unsre Töchter von den Herrn Referendaren und Leutnants geringschätzig behandeln lassen? Nein! Mögen sich die Brandmeiers und Riesels und wie sie heißen an das vornehme Volk wegwerfen, wir bleiben unter uns. Das war die Meinung der Väter der Stadt und der andern ehrsamen Bürger, welche Mitglieder des Bürgergesangvereins waren — in der Weise, daß sie die Beiträge bezahlten und ihre Töchter sangen. Die Sänger zu beschaffen war Sache des Herrn Dirigenten. So war das von jeher gewesen, und so sollte das auch sein und bleiben. Die Väter zahlen ihren Beitrag und die Töchter singen — bis zur Verlobung, dann haben die Dummheiten ein Ende. Aber kann denn nicht auch eine Frau singen? Warum nicht gar! Eine Frau ist für ihr Haus da und hat keine Allotria zu treiben. Die Frau Apothekerin hat es es einmal versucht, auch als junge Frau zur „Singestunde" zu gehn, der haben wir aber das Handwerk gründlich gelegt. Uebrigens ist die Frau Apothekerin — unter uns gesagt — ein bischen exaltirt. Mit den Sängern hats seine Schwierigkeit. Die Hauptsache müssen wieder die Herrn Lehrer thun. Dafür dürfen die jüngern von ihnen auch Bürgertöchter der dritten oder vierten Vermögensstufe heiraten. Hierzu kamen ein paar „junge Leute," das sind Kommis, die zum Singen kommandirt werden, und ein paar ältre Herren von jugendlichem Gemüte. Mit dem Tenor steht es übel. Ein richtiger Tenor ist unter den Sängern gar nicht zu finden, und Herr Pauli, der sich für einen Tenor hält, ist viel zu alt und abgesungen; wenn der lieber ganz still wäre! Eigentlich giebt es in der Stadt nur einen einzigen Tenor, das ist der rote Hahn, den haben sie aber in der Singakademie, und bis jetzt ist es wenigstens unmöglich, ihn der Singakademie abzuspannen.

Vom Vorstande ist nicht viel zu sehen. Im Grunde giebt es nur den Vereinsdiener, der die Proben ansagt und die Beiträge holt, und den Dirigenten, der mit unbeschränkter Vollmacht gebietet, als wäre er der Unternehmer des Ganzen. Sein Selbstbewußtsein ist sehr groß, man kann auch lange suchen, ehe man einen Mann findet, der gleich großes leistet als Musikant und Rechenmeister. Vielleicht ist dem Leser schon einmal die Schrift in die Hand gekommen: „Leitfaden für das Kopfrechnen der gehobenen Bürgerschule." Dieser Leitfaden ist von unserm Dirigenten verfaßt; er hat die allergünstigsten Rezensionen erfahren und ist sogar von der königlichen Regierung empfohlen worden. Aber ebenso groß wie als Rechenmeister ist dieser Dirigent als Musiker. Man hat gefragt, wie denn das beides zusammenpasse. Ja, warum soll es denn nicht passen? Die Musik ist die Kunst, die auf Zahlen beruht. Die Höhe der Töne hängt von der Schwingungszahl ab, Rhythmus und Takt gehören in das Gebiet der Bruchrechnung. Der Generalbaß besteht aus Zahlen, man kann eine Harmonisirung, einen Kontrapunkt ganz gut auf der Tafel ausrechnen. Dr. Schallop meint natürlich, das alles habe mit der Kunst nichts zu thun. Mein Gott, mehr als Noten kann doch kein Mensch spielen oder singen.

Als Rechenmeister hält unser Dirigent — ich habe vergessen zu sagen, daß er Leixner heißt — auf „korrekte" Aufführungen, korrekt wie sein Unterricht in der zweiten Knabenklasse und wie sein Orgelspiel in der St. Jakobskirche Da fehlt kein Achtelchen, da ist jedes piano und forte an seiner richtigen Stelle. Und was das schönste ist, man merkt es gleich, hier solls leise gehn und da solls laut gehn, dies soll staccato sein, und jenes legato. Alles ist hübsch deutlich

und klar und findet auch bei der Hörerschaft das gebührende Verständnis. Uebrigens kennt Leixner die Grenzen der Leistungsfähigkeit seines Chors; darum macht er sich nicht gern an große Sachen. Wenn einmal Rombergs „Glocke" oder Haydns „Schöpfung" drankommt, so bedeutet das eine Haupt- und Staatsaktion. Dafür hat er eine große Vorliebe für kleine Kompositionen unbekannter Autoren, die nach seiner Meinung stets „bekanntlich" zu den bedeutendsten Musikern der Gegenwart gehören.

Wenn Uebungsabend ist, so versammeln sich die Töchter der Stadt pünktlich im obern Saale des „Prinzen Albrecht". Das Schwatzen vor Anfang der Uebung ist das Schönste bei der ganzen Sache. Unten in der Herrenstube sitzen die Väter der Stadt beim Schoppen, und an sie schließen sich zunächst auch die Herren Sänger an. Man ist unentbehrlich, also hat man es nicht eilig, sondern läßt gern ein bischen auf sich warten. Während dessen hat der Herr Dirigent die Notenhefte auszuteilen. Er macht es mit einiger Umständlichkeit, und er fügt auch bei den jungen Mädchen, die bei ihm Singstunde haben, einige geheimnisvolle Bemerkungen hinzu, wodurch jene als Wissende ausgezeichnet werden. Hierauf öffnet er den Flügel und stellt seinen Stuhl zurecht, durchschreitet den Sal nach allen Richtungen und sieht mehrmals nach der Uhr. Dann wird der Musikbote hinabgeschickt: die Herrn möchten die Güte haben, heraufzukommen. Es kommt keiner. Nach einiger Zeit ergeht die zweite Botschaft: die Herrn möchten aber nun heraufkommen. Jetzt kommt man sachte angezogen. Sagen darf der Dirigent nichts, sonst reißen die Herrn ihm wieder aus; überdies sind sie der Mehrzahl nach Kollegen, die er mit Schonung behandeln muß. Mit den Damen werden nicht soviel Umstände gemacht.

Nun gehts los. Meine Herren, Nummer 26 aus der Schöpfung: „Vollendet ist das große Werk." Einige Takte werden fortissimo vorgespielt. Der arme Flügel! Meine Herren, erinnern Sie sich daran, was ich das vorigemal gesagt habe, im Tenor heißt es also: Vollen—det i—ist das große Werk. Sopran und Baß haben: Vollendet ist da—as große Werk. Also nun! — — Abgeklopft. Der Alt hat im eins — zwei — drei — vier — fünf — sechsten Takte wieder gesungen f—f—c—f. Es heißt f—f—b—f. Wir müssen die Stimmen noch einmal einzeln durchnehmen. Der Alt singt nun seinen Part fünfmal hinter einander. Endlich gehts. Nun also weiter! Auch unsre Freud' — auch unsre Freud', auch unsre Freud' — Sopran! Auch unsre Freud' erscha—a—alle laut. Tenor mit dem zweiten Achtel: Des Herren Lo—o—ob! Raus im Alt: Des Herren Lo—o—ob erschalle laut! Und so weiter in dulce infinitum. Es kostet volle dreiviertel Jahr, ehe die Schöpfung durchgeübt und mit allen „dynamischen Schattirungen" ausgestattet ist.

Dafür ist aber auch eine Aufführung ein großes Ereignis. In der Zeitung wird schon wochenlang vorher auf den bevorstehenden Genuß hingewiesen. Die Töchter werden neu eingekleidet, die Mütter sind in Aufregung, endlich kommt der Abend, der Konzertabend. Der Saal ist bis zum letzten Platze gefüllt, alles ist da, nur die Herren Väter sitzen nach wie vor beim Bier unten in der Herrenstube. Die musikalischen Größen der Stadt stehen im Hintergrunde mit wahren Sphinxgesichtern. Jetzt rauschen die Sängerinnen, die man von auswärts verschrieben hat, in den Saal. Allgemeines Kopfwenden, heftiges Geflüster: Resedegrüne Seide mit Marschall-Niel-Rosen. — Ah! Gelber Atlas mit schwarzen Spitzen. — Hm! Die Damen begeben sich auf ihre Plätze und ruscheln sich zurecht. Angelegentliches Gespräch mit dem Dirigenten. Das Cello wird noch vier Zoll nach

links gerückt, die Flöte wird näher herangezogen. Letzte Unterredung mit Meister Tanneboom, der sich ebenso wie die andern Geiger mit Stimmen gar kein Genüge thun kann. Leixner betritt den Dirigentenplatz. Ermunternder Blick zum Tenor hin, warnende Vermahnung an den Alt. Die Damen im Sopran müssen noch etwas zusammenrücken. Noch eine kurze Bemerkung für die Sängerinnen, noch ein schneller Ueberblick über die Partitur. Endlich los!

Die Chöre müssen ja gehen, dazu sind sie viel zu fest eingepaukt. Freilich sang man sich zuletzt im Eifer in ein gewisses Mezzoforte hinein, worunter einige „dynamische Schattirungen" Schaden litten. Aber so was kommt überall vor. Die Solosängerinnen genirten sich nicht, sondern sangen, was das Zeug hielt. Dafür kriegten sie es aber auch bezahlt, und für sein Geld will man etwas hören. Das Orchester war unübertrefflich. Schon das Chaos zu Anfang der Schöpfung gelang meisterlich. Wenn Saint Saëns in seinem berühmten Totentanze eine verstimmte Klarinette einführt, so erscheinen zwei verstimmte Klarinetten im Chaos nicht zu viel zu sein. Leider verstand Meister Tanneboom diese musikalische Feinheit nicht, sonst hätte er nicht selbigen Abends die betreffenden unglücklichen Lehrlinge abgeohrfeigt. Daß einmal die Trompeten auseinander kamen und die Pauke falsch einsetzte, waren vereinzelte Unglücksfälle. Auch so etwas kommt überall vor. Leixner kannte das und ging großmütig darüber hin.

Wer hätte gewagt, etwas dagegen einzuwenden, daß der große Tag mit einem „Tänzchen" schloß? Die Jugend tanzt nun einmal gern, die neuen Kleider waren angeschafft und angezogen, die Musik war da, also mußte sichs der alte Haydn schon gefallen lassen, daß man auf seine Musik Walzer und Polka folgen ließ. So blieb man denn beisammen. Der Sal wurde geräumt, gesprengt und gekehrt, und das wahre Vergnügen konnte nun losgehen. Tannebooms Künstler, die sich bei der „Schöpfung" sehr unbehaglich befunden hatten, strichen mit Befriedigung ihre alten Tänze. Die beiden Sängerinnen durften dableiben und mittanzen. Auch die Herren Väter erschienen jetzt, nachdem das Gespräch in der Herrenstube oder die Skatpartie beendet war. Jetzt gab es auch was zu essen. Der Wirt hatte aus dem Hassebacher Teich Karpfen kommen lassen; so was läßt man sich nicht entgehen.

Leixner durchwandelte seine Scharen in gehobner Stimmung. Kein Mensch aus der Bürgerschaft sagte ein Wort der Anerkennung. Niemand wagte es überhaupt ein Urteil zu äußern. Man hatte die bange Ahnung, daß eine Dummheit zu Tage kommen könnte, und so hüllte man sich in philosophisches Schweigen. Der eine oder der andre der kunstverständigen Kollegen brachte, so weit es der stille Neid gestattete, einige lobende Redensarten an. Leixner nahm sie entgegen mit einer Miene, als wollte er sagen: Was könnt ihr armen Teufel geben! Aber im Stillen ging es ihm ein wie Honigseim. Zum Schlusse setzten sich Leixner und Tanneboom, wie es herkömmlich war, zusammen hinter eine Flasche Wein, um die großen Ereignisse noch einmal durchzusprechen und sich gegenseitig in den Himmel zu heben. Setzte sich, wie es auch herkömmlich war, der Redakteur des Intelligenzblattes als dritter hinzu, so wurde das Geschäft der gegenseitigen Anerkennung mit besonderm Eifer fortgesetzt. Um zwölf Uhr ging alles heim, damit man nicht drei Mark in die Armenkasse zu zahlen brauchte. Und es war „sehr nett" gewesen.

Natürlich mußte am dritten Tage eine Rezension in der Zeitung stehen. Wenn nur nicht der gute Rösing, der Redakteur, in musikalischen Dingen so gar ungeschickt wäre! Ueberläßt man es ihm, so macht er unzweifelhaft irgend eine große Dumm-

heit, oder er ergeht sich in schwungvollen nichtssagenden Redensarten. Also bleibt nichts übrig, als das Ding selbst zu machen, wenn man etwas ordentliches haben will. So zog denn am andern Morgen der Klassenerste mit dem „Material" zur Kritik, das Leixner schon im voraus zusammengestellt hatte, zur Expedition. Röfing hatte nur noch Kopf und Schwanz daran zu machen, und am Abend stand eine lange Rezension im Intelligenzblatte.

Sie ging von der in vorwurfsvollem Tone vorgetragnen Bemerkung aus, daß man unsterbliche Meisterwerke wie Heydns „Schöpfung" viel zu selten zu Gehör bekomme. Man sei der Opferfreudigkeit des Gesangvereins und seines bewährten Dirigenten zu großem Danke verpflichtet, daß unsrer Stadt der Genuß, die „Schöpfung" zu hören, nicht länger vorenthalten geblieben sei. Dann folgte aus Riemanns Musiklexikon ein Absatz über das Oratorium im allgemeinen, über Haydn im besondern und Haydns „Schöpfung" im allerbesondersten. Die Aufführung war natürlich über alles Lob erhaben gewesen, die Chöre sicher eingeübt, und mit „dynamischen Feinheiten" ausgestattet, die Leitung durch „unsern wohlbewährten Leixner musterhaft," der Gesamteindruck „ein gewaltiger." Auch das Orchester unter der Leitung „unsers Tanneboom" war „recht brav" gewesen. Die fremden Sängerinnen kriegten in etwas geheimnisvoller Form ihren Klaps. Etwas muß man doch in einer Rezension auch tadeln, und bei einer fremden Sängerin kann das keine übeln Folgen haben.

Man las die Rezension mit vieler Andacht. Nun erfuhr man doch auch, was man gehört hatte. Auch Leixner konnte es nicht lassen, sie mit liebevollem Verweilen seiner Gedanken ein halbes Dutzend mal zu lesen. Das war sein Lohn für die viele Arbeit.

Selbigen Abends ward in verschiednen Gasthäusern barbarisch auf Leixner geschimpft. Wir müssen leider sagen, daß die Herren Kollegen die schlimmsten waren. Was dieser Leixner sich einbildet, hieß es, der denkt, weil seine Frau eine geborne Häseler ist — was dem seine Frau ist, das ist meine Frau allemal. — Und mit der Musik ist es auch nicht so weit her bei ihm, wie er sich einbildet. — Und die Rezension hat er doch selber geschrieben. — Kinder, laßt ihn, er hat sein musikalisches Einmaleins hergesagt und sich zum Lohne einen raufgesetzt.

Musikalisch sind wir in Scharzberg, das muß man uns lassen. Aber wo bleibt die Singakademie? Die kommt das nächstemal dran.

März 1889 F A

ad naturam delineavit

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein neuer Ballhorn. Die deutsche Schule begeht in diesen Tagen (26. März) den hundertjährigen Geburtstag eines Dichters, der mit seinen Liedern und Fabeln in den Kinderstuben und in den Unterklassen der Volksschulen zum unbestrittenen Liebling der Jugend geworden ist, den Geburtstag Wilhelm Heys.

Da trifft es sich denn seltsam, daß just zu derselben Zeit ein deutscher Lehrer sich aufs gröblichste an dem Dichter versündigt, den andre deutsche Lehrer mit

ihren Schülern zu feiern sich anschicken. Der Oberlehrer Ludwig Rudolph an der Luisenschule zu Berlin fand, daß es für die deutsche Jugend an einer wohlgeordneten, für jedes Lebensjahr ein besondres Bändchen bietenden Sammlung deutscher Gedichte fehle, und er veröffentlichte daher „Deutschlands Dichter für Schule und Haus. Mit erläuternden Anmerkungen versehen und zum mündlichen Vortrage eingerichtet“ (Berlin, A. Reinecke). Die Sammlung ist auf zehn Bände berechnet. Uns geht hier nur der erste Band an, der „für Kinder von sechs bis sieben Jahren“ bestimmt ist.

Wie nicht anders zu erwarten war, enthält er eine größe Anzahl Heyscher Fabeln; aber wir trauten unsern Augen kaum, als wir sie hier sahen. Waren denn das die alten lieben Bekannten von der Kinderzeit her? Wie blickten sie uns doch zum Teil so fremd an; wir kannten sie kaum noch und meinten doch, sie von früher her noch recht gut zu kennen. Da endlich stellt sichs heraus, je mehr wir ihrer ansehen; es sind gar nicht die Heyschen Fabeln, Wechselbälge sinds, die Herr Rudolph untergeschoben hat.

Ja, man muß bedenken, Herr Rudolph ist Oberlehrer, und er sammelt Gedichte für die Jugend. Da giebt es wohl manches Gedicht, das recht gut zu brauchen wäre, wenn es nur nicht hie und da den pädagogischen und ästhetischen Anforderungen des Herrn Oberlehrers widerspräche. Aber zum Heile der Jugend muß auch ein Dichter sich gefallen lassen, korrigirt zu werden; der Herr Oberlehrer setzt das als ganz selbstverständlich voraus und sagt darüber in der Vorrede: „Der Jugend die Schätze früherer Zeit unter Berücksichtigung der fortgeschrittenen Entwicklung unsrer Sprache, sowie unter Beachtung der unsrer Gegenwart entsprechenden pädagogischen Anforderungen wieder zugänglich zu machen, ist unser Bestreben gewesen. Die Dichter mögen es uns daher verzeihen, wenn wir teils aus pädagogischen, teils aus sprachlichen oder ästhetischen Rücksichten hier und da eine kleine Veränderung vorgenommen haben, sobald es darauf ankam, den Kindern den Wortlaut einer Stelle mehr mundgerecht zu machen.“

Man würde irren, wenn man nach dem hier gesagten meinen wollte, es handle sich bei den vorgenommenen Aenderungen vorzugsweise um Beseitigung veralteter Sprachformen, z. B. in einer Lutherschen Fabel oder dergleichen. Nein, unter den von dem Herrn Oberlehrer verbesserten Gedichten finden sich solche von Dichtern der neuesten Zeit, im ersten Bändchen z. B. von Hey, Güll, Reinick, Löwenstein, Hoffmann von Fallersleben u. a., in weitern Bändchen von Felix Dahn u. a.

Wer einmal in seiner Jugend Heysche Fabeln gelernt hat, der weiß noch genau die Verse vom Bettelmann mit dem kohlschwarzen Röcklein, er kennt sie Wort für Wort bis zum Schluß:

> Hoch aus der Luft so frisch und munter
> Hab Dank! hab Dank! rief er herunter.

Wie fremd mutet ihn da die Fabel in des Herrn Oberlehrers Buche an, wonach die Kinder jetzt lernen sollen:

> Hoch aus der Luft rief froh und munter
> Er jetzt: habt Dank! habt Dank! herunter.

Wenn nun die Familie dem Kinde das Heysche Fabelbuch mit den Speckterschen Bildern, wie es Herr Perthes verkauft, also mit den Heyschen Sünden gegen Pädagogik, Sprache und Aesthetik, unter den Weihnachtsbaum legt — giebt das nicht eine heillose Verwirrung?

In dem Gedichtchen vom Vogel am Fenster: „An das Fenster klopft es: Pick, pick“ u. s. w. lernten wir seiner Zeit:

Lieben Leute, o laßt mich ein!

Aus des Herrn Oberlehrers Buche sollen die Kinder lernen:

Bitte, ihr Kinder, laßt mich ein.

Aber mit solchen kleinen Abänderungen begnügt sich der Herr Oberlehrer nicht immer. In der Fabel vom Sperling, dem das Pferd erlaubt, aus seiner Krippe ein paar Körnlein mit wegzupicken, heißt es bei Hey:

Und sie aßen zusammen, die zwei,
Litt keiner Mangel und Not dabei.
Und als dann der Sommer kam so warm,
Da kam auch manch böser Fliegenschwarm;
Doch der Sperling fing hundert auf einmal,
Da hatte das Pferd nicht Not und Qual.

Bei Rudolph:

Und sieh, so aßen zusammen die zwei,
Litt keiner Mangel und Not dabei;
Und als nun der Sommer kam so warm
Und mit ihm der lästige Fliegenschwarm,
Da fing der Sperling wohl hundert fast,
Die wurden jetzt nicht mehr dem Pferde zur Last.

Dafür, daß Herr Rudolph in der Fabel vom Pudel, den die Hausfrau an seinem weißen Barte als den erkennt, der die Milch genascht hat, die Hausfrau in eine Köchin verwandelt hat, können wir weder pädagogische, noch sprachliche, noch ästhetische Gründe auffinden; Herr Rudolph muß es aber wohl gewußt haben, warum er diese wichtige Verbesserung vornahm. Er wird auch gewußt haben, warum er in derselben Fabel da, wo Hey sagt:

Da hing er den Schwanz bis auf die Erden
Und heulte und schämte sich so sehr 2c.,

Vergangenheit und Gegenwart abwechseln läßt, ein „gleich“ einschiebt, dem Hängenlassen des Schwanzes auch noch das Senken des Kopfes hinzufügt und so schreibt:

Da hing er gleich den Schwanz zur Erden,
Senkt den Kopf und schämt sich sehr.

Bei Hey fragt die Hausfrau, die ein Mäuschen beim Zuckernaschen ertappt:

Mäuschen, was schleppst du dort
Mir das Stück Zucker fort?

Herr Rudolph erweitert das auf vier Zeilen und belehrt uns, daß der Zucker „bei der Kammerthür“ gelegen hat. Bei ihm heißt es nämlich:

Mäuschen, was machst du hier
Bei meiner Kammerthür?
Willst hier wohl stehlen? Auf mein Wort,
Schleppst mir ja meinen Zucker fort.

Nachdem die Maus die Hausfrau gebeten hat, ihr den Zucker für ihre hungrigen Kindlein zu lassen, heißt es bei Hey weiter:

Da lachte die Frau in ihrem Sinn
Und sagte: Nun Mäuschen, so lauf nur hin!
Ich wollte ja meinem Kinde soeben
Auch etwas für den Hunger geben.
Das Mäuschen lief fort, o wie geschwind!
Die Frau ging fröhlich zu ihrem Kind.

Wir haben bis jetzt nicht gewußt, daß diese gutmütige Hausfrau eine Berlinerin gewesen ist; wir erfuhren es erst aus der Rudolphschen Verbesserung. Diese lautet:

Die Hausfrau lachte in ihrem Sinn
Und sprach: Na, Mäuschen, denn lauf nur hin!
Wollte ja auch meinem Kinde eben
Einen Pfefferkuchen zum Knabbern geben.
Das Mäuschen aber lief fort geschwind,
Und die Mutter ging fröhlich zu ihrem Kind.

Kann uns nach dem Lesen dieser Probe von Verbesserungen deutscher Gedichte jemand verdenken, daß wir an die Spitze dieser Mitteilung „Ein neuer Ballhorn" geschrieben haben?

Nachschrift der Redaktion. Es ist gewiß nicht schön, wenn Verse verballhornt werden, mag nun der Dichter Goethe oder Schiller, oder mag er Hey oder Burmann heißen. Aber sollte man nicht den guten Hey jetzt lieber ganz in Ruhe lassen? Und den guten Speckter dazu? Es wird doch wirklich die höchste Zeit. Die sogenannten „Fabeln" Heys mögen, als sie zuerst erschienen (1833), einem gewissen Bedürfnis entgegengekommen sein. Heute aber haben wir doch längst viel Besseres, zum Teil schon unter dem kunstmäßig für Kindersinn und Kindermund geschaffnen, vor allem aber unter den wieder aus dem Brunnen der Volksdichtung geschöpften Kinderliedern und Kindersprüchen. Wenn wir eine Mustersammlung von Kinderliedern zusammenstellen sollten, wir würden in die größte Verlegenheit kommen, wenn wir aus Heys „Fabeln" auch nur eine oder zwei für diese Sammlung auswählen sollten. Unser verehrter Herr Mitarbeiter hat den „Raben" und das „Pferd und den Sperling" herausgegriffen. Das sind verhältnismäßig noch die hübschesten, außerdem etwa noch der „Schneemann," aber mustergiltig ist nicht eine einzige darunter. Man sehe sie doch nur an, diese angeblichen „Fabeln," sie sind alle nach derselben Schablone gemacht. Erst ein Gespräch zwischen dem Kinde und einem Tiere, oder zwischen zwei Tieren, meist gesucht, witzlos, frostig, mit Mühe die sechs Zeilen füllend, dann noch sechs erzählende Zeilen, genau von derselben Beschaffenheit. Wir haben früher einmal die Vermutung ausgesprochen, daß die „Fabeln" Heys erst zu Speckters Bildern angefertigt worden seien; so lahme Geschichten, sagten wir uns, kann niemand schreiben, wenn er nicht unter dem Zwange bildlicher Vorlagen steht, es ist ja die reine Clichépoesie. Wir wurden damals eines Bessern belehrt, es soll urkundlich nachweisbar sein, daß die Reime Heys eher dagewesen seien als die Bilder Speckters. Neuerdings ist uns von kundiger Seite verraten worden, daß nur die sechs Dialogzeilen vor den Zeichnungen dagewesen, die sechs angeschlossenen erzählenden Zeilen aber auf Wunsch des damaligen Verlegers erst nach Anfertigung der Zeichnungen noch von Hey hinzugereimt worden sind. Doch wozu die vielen Worte? Hier sind ein paar vollständige Proben, damit der Leser, der vielleicht nur noch eine dunkle Erinnerung an diese „Fabeln" aus seinen Kinderjahren hat, mit seinem heutigen Urteil wieder einmal an sie hinantreten kann.

Hündchen und Böckchen.

Hüte dich Böckchen, jetzt beiß' ich dich! —
Hüte dich, Hündchen, jetzt (?) wehr' ich mich! —
Habe gar einen scharfen Zahn. —
Sind mir zwei Hörner gewachsen an. (!) —
Böckchen, es war nicht so schlimm gemeint,
Laß uns nur spielen und sein(!) gut Freund.

Und so liefen den ganzen Tag
Immer die zwei einander nach;
Hündchen das bellte mit Gewalt(!),
Böckchen das zeigte die Hörner bald(!);
Sprangen dann wieder um die Wette.
Wers doch mit angesehen hätte! (!)

Kind und Ochse.

Ei, Ochse, worüber denkst du nach,
Daß du da liegst fast den ganzen Tag,
Und machst so gar ein gelehrt Gesicht? —
Hab Dank für die Ehre! So schlimm ists nicht.
Die Gelehrsamkeit, die muß ich dir schenken(!);
Ich halte vom Kauen mehr als vom Denken.

Und als er noch gekaut eine Weile
(Er hatte nicht eben die größte Eile),
Da spannten sie vor den Wagen ihn;
Ein schweres Fuder sollt' er ziehn.
Das that er auch ganz wohlgemut,
Das Denken konnt' er nicht so gut.

Und das soll „für Kinder von vier bis sieben Jahren bestimmt" sein, wie es in der Vorrede „An die Eltern" heißt! Heutige Eltern würden doch zu bedauern sein, wenn sie ihren Kleinen nichts Besseres vorzusagen wüßten. Und nun sehe man vollends die Sprachform dieser „Fabeln" an! Diese holprigen, klapprigen Verse, bei denen man oft schlechterdings nicht weiß, wie man betonen soll, dieser fortwährend wechselnde Rhythmus, bald Trochäen, bald Jamben, bald Daktylen, um die freilich auf deutsche Verse eigentlich nicht anwendbaren Ausdrücke der antiken Metrik zu brauchen — und was für Daktylen (Sind mir zwei, liegst fast den)! —, bald Zeilen mit Auftakt, bald Zeilen ohne Auftakt, diese fürchterliche Wortstellung (gewachsen an, sein gut Freund, vor den Wagen ihn), diese Reime (Zahn, an), diese Flickwörter (da, so, ja, wohl), die gar nichts bedeuten und nur die Zeilen schleppend machen, dieses ewige Nachstellen des Artikels hinter das Substantiv (Hündchen das, Knabe der) u. s. w. Kurz, es ist eine wahre Turnerei für Kinderzungen, diese Verse nachzusprechen, ein Erwachsener hat ja dran zu kauen. Von welcher Formvollendung, welcher Abrundung, welchem Fluß und Wohlklang ist dagegen ein beliebiges Kinderabzählsprüchlein von der Gasse! Wenn heute einer diese „Fabeln" als Neuigkeit veröffentlichen wollte, die heutige Pädagogik würde ihm schön heimleuchten. Dasselbe aber, was von den Versen gilt, gilt auch von den Bildern dazu, in Zeichnung und Schnitt. Am leidlichsten sind noch die Tiere gezeichnet, die Kindergestalten aber sehen ja alle aus wie Mehlsäcke. Ein einziges Bild von Pletsch macht den ganzen Speckter tot, und auch Pletsch ist schon wieder von Thumann und Eugen Klimsch überflügelt. Wozu also künstlich und mit Gewalt diese alten, ungeschickten Verslein in der Gegenwart festhalten, womöglich zu einem „klassischen" Buche aufbauschen und gar ein „Jubiläum" deshalb feiern? Unsre Jubiläumsfeierei fängt ohnehin nachgerade an, kindisch zu werden. Es vergeht

ja kaum ein Monat, daß nicht der hundert- oder zweihundert- oder dreihundertjährige Geburtstag oder Todestag eines „großen Mannes" ausgegraben würde. Das Ganze hat weiter keinen Zweck, als daß die Zeitungen, namentlich auch die illustrirten Zeitungen, was zu schreiben und was abzubilden haben. Gewerbsmäßige Zeitungsschreiber, Leute, die sich in ihrem Leben nicht um den „Gefeierten" gekümmert haben, nichts von ihm wissen, ihn gar nicht beurteilen oder würdigen können, bauen mit Hilfe des Konversationslexikons einen Jubiläumsartikel, von Bildungsheuchelei geschwollen, das Publikum fliegt mit den Augen drüber hin, wie über alles, was es liest, und fragt zwei Tage später nach dem Gefeierten gerade so viel wie zwei Tage vorher. Druckerschwärze!

Litteratur

Die Arbeiterwohnungsfrage und die Bestrebungen zur Lösung derselben. Von Otto Trüdinger, Jena, Gustav Fischer, 1888

Obwohl oder gerade weil in der letzten Zeit so viel über die Arbeiterwohnungsfrage geschrieben worden ist, erscheint Trüdingers Schrift zeitgemäß, da sie mit Fleiß alle frühern, verschiedenen Orten und Zeiten entstammenden Arbeiten ausnutzt und ihre Ergebnisse nach einheitlichen Gesichtspunkten wohl geordnet vorführt. Wesentlich Neues bietet die Schrift nicht, sie erfüllt ihren Zweck aber auch ohne das und kann jedem, der sich nicht durch die ganze große Litteratur durcharbeiten will oder kann, als Führer empfohlen werden.

Hier seien nur einige wenige Punkte besprochen. Ein durch Ortsstatut auszusprechender Zwang für die Arbeitgeber, für ausreichende Wohnungen ihrer Arbeiter zu sorgen, hat doch manches gegen sich, abgesehen davon, daß der Erlaß solcher Ortsstatuten vermutlich sehr selten sein würde. Unsers Erachtens würde diese Maßregel überflüssig, wenn, wie der Verfasser es als wünschenswert hinstellt, jeder Zuzügler genötigt würde, den Besitz einer ausreichenden Wohnung nachzuweisen. Eine größere Beschränkung des Retentionsrechtes des Hauswirts würde weniger den Kredit des Wohnungsuchenden schwächen, als auf eine wohlthätige Verkürzung der Mietzahlungsfristen hinwirken. Daß Trüdinger das Eingreifen der Gemeinden in allen Fällen so sehr beschränkt wissen will, geht zu weit. Der Berliner Magistrat, auf den er sich hierbei in erster Linie beruft, kann da wahrlich nicht als Autorität gelten. Auch in diesem Punkte ist der Satz berechtigt: Eines schickt sich nicht für alle. In Verbindung mit privaten Gesellschaften, Frauenvereinen u. dgl. werden die Gemeindebehörden oft sehr segensreich wirken können. Den Baugenossenschaften, die leider wenigstens gegenwärtig nicht im Stande sein werden, im Großen zu wirken, wird namentlich für die Großstädte eine zu hohe Bedeutung beigelegt.

Zum Schluß möchten wir doch gegen die Art, wie Trüdinger die von ihm benutzten Arbeiten ausgeschrieben hat, Verwahrung einlegen. Wenn man, wie er

es an zahlreichen Stellen thut, ganze Seiten wörtlich oder mit ganz geringen Aenderungen abdruckt, so genügt nicht ein dürftiger Hinweis auf die benutzten Schriften, sondern der Leser muß in den Stand gesetzt werden, zu erkennen, wessen Gedanken und Worte ihm vorliegen.

Die Arbeit in den Gefängnissen. Von R. P. Falkner. Jena, Gustav Fischer, 1888

Diese auf mühsam zusammengebrachtes, bedeutendes statistisches Material gestützte Arbeit liefert einen schätzenswerten Beitrag zur Beurteilung einer besonders in gewerblichen Kreisen viel erörterten Tagesfrage. Sie beschäftigt sich nicht nur mit dem Verhältnis der Gefängnisarbeit zum freien Gewerbe, sondern auch mit der Organisation und dem Betriebe dieser Arbeit in ihren verschiednen Gestaltungen. Während in Amerika, dessen Verhältnisse am eingehendsten behandelt sind, der leitende Grundsatz der ist, daß die Erträge der Gefangnenarbeit nach Möglichkeit die Gesamtkosten der Gefängnisse decken sollen, kommt in Europa, namentlich in Deutschland, in erster Linie der Zweck der Strafe in Betracht. Der Arbeitsertrag ist eine erwünschte Zugabe zu den Unterhaltskosten der Gefängnisse, aber der Strafvollzug darf unter keinen Umständen unter dem Betriebe der Arbeit leiden. Thatsächlich ist denn auch in Amerika an einzelnen Orten ein Ueberschuß über die Unterhaltskosten der Gefangnen erzielt worden, namentlich bei dem nur noch in einigen Südstaaten herrschenden, an die Sklaverei erinnernden „Verpachtungssystem." Durchschnittlich wurden jedoch in den Anstalten der Vereinigten Staaten, in denen sich Gefangne mit längerer Haftdauer befinden, nur 45,2 Prozent der „laufenden" Unterhaltskosten durch die Gefangnenarbeit gedeckt.

Unsre Beachtung verdienen vor allem die Ausführungen Falkners über das Verhältnis der Gefängnisarbeit zur freien Arbeit, denen seine Untersuchungen über den Arbeitsbetrieb in den Gefängnissen zu Grunde liegen. Der Satz, daß vom wirtschaftlichen Standpunkte aus ein (aus der Gefängnisarbeit enstehender) Schaden für die freie Industrie nicht nachgewiesen werden könne (S. 84), ist nicht als in solcher Allgemeinheit erwiesen anzuerkennen. Falkner hat ohne Zweifel Recht, wenn er sagt, daß man aus den von Gefängnisunternehmern gezahlten, im Verhältnis zu den Löhnen freier Arbeiter niedrigen Löhnen nicht auf geringe Herstellungskosten der im Gefängnis gearbeiteten Waren schließen dürfe. Er weist gründlich nach, daß die Leistungen der Gefangnen ungleich geringer, der Betrieb vielfach durch die Rücksicht auf den Strafvollzug gehemmt sei. Die Unrichtigkeit der bekannten, in Volksversammlungen vielfach aufgestellten und urteilslos aufgenommenen Klagen ist ihm zuzugeben. Ob aber die Klagen über sogenannte „Schundkonkurrenz" nicht in größerm Maßstabe berechtigt sind, erscheint zweifelhaft. Warum sollte sich die preußische Heeresverwaltung sonst so sehr dagegen sträuben, ihren Bedarf an Stiefeln und dergleichen mehr großenteils in den Zuchthäusern herstellen zu lassen?

Irre führt die Behauptung, daß, weil die Gefangnenarbeit nur einen kleinen Prozentsatz der freien Arbeit darstelle und nicht beliebig vermehrt werden könne, der Wettbewerb der Unternehmer, die Gefangene beschäftigen, auch wenn diese mit geringern Betriebskosten arbeiteten, die Preise allgemein nicht drücken könnte. Der Druck auf die allgemeinen Preise ist in diesem Falle thatsächlich vorhanden, freilich nur in verschiedner und meist mäßiger Weise. In einzelnen Geschäftszweigen, namentlich im Schuhmacherhandwerke, und besonders in einzelnen Gegenden kann der Preisdruck sehr stark auftreten, wenn es Unternehmern gelingt, von den Gefängnisverwaltungen günstige Bedingungen zu erlangen. Daher rühren

auch wohl meist die Klagen, die dann ungerechtfertigter Weise verallgemeinert werden. Falkner fühlt das auch und meint, daß aus der Gefängnisarbeit entstehende Verkehrsverschiebungen wie andre im Laufe der Zeit sich ergebende von den Beteiligten ertragen werden müßten, rät aber doch den Staatsverwaltungen Vorsicht an. Diese Vorsicht ist allerdings aufs dringendste anzuempfehlen, da es nicht Sache des Staates ist, in unsrer Zeit der Veränderungen künstlich Verkehrsverschiebungen zu verursachen.

Horaz und seine Freunde. Von Friedrich Jakob. Zweite Auflage, herausgegeben von Martin Hertz. Berlin, Hertz, 1889

Diese Neuausgabe der nun bereits ein Menschenalter zurückliegenden poetischen Studienfrüchte des verehrten liebenswürdigen Philologen wird heute, wo die archäologischen Romane Mode geworden sind, sicher willkommen geheißen werden. Freilich sind die antiquarischen Dinge hier nicht bloß Kulissen und Hintergrund für die bekannten Helden und Heldinnen der deutschen Leihbibliothek, sondern sie sind aufs engste verknüpft mit den antiken dichterischen Persönlichkeiten, denen das Buch ihres begeisterten philologischen Verehrers gewidmet ist. Mit pädagogischem Anstand, doch nicht ohne Anmut und jedenfalls sehr lebendig ziehen hier die großen Tröster der Sekunda und Prima, Horaz, Virgil u. s. w., vor dem ihrer oft kaum noch gedenkenden Geiste auf, wundersame Schulbankserinnerungen schalkhaft mit den ernstern Bezügen zur Lebensschule verbindend.

Das moderne Drama der Franzosen in seinen Hauptvertretern. Von Joseph Sarrazin. Stuttgart, F. Fromman, 1888

Der Verfasser dieses Buchs will die allmähliche Entwicklung des französischen „Salondramas" nachweisen und zugleich den Ideengehalt und die Tendenz der wichtigsten zeitgenössischen Bühnenwerke der Franzosen vorführen. Weder Prölß in seiner Geschichte des neuern Dramas, noch Engel und Bornhak in ihren Litteraturgeschichten sind auf die jüngste Periode der französischen Bühnenlitteratur näher eingegangen. Aber wir möchten auch bezweifeln, daß schon jetzt jemand in der Lage sei, die Entwicklung des französischen Dramas der letzten dreißig Jahre darzustellen und die litterargeschichtliche Bedeutung der einzelnen Erscheinungen unbefangen zu würdigen. Gerade bei der dramatischen Litteratur läßt sich schwer bestimmen, welche Werke aus der großen Masse wirkungsvoller Stücke einen bleibenden Wert behalten werden. Der Bühnenerfolg ist immer vom Zeitgeiste abhängig; diesen aber zum Maßstabe der Wertschätzung machen wollen, hieße Flugsand zum Baugrund wählen. Sarrazin giebt einen gedrängten Bericht über die Vorläufer des zeitgenössischen sozialen und Sitten-Dramas, über das bürgerliche Drama Diderots und Beaumarchais, das Drama der Romantiker, die Stücke der École du bon sens; dann folgen längere Charakteristiken über Augier, den jungen Dumas, Sardou und Pailleron, Halévy und Zola. Wenn der Verfasser als charakteristisches Merkmal für das zeitgenössische Drama anführt, daß die französischen Schriftsteller ihren Stoff aus der unmittelbaren Gegenwart und den zeitbewegenden Fragen nehmen, so gerät er mit dieser Erklärung schon in Widerspruch, z. B. mit Sardou's „Theodora," deren Stoff aus der byzantinischen Geschichte entnommen ist. Was soll man aber dazu sagen, daß Sarrazin das kritische Geträtsch eines Zola seinen Studien teilweise zugrunde legt, oder wenn es an einer Stelle über Dumas heißt: „Man lese die mit Zolascher Kraft und Genialität ausgeführte Beschreibung in der Vorrede zu La femme de Claude." Wir sind mit unsrer

Ästhetik — dem Himmel sei's geklagt! — wieder so weit, daß nur das Schamlose als genial gilt. Größern Nutzen als aus den Zolaschen Kritiken hätte Sarrazin aus den Impressions de théâtre von Jules Lemaître ziehen können, die uns schon zu Anfange des vorigen Jahres vorlagen und eine Reihe vortrefflicher Besprechungen neuerer und älterer Bühnenstücke enthalten.

Im übrigen sind die „anspruchslosen Skizzen" Sarrazins klar und frisch geschrieben, die Textproben mit Geschick ausgewählt.

Otto Schroeder. Vom papiernen Stil. Berlin, Walther & Apolant, 1889

Selten haben wir an einem Buche eine so herzliche Freude gehabt wie an diesem, und wir drücken dem Verfasser im Geiste dankbar die Hand dafür. Was er hier behandelt, das beschäftigt und erregt auch uns seit Jahren: es sind die unzähligen Albernheiten und Geschmacklosigkeiten, die sich im Laufe der Zeit in unsrer — Schriftsprache kann man nicht sagen, das ist ja was andres —, in unsrer Schreibsprache festgesetzt haben, als Folge davon, daß wir uns immer mehr entwöhnt haben, die Sprache als wirklich gesprochen mit dem Ohr aufzufassen, sie immer mehr als Geschriebenes mit den Augen ansehen. Tintendeutsch und Ohrendeutsch — so hats schon Hildebrand unterschieden.

Schroeder behandelt in drei Kapiteln zunächst die Jammererscheinung im Ganzen mit flüchtiger Hindeutung auf einzelne Fälle (z. B. mit von Thränen erstickter Stimme — Voß' Luise — Corrector des „Tageblatt" — Beilage zu „Die Gartenlaube" — Goethe'sche Gedichte — und bitten wir die verehrlichen Mitglieder u. s. w. u. s. w.), und betrachtet dann zwei Fälle ausführlicher: den gräulichen Mißbrauch, der gegenwärtig mit dem Pronomen derselbe, dieselbe, dasselbe getrieben wird, indem man es für er, sie, es oder dieser, diese, dieses setzt, und sodann die traurige Abstumpfung unsers Ohres gegen den Hiatus (nachgewiesen an einem Vergleich zwischen Goethes Iphigenie und Heines Liedern).

Es sind nur Anregungen, die der Verfasser giebt und geben will, durchaus keine Erschöpfung der Sache. Dazu gehörte eine ganze Grammatik des papiernen Stils. Ganz auf derselben Stufe wie derselbe, dieselbe, dasselbe steht z. B. welcher, welche, welches (für der, die, das). Wer seine Sprache nur ein klein wenig beobachtet, wird finden, daß er den ganzen Tag, selbst in vorsichtiger Rede, das Pronomen welcher gar nicht in den Mund nimmt; immer sagt er der. Sobald sich aber die Leute an den Schreibtisch setzen und die Feder in die Hand nehmen — ja, das ist was ganz andres, da kommt sofort das feierliche, würdevolle welcher, welche, welches angetrottet. Die liebe Jugend lernts ja auch gar nicht anders. Man zeige uns eine einzige lateinische oder griechische oder französische oder englische Grammatik, wo als Uebersetzung des Relativpronomens der, die, das angegeben wäre! Wenn von den zahllosen Dummheiten, die wir dem papiernen Stil verdanken, nur diese zwei zu beseitigen wären, das entsetzliche derselbe für er, in demselben, auf demselben u. s. w. für darin, darauf, und welcher für der, schon dadurch würde unsre Sprache unendlich an natürlichem Fluß gewinnen! Man denke nur, wie oft in unsern Zeitungen die beiden langweiligen Wörter unmittelbar neben einander stehen (welche derselbe statt die er — dreizehn Laute für vier!). Eine andre Erscheinung des papiernen Stils ist auch die greuliche Unnatur, bei reflexiven Verben das Reflexivpronomen bis unmittelbar vor das Verbum aufzusparen. Der vernünftige Mensch sagt: die er sich als Ersatz dafür ausbedungen hatte. Der Papierne schreibt: welche er als Ersatz für dasselbe sich ausbedungen — hatte läßt er weg, das gilt auch für fein.

Wir wissen aus tausenden von Fällen, die uns in Manuskripten vorgelegen haben, daß die Verfasser im natürlichen Flusse der ersten Niederschrift stets das sich an die richtige Stelle setzen, und erst, wenn sie anfangen zu feilen und zu künsteln, es dort wegstreichen und hinter vors Verbum bringen. Nie ist uns das Umgekehrte begegnet. Wir könnten noch Dutzende von Erscheinungen nennen, die bei Schroeder fehlen, versparen es uns aber für eine andre Gelegenheit.

Schroeders Schriftchen sollte jeder recht aufmerksam studiren, der mit der Feder zu thun hat: Zeitungsschreiber, Universitätsprofessoren, Romanschriftsteller, Stadträte, Schulräte und Gerichtsräte, vor allen aber die Deutschlehrer an höhern und niedern Schulen, die ja — Gott seis geklagt! — den papiernen Stil den armen Jungen, wo sie sich wirklich noch natürlich ausdrücken, oft erst in die Hefte hineinkorrigiren! Jeder Rektor sollte das Schriftchen für die Schulbibliothek anschaffen und nicht eher ruhen, als bis es das ganze Kollegium gelesen — verstanden und verdaut hätte.

Schließlich können wir unsre Verwunderung nicht unterdrücken über eins. Die beiden ersten der Aufsätze Schroeders haben zuerst in den Preußischen Jahrbüchern gestanden. Die können da doch wirklich sagen: Richtet euch nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Thaten! Denn der allerpapierenste Stil wird, mit Ausnahme dessen, was Treitschke selber schreibt, in den Preußischen Jahrbüchern verbrochen. Sie haben ja in Sprachfragen gar keinen Standpunkt, wissen gar nicht, was sie wollen, heute geben sie den prächtigen Aufsätzen Schroeders Raum, morgen drucken sie die überflüssige Erklärung gegen den Sprachverein ab. Wenn Schroeder wieder etwas ähnliches auf dem Herzen hat, dann mag er es in die Grenzboten schicken; diese drei Aufsätze wären echte, rechte Grenzbotenartikel gewesen. Alles, was Schroeder darin theoretisch anregt, das haben die Grenzboten ja seit Jahren schon praktisch durchgeführt! Hat er das nie bemerkt? Die Grenzboten schreiben schon seit Jahren Goethisch, nicht Goethe'sch, Leibnitzens, nicht Leibnitz', in Nathan dem Weisen, nicht in „Nathan der Weise", und wenn Schroeder in dem ganzen Jahrgang 1888 der Grenzboten — vier starken Bänden! — uns einen einzigen Fall zeigt, wo derselbe in anderm Sinne steht, als im Sinne von idem, ich glaube, wir könnten ihm dreist 1000 Mark Prämie dafür bieten. Ja wohl, Herr Schroeder, die Grenzboten und ihre Mitarbeiter schreiben nicht papieren!

Johann Elias Schlegel von Dr. **Eugen Wolff**, Privatdozent (so!) an der Universität Kiel. Berlin, Oppenheim, 1889

Auf Johann Antoniewicz's vortreffliche Ausgabe und Darstellung der eigentümlichen Leistung Schlegels für die deutsche Litteratur, nämlich seiner ästhetischen und dramaturgischen Schriften, folgt hier etwas rasch eine neue, sehr ausführliche Lebensbeschreibung (214 S.) des Jungverstorbenen, die ihn natürlich etwas hoch nimmt. Schlegel war eine liebenswürdige, feine, in dem knappen ihm zugemessenen Lebensrahmen wohl auch bedeutende Natur, aber an ihm gerade „den Kampf des Jünglings Lenz mit dem greisen, erstarrten Winter" zu bewundern, ihm die „nationale deutsche Dichtung nicht zu vergessen," das kann der Verfasser schlechterdings nicht vom Publikum verlangen. Er greift demgemäß sein Thema etwas allzu lebhaft auf. Daß er seinen Helden gern „Elias" oder „den guten Elias" nennt, mag hingehen; aber was soll es heißen, wenn Lessing (nebenbei ohne jede Beziehung) „Karl Lessings großer Bruder" genannt wird, oder wenn von „Erich Schmidts höchst gefährlichem Wort" über — Gottscheds litterarische Stellung die Rede ist, oder wenn man Anmerkungen im Anhang nachzuschlagen genötigt wird,

die nichts als das Wort „So!" enthalten! Seite 72f. findet sich ein unvollendeter Satz. So etwas darf in einem Buche über deutsche Litteratur nicht vorkommen, um so weniger, als der Verfasser Sprachgeschick zeigt.

Schillers Dramen. Beiträge zu ihrem Verständnis von Dr. Ludwig Bellermann, Direktor des Königstädtischen Gymnasiums in Berlin. Erster Teil. Berlin, Weidmann, 1888

Schiller ist in der letzten Zeit mächtig emporgeschnellt, nachdem man ihn schon fast zu den Toten hat werfen wollen. Zu den litterarhistorischen Biographen, die sein Bild in neuer Form der neuen Zeit vorzuführen suchen, tritt hier ein philologischer Ausleger, der seine sorgsame Analyse und Erläuterungskunst ganz auf die Monumentalwerke des Dichters, die Dramen, vereinigt. Mit Recht betont er vor dem Aesthetischen das Dramaturgische. Hier ist „Technik" zu lehren und, wenn auch nicht zu lernen, so doch zu verstehen. Immer und immer wieder muß man darauf hinweisen: Schiller ist ein großartiger dramatischer Techniker. Man muß das, wie Bellermann gleich in der Einleitung, denen gegenüber stets betonen, die, wie David Friedrich Strauß, in Schiller immer den Dichter „durch den Philosophen und Redner ergänzt" sehen. Schon Rümelin wies — allerdings nicht ohne polemische Absicht — auf diesen Vorzug Schillers Shakespeare gegenüber hin. Wir möchten in diese Erörterungen die Frage hineinwerfen, ob hieran nicht vielleicht etwas zu lernen sei, ob die besondre dramatische „Verknüpfung" (Aristoteles) und Durchführung nicht vielleicht etwas für sich bestehendes, außerdichterisches sei, das durch die rankende poetische Phantasie eher gehemmt als gefördert wird und sich daher so äußerst selten ganz mit ihr vereinigt. Wo dies aber einmal geschieht, wie eben in Shakespeare, da wirkt diese Vereinigung jene ästhetischen Wunder, die man oft als überdichterisch zu bezeichnen versucht ist. Der vorliegende Band bringt die Jugenddramen einschließlich des Don Karlos. Hier kann sich diese besondre dramaturgische Auslegung noch nicht so zeigen wie hoffentlich bei dem folgenden, der die Meisterdramen vorführen wird und für den der vorliegende schon angethan ist ein Publikum zu werben.

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 2. Vierteljahr ihres 48. Jahrganges. Es ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten um schleunige Erneuerung des Abonnements.

Leipzig, im März 1889

Die Verlagshandlung

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig